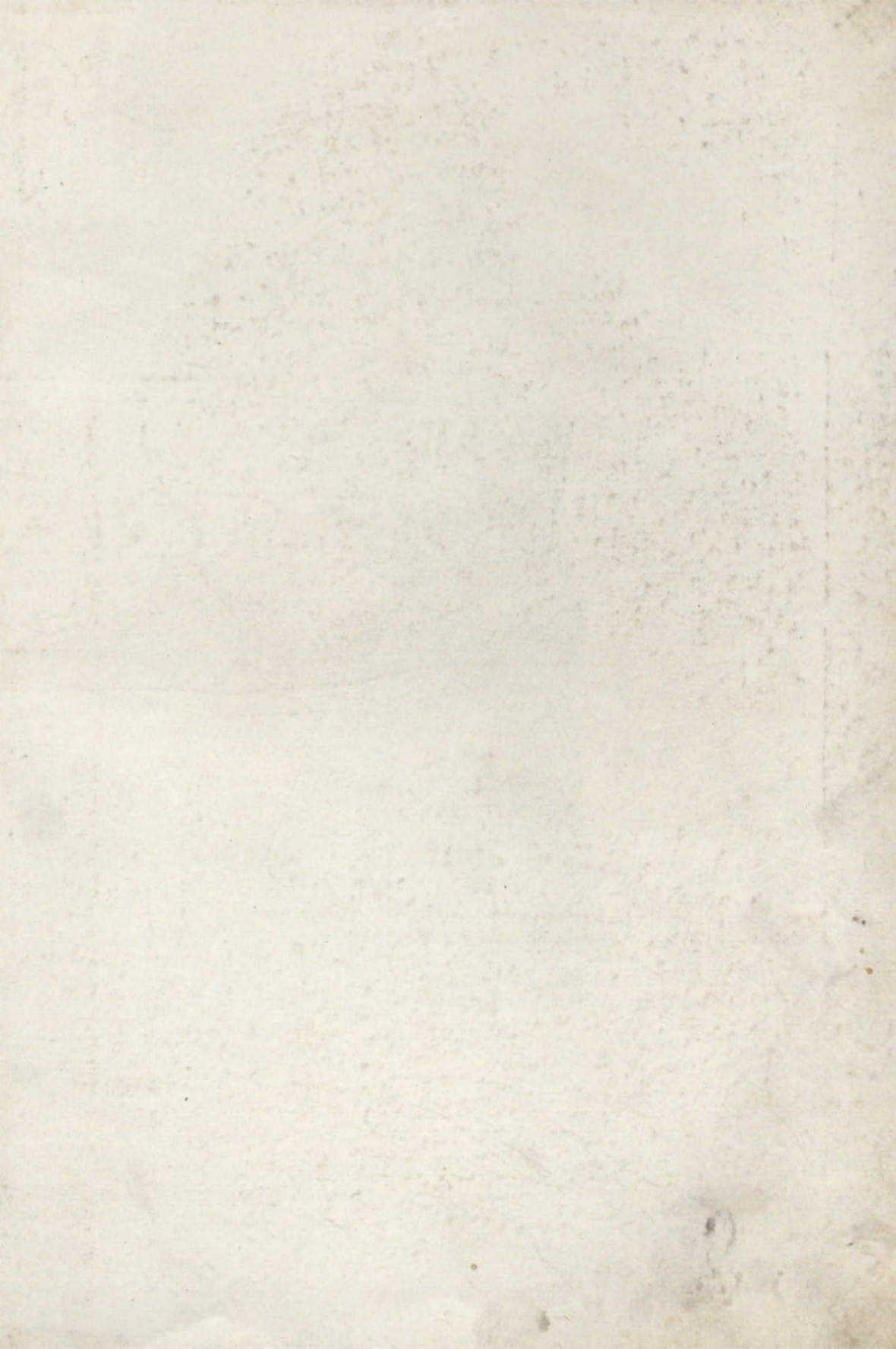
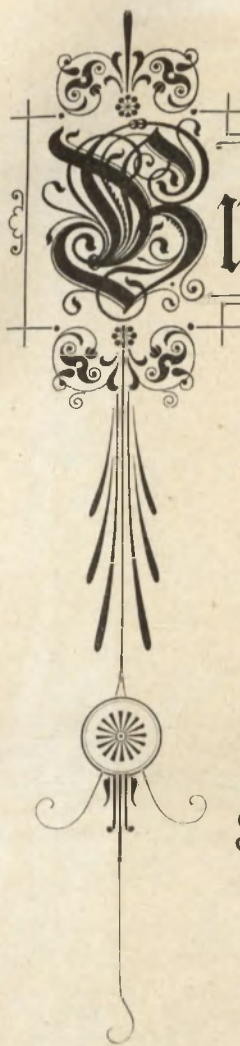


4697/62





A. Victoria
J. R. 1699.



Bunte Bilder

aus dem



Schlesierlande.

Herausgegeben

vom

Schlesischen Pestalozzi-Verein.



[1. Aufl.]

[Bd. 1.]

Mit vielen Illustrationen.

Der gesamte Reinertrag fließt in die Kasse des Schles. Pestalozzi-Vereins.



Breslau.

Verlag von Max Woywod.

1898.

4697/62

15L2g

140059 [Bd.1]
II

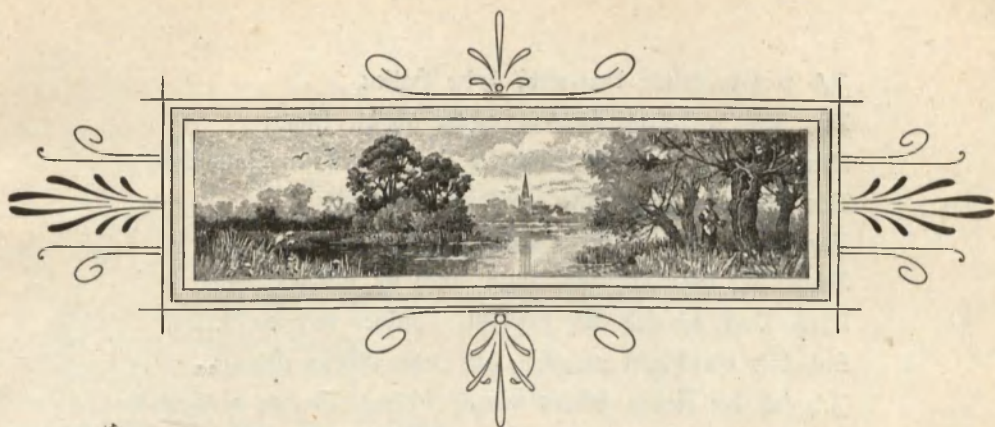
Wallis Kr.
Świętochłowice
ul. Różna 4
11.4.62 [5.21]
(E5)



51-

X-49817
140059 II

Bd 1 [1. Aufl.]



ein Schlesi^erland! Wie liebt' ich dich seit meiner Kindheit Tagen!
 Du kleines, stilles Dörfchen, weite, sonn'ge Heide,
 Wo Hirsch' und Rehe tummeln sich im düsteren Getann,
 Wo ich die erste Lust gejauchzt, im ersten Leide
 Mir an der Mutterbrust die erste Thräne rann;
 Wo ich der Zukunft erstes stolzes Schloß gebaut:
 Wie warst so arm du und dabei so traut!

Nun bin gewandert ich durch meiner Heimat Fluren,
 Der Städte stolzen, lichten Kranz hab' ich begrüßt;
 Ich forschte sinnend nach vergang'ner Zeiten Spuren
 Und hab' im Frühlingswehn den schönsten Mund geküßt.
 Ich stieg hinauf zu deiner Koppe steilem Gipfel,
 Sang über'm Wettersturm mein fröhlich Wanderlied,
 Die Sonne sah ich glühn auf deiner Tannen Wipfel
 Und horcht' auf deines Bergbachs koseⁿd Abendlied;
 Ich lauscht' auf deines Kynast halbzerfall'ner Zinne
 Manch' altem Sang von Rittertreu und Minne.

Durch deine Felder schritt ich, als des Kornes Wogen
 Im Mittagswehn den Herrgott priesen, hab' geruht
 Im Schatten deiner Eichen, stieg in deine Berge,
 Wo tief der Bergmann schürft der Erze teures Gut,
 Sah auf dem Strom' der Schiffe stolze Wimpel wehn:
 Mein teures Schlesi^erland! Wie bist du reich und schön!

Ich trat in deiner Herrensitze stolze Hallen,
Dem fleiß'gen Arbeitsmanne drückte ich die Hand;
Den würd'gen Pfarrer grüßt' ich, den gemess'nen Rats Herrn,
Das nimmermüde Mütterchen am Aekerrand.
Ich schritt durch deiner Bürger helle Festesreihen,
Dreht' auf des Dörfleins Anger mich im lust'gen Tanz;
Mein Volk, ich sah dich scherzen, Abschied nehmen, freien,
Sah dies Geschlecht vergeh'n, sah jenes Hauses Glanz;
Ich sah der Zeiten Sturm manch' schönen Brauch verwehn
Und sah zu aller Zeit — die Lieb' und Treu' bestehn. —

Und heiße Lieb' zur Heimat, Treue zu den Brüdern
Legt' dieser Bilder bunte Reih' in unsre Hand.
Nun zieht hinaus! Grüßt mir mein Volk in allen seinen Gauen,
führt's in der fremde auch durchs traute Heimatland.
Zieht hin, ein still' Gelübd' zum Hohenzollernthron,
Dem unser Schlesierland verdanket seine Pracht!
Zieht hin zur Fürstin, die heut trägt die Kaiserkrone
Und deren Jugendglück mein Schlesiervolk bewacht!
Zieht hin, ein fromm' Gebet, daß Gott mit starker Hand
Die edle Fürstin schirme — und's teure Schlesierland.

G. Wende.



Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
Widmung. Von G. Wende, Liegnitz.	2
1. Primkenau. Von A. Willenberg	17
2. Weltgeschichtliche Bedeutung Schlesiens. Von J. Koschnieder	23
3. Streifzüge in Schlesiens Urgeschichte. Von A. Langenhan	31
4. Schlesiſches Volksleben. Von A. Richter	33
5. De ſchläſſiſche Gemüthlichkeit. Gedicht von A. Richter	34
6. 's Ganschreita. Von A. Richter	39
7. Görliß. Von R. Koch	45
8. Johannes Haß, Oberſtadtſchreiber in Görliß. Von Dr. Jeſch	50
9. Der Pönfall. Von R. May	52
10. Die preußiſche Oberlaußiz im dreißigjährigen Kriege. Von B. Koch	56
11. Der Tod des Marſchalls Duroc. Von E. Gebauer	59
12. Die Roſe des Glücks. Von J. Endert	60
13. Eine Wanderung im Wendelande. Von R. Barthel	63
14. Vier wendiſche Volkslieder	67
15. Die Königl. Weiſen- und Schulanſtalt zu Bunzlau. Von G. Wende, Bunzlau	72
16. Martin Opitz. Von H. Kottwitz	77
17. Grünberger Wein. Von E. Schorſch	84
18. Der Grünberger. Gedicht von Max Heinzel	85
19. Leubus. Von A. Volkmer	94
20. Michael Willmann, der ſchleſiſche Raphael. Von W. Patſchovsky	98
21. Der Kuniger See mit ſeiner Möveninſel. Von J. Gerhardt	101
22. Das verlorene Waſſer bei Panten. Von W. Kolbe	108
23. Liegnitz. Von G. Wende, Liegnitz	123
24. Die Liegnitzer Goldfelder. Von H. Schniebl.	127
25. Die Schlacht bei Liegnitz. Von H. Sieber	132
26. Die Schlacht an der Kaßbach. Von H. Sieber	137
27. Aus Goldbergs Leidenſtagen. Von L. Sturm	143
28. Das Bober-Kaßbach-Gebirge. Von G. Müller	150
29. Aus dem Iſergebirge. Von Dr. Adam	156
30. Die Eiszeit in Schleſien. Von Dr. Gürlich	161
31. Der Name des Rieſengebirges. Von Dr. Regell	167
32. Die Entſtehung der Wohnſtätten auf dem Kamme des Rieſengebirges. Von W. Patſchovsky	175
33. Hirschberg. Von O. Fiedler	182
34. Die Burg Kynaſt. Von H. Schubert	187
35. Der Wolf und das Kamm. (Eine Sage vom Kynaſt)	190
36. Eine Kammwanderung. Von M. Rordorff	198
37. Rübezahlsagen	202
38. Trompeta Maria. Von Hauptmann a. D. Cogho	207
39. Buchwald, Fiſchbach und Erdmannsdorf. Von Paſtor Kößling	213
40. Graf Friedrich Wilhelm Reden. Von Th. Eiſenmänger	221
41. Die Einwanderung der Zillertthaler. Von G. Wende, Liegnitz	226
42. Hohenfriedeberg. Von J. Sommer	231
43. Volkoburg und Burg Schweinhaus. Von Raupach	

	Seite
44. Eine Pfingstfahrt ins Schweidnitzer Bergland. Von Prof. Dr. Worthmann	236
45. Steinkohlenbergbau im Waldenburger Gebirge. Von Br. Peschel	243
46. Görbersdorf. Von E. Goldberger	251
47. R.-G.-N. Von P. Hoehne, Hirschberg	256
48. Ein Denkmal altschlesischer Dialektdichtung. Von H. Bauch	262
49. Karl von Holtei. Von H. Bauch	266
50. Robert Kößler. Von H. Bauch	271
51. Heinrich Tschampel. Von H. Bauch	276
52. Karl Ehrenfried Bertermann. Von H. Bauch	280
53. May Heinzel. Von Th. Nöthig	283
54. Die Kämpfe um Glatz, Schlesiens älteste Feste. Von Hauptmann a. D. H. v. Wiese	288
55. Eine Wanderung nach Albendorf. Von O. Kobel	296
56. Aus der Westecke der Grafschaft Glatz. Von W. Mader	300
57. Schlesiens Heilquellen. Von Oberstabsarzt a. D. Dr. Preuße	309
58. Schlesiens Naturheilstätten. Von Philo vom Walde	316
59. In der Spinnstube. Von Philo vom Walde	320
60. Die Brüdergemeine und ihre Niederlassungen in Schlesien. Von K. Seiffert	325
61. Nimptsch. Von K. Kaboth	333
62. Der Vertrag zu Heidersdorf. Von J. Kostrowsky	338
63. Das Werden Breslaus. Von F. G. A. Weiß	340
64. Breslau und seine Bedeutung für Schlesien. Von Professor Dr. H. Markgraf	355
65. Schlesien im Jahre 1813. Von O. Kobel	358
66. Breslauer Eigenheiten. Von W. Köhler	361
67. Theater und Musik in Breslau. Von Dr. Freund	369
68. Ein kaiserliches Jagdrevier. Von Th. Artopé	375
Oberschlesien:	
69. Landschaftliches. Von E. Luppá	384
70. Auf oberchlesischen Sumpf- und Torfwiesen. Von J. Koschmieder	386
71. Oberschlesische Dörfer. Von E. Luppá	388
72. An den drei Hauptfesten in Oberschlesien. Von J. Koschmieder	390
73. Die Polen Oberschlesiens. Von Pastor prim. Kölling	392
74. Eigentümlichkeiten der Oberschlesier. Von E. Luppá	398
75. Schmuggel. Von E. Luppá	400
76. Von drüben hinter der russischen Grenze. Von J. Koschmieder	401
77. Versuche, Oberschlesien wieder zu polonisieren. Von E. Luppá	403
78. Die Schlacht bei Pitschen. Von Pastor prim. Kölling	404
79. Umschau vom Redenberge. Von Fuhlend	407
80. Die Dreikaiserecke. Von Fuhlend	410
81. Entstehung der unterirdischen Schätze Oberschlesiens. Von Fuhlend	412
82. Ein Stück oberchlesischer Geschichte. Von Fuhlend	414
83. Entwicklung des oberchlesischen Bergbaues. Von Fuhlend	416
84. Königshütte. Von Fuhlend	421
85. Leben und Treiben im Industriebezirk. Von Fuhlend	424
86. Das Redendenkmal. Von Fuhlend	426
87. Wohlfahrtseinrichtungen. Von Fuhlend	426
88. Oberschlesische Illumination. Von Fuhlend	427
89. Das Carnowitzer Glöcklein	428
90. Schlesiens Erze. Von Dr. Gürlich	429
91. Schlesiens Aufblühen unter den Hohenzollern. Von Ernst	438



Trinkenan.

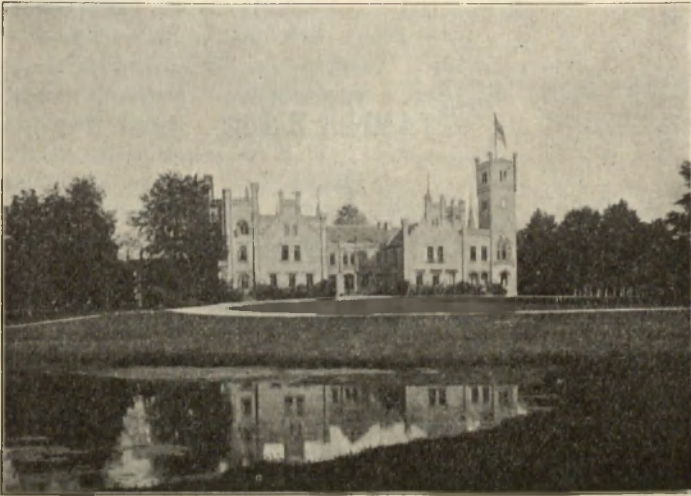


Aum haben wir das Bahnhofsgeläude von Armadebrunn, einer Station der Bahnstrecke Ziegenitz-Sagan, verlassen, so hat uns auch schon die niederschlesische Heide aufgenommen. Wir richten unsere Schritte nordwärts, unserem Ziele, Trinkenan, zu. Nach kurzer Wanderung lichtet sich der hohe, dunkle Föhrenwald, und vor uns liegt das Dorf Armadebrunn, früher Armeeborn genannt nach einem jezt noch vorhandenen Brunnen, der einer vorüberziehenden Armee Wasser gespendet haben soll; so erzählt der Volksmund. Das Dorf mit dem es umgebenden Ackerlande liegt wie eine Oase mitten in der Heide. Leider besitzen seine Gefilde nichts von der üppigen Fruchtbarkeit jener herrlichen Wüsteneilande; nur Kartoffeln, dürftigen Roggen und Lupinen erblicken wir auf den Aekern, und gering sind die Erträge, welche auch die fleißigste Arbeit ihnen abzurufen vermag. Trotz der Genügsamkeit der Heidebewohner müßte viel Armut und oft Not unter ihnen herrschen, wenn ihnen nicht der Wald reichen Segen spendete. Frauen und Kinder finden in ihm reiche Beute an Pilzen und Beeren und die Männer lohnenden Verdienst durch das Fällen und Abfahren des Holzes. Und so können wir es um so mehr verstehen, daß sich die Leute nicht trennen mögen von ihrer Scholle, ihrer Heide.

Durch das Thor des Wildzauns, der den Wald umgiebt, treten wir wieder in die Heide ein, die breite Straße weiter wandernd, die einst Napoleons Scharen siegesgewiß auf ihrem Marsche nach Rußland dahinzogen, auf der sie todesmatt aus dem unbezwungenen Lande zurückkehrten. Heut hören wir kein Rossstampfen und kein Waffengeklirr; nicht ein Wagen, ja kaum ein Mensch begegnet uns auf unserer zweistündigen Wanderung, und doch fühlen wir uns nicht einsam. In eiliger Flucht sezt ein Reß über die Straße, ein Hase quert unsern Weg, wenig danach fragend, daß er uns nach dem Volksglauben dadurch Unglück bringt. Verborgten bleiben uns die anderen Bewohner des Waldes, der edle Hirsch, der im Herzen der Heide, im

dichtesten Gehege seinen Stand hat, und das schwarze, finstere Wildschwein, das erst das Dunkel der Nacht abwartet, ehe es auf die Lichtungen und Äcker heraustritt, um da sein Zerstörungswerk zu üben. Den Waldrand schmückt blühendes Heidekraut, das eifrige Bienen umsummen, ein Büglein läßt sein Lied durch den Wald erschallen, den Taft dazu schlägt der Specht, der die einsam unter den Kiefern stehende Eiche untersucht, das ewig gleichmäßige Rauschen der Bäume klingt wie ein alt bekanntes, liebes Lied: da senkt sich tiefer Frieden auch in unsere Brust — die Heide hat unser Herz bezaubert.

Noch eine kurze Strecke, und der Nordrand der Heide ist erreicht. Vor uns breitet sich eine weite Ebene aus, die auf drei Seiten von der Heide und im Norden vom Sprottebruch umschlossen ist. Über eine kleine Anhöhe hinwegragend



Das alte Schloß Primkenau.

Nach einer Original-Aufnahme von H. Haertwig in Haynau.

aber grüßt uns der schlanke Turm der evangelischen Kirche zu Primkenau, und bald liegt das freundliche Landstädtchen vor uns und im Nordwesten desselben Schloß Primkenau.

Man sieht es dem etwa 2000 Einwohner zählenden Orte mit den freundlichen Häusern nicht an, daß er schon ein recht ehrwürdiges Alter besitzt. Herzog Primislaus I., der Enkel des ruhmreichen Heinrich I. von Biegnitz, baute zwischen 1280 und 1290 am südwestlichen Ende des heutigen Parkes, der in alter Zeit den Namen „Oberwald“ führte, auf dem „Burgberge“ ein Jagdschloß, zog deutsche Ansiedler heran und legte so den Grund zu der Stadt, die nach ihm Primislavia, deutsch Prymkenaw oder Prymke genannt wurde. Schwere Schicksalsschläge haben diese Stadt heimgesucht; wer die Sprache eines uralten Zeugen der Geschichte Primkenaus deuten könnte, einer tausendjährigen Eiche, die nahe jenem Gründungsorte steht, dem würde ihr Rauschen wie ein Klagelied tönen.

Aber von dem Leid und der Not dieser Stadt, von dem wackeren Sinn ihrer Bewohner drang keine Kunde über die Heide und den Bruch hinweg in die Welt

hinaus, ihr Name blieb unbekannt. Da auf einmal, als hätte der Zauberstab des Märchens diese Stätte berührt, wurde im ganzen Vaterlande von Primkenau erzählt, und Einlaß fordernd und findend klopfte der Name dieses stillen Heidestädtchens an jedes deutsche Herz. Ein deutscher Kaisersohn fand hier in der stillen Heide eine liebe Braut. Primkenau ist die Heimat unserer geliebten Kaiserin Auguste Victoria.

Unsere Kaiserin stammt aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, einer Nebenlinie des dänischen Königshauses, das aus dem Geschlecht der Grafen von Oldenburg hervorgegangen ist. Die Geschichte dieses alten Fürsten-



Das neue Schloß Primkenau.

geschlechtes ist innig verbunden mit den Schicksalen der früheren Herzogtümer, der jetzigen preussischen Provinz Schleswig-Holstein. Im Jahre 1460 wählten die Stände von Schleswig-Holstein den dänischen König Christian I. zu ihrem Herzoge mit der Bedingung, daß die Herzogtümer „ewig zusammen und ungeteilt“ bleiben sollten. So waren diese Länder an die dänische Krone geknüpft, eine Verbindung, aus welcher für dieselben bis in unser Jahrhundert hinein viel trübe Zeiten hervorgegangen sind. In Dänemark war beim Aussterben des Mannesstammes die weibliche Linie der Königsfamilie erberechtigt, in den Herzogtümern aber nach einem alten, verbrieften Rechte die männliche des oldenburgischen Gesamt Hauses, zunächst die Augustenburger Linie. Als nun in der Mitte unseres Jahrhunderts das dänische Königshaus jenem Schicksal entgegenging, als dazu auch die dänische Regierung offen daraufhinarbeitete, das Recht der Herzogtümer zu beugen, sie von Deutschland, ihrem Mutterlande,

loszureißen und unlöslich an Dänemark zu ketten, da erhoben sich im Jahre 1848 diese Nordmarken, um für ihr Recht und ihre Freiheit zu kämpfen. Doch umsonst. Nach Wiederherstellung der dänischen Herrschaft wurde die gesamte Augustenburger Linie des Landes verwiesen und deren Grundbesitz mit Beschlagnahme belegt. Herzog Christian August aus dem Hause Augustenburg, der rechtmäßige Erbfolger in Schleswig-Holstein, der mit Entschiedenheit für die Sache der Herzogtümer eingetreten war, kam zu der Überzeugung, daß sein Ringen nach der Herzogskrone aussichtslos sei; er verzichtete auf die Erbfolge, trat seine Güter gegen eine Entschädigung an Dänemark ab und kaufte im Jahre 1853 die Herrschaft Primkenau.

Hier fand der Herzog, wie er es gewünscht hatte, einen großen Landbesitz vor, an dem noch viel zu schaffen war. Rastlose Arbeit sollte ihm Vergessen bringen. An Stelle des alten Herrenhauses erhob sich bald ein schönes Schloß im normannischen Stil, das in jüngster Zeit einem stattlichen Neubau hat weichen müssen; ihm folgten das Prinzenpalais, das jetzt dem deutschen Kaiserpaare bei einem Aufenthalt in Primkenau als Wohnung dient, das Kavalleriehaus und das Küchenschloß. An der Stirnseite tragen diese Gebäude die Anfangsbuchstaben der Namen des Herzogs und seiner Gemahlin, C. A. — L. S. — Christian August, Luise Sophie — sowie die Jahreszahl des Baues und das herzogliche Wappen. Unter des Herzogs Leitung entstanden durch mühevollen Arbeit aus öden Sand- und Heideflächen fruchttragende Gefilde; der unwegsame, unwirtbare Sprossbruch wurde entwässert und dadurch nutzbares Acker- und Wiesenland mit außerordentlich üppigem Graswuchs gewonnen; der an den Schloßplatz anstoßende Oberwald wurde in einen herrlichen Naturpark umgewandelt und dieser mit liebevoller Sorgfalt gepflegt, kurz: der Einzug des Herzogshauses in Primkenau bedeutete für die Stadt und deren Umgegend einen dauernden Aufschwung.

Des Herzogs Sohn, Erbprinz Friedrich, vermählte sich am 11. September 1856 mit der Prinzessin Adelsheid von Hohenlohe-Langenburg und wohnte auf seinem Rittergut Dolzig bei Sommerfeld.

Am 22. Oktober 1858 wurde diesem Fürstenpaare ein Mädchen geboren, das die Namen Auguste Victoria Luise Feodora Jenny erhielt — unsere Kaiserin. Zu ihren Vätern gehörten der damalige Prinzregent von Preußen und nachmalige Kaiser Wilhelm I. und sein Sohn, Friedrich III., mit ihren hohen Gemahlinnen, den Prinzessinnen Augusta und Victoria, von denen das Pärchen seine Namen erhielt. Zwei deutsche Kaiserinnen die Väter der dritten!

In Dolzig wurde den fürstlichen Eltern noch die Prinzessin Karoline Mathilde und ein Sohn, der jetzige Herzog Ernst Günther, geboren, in Kiel die Prinzessin Luise Sophie, die mit dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen vermählt ist, und in Primkenau die Prinzessin Feodora. Ein inniges Familienleben herrschte im Schlosse. Die Mutter übernahm, einer guten bürgerlichen Sitte folgend, selbst den größten Teil der Pflege ihrer Kinder. In Dolzig verlebte die Prinzessin Auguste Victoria, ein blondes, blauäugiges Mädchen, ihre ersten sechs Lebensjahre.

Während hier tiefer Frieden herrschte, zog über Deutschland ein schweres Gewitter herauf, dessen Donner Jahre lang in unserm Vaterlande wiederhallen, das

auch die Dolziger Herzogsfamilie tief erschüttern sollte. Am 15. November 1863 starb König Friedrich VII., der letzte Sproß der männlichen Linie des dänischen Königshauses. Nun mußte sich die schleswig-holsteinische Erbfolgefrage endgültig entscheiden. Herzog Friedrich, der gegen die Verzichtleistung seines Vaters Einspruch erhoben hatte, erklärte, auf sein gutes Recht bauend, schon am 19. November seinen Regierungsantritt als Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein. Ein kurzer, hoffnungsreicher Traum für den Herzog! Er verlegte seinen Wohnsitz nach Kiel, wo er mit großem Jubel empfangen wurde. Im nächsten Sommer folgte ihm seine Familie dahin nach. Auch in dieser ernsten, folgeschweren Zeit widmete sich die Herzogin ganz ihrer Familie. In die Kinderstube drang nichts von den Sorgen des Erben der Herzogtümer. In Kiel erhielt die Prinzessin Auguste Victoria auch ihren ersten



Herzog Friedrich und Herzogin Adelheid zu Schleswig-Holstein.

Unterricht. — Der Gang, den die Sache der Herzogtümer nahm, ist bekannt. Preußen und Österreich errangen sie durch einen siegreichen Feldzug gegen Dänemark und erhielten dadurch diese Nordmarken dem Deutschtum. Das Selbstbehauptungsrecht und das eifrige Streben nach dem von allen Patrioten so heiß ersehnten Ziele, Deutschlands Einigkeit, verbot aber Preußen, an jener wichtigen Stelle die Bildung eines völlig unabhängigen Kleinstaates zu dulden, und Herzog Friedrich glaubte die preußische Forderung, den dauernden Anschluß der Heeresmacht und der Politik der Herzogtümer an Preußen zu versichern, nicht erfüllen zu können. Der Krieg von 1866, der die Grundlage zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches schuf, entschied auch über die Herzogtümer; sie wurden eine preussische Provinz. — Das Vaterland muß, wenn es stark und mächtig sein soll, oft schwere Opfer fordern. Gut und Blut haben ihm unsere Väter geweiht, Herzog Friedrich mußte der nationalen Sache seine Hoffnungen opfern.

Der Herzog verkaufte das Gut Dolzig und lebte einige Jahre in Gotha in stiller Zurückgezogenheit. Am 11. März 1869 legte sein Vater das müde Haupt zur ewigen Ruhe nieder, und Herzog Friedrich wird Herr auf Brimkenau. Wie einst seinen Vater, so nimmt auch ihn die Heide auf, nachdem seine großen Pläne und Hoffnungen zusammengebrochen sind, und auch auf ihn übt sie ihren Zauber aus und lehrt ihn alle Enttäuschungen vergessen. Er verwaltert sein Erbe in dem Sinne seines Vaters; vor allem aber lebt er der Erziehung seiner Kinder. Der schwere Kampf der Entfagung, den er hat kämpfen müssen, hat ihn gelehrt, daß allein ein gesunder, frischer Geist, ein tiefes Gemüt und festes Gottvertrauen die Stützen sind, die den Menschen auch in schwerer Zeit aufrecht erhalten. In diesem Sinne erzieht er seine Kinder, erzieht er, ohne es zu wissen, eine deutsche Kaiserin.

In Brimkenau beginnt für die beiden ältesten Prinzessinnen, Auguste Victoria und Karoline Mathilde, die einander in herzlichster Liebe zugethan sind, die Zeit der ernstesten Arbeit. Besonderen Wert legt der Herzog auf den Unterricht in Religion und Geschichte. Er fordert, daß den Kindern die echte Gottes- und Nächstenliebe ins Herz gesenkt werde, daß sie in der Geschichte das Walten Gottes erkennen lernen, der die Geschicke der Nationen wie die Wege des Einzelnen lenkt. Oft finden wir ihn in ein ernstes Gespräch mit dem Lehrer seiner Kinder vertieft, in dem die verschiedenen Fragen der Erziehung und des Unterrichts erwogen werden.

Pünktlichkeit und Ordnung sind im Herzogsschlosse zu Hause. Die Kinder müssen eine genaue Einteilung der Tageszeit befolgen, nach welcher Arbeit und Erholung abwechseln. Auf einen Augenblick aber freuen sie sich den ganzen Tag über: nach dem am späten Nachmittage stattfindenden Diner leben die Eltern ausschließlich ihren Kindern. Wie leuchten deren Augen, wenn der Wagen ankommt und eine fröhliche Fahrt unternommen wird, tief in die Heide hinein, die ihnen so vertraut ist, in der sie sich so heimisch fühlen! Einen andern Tag ist der Sprottebruch das Ziel der Ausfahrt. Dabei wird ein ergiebiges Jagdrevier durchkreuzt, und immer von neuem macht es den Kindern Freude, wenn bald rechts, bald links mit lautem Geräusch die Hasanen aufschwirren, wenn ein Reh, ruhig stehen bleibend, den Wagen an sich vorüberfahren läßt und sie mit seinen großen, treuen Augen anblickt. Geraftet wird auf Vorwerk Abelsaidenau, das mitten im Bruch liegt, und die Prinzessinnen hören, mit welch ungeheurer Mühe ihr Großvater, Herzog Christian August, aus wertlosem Sumpf- und Moorland blühende Wiesen und fruchtbare Acker geschaffen, und wie sich dadurch der Wohlstand der ganzen Umgegend gehoben hat. Gern wandern die Prinzessinnen mit ihrem Vater auch zu Fuß zum Eisenwerk Henriettenhütte, das 400 Arbeitern lohnende Beschäftigung giebt, und sehen den schwarzen, ruhigen Gestalten bei ihrer Arbeit zu. Die Schwedenbrücken, die bei dem Eisenwerk über die Sprotte führen, und die Sage, daß in den Moorgründen ein Fähnlein Schweden versunken ist, geben dem Vater Veranlassung, von den traurigen Schicksalen Brimkenaus während des dreißigjährigen Krieges und der Gegenreformation zu erzählen.

Liebe Plätze haben die Prinzessinnen auch daheim. Hinter dem Schlosse, am Anfange des Parkes liegt an zwei Teichen, auf denen Schwäne stolz einherziehen, der Spielplatz. Groß und klein, oft sind auch Gäste dabei, vereinigt sich hier zu

fröhlichem Spiel, und helles Kinderlachen erschallt, wenn die Croquetkugel des Vaters ihr Ziel verfehlt. — Doch das Paradies der Kinder liegt tiefer im Parke. Aus dunklem Tannengrün lugt ein kleines Häuschen hervor, im Schweizer Stil gebaut; sein Dach ist überwuchert von wildem Wein. Vor ihm befindet sich ein Gärtchen, in dem jedes Kind sein Beet hat. Hier graben, pflanzen, gießen und jäten die Prinzessinnen mit rastlosem Eifer, und stolze Freunde empfinden die kleinen Gärtnerinnen, wenn sie selbstgezoenes Gemüse zur herzoglichen Küche tragen können, das dann bei Tafel auch gebührend gewürdigt werden muß. — Heut sind die Beete mit Sommergrün bewachsen.

— Und was birgt das Schweizerhäuschen im Innern? Alles, was ein Mädchenherz sich träumt. Ein niedlich ausgestattetes Zimmerchen ist Wohnstube für die Prinzessinnen und ihre Lieblinge, die Puppen; daneben liegt eine kleine Küche mit offenem, aus roten Ziegeln gemauerten Herde und einer vollständigen Rükeneinrichtung. Hier schalten und walten die Prinzessinnen als deutsche Hausmütterchen. Bald gehen sie mit ihren Lieblingen im Garten spazieren, bald kosen sie mit ihnen auf der die Buchstaben V W eingeschnitten. Warum wohl gerade hier? —



Die Kaiserin im 5. Lebensjahre.

Beranda, die sich an der Vorderseite des Häuschens hinzieht, bald feiern sie frohe Feste. Dann wieder bereiten sie, gar ernste Mienen im Gesicht, in der Küche mit emsigem Fleiß ein Mahl und singen nachher die Puppen in den Schlaf. Doch noch andere Pfleglinge warten ihrer Fürsorge. Hinter dem Schweizerhäuschen haben Hehe und Hühner, die sich stets liebevoller Pflege erfreuen, ihre Wohnung. — In eine Buche in der unmittelbaren Nähe des Schweizerhäuschens hat unser Kaiser als Bräutigam

Die Prinzessinnen hören ihre Namen rufen, und ob es hier auch tausendmal schöner ist als irgendwo, verlassen sie doch ihr Märchenreich und eilen freudig hinweg; sie haben des Vaters Stimme erkannt. Vor dem Schlosse steht der Herzog, ein hoher, stattlicher Mann; die trüben Erfahrungen haben seinem Gesicht einen ernsten Ausdruck gegeben; doch als er seine Lieblinge heranstürmen sieht, leuchtet ihmige Freude in seinen Augen auf, er weiß, wie reich ihn Gott in seinen Kindern gesegnet hat. Gern begleiten die Prinzessinnen den Vater, sich an ihn anschnieugend, auf einem Spaziergange durch den dunklen Park. Vorüber geht's an all den lauschigen Plätzen, an den Sieben Quellen, am Irrgarten, am Fuchsberge, an Wiesen und Teichen. Hier und da werden die schönen, hochauftrebenden Eichen bewundert, die

ihre Jugend in der Heide verlebt haben und nun ein Schmuck des Parkes sind. Das Ende desselben ist erreicht, bald auch der kleine Hügel erstiegen, dessen Gipfel Villa Jägerhof, ein Jagdschloßchen, krönt. Von hier aus überblickt das Auge die weite Ebene, die von der braunen Heide wie von einem undurchdringlichen Wall umgeben wird, von Norden her grüßen über den Bruch herüber die blauen Dalkauer Berge, ein Durchhan durch das Gehölz des Parkes ermöglicht einen Blick auf das



Die Kaiserin mit ihren beiden jüngeren Schwestern.

Schloß. Wie schön ist doch die Heimat! Schon neigt sich die Sonne tief zum Horizonte nieder und mahnt dadurch an den Heimweg. Noch einmal ladet die Helenenbank unter einer mächtigen Eiche zur Rast ein. Mit andächtigem Gemüt betrachten die Kinder das erhabene Schauspiel des Sonnenunterganges; eine Nachtigall singt der Scheidenden das Schlummerlied. Auch unsere Wanderer kehren heim.

Ernste und tiefe Gespräche führt der Vater auf diesen Spaziergängen mit seinen Kindern. Zu sinniger Betrachtung der Natur regt er die empfänglichen Gemüther an und weckt in den jungen Herzen die Liebe zu dem treuen, sorgenden Vater im Himmel. Er

erzählt ihnen auch von dem teuren, meerumschlungenen Heimatlande, vom Schloß Augustenburg, dem Stammsitz der Ahnen, auf der von den blauen Wellen der Ostsee umspülten Insel Alsen. Aber nicht bitteres Weh ruft er bei ihnen wach, sondern er will sie führen zu einem zuversichtlichen Vertrauen zu dem, der die Seinen oft durch Nacht zum Licht führt.

Daß der Herzog selbst die Sache des Vaterlandes über die eigene stellt, zeigt er im Sommer 1870. Auch er zieht sein Schwert zu des Vaterlandes Wehr. Im Hauptquartier des Kronprinzen macht er den Feldzug gegen Frankreich mit und erneuert dabei den Freundschaftsbund mit diesem edlen Fürsten. Still ist's in diesem Kriegsjahre im Schlosse zu Prinkensau, auch des Winters Freuden erscheinen minder schön als sonst: den Prinzessinnen fehlt der Vater, der jede, auch die kleinste Freude mit ihnen teilt. Um so herzlicher wird der aus siegreichem Feldzuge Heimkehrende begrüßt.

Viel Schönes dürfen die Prinzessinnen in den nächsten Jahren schauen; sie begleiten die Eltern auf Reisen ins Riesengebirge, nach Frankreich und Schweden. Einen Teil des Winters verlebt die herzogliche Familie regelmäßig in Gotha.

Eine ernste Zeit beginnt für die Prinzessinnen; sie sind Konfirmandinnen. Innig mit einander verbunden, haben sie der Jugend Lust und Leid geteilt, zusammen den Konfirmandenunterricht empfangen, gemeinsam sollen sie auch eingesegnet werden. Es ist der 22. Mai des Jahres 1875, kein Feiertag, und doch sieht's im Städtchen so feierlich aus. Der Landmann ist nicht zur gewohnten Zeit aufs Feld gezogen, in den Werkstätten ruht die Arbeit, und schon früh sind die Kinder in ihren Sonntagsstaat gesteckt worden. Da läuten die Glocken vom Turm und bald ist das festlich geschmückte Gotteshaus gefüllt. Auguste Victoria und Karoline Mathilde treten in die Kirche ein, geleitet von ihren Eltern, von Verwandten und lieben Freunden des Hauses. „Unsere lieben Prinzessinnen“ sagt ein altes Mütterlein, und ihre Augen werden feucht. Hinter den für sie bestimmten Stühlen vor dem Altar bleiben sie stehen. Alter Sitte gemäß hält der ehrwürdige Geistliche, Pastor Meißner, mit ihnen eine Prüfung ab. Erfüllt von dem heiligen Ernst dieser Stunde, legen die beiden Konfirmandinnen vor der versammelten Gemeinde Zeugnis ab von ihrem Glauben und ihrem Hoffen. Mit der Verheißung: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben“, segnet der Geistliche Prinzess Auguste Victoria ein. Nach guter Fürstensitte legt auch der Vater seine Hand segnend auf das Haupt seiner lieben Kinder und mahnt sie, allzeit festzuhalten an dem Wahlspruch des Hauses „Ohn' Gottes Gunst all' Thun unsunst“.

Ein so reiches Innenleben, wie es bei den herzoglichen Kindern geweckt wird, äußert sich nicht nur in inniger Zuneigung zu Eltern und Geschwistern, sondern auch in echter Nächstenliebe, in einer herzgewinnenden Freundlichkeit gegen jedermann. Das erfahren vor allem die Armen von Prinkensau. Beglückt sind die Prinzessinnen, wenn sie Eltern und Geschwistern an den Geburtstagen und an Weihnachtsfeste Überraschungen bereiten können, aber noch tiefere Freude empfinden sie, wenn sie den großen Christbaum schmücken und unter ihm die Weihnachtsgaben ausbreiten für die, die sonst leer ausgehen würden an diesem Fest der Liebe. Und wenn dann die Alten mit Thränen in den Augen, die Jungen mit freudestrahelndem Blick ihnen

zum Dank die Hand drücken, dann zieht selige Weihnachtsfreude in ihr Herz ein. Sie empfinden es auch gar nicht als ein Entbehren, wenn sie von ihrem nicht allzu reichlich bemessenen Taschengelde sparen, um den Armen zu helfen und die Kranken zu erquicken. Und treten sie in die niedrigen, ärmlichen Stübchen ein, so ist's, als zöge Sonnenschein mit ihnen ein, und fast noch mehr als ihre Gaben erquicken ihre lieben, tröstenden Worte die Bedürftigen und Nothleidenden.

Bei einem Spaziergange durch den Park trifft Prinzess Auguste Victoria ein kleines Mädchen, das am Wege sitzt und bitterlich weint. Mit freundlichem Wort



Victoria
Prinzess v. Schleswig-Holstein
1. 2. Juni. 1840.

fragt sie nach der Ursache des Leides; da reißt die Kleine der Prinzessin den Fuß hin, in dem ein starker Dorn steckt. Schnell ist er herausgezogen. Dann nimmt die Prinzessin das Mädchen an der Hand, wandert mit ihm weiter, läßt sich von Eltern und Geschwistern vorplaudern, und bald hat das Kind sein Weh vergessen.

Ein andermal sieht die Prinzessin, wie ein kleines Kind sorglos auf dem Wege spielt, während ein Wagen herangesaust kommt. Auf die eigene Gefahr nicht achtend, springt sie hinzu und rettet das Kind im letzten Augenblicke.

Einst wandern die Prinzessinnen nach einem benachbarten Dorfe, um auch da ein Liebeswerk zu üben. Der sandige, auf einen Hügel führende Weg wird steiler.

Ein altes Mütterlein müht sich immer von neuem, den schwer beladenen Karren hinaufzuziehen, vergebens. Da greifen auf einmal kräftige Hände zu, und bald steht der Karren auf der Höhe. Kaum ist das Mütterlein zu folgen imstande, und ehe es seinen Dank aussprechen kann, sind die Prinzessinnen unter freudigem Lachen verschwunden. —

Prinzeß Auguste Victoria ist zur Jungfrau herangewachsen. Reisen nach Frankreich und England erweitern ihre Kenntnisse, mit besonderem Interesse beschäftigt sie sich mit Musik und Malerei. Aber wo sie auch weilt, immer zieht sie's zurück in ihr liebes Primkenau; kein anderer Ort erscheint ihr so traut wie dieser, an dem sie so viel Liebe übt, an dem sie aber auch viel Liebe empfängt.

Da klopfte der Engel der Trübsal auch an ihre Herzensthür, er geht ja auch an den sonnigsten Fürstenkindern nicht vorüber. Bei einem Waldbrande hatte sich der Vater ein schweres Herzleiden zugezogen, und bange Sorge um sein theures Leben beherrschte die Seinen. Von einer Kur in Wiesbaden hofften sie Besserung. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Am 14. Januar 1880 entschlief Herzog Friedrich, fern von den Seinen.

Tiefen Schmerz rief die jäh eintreffende Todeskunde in Primkenau hervor, unsägliches Weh im Herzogschlosse. Die Armen beklagten in dem Heimgegangenen den tröstenden Helfer, seine Diener einen freundlichen, wohlmeinenden Herrn, alle einen edlen, selbstlosen Mann; Auguste Victoria hat den Vater verloren, zu dem sie stets als zu ihrem Vorbilde emporblickte, dem sie als das älteste Kind besonders nahe stand. Am 22. Januar wurde die Leiche in der Gruft der evangelischen Kirche zu Primkenau beigesetzt. Kronprinz Friedrich Wilhelm war gekommen, um dem Freunde das Geleit zur letzten Ruhestätte zu geben und der betübten Familie in ihrem Leid beizustehen.

Ein rechter Trost für die Hinterbliebenen war es, daß ein lichter Freudenschein den Lebensabend des Heimgegangenen erhellt hatte.

Zur Auerhahnbalz im Jahre 1879 war der damalige Prinz Wilhelm von Preußen Jagdgast des Herzogs Friedrich. Hören wir, was der schlesische Dichter Nüßler davon zu singen weiß.

Auf der Auerhahnbalz.

Im Herzogsbusche zu Primkenau
Wird's laut oahn ollen Gellen,
Der Auerhahn balzt, man hört in genau,
Do hilft kan schlaues Verstecken.

Und der Förster schreibt gerichts uf Berlin:
„Herr Prinz, aber flink ikunder;
's ihs de beste Zeit uf de Balze gieh'n,
Berlechte schießen Se'n runder.“

Vorsichtig schlüchen sich beede roan,
Noch leit de Welt im Troome;
Der Prinz drückt ab und a prächtiger Hoahn,
Sei irschter, purzelt vom Boome.

Und wie a kimmt n's Herzogschluß,
Ganz stolz uf de rare Beute,
„Herr Herzog“, spricht a, „Gott zum Gruß,
Mein glücklichster Tag ist heute!“

Da gieht de Thüre, und wer tritt rei?
De ollerschinnste Prinzessin,
Wie bezaubert stieht der Prinz dorbei,
Als hätt' a de Welt vergessen.

A grüßt se stumm und küßt ir de Hand,
Und sei Schicksaal hoat sich entschieden,
Heil Schleswig-Holstein und Preußenland!
Ganz Deutschland ihs zufrieden.

Die hohen Eltern der beiden Fürstenkinder wie auch das erhabene Haupt des Hohenzollernhauses, Kaiser Wilhelm I., gaben diesem Herzensbunde freudig ihren Segen.

Während der Hoffeste im kommenden Winter sollte die Verlobung proklamiert werden, da warf der Tod des Herzogs einen düsteren Schatten auf das sonnige Glück des hohen Paares. Die herzogliche Familie verlebte den Winter in Gotha in tiefer Trauer. Am 14. Februar traf dort Prinz Wilhelm ein und steckte seiner lieblichen Braut den Verlobungsring an den Finger. „Frühling im Herzen, Thränen im Blick.“

Am 2. Juni fand die feierliche Verkündigung der Verlobung in Schloß Babelsberg statt. Als die in Berlin anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie und



Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Auguste Victoria als Brautpaar.

des schleswig-holsteinischen Hauses, sowie die vielen hohen Gäste versammelt waren und der Minister des königlichen Hauses die Verlobung verkündet hatte, erschien der greise Heldenkaiser mit der anmutigen Braut am Arme und stellte diese vor. Deutschlands Zukunft an der Hand seiner ruhmreichsten Geschichte — ein bezauberndes Bild!

Nun war die Tochter jenes Fürsten, dem die Nordmarken so gern gehuldigt hätten, berufen, dereinst die Krone der deutschen Kaiserin zu tragen; ihr konnten jetzt die Schleswig-Holsteiner die Liebe und Treue erweisen, die sie von alters her für ihr angestammtes Fürstenhaus hegten.

Die Vermählung des hohen Brautpaares wurde auf den 27. Februar 1881 angesetzt. Doch vorher galt es für die Braut, Abschied zu nehmen von der trauten Heimat und ihren braven Bewohnern. Auf ihren besonderen Wunsch wurde beim letzten Gottesdienst, dem sie in Primmtenau beivohnte, als Scheidegruß das Lied „Jesu geh' voran“ gesungen. Doch paßt denn die zweite Strophe desselben „Soll's uns hart ergeh'n“ für eine Braut, die einst einen mächtigen Kaiserthron zieren und die höchste Erdenkrone

tragen soll? Aber auf eine Frage, ob man diese nicht weglassen solle, entgegnete die Prinzessin: „Nein, die soll erst recht gesungen werden. Ich glaube durchaus nicht, daß ich in meinem neuen Stande immer auf Rosen wandeln werde. Doch ich habe einen Trost, Prinz Wilhelm denkt wie ich, und ich wie er; wir haben uns vorgenommen, alles gemeinsam zu tragen, und so wird uns auch das Schwere leicht werden.“ Und als die Scheidestunde kam, da legte die Stadt ihr Festgewand an; von Dächern und hohen Masten flatterten Hunderte von Fahnen und Wimpeln, und die preussischen und schleswig-holsteinischen Farben vereinigten sich zu einem harmonischen Bilde.

Die herzoglichen Beamten, die Vereine der Stadt, die Schuljugend der ganzen Parochie, ja wohl die gesamte Einwohnerschaft von Primkenau hatten sich auf dem weiten Schloßplatze versammelt, um der lieben Prinzessin, die nun eine Königin und Kaiserin werden sollte, den letzten Gruß und die herzlichsten Wünsche darzubringen. Als dann die Prinzessin mit Thränen in den Augen für die viele Liebe dankte und zum letzten Male der Menge Grüße zuwinkte, da schlich die Wehmut leise sich in aller Herzen und manche Thräne zeugte lauter als Worte es vermögen davon, daß die Liebe der Heimat der scheidenden Braut ins stolze Königschloß folgte. Doch auch die Herzen der kaiserlichen Familie und die Liebe Alldeutschlands hat sie im Sturm gewonnen.

Wenn wir davon hören, daß Auguste Victoria als deutsche Kaiserin sich am glücklichsten in ihrem Hause, im Kreise ihrer blühenden Kinderschar fühlt, wie sie hier als deutsche Hausfrau waltet und ihrem hohen Gemahl, unserm geliebten Kaiser, ein Heim bereitet, in dem er Erholung und Erquickung und neue Kraft für sein schweres, arbeitsreiches Herrscheramt findet, wie sie den Kindern eine Jugendzeit schafft, die der ihrigen gleicht, in der nicht allein der Geist, sondern auch das Gemüt gebildet wird, wie im Kaiserpalaste dieselbe Liebe wohnt wie im Schlosse zu Primkenau; wenn wir hören, welch eine Trösterin sie war, als das Jahr 1888 unserm Kaiserhause bange Sorge und tiefe Trauer brachte, wie gern der um seinen todkranken Sohn bekümmerte Greis ihr freundliches Wort vernahm, das ihm die am Herzen nagende Sorge verscheuchte, wie der große Dulder sich danach sehnte, in ihr seelenvolles Auge zu blicken, um von der gottergebenen Tochter labenden Trost zu empfangen, und wie sie, obwohl auch ihr Herz gebrochen war, doch ihrem Gemahl eine Stütze sein konnte in der schwersten Stunde seines Lebens; hören, wie sie ihr Liebeswerk, das sie in der Jugend im kleinen Kreise übte, nun auf unser ganzes Vaterland ausdehnt, wie sie das Erbe der hochseligen Kaiserin Augusta, „Thränen zu stillen, Wunden zu heilen, Kummer zu lindern, frohe und glückliche Menschen zu machen“, pflegt, wie der Vaterländische Frauenverein, der Evangelische Hilfsverein, die unzähligen Krankenhäuser und Hospitäler, die Kleinkinderbewahranstalten, ja die Wohlthätigkeitsbestrebungen im ganzen Reiche sich ihrer Fürsorge erfreuen, wie sie überall helfende Liebe zu den Armen und Notleidenden weckt, da erkennen wir in der deutschen Kaiserin wieder das holde Fürstenkind, den guten Engel von Primkenau.

Auch als Kaiserin hat Auguste Victoria ihre Heimat lieb behalten. So brachte das Jahr 1896 nicht nur Breslau und Görlitz, sondern auch Primkenau Kaisertage.

Vom 13. bis 16. Mai weilten die kaiserlichen Majestäten auf Schloß Printenau als Gäste des Herzogs Ernst Günther, des Bruders der Kaiserin. Kann sich der Empfang, der hier dem Herrscherpaare von der Bevölkerung bereitet wurde, an Glanz und Pracht auch nicht mit dem in jenen Großstädten messen, treuere Liebe als in diesem Heidestädtchen kann dem Kaiserpaar nirgends entgegengebracht werden. Zur Erinnerung an den Besuch des Kaisers wurde auf dem tief im Parke liegenden Fuchsberge eine Eiche gepflanzt, und der Kaiser warf selbst die ersten Spatenstiche Erde auf die Wurzeln des jungen Baumes; Lehrer stimmten bei dieser Feier Festgesänge an. Möge die Kaiserreiche lange Jahrhunderte hindurch wachsen und grünen und mit ihr unser Kaiserhaus!

Diese Festtage brachten auch einen neuen Beweis von der herzerfreuenden Teilseligkeit unserer Kaiserin. Vor ihrer Abreise besuchte sie die Kleinkinderschule, die nach der kaiserlichen Prinzessin den Namen „Victoria-Luise-Schule“ führt. Nachdem die Kaiserin von dem Ortsgeistlichen, den Diakonissinnen und geladenen Damen ehrfurchtsvoll empfangen worden war, überreichte ihr ein kleines Mädchen einen Blumenstrauß mit einem sinnigen, poetischen Grusse. Die Kaiserin war darüber herzlich erfreut und fand auch vielen Gefallen an den niedlichen Gruppenspielen, die von der fröhlichen Kinderschar vorgeführt wurden; ein Parademarsch fehlte ebenso nicht. Dann brachten die hellen Kinderstimmen ein jubelndes Hoch auf den Kaiser und die liebe Kaiserin aus. Nun aber sollten die Kinder auch ihren Lohn empfangen. Die Kaiserin teilte selbst Pfefferkuchen unter sie aus, und nach Kinderart umstürmten die Kleinen die freundliche Geberin, deren Auge mit liebevollem Blick auf ihnen ruhte. Nur ein Kind weinte, ein zweieinhalbjähriges Mädchen, zu klein, um sich durch die dichte Schar bis zur Kaiserin hindurchdrängen zu können. Da zog es die Kaiserin an sich und wußte es gar schnell zu trösten. Doch da schauten Kinderaugen zu den Fenstern gar sehnsüchtig hinein. Schnell ließ die Kaiserin die Fenster öffnen und teilte auch unter diesen Kindern ihre süßen Gaben aus; ja, ein Mädchen, das in großer Enge stand, hob sie sogar zum Fenster in den Saal hinein. Freundliche, liebevolle Worte sprach die Kaiserin auch zu den draußen stehenden Müttern, die von dem sich ihnen anbietenden Bilde, die Landesmutter unter den Kindern ihrer Heimat, ganz überwältigt waren. Und bald brauste es mächtig zum Himmel empor: „Unsere Kaiserin lebe hoch!“ Dieser Jubelruf findet einen Wiederhall in allen deutschen Herzen, die von dem einen Wunsche durchglüht sind:

Gott schütze und segne unsere geliebte Kaiserin!

A. Willenberg.





Schlesiens geographische Lage und welt- geschichtliche Bedeutung.



ine der wichtigsten und bemerkenswerthesten Linien, die man sich auf der Karte von Europa gezogen denkt, ist diejenige, welche den Einfluß des Pregels mit der Mündung der Donau verbindet. Sie teilt unsern Erdteil in zwei ganz verschieden geartete Hälften, Ost- und Westeuropa. Der Osten ist eine ungeheure Tieflandstafel, deren geographisch = charakteristisches Merkmal in dem Mangel an wagerechter Gliederung und dem Fehlen ragender Gebirge besteht. Westeuropa dagegen bietet infolge tiefer Meeresseinschnitte und insularer Absonderung auf der einen und reicher Gebirgsdurchgitterung auf der andern Seite das Bild zahlreicher Landschaften von besonderem Gepräge. Dort enthielt die Natur der Bodenverhältnisse keine Bedingungen für die Entstehung und Entwicklung von Völkerindividuen, wohl bot sie aber Raum genug für die Ausbreitung und Festigung eines Einheitsstaates, der mit eigenwilliger Energie alles Streben nach Trennung und Einzelgestaltung niederhält, eines Staates, wie es der russische ist, mit Einer Sprache, Einer Kirche, Einem regierenden Willen. Hier finden wir eine Reihe einzelner Völker, verschieden in Stamm, Anlage, Sprache und Sitte, und diese Völker haben durch vielfache Reibung und gegenseitigen Austausch das erzeugt, was wir Kultur zu nennen gewöhnt sind; sie alle bilden eine große Staatenfamilie mit freieitlich entwickelter Regierungsform, die dem Einzelnen Teilnahme an der Verwaltung sichert. Ganz in der Nähe jener Linie, wo diese Gegensätze sich berühren, wo europäische Kultur und halbasiatische Barbarei sich die Hand reichen, liegt Schlesien. Dazu kommt, daß es wie ein Keil zwischen das Germanentum und das Slaventum geschoben ist.

An der Südwestgrenze Schlesiens liegt ein Gebirge, welches den Anfang eines im Zickzack in ostwestlicher Richtung verlaufenden Zuges bildet, der eben aus den

Sudeten, dem Erzgebirge, dem Thüringer Walde, den eine Kette füllenden Rhön- und Vogelsbergerhebungen und dem Taunus besteht. Dieser Höhenzug trennt das staatlich mehr geschlossene Norddeutschland von dem landschaftlich und politisch mehr zersplitterten Süddeutschland. Und wiederum auf der Scheide beider ist unser Schlesien gelegen. An dem Zwiespalt von Gegensätzen, die in der Provinz zweimal zusammen- treten, ist dieses Land hervorragend beteiligt, und seine Jahrhunderte lange Geschichte erklärt sich aus seiner geographischen Lage. Mögen diese Gegensätze in nationalem Rassenhaß oder politischer Eifersucht Gestalt genommen haben, immer ist Schlesien dabei in arge Mitleidschaft gezogen worden, wie dies die Hauptzüge seiner mit Blut geschriebenen Geschichte bestätigen.

Schlesiens Geschichte reicht etwa bis zum Jahre 1000 der christlichen Zeit- rechnung hinauf. Was darüber hinausliegt, beruht auf Vermutung. Seit seinen historischen Anfängen hat das Schlesierland nie eine selbständige politische Rolle gespielt. Einmal, weil es von geringer Ausdehnung ist und zu wenig als Einzel- landschaft hervortritt, da es auf drei Seiten schützender Gebirge entbehrt, dann aber, weil es von Anfang an zwischen drei mächtigen Staatswesen lag, denen gegenüber es seine Selbständigkeit zu behaupten nicht die Macht hatte. Ein- geklemmt zwischen zwei große Stämme des Slaventums, die Böhmen und die Polen, war es für lange Zeit der Zankapfel beider. Und so waren denn Schlesiens Fluren das ganze elfte Jahrhundert samt den vorausgehenden und nachfolgenden Jahren der Schauplatz furchtbarer Verwüstungen. Dazu kam, daß die Kaiser des deutschen Reiches, um dem Vordringen des Slaventums zu wehren und eine Art Oberlehnshoheit über Schlesien zu behaupten, ihre Waffen in das Land trugen; dann waren Plünderung und Verheerung die natürlichen Begleiter ihrer Heereszüge. Endlich trugen die fortgesetzten Teilungen des Polenreichs, zu dem nach Verdrängung der Böhmen 1109 Schlesien gehörte, und die daraus entspringende, blutige Fehde der Teilfürsten unter einander dazu bei, das Maß des Elends der schlesischen Lande voll zu machen. Heinrich I., genannt der Bärtige, der Gemahl der heiligen Hedwig, 1202—1238, entwindet mit kräftiger Hand Schlesien der polnischen Oberherrschaft, indem er selbst den größten Teil Großpolens unter sein Zepter bringt und die Zeit einleitet, in der das Land unter der Regierung eigener Herzöge steht, 1201—1327.

In den Anfang dieses Zeitraums fallen zwei Ereignisse von welthistorischer Be- deutung: die deutsche Kolonisation und die Niederwerfung der Mongolen bei Wahl- statt. In der zweiten Hälfte des 12., noch mehr aber im 13. Jahrhundert geht in Schlesien eine gewaltige Veränderung vor sich, die wir als Kolonisation und Ger- manisierung bezeichnen. Es kommt ein Schub deutscher Kolonisten nach dem andern aus dem bereits in höherer Kultur stehenden Westen und verbreitet in dem polnischen Lande deutsches Wesen und deutsches Recht, deutsche Sitte und deutsche Sprache. Bald tritt der Händeleiß dieser Kulturträger sichtbar zu Tage in der Anlage von Dörfern und Städten, in der Pflanzung der Wälder und Urbarmachung des Bodens. Darin folgt die slavische Bevölkerung dem Beispiel der deutschen Lehrmeister. Hinsichtlich ihrer Existenz aber wird sie in den Hintergrund gedrängt oder germanisiert. Es ändert sich das landschaftliche und kulturelle Gepräge des Landes. Alle

germanischen Neugründungen werden zu deutschem Recht ausgesetzt. Ins Werk gesetzt und begünstigt wird diese Bewegung von drei Seiten. Da die slavischen Unterthanen durch Herkommen nur zu persönlichen Dienstleistungen und Naturallieferungen verbunden sind, so weist die Geldverlegenheit, in der sich die Fürsten wegen des verfeinerten Lebensgenusses und vielfacher Kriegsführung befinden, darauf hin, neue Einnahmequellen zu erschließen. Und solche entstehen in der Erhebung des Geldzinses, den die Ansiedler pro Hufe zu entrichten haben. Auf der anderen Seite erfolgt die Förderung der Kolonisation durch Mönchsorden. Noch ehe jene Veränderung begann, waren hier und da auf schlesischem Boden Klöster entstanden; deutsche Augustiner, Prämonstratenser und Zisterzienser hatten ihren Einzug gehalten. Die Klöster mußten als deutsche Gründungen ein Interesse daran haben, Leute in ihrer Nähe zu wissen, die Wohlthäter und Förderer der geistlichen Stiftungen sein mußten, da sie in slavischer Umgebung einen natürlichen Rückhalt an den Klöstern hatten. Ihr Kolonisierungsinteresse konnten die Orden um so leichter bekunden, als sie stets Verbindungen mit dem Westen unterhielten, aus dem sie gekommen waren. Eine mehr äußerliche Unterstützung erhielt die Germanisation durch den Umstand, daß zwei schlesische Herzogskinder nach der Vertreibung ihres Vaters Wladislaw am Hofe Kaiser Konrads III. Aufnahme gefunden und deutsche Erziehung genossen hatten. Es waren Boleslaw der Lange und Miesko, die sich in den siebenzehn Jahren, welche sie in Deutschland zugebracht, deutsches Wesen angeeignet hatten. Nach dem Tode ihres Vaters, der in der Verbannung starb, gelangten sie 1163 durch nachdrückliche Verwendung des Kaisers Barbarossa in Schlesien zur Regierung und waren nun eifrige Förderer der deutschen Sache. Noch übertroffen wurden sie in dieser Beziehung von dem bereits genannten Heinrich dem Bärtigen, unter dem die Kolonisation ihren Höhepunkt erreichte. Das Ergebnis aller dieser Strebungen war eine ununterbrochene Reihe deutscher Pflanzungen von dem Ufer der Neiße bis zur Mündung des Bobers. Die Kolonisation machte Schlesien zu einem Vorposten und Bollwerk des Deutschtums gegen die Anstürme der Slaven im Süden und Osten.

Ohne natürliche Schutzwehr im Osten, wie ein Gebirge sie bietet, war Schlesien das letzte gegen Westen gelegene Land, welches so viele Völkerzüge aus Asien und Rußland ohne Widerstand betreten konnten. Entweder ergossen sich diese Flutwellen in ungebrochener Stärke von Großpolen kommend über schlesische Fluren, oder durch den Gebirgswall der Karpaten zur Stauung gebracht, drangen sie durch die Senke im Süden, die wir die mährische Pforte nennen, in das Land. Beide Wege benutzten die Mongolen bei ihrem Einfall im Jahre 1241. Mord und Raub, Brand und Plünderung zogen in ihrem Gefolge. Wo die Hufe ihrer kleinen Rosse traten, sanken die Pflanzungen mühsamer Kulturarbeit wie Halme unter der Sense dahin. Das junge Deutschtum sollte ein Raub ihrer Zerstörungswut werden. So kamen diese Gestalten, wahre Ausgeburten der Hölle, die lediglich Beuteluft und Raubgier zusammenhielten, nachdem sie Breslau verbrannt hatten, bis vor die Thore von Liegnitz, der Residenz Heinrichs II. Unweit Wahlstatt stellte er sich ihnen am 9. April 1241 mit deutschen und polnischen Rittern zu verzweifelter Wehr entgegen. Das christliche Heer erlag der Überzahl der Mongolenhorde. Heinrich fiel in tapferm

Kampfe. Aber sein blutiges Haupt, das die Tartaren auf einem Spieße vor die Burg zu Liegnitz trugen, war für sie eine teuer erkaufte Trophäe. Der Mut zum Weiterzuge war ihnen durch die heldenmütige Tapferkeit der Ritter, die auf den Hügeln von Wahlstatt gerungen, gebrochen, und am Gebirge entlang bewegte sich der Rückzug durch Jauer, Striegau, Schweidnitz, Nimptsch nach dem Süden, überall Spuren der Verwüstung zurücklassend. Der Mongolenschlacht ist nur ein Ereigniß an die Seite zu stellen: der Heldenkampf des Leonidas und seiner Spartaner bei Thermopylä. Beide Male handelte es sich um die große Aufgabe, europäische Kultur gegen asiatische Barbarei zu verteidigen. Ein zweiter Leonidas verblutet Heinrich an der Pforte des Reiches, die Ergebnisse Jahrhunderte langer Zivilisation schützend, in einer Zeit, wo Kaiser und Papst im Streite miteinander lagen. Das Verdienst, diese Aufgabe erfüllt zu haben, bleibt ewig Herzog Heinrich und ist ein Glanzpunkt in der traurigen Geschichte Schlesiens.

Etwa 100 Jahre später, nachdem Schlesien ein Teil des großen böhmischen Reiches geworden, sehen wir es in eifriger Arbeit an seiner Fortentwicklung. Unterstützt wird es darin durch die friedvolle und weise Regierung Karls IV. In dem europäischen Handel fängt Schlesien und seine Hauptstadt Breslau eine wichtige Rolle zu spielen an. Schon 1297 hatte Breslau das Stapelrecht erlangt. Viel befahrene Handelsstraßen gehen von hier aus nach allen Richtungen. Sehr lebhaft ist die Beziehung zu dem Westen, insbesondere dem kunst- und gewerbereichen Nürnberg. Dahin geht die Straße über Neumarkt, Liegnitz, Görlitz, Leipzig und setzt sich dann bis nach Flandern fort, woher die Kunst der Bierbrauerei und feinen Tuchweberei nach Schlesien kommt. Über Kalisch gelangen von Osten her Talg, Tierhäute und Pelzwerk nach Breslau. Von der größten Bedeutung ist die nord-südliche Handelslinie, die Breslau zum Mittelpunkt hat und die Ostsee mit der Adria verbindet. Sie folgt nicht der Ober ihrer ganzen Länge nach, sondern wendet sich nördlich von Breslau ostwärts, um über Thorn gehend bei Danzig am Gestade des berühmten Bernsteinlandes auszumünden und sich von dort überseeisch fortzusetzen. Auf diesem Wege wurden Tuche nach dem Norden verhandelt, während die zurückkehrenden Wagen Bernstein und Fischwaren heimbrachten. Im Süden, zu dem man den Eingang durch die mährische Pforte fand, waren Krakau, Prag, Brünn, Wien, Budapesth und Venedig vortreffliche Absatzgebiete. Ein wichtiger Handelsartikel war das Salz aus dem uralten Bergwerk von Wieliczka. Gab es doch in Breslau einen besonderen Salz- oder polnischen Ring, der eigentümlicher Weise durch ein des Abends zu verschließendes Gitter von dem Hauptringe getrennt wurde und polnischen Salzfuhrleuten zum Aufenthalt diente.

Nur wenige Jahre waren dahingegangen, und schon wieder mußte Schlesien den Schauplatz greulicher Kriegsverwüstung abgeben. Auf dem Konzil zu Konstanz 1415 hatte Johannes Hus mit bewundernswerter Standhaftigkeit die Überzeugung von der Wahrheit seiner Lehre mit dem Flammentode besiegelt. Seine Verbrennung war das Signal zu einer mächtigen Erhebung in Böhmen: die schrecklichen Hussitenkriege begannen. Ihre Ursache bildeten religiöse und nationalpolitische Beweggründe, und es ist schwer zu entscheiden, welche von ihnen das Übergewicht hatten. Die unverzagten böhmischen Krieger waren nicht nur begeisterte Anhänger von Hussens

Kirchenlehre, sie waren zugleich fanatische Tschechen, denen Deutschenhaß und die Abneigung gegen jedwede Herrschaft in Böhmen, die nicht tschechisch war, das Schwert in die Hand drückte. In Schlesien aber war das Bewußtsein deutscher Nationalität und Zugehörigkeit zu erstarkt, als daß man sich hier hätte willig einer Regierung fügen können, die im Sinne des verhassten Tschechentums war. Darum leihen die Schlesier bei dem Ansturm gegen die Böhmen ihren Arm dem Kaiser Sigismund, der sich dem Papste zur Verteidigung gegen die hussitische Lehre verpflichtet hatte. Als aber die Böhmen unter ihren genialen Führern alle Angriffe gegen ihr Land mit beispielloser Tapferkeit zurückgeschlagen hatten, suchten sie für die Einfälle, die von Schlesien aus erfolgt waren, Vergeltung zu üben. Mitbestimmend war auch die Beutelust der gewaltigen Hussitenheere, welche das Böhmerland auf die Dauer nicht zu unterhalten vermochte. Auf drei Stellen brachen nacheinander die Hussiten in Schlesien ein: durch die mährische Pforte, durch die Oberlausitz und den Paß von Wartha. Dörfer, Klöster und Städte werden geplündert und sinken in Asche. Gewaltige Beute, darunter ungeheure Viehherden bringt man über die Grenze. Widerstand leistende Bürger werden schonungslos niedergeschlagen, und Mönche und Priester müssen den Flammentod leiden. Es giebt eine stattliche Reihe schlesischer Städte, deren Chroniken von den furchtbaren Greueln aus jener Zeit berichten: „Mit dem Ende des Jahres 1434 hörten die Kämpfe auf, die fünfzehn Jahre lang Schlesien von einem Ende zum andern heimgesucht und das vorher blühende Land zur Einöde gemacht hatten. Das goldene Bistum Breslau war jetzt mehr zum Büßtum geworden.“ Den Erfolg aber hatten diese Kriege, daß durch den Gegensatz von Tschechentum und Deutschtum, der darin zum Ausdruck gekommen ist, das deutsche Bewußtsein der Schlesier gestärkt und die Wachsamkeit gegen fremd-nationale Einflüsse geschärft wurde. Ein Erfolg, der sichtbar in Erscheinung trat in den Anstrengungen gegen die Tschechisierungsversuche des böhmischen usurpators Podiebrad 1458—69, der durch Gewaltthat und schlaue Politik doch Schlesien von Böhmen abhängig machte. Nur Breslau erwies sich durch jahrelangen Widerstand als eine feste Burg des Deutschtums.

Waren das Kämpfe, entsprungen aus nationalen Gegensätzen, so sehen wir kaum ein Jahrhundert später in dem furchtbaren Kriege, der Deutschland 30 Jahre lang zerfleischt hat, Schlesien als ein besonders wundres Glied des Reiches bluten. Da die norddeutschen protestantischen Kriegsscharen durch das im Norden offene Schlesien den kaiserlichen Erblanden am leichtesten beikommen und sich auf diesem Wege am bequemsten mit den verbündeten Ungarn vereinigen konnten, so war es wiederum die geographische Lage, die unser Land den Furien des Krieges preisgab. Verwüstungen, von den Mansfeldischen kaum beendet, wurden in einem noch nie dagewesenen Maße von den Wallensteinschen erneuert.

Die Hohenzollern haben mit weitausschauendem Blick die Bedeutung des Besitzes Schlesiens für den brandenburgischen Staat erkannt. Ein Zeugnis davon ist ihr 1537 mit dem Fürsten Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau geschlossener Erbvertrag. Durch Machteinfluß und schlaue Politik Habsburgs war ihnen aber dieses Erbe nach dem 1675 erfolgten Aussterben der Piasten entzogen worden.

Friedrich der Große war der Mann, der sich die Kraft zutraute, sein Recht mit Kriegsgewalt durchzusetzen. Im Jahre 1742 wird Schlesiens, erobert durch Friedrich den Großen, eine preußische Provinz. Dieser Erwerb war für Preußen eine Notwendigkeit: er rückte die geographisch unbestimmte Südgrenze des Staates, dessen Hauptstadt Berlin sich die Herrschaft Österreichs ehemals bis auf zwanzig Meilen näherte, um ein bedeutendes nach Süden, auf eine ausgeprägte Scheidelinie mit etwa gleicher Entfernung von Wien und Berlin und verlieh dem lang aber schmal sich hinziehenden brandenburgischen Staate eine kompaktere Gestalt mit gesicherter Südgrenze. Der neue Besitz wies aber die preußische Politik auf die Einverleibung Posen, wodurch die Verbindung zwischen Schlesiens und Ostpreußen, diesen beiden gegen das Slaventum vorgestreckten Gliedern des Germanentums, hergestellt wurde.

Ein halbes Jahrhundert nach dem Frieden von Hubertusburg zeigte das neue Besitztum, wie fest es mit dem preußischen Staate verwachsen war. Als dieser Staat, von Napoleon zertreten, machtlos dalag, als die Kunde von dem Untergange der großen Armee durch die deutschen Gaue scholl, da zählte Schlesiens zu denjenigen Ländern des verstümmelten Preußens, in denen das Signal zur Erhebung zuerst ertönte, in denen zuerst die Kräfte sich regten, welche die Fesseln der napoleonischen Knechtung mit eiserner Faust zerbrechen wollten. Breslau war das Herz, von dem die Pulsschläge jener gewaltigen Volksregung ergingen. Hier erließ Friedrich Wilhelm III. jene Kundgebungen, welche das Preußenvolk unter die Waffen riefen. Die Dorfkirche zu Rogau am Zobten hat den historisch wichtigen Moment der Einsegnung der Freiwilligen gesehen. In ihren Hallen ertönte des Tyräus der Freiheitskriege, Theodor Körners „Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps“:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefaßt.
Dem Herrn allein die Ehre!

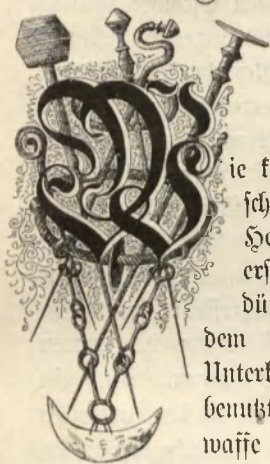
Die Geschichte Schlesiens ist bis 1763 eine Leidensgeschichte ohne Gleichen. Ewige Kriege mit unendlichen Drangsalen füllten das Land und zehrten an seinem Marke. Nie ist dem Lande eine selbständige und ausschlaggebende Rolle zugefallen. Jahrhunderte hindurch mußte es die Kosten nationaler, religiöser und kultureller Gegensätze mit der Habe und dem Herzblut seiner Bewohner bezahlen. Möge es, nachdem es sich stets als Schutzwehr der Kultur und Bollwerk des Deutschtums erwiesen, nunmehr als Glied eines imposanten Staatswesens, als Perle der preußischen Krone, der Segnungen eines dauernden goldenen Friedens sich erfreuen.

J. Koschmieder.





Streifzüge in Schlesiens Urgeschichte.



Wie kurz ist doch die Spanne Zeit, von welcher uns wirkliche geschichtliche Aufzeichnungen über die Verhältnisse unserer engeren Heimat erhalten geblieben sind, und wie unübersehbar lang erscheint demgegenüber der Zeitraum, welcher verflossen sein dürfte, seitdem der Mensch gemeinsam mit dem Mammut und dem wollhaarigen Nashorne unsere Breiten bewohnte und die Unterkieferäste des Höhlenbären mit ihren gewaltigen Eckzähnen benutzte, um sich eine wuchtige Verteidigungs- und Angriffswaffe zu verschaffen! — Das Dunkel dieses langen Zeitraums aufzuhellen und die große Lücke in unserer Kulturgeschichte in entsprechender Weise durch sachgemäße Beobachtungsergebnisse auszufüllen, hat sich eine verhältnismäßig junge Wissenschaft, die Archäologie, nach Schliemann auch „Wissenschaft des Spatens“ genannt, zur Aufgabe gesetzt. Dank des weitgehenden Interesses, welches durch rasch gewachsene Sammlungen angeregt und durch eifrige Forscher überall hingetragen worden ist, sind zahlreiche Einzel funde vor der Verschleppung bewahrt und der wissenschaftlichen Verwertung erhalten geblieben. Die heimische Vorgeschichte hat darum auch während der letzten Jahrzehnte einen solch ungeahnten Aufschwung genommen, daß ihr heute kein Gebildeter mehr seine Aufmerksamkeit versagen kann. Freilich verlangt gerade die Urgeschichte ein sehr langsame und schrittweises Vorgehen. Zahlreiche Einzelbeobachtungen müssen zusammengetragen und in vorurteilsfreier Weise betrachtet werden. Und sind sie gesammelt, dann sind aus der Fülle der Auffindungsumstände und der Beschaffenheit der Funde selbst sorgfältig die Schlüsse zu ziehen, auf welche die Thatfachen ungezwungen hindeuten, ohne dabei der Phantasie irgendwie die Zügel schießen zu lassen. Gerade derjenige Teil der Urgeschichte, welchem ob seiner langen Dauer naturgemäß der

breiteste Raum zugemessen wäre, der älteren Steinzeit oder der paläolithischen Periode, ist im engeren Schlesien am wenigsten durch Funde belegt. Um diese Periode etwas näher kennen zu lernen, ist es nötig, die Grenzen Schlesiens nach Osten und Süden ein wenig zu überschreiten und die durch günstigere natürliche Verhältnisse erhalten gebliebenen Höhlen- und Thalfunde Polens und Mährens zu studieren. Während Schlesien arm an natürlichen Höhlen ist und daher nur wenige, aus unberührten Diluvialschichten stammende Spuren menschlicher Thätigkeit aufzuweisen hat (wie beispielsweise die bearbeiteten Hirschstangen von Mondschütz bei Wohlau und diejenige vom Pfaffendorfer Wege bei Liegnitz), so bieten gerade die in Kalkgebirgen Polens bei Djcow unweit Krakaus und die an etwa 12 Stationen in Mähren aufgedeckten Höhlen und Thalfunde so zahlreiche Beweise des Zusammenlebens des Urmenschen mit den Tiergeschlechtern der Vereisungsperioden und mancherlei nordischen Steppenbewohnern, daß wir staunend und überrascht immer von neuem auf sie aufmerksam werden. Die mit tausenden von Knochen des Höhlenbären aus den Djcower Höhlen zu Tage geförderten Knochen, Pfriemen, Pfeilspitzen und Steinwerkzeuge befinden sich neuerdings zum größten Teil im Breslauer Museum schlesischer Altertümer. Unter den mährischen Funden sind diejenigen ganz besonders hervorzuheben, welche Professor Maška in der Schiptahöhle und dem Teufelsloche bei Stramberg in Mähren hob und wissenschaftlich bearbeitete. In mehreren deutlich von einander geschiedenen Kulturschichten fand er neben etwa 80 000 Tierresten, von denen allein 12 000 dem Höhlenbären angehörten, die deutlichsten Spuren des wiederholten Aufenthalts von Menschen in den betreffenden Höhlen. Die einzelnen Schichten ließen einen Fortschritt in der Bearbeitung der aus Tierknochen, Zähnen, Quarzit, Feuerstein, Hornstein, Basalt und Kiefelschiefer hergestellten Gegenstände erkennen. Viele Knochen waren gespalten, um das im Innern der Knochen befindliche Mark zu gewinnen. Auch ein menschlicher Unterkiefer fand sich in der Schiptahöhle und zwar in der untersten Kulturschicht in ungestörter Lage zwischen Mähe und Holzkohlen. Derselbe hat wegen der an ihm beobachteten Eigentümlichkeiten bezüglich der Zahnbildung und deren Ersatz Anlaß zu vielen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen gegeben. In den südlichen Ausläufern der Oberquellen-Höhenzüge fanden sich in einer Vöfswand bei Předměst massenhafte Überreste des Mammut neben Feuersteingeräten, sowie zer Schlagenen und gespaltenen Knochen und Bein- sowie Elfenbeinwerkzeugen. Der bei den Verfertigern dieser Gegenstände bereits sich entwickelnde Schönheitsinn zeigte sich in der Verwendung von Hölzern und der Benutzung von durchbohrten Muscheln und Bärenzähnen als ersten primitiven Schmuckgegenständen. Zwei Stücke von Mammutrippen zeigten auf den beiden flachen Seiten Zickzacklinien und regelmäßig geordnete Gruppen paralleler Striche zum Zwecke der Verzierung. Bei einem Kanalbaue in Brünn wurden 1891 im Löß neben und untermischt mit den Knochen und Stoßzähnen von Mammut, Rhinoceros, Hirsch und wildem Pferde Teile eines menschlichen Skeletts, etwa 600 zu einem Schmucke gehörige Muscheln (Dentalien), Knochen scheiben, Elfenbeinscheiben und eine aus Elfenbein roh gefertigte menschliche Figur ausgehoben. Alle diese Funde haben, auf streng wissenschaftlicher Basis beurteilt, deutlichste Beweise über das erste Auftreten menschlicher Kultur in den Breiten unserer

heutigen Wohnsitze erbracht. Sie sollen uns überleiten zu der Betrachtung derjenigen Funde, welche uns aus den von der Oder und ihren Hauptnebenflüssen durchfurchten Strichen Schlesiens erhalten geblieben sind. Ein Blick auf die prähistorische Karte Schlesiens, welche auf Grund von weit über 1000 Fundplätzen hergestellt worden ist und an deren Ausgestaltung fortdauernd gearbeitet wird, lehrt uns, daß die südlichen Grenzgebirge Schlesiens und deren Ausläufer weit ausgedehnter und dichter bewaldet gewesen sein mögen und erst in späterer geschichtlicher Zeit zur Besiedelung gelangt sind. Die Oder in ihrem ganzen, früher viel verschlungenen Verlaufe und ihre Nebenarme nahe deren Mündungsstelle boten aber durch Fischreichtum und als bequemste Verkehrsstraßen die natürlichste Veranlassung zur Besiedelung. Die Auffindung von mehreren Einbäumen (das heißt durch Ausbrennen mittelst glühender Steine aus Eichstämmen hergestellter Rähne) bei Cosel und Breslau gab uns Aufklärung darüber, in welcher Weise in ältesten Zeiten die Oder befahren wurde. Bei der Ausgrabung des Coseler Einbaums fanden sich neben dem Rahne zwei durchlochte Steinhämmer, welche ja an sich das hohe Alter des Fahrzeuges zwar nicht beweisen, mit den sehr zahlreichen anderen Funden von Steingeräten aus der Ratiborer Gegend zusammengehalten aber doch einen unzweifelhaften Belag dafür abgeben, daß das Gebiet der oberen Oder bis Oderberg hin zur jüngeren Steinzeit reich besiedelt gewesen ist. Dies dürfte mit Rücksicht auf zahlreiche Funde auch bezüglich der Umgebung des Zobtengebirges, namentlich im Süden und Osten dieses Gebirgsstockes, wie auch hinsichtlich der Gegend des heutigen Breslau, der Fall gewesen sein. Hochinteressante und für die jüngere Steinzeit, auch neolithische Periode genannt, höchst bedeutsame Entdeckungen wurden in den achtziger Jahren in der nächsten Umgebung von Ratibor gemacht und während einer Reihe von etwa zehn Jahren sachgemäß weitergeführt. Einem Berichte des Verfassers über seine an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen ist zu entnehmen, daß die Ränder des etwa vier Kilometer breiten Erosionsthales, in welchem jetzt Ratibor liegt, für die ältesten Anwohner des Oberstromes namentlich da zur Herstellung von Wohnungen geeignet waren, wo der Löß (Lehm der alten Flußbette) in nahezu senkrechten Wänden stehen geblieben war und bei seiner plastischen Beschaffenheit gleichsam zum Eingraben einlud. Diese erhöht gelegenen Ränder des Oberthales wurden vermutlich auch damals nur selten von Überflutungen erreicht, so daß in ihren mannigfach gewundenen Ausbuchtungen Gelegenheit zur Anlegung trockener, windgeschützter, wahrscheinlich zumeist unterirdischer Wohnräume geboten war. Bis in den letzten Jahren nun sind in diesen Lehmwänden, namentlich bei Kolonie Ottitz unweit Ratibor, zahlreiche kleinere und größere Gruben gefunden worden, welche sich durch die sie erfüllende dunkle Erdmasse deutlich im gelben Lehme abheben und zweifellos als von Menschenhand angelegt erscheinen. Ähnliche Vorkommnisse in Mähren und auch nach andern Nachrichten in Polen veranlaßten verschiedene Forscher schon Ende der siebziger Jahre zur eingehenden Untersuchung insbesondere der größeren und auffälligeren Gruben. Vor allem eine solche von neunzehn Meter Länge und zweieinhalb Meter Tiefe mit einem acht Meter langen, von Norden in die Höhle führenden Stolleneingang erregte besondere Aufmerksamkeit. Sie zeigte eine rechtwinklige Anlage, an ihren Wänden Sitze und muldenartige Vertiefungen und ergab

beim Ausgraben des ausfüllenden Humusbodens zahlreiche Gefäßscherben, Holzkohle, Kiefelschleiferbeile und sehr viele Feuersteinwerkzeuge. Daß es sich hierbei um Reste einer Kultur handelte, welche der Metallkultur vorausging, war daraus zu folgern, daß an der ottitzer Fundstelle weder in den Gruben selbst noch neben denselben jemals Metallgegenstände gefunden worden sind, daß die Gefäßscherben vor allem den Charakter der jüngeren Steinzeit tragen und besonders mehrfach das bekannte und typische „Schnurenornament“ aufweisen, welches in neuerer Zeit auch an anderen Orten Schlesiens in Skelettgräbern der jüngeren Steinzeit nachgewiesen worden ist. Bei Ottitz fiel aber vor allem die große Zahl der Feuersteinwerkzeuge neben solchen aus Kiefelschiefer, Diorit und Obsidian auf. Etwa 16 000 Stück bearbeiteter Feuersteinschlagstücke, oft zu zierlichen Pfeilspitzen und Schabern umgewandelt, zieren heute (von dem leider so früh verstorbenen Herrn Oberstleutnant a. D. Stöckel-Ratibor auf Tafeln aufgezogen), die vorgeschichtliche Abteilung des Breslauer AltertumsMuseums. Woher die Feuersteinschläger jener Zeit den „Obsidian“ nahmen, der in Schlesien nicht nachgewiesen ist, bleibt noch eine offene Frage. Zur Herstellung der Feuersteinobjekte scheinen die Alten die als nordische Geschiebestücke auf dem „Goy“ bei Ratibor massenhaft vorgekommenen Kernstücke gesucht und verwendet zu haben, da neben den fertigen Objekten auch zahlreiche Nuclei (Schlagstücke) mit Schlagmarken aufgefunden wurden. Auch die an anderen Stellen, so in der Nähe von Breslau bei Woischwitz, Brockau zc. und in der Nähe des Zobtens in Skelettgräbern gefundenen Steinwerkzeuge, besonders die mit regelmäßig ausgeführter Durchbohrung für die Befestigung des Stieles, deuten darauf hin, daß der Mensch der jüngeren Steinzeit in der Bearbeitung des ihm zu Gebote gewesenen Materials (Stein, Knochen, Horn, Elfenbein zc.) schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Wie noch heute verschiedene wilde Völkerstämme, so benutzten auch unsere Altvordern eine Art Drillbohrer, um die zu verwendenden Gesteinsstücke an passender Stelle zu durchlochen, wobei eine harte Knochenröhre und scharfer Quarzsand die Hauptrolle spielten. Aufgefundene Steinhämmer mit angefangener oder mißglückter Bohrung, sowie mit den Artefakten entdeckte Bohrerkerne haben den Beweis für die angewendete Methode erbracht.

Die Benutzung von Steinwerkzeugen, auch noch nach Einführung der Metalle in unseren Breiten, läßt sich vielfach nachweisen. Seltsamer Weise scheint nicht zuerst das Eisen, sondern vorerst das reine Kupfer oder auch die später sehr viel benutzte Bronze zur Herstellung der Gebrauchsgegenstände hierorts Eingang gefunden zu haben. Sowohl in Österreich-Ungarn, wie an den in Schlesien nachgewiesenen Gegenständen aus reinem Kupfer konnte die interessante Thatsache beobachtet werden, daß man gewisse Formen der aus Stein hergestellten Werkzeuge direkt nachahmte.

Die schon vor der Einführung der Metalle ziemlich dichte Bevölkerung Schlesiens nahm alsdann, wie wohl mit Sicherheit aus vielen Anzeichen anzunehmen ist, an den Errungenschaften der nordischen, wie auch ungarischen Bronzekultur teil und erhielt hierauf infolge südlichen Einflusses die Formen des bekannten Hallstätter Gräberfeldes, namentlich insoweit, als es sich um Gebrauchs- und Schmuckgegenstände aus Bronze (der bekannten Legierung aus etwa 95 Teilen Kupfer und 5 Teilen Zinn) handelte.

Bei weitem die größte Zahl und die ergiebigsten der schlesischen Gräberfelder gehören diesem ebenerwähnten hallstätter Formenkreise an. Während dieser Periode gewinnt allmählich das Eisen neben der Bronze an Geltung, um schließlich noch vor der römischen Kaiserzeit zur unbedingten Herrschaft zu gelangen. Nadeln aller Art, Gewandspangen, Arm- und Fingerringe, Perlen und Ohrgehänge aus Bronze, sowie Kelte, Messer, Scheeren, Lanzen- und Pfeilspitzen, sowohl aus Bronze, wie aus Eisen, bilden deshalb in den Leichenbrand-urnen der Begräbnißplätze jener Zeit die bemerkenswerthesten Beigaben. Neben größeren und kleineren Hauptgefäßen aus Thon mit den Leichenbrandresten standen und lagen in der Regel eine größere oder geringere Zahl von Krügen, Näpfen, Schalen, Tassen, Töpfen und Flaschen, ferner zuweilen zwei-



Nach eigener Zeichnung von H. Langenhan-Regnitz.

Rekonstruktion eines vom Verfasser bei Breslau aufgedeckten Grabes der jüngeren Leichenbrand-Gräberfelder-Periode (ca. 500—200 v. Chr. Geh.)

enthaltend:

Urne mit Knochenresten (Asche) und 1 obenaufliegende Bronzenadel mit dem in Schlesien häufigen Schwanenhalse, ferner 1 Steinhammer, 1 Eisenmesser, 1 größeres und 4 kleinere schwarze Beigefäße, 1 Dose mit Deckel, 1 Gefäß in Tierform, 1 Schale, 1 bemaltes kleines Krüglein, 1 Tellerchen und 1 kleine Klapper.

und dreiteilige Gefäße, Klappern in Form von Rissen oder Vögeln mit kleinen Steinchen im innern Hohlraum und Dosen mit Deckeln. Alle aus Thon gefertigten Gegenstände waren aus der freien Hand, also ohne Drehscheibe geformt und zeigten neben den einfachsten Formen ohne Henkel und Zierrat alle Übergänge bis zu den dünnwandigen, feingeformten, durch Henkelansätze und Buckel gezierten, durch geometrische Ornamente ausgestatteten und zum Teil geschmackvoll bemalten Gefäßen. Eine große Geschicklichkeit in der Behandlung des plastischen Thones, in der Formengebung, in

der Erfindung immer neuer Formen und in der sicheren Ausführung der in geraden und geschwungenen Linien ausgeführten Ornamente waren ohne Zweifel den Verfertignern jener Grabbeigaben eigen. Es zeigte sich auch in der Anordnung der Grabstätten selbst und in den oft sehr zahlreichen Beigaben ein hoher Grad von pietätvoller Behandlung der Toten. Die große Zahl der gleichartigen Grabstätten auf ein und demselben Platze ließ auf eine dichte Bevölkerung der fruchtbaren Ebenen Schlesiens schließen. Speisereste und verkohlte Getreidekörner deuteten darauf hin, daß die Alvordern jener Zeit in festen Wohnsitzen Ackerbau und Viehzucht, wenn auch in viel einfacherer Weise als heute, betrieben. Als Fundstätten dieser Zeit sind namentlich zu nennen Göllschau, Lessendorf, Woischwitz, Tschansch, Dyhernfurth, Carlsruh bei Steinau u. s. w.

Über die Ausstattung der Leichenbrandgräber giebt die nebenstehende Abbildung einen ungefähren Anhalt. Oft war die Zahl der Beigaben eine viel größere, zuweilen stand die Leichenbrandurne allein, oder es fanden sich nur dürftige, einfache Gefäße in ihrer Nähe, die nicht selten sogar schon verlegt waren, bevor sie eingesenkt wurden.

Da uns schriftliche Aufzeichnungen über die der vorchristlichen Zeit angehörenden Funde und ihre Urheber naturgemäß ganz fehlen, so sind bildliche Darstellungen, wie sie 1896 auf einer dem Altertumsmuseum zu Breslau einverleibten Urne von Vahse (Kr. Wohlau) sich zeigten, von großer Bedeutung. Die allerdings sehr einfache Darstellung von Jagdszenen auf dem bauchigen Teile jenes Gefäßes beweist uns, daß die damaligen Bewohner Schlesiens Pferde züchteten, dieselben gut zu reiten verstanden, daß sie den Hirsch jagten und zwar nicht mit der Lanze, sondern mit Bogen und Pfeil, den sie stehend, nachdem sie vom Pferde abgesprungen, dem beschlichenen oder eingeholten Hirsche nachsaubten.

In den südlicheren Ländern Europas wird die durch die allgemeinere Benutzung des Eisens charakterisierte, nunmehr folgende Periode nach einer reichen Fundstelle am Neuenburger See La Tène-Periode genannt. Dieser Zeit von La Tène (Untiefe) entsprechen in Schlesien die erst in neuerer Zeit recht gewürdigten und genauer spezifizierten Funde der vorrömischen Eisenzeit. Die Bronze wurde in dieser Periode fast nur noch zu Schmuckgegenständen (geperlten und gebuckelten Armringen, Kettchen und Fibeln [Gewandspangen]) verwendet. Aber auch die Fibeln wurden zu dieser Zeit schon vielfach aus Eisen geschmiedet und haben ein durchaus anderes Aussehen, wie diejenigen des Hallstätter Formkreises. Insbesondere aber treten die Waffen, wie Schwerter, Lanzenspitzen, Schildbuckel und Dolche, ferner Gürtelhaken und Ösen, Riemenbeschläge aller Art und Pinzetten, Scheeren und Messer in neuen Formen und Gestalten in die Erscheinung. Statt der Leichenverbrennung zeigt sich vielfach die Beerdigung, welche auch später dann hervortreten scheint, sobald die Lage der Bewohner unserer Breiten unruhiger, die Zeiten kriegerischer geworden waren. Die Funde von Kentschkau, Merzdorf, Vorkendorf, Langenau, Bernstadt, Zeseritz, Kleinschweinitz (im Diegnitzer Kreise), Schweidnitz, Bölling und Kaulwitz gehören dieser Kulturstufe an, in welcher die Thongefäße an Zahl und Formenreichtum bei weitem hinter denen der früheren Stufe zurückblieben.

Aus der eigentlichen römischen Periode stammen Grabstätten, welche in der Regel nur ein schöngesformtes, meist dreihenkliges Gefäß mit Mäander oder Punktornamenten aufweisen und neben diesem, mit den Resten des verbrannten Leichnams erfüllten Gefäße meistens Eisenbeigaben enthalten, von denen die Schwerter und Lanzenspitzen fast immer verbogen oder unbrauchbar gemacht waren. Die Metallbeigaben tragen oft Spuren der Feuereinwirkung, waren also dem Toten auf den Scheiterhaufen mitgegeben worden.

Der späteren römischen Periode oder schon der beginnenden Völkerwanderungszeit gehören endlich Funde an, welche in Schlesien namentlich bei Wichulla (unweit Oppeln), bei Carlsburg (Kr. Ols), bei Massel (Kr. Trebnitz) und vor allem bei Sackrau, unweit Hundsfeld, östlich von Breslau, zu Tage gefördert wurden. Diese letzteren Funde heben sich, sowohl was die Verschiedenartigkeit und den Wert der verwendeten Materialien, wie die Kostbarkeit der Fundgegenstände selbst anlangt, aus dem Rahmen sämtlicher übrigen Fundergebnisse heraus. Sie überragen auch die zierlichen Bronzegeräte der Hallstätter Kultur ganz bedeutend. Die vom Verfasser in den achtziger Jahren zum Teil mitgehobenen und größtenteils mitbearbeiteten Objekte der drei Sackrauer Funde verdienen auch an dieser Stelle eine kurze Würdigung. Man war bei ihrer Betrachtung in der glücklichen Lage, ihre Zeitstellung durch gefundene Gold- und Silbermünzen genauer festzustellen. Ein Goldsolidus, welcher alsbald nach dem Tode des Claudius Gothicus (268—270) geprägt wurde und die jüngste der entdeckten Münzen war, verwies die Einbettung der Fundobjekte in das Ende des dritten, bezw. den Anfang des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Gleichartige Funde in Sanderumgaard und Barpelew (Dänemark), in Dsztrópataka (Ungarn) und am schwarzen Meere wiesen auf eine Kultur hin, welche auch Schlesien berührte und sich vom schwarzen Meere bis zu den Eilanden der Ostsee erstreckte. Spezieller mag noch hervorgehoben werden, daß aus der Lage der Fundgegenstände in drei Gebieten aus nordischem Steinmaterial und aus zwei aufgefundenen menschlichen Backen- oder Mahlzähnen mit großer Sicherheit darauf geschlossen werden konnte, daß es sich bei Sackrau um drei Skelettgräber handelte und daß allem Anscheine nach drei vielleicht zu einer angesehenen Familie gehörige Glieder, ein Mann, eine Frau und ein junges Mädchen hier in drei separaten Grabstätten ihre Ruhe fanden. Die Gräber wurden beim Sandschachten entdeckt, die letzten zwei erst ein und einviertel Jahr später als das erste Grab. Alle drei enthielten sowohl die wertvollsten Schmuckgegenstände, wie auch die einfachsten Objekte des Hausrates, was einen Schluß auf die Gebräuche der damaligen Zeit zuläßt, den Leichnam mit allem, was ihm im Leben lieb und teuer gewesen, auszustatten. In dem zuerst entdeckten Frauengrabe waren besonders auffallend ein mehr als einen Meter hoher Bierfuß aus Bronze, dessen Hauptstäbe durch Schienen mit Scharniergelenken verbunden waren und beliebig enger oder weiter gestellt werden konnten. Goldfibeln, Goldpinzette und Goldlöffeln, eine silberne Scheere und silberne und bronzene Gefäße, besonders aber ein Spinnwirtel bildeten den besonderen Schmuck des Frauengrabes. Das Männergrab wurde gekennzeichnet durch die kräftigere Ausstattung der Schmuckstücke, durch eine starke Gürtelschnalle und die größere Trinkschale.

Das Mädchengrab endlich zeigte alle Schmuckstücke in zarterer Ausführung und entsprechender Größe. Außer den angedeuteten Gegenständen aber verdanken wir den drei Gräbern eine reiche Sammlung der schönsten Fibeln aus Gold und Silber, verschiedenartige Thon- und Holzgefäße, Becher und Schalen aus Glas, Silber- und Bronzekeßel, Siebe, Kasserolle und vieles andere. Die Fundobjekte wiesen die verschiedensten Kunsttechniken auf, wie sie vom schwarzen Meere aus nach Norden verbreitet wurden. So namentlich kamen bei den Goldsachen die Filigranarbeit, die Granulierung, die Tauschierkunst und die Herstellung des Niello zur schönsten Geltung. Das Färben und Schleifen der Gläser, die Millefioritechnik, wie auch die Verwendung der Halbedelsteine und des Bernsteins der Nordseeküste trat nicht minder deutlich vor Augen. Alle diese herrlichen Fundstücke werden eine der wertvollsten Erwerbungen des Breslauer AltertumsMuseums bleiben. Sie dürfen wie alle vorher besprochenen Objekte als die Hinterlassenschaft germanischer Ureinwohner Schlesiens angesehen werden. Wir werfen zum Schlusse nur noch einen Blick auf die nun folgende, für Schlesien sehr bewegte Zeit, die eigentliche Zeit der Völkerwanderung, zu welcher auch Schlesien von seinen alten Bewohnern entblößt wurde und neue Besiedelung empfing. Die nun folgenden Jahrhunderte bieten nur wenig bemerkenswerthes und nicht leicht zu deutende Funde. Schlesien scheint erst wieder in späterer Zeit reicher bevölkert worden sein; die Funde der Burg- und Ringwälle, sowie Hacksilberfunde arabischen Ursprungs vermitteln die Epoche des Beginns schriftlicher Aufzeichnungen.

L. Langenhan.





Schlesisches Volksleben.



Das schlesische Volksleben ist das Buch der schlesischen Kulturgeschichte, und der Schlesier darf sich dieses Sitten spiegels nicht schämen. Bei allem, was er denkt und empfindet, was er beginnt und schafft, läßt er sich von dieses Spiegels schönem klaren Bilde leiten. Zwar halten es viele nicht für der Mühe wert, sich die prächtigen, farbenfrischen Bilder des herrlichen Buches anzusehen oder den geist- und inhaltvollen Text desselben zu lesen; sie finden es im Gegenteil unter ihrer Würde, sich damit zu befassen, und leben wohl gar in dem thörichten Irrtum, daß ein solches Beginnen auf ihre verfeinerten Sitten einen höchst schädlichen Einfluß ausüben könnte. Aber das sind glücklicherweise nur wenige der unsrigen, die solchen Anschauungen huldigen, und zwischen ihnen und dem echten schlesischen Volke ist deshalb eine große Kluft geschlagen, die um so fester und unüberbrückbarer wird, je erhabener jene sich über die anderen dünken und je mehr sie das Volksleben aus den Augen lassen. Die überwiegend große Mehrzahl unserer schlesischen Bevölkerung ist sich erfreulicherweise wohl bewußt, welch hoher sittlicher Wert in unserem Volksleben liegt, und trägt zur Erhaltung und Förderung desselben jederzeit ihr möglichstes bei. Und willst auch Du, mein lieber Landsmann, Gelegenheit zur Beobachtung dieses Volkslebens finden, so bringe demselben nur ein offenes Auge und ein empfängliches Gemüt entgegen, dann wirst Du allerorten schauen, was Dir tiefe Bewunderung und reine Freude schafft. Belausche das unterhaltende, unschuldige Spiel der Kleinen mit seinen im Dialekt gehaltenen ungekünstelten Liedern, Unterhaltungs- und Auszählreimen, und Du wirst Dich bald in die Fröhlichkeit und Unschuld Deiner eigenen Kindheit zurückversetzen; sei nur Augenzeuge der Stunden der Erholung und der Unterhaltung, in welcher die bescheidene, anspruchslose Jugend nach mühevoller Tagesarbeit ihre Befriedigung sucht, und Du müßtest das griechischste Exemplar der Menschheit sein, wenn Du an ihrer geistigen Frische, an

ihrer sittsamen Lust und an ihrem lauterem Frohsinn nicht herzliche Freude empfändest und innigen Anteil nähmest; wirf einen Blick ins stille zufriedene Glück des Familienlebens, wo noch einfältige Frömmigkeit und wahre, aufrichtige Liebe und Treue zu finden ist, und Du wirst alsbald zu der unumstößlichen Wahrheit gelangen, daß auch ein mit allerlei Gütern überreich gesegneter Mensch in diesem Stücke sich mit jenen Glücklichen nicht zu messen vermag; suche das schlesische Volk auf bei seiner Arbeit und im Beruf, bei seinen Gastmählern und Festlichkeiten, in guten und bösen Tagen, höre es in seinem witzigen Sprichwort und in seinem gemütlichen Liede, achte auf sein scharfes, zutreffendes Urteil, auf sein ganzes Thun und Treiben, überall und jederzeit wirst Du neben seinem originellen Wesen zugleich die tiefe Innigkeit seines Gemütes verspüren. Selbst bei Ausbrüchen des Zornes, des Spottes und der Verachtung weiß der Schlesier in seiner Gemütsruhe Bilder und Worte zu gebrauchen, worüber Du nicht selten in Bewunderung und Staunen versetzt werden wirst, und über deren Derbheit Du ein herzliches Lachen wohl schwerlich wirst verbeißen können.

Die Umgangssprache im Volksleben des Schlesiers ist selbstverständlich die Mundart seines Landes. Diese ist je nach der Lage des Heimatsortes verschieden. Die älteste und zugleich am meisten ausgeprägte von allen ist diejenige des Zobtener Haltes, von der sich die zahlreichen übrigen Abstammungen mehr oder weniger unterscheiden. So ungleich aber auch die Idiome in den verschiedenen Gegenden Schlesiens sind, so atmen sie doch alle einmütig den gefunden Geist, dessen kernige Eigenschaften eben den Schlesier kennzeichnen.

Man hat vielfach versucht, der Ausbreitung, nicht nur des schlesischen Dialekts, sondern der Mundarten überhaupt, vorzubeugen und das Volk mehr an eine deutsche Schriftsprache zu gewöhnen, das ist aber bisher ein so vergebliches Bemühen gewesen, daß auch an den kleinsten Erfolg in diesem Sinne niemals zu denken war. Und das schlesische Volk thut recht daran, wenn es das Kleinod seiner heimischen Sprache fürsorglich hütet und die Sitten und Bräuche seiner Väter hegt und pflegt, denn nicht nur von der hochdeutschen, sondern ganz besonders auch von der mundartlichen Sprache gilt das Wort Schenkendorf's: „Meine seligsten Gedanken sprech ich wie der Mutter Mund.“

Der echte Schlesier ist ein feiner Gemütsmensch, er ist für alles Rechte, Gute, Wahre und Schöne begeistert und leicht zu gewinnen, während er Unrecht und unlauteres Wesen jedweder Art energisch verabscheut. Das schlesische Volksleben erzieht demnach dem Hause und der Familie lebensfrohe, rechtschaffene und arbeitsfrendige Menschen und schafft dem Vaterlande und der Obrigkeit nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft, treue und gehorsame Staatsbürger und von wahrer Humanität erfüllte Bruderherzen. Angesichts solcher Thatfachen verdient dasselbe auch als mustergültig für alle Lebensfälle hingestellt und in seinen zahlreichen Tugenden zur Nachahmung empfohlen zu werden. Es erscheint daher auch als Aufgabe der heimischen Poeten, dieses Volksleben auf einer seiner hohen Bedeutung entsprechenden Höhe des Ansehens zu erhalten, denn ungeselliges, ungehöriges und scharf zu mißbilligendes Wesen beginnen bereits hie und da an dem festen Fundamente unseres Schlesiertums

zu bröckeln und seine Bedeutung herabzuwürdigen. Um nun diese gegnerischen Versuche kräftig abzuwenden, bedarf es beredter Zungen und gewandter Federn, die wohl ein derbes Wort, wie es dem Schlesier ureigen ist, nicht zu scheuen haben, die aber zugleich auch peinlich Vorsicht zu üben wissen, um sich nicht in Ungezogenheiten und Geschmacklosigkeiten zu verlieren. Poeten des letzteren Schlages erweisen der schlesischen Heimat einen schlechten Dienst: sie zeigen die Auswüchse, die Schatten- und Rehrseite des schlesischen Volkslebens, und ihre ungesunden, giftigen Erzeugnisse sollten daher nicht gelesen werden.

De schläp'sche Gemittlichkeet.

Wu jung und ahlt zusommahält,
Do labt sich's schien und gutt.
Woas nukt a Strump vul boares Geld,
Wenn oll's sich händeln tutt!
Drüm gilt mer de Gemittlichkeet
Sowiel als wie a Schmoz,
Dan ich ei oller Herzlichkeet
Uf's Guschla ga mem Schoß.

Wenn Diech's, Du praves Weibla Du,
Vom gorscht'ga Alla kränkt,
Weil Montigs, doß a do partu
Bluß oan a Bräuer denkt:
Hiersch', güm 'm ock doas Neegla Bier,
— Die andern schloppern Wein —
Und setz 'm lieber Dinstigs vür
'n Harig uf die Bein.

Der Moan und 's Weib, doas is ee Leib,
Drüm, Aller, merk dersch gutt:
Wünscht sich Dei Weib zum Zeitvertreib
'n Schürze, Kook und Gutt,
Do mach' orscht keene Würgerei,
Niem flink a Wascher raus,
Greif nei recht tief, do kimmst o glei
Gemittlichkeet eis Haus.

Um doß Dei Geld ne müßig leit,
Und doß De ne drüm kimmst,
Do wirscht De darb vo Zeit zu Zeit
Zum Steuerzaphn verbinnst.
Mach' keene Zucht, wenn Du o org
Mit 'm Dauma wackeln mußt,
Der Steuermoan macht sich 'n Quorg
Aus Denner Wutt und Buhst.

Goar Moncher koan ne glücklich sein,
Led't schauderhofft'ge Mut
Und schoßt, ver lauter Liebespein,
Sich endlich maujetut.
Doch war gemittlich is, dar gofft
Die Sache andersch oan:
„Foahr' hin, mei Kind!“ spricht dar und
Sich glei 'n andre oan. [schofft]

Wenn Hinder und is Gänseviech
Und Schmied's sei Taubahaar
Den'n Hoaber äga, Strich fer Strich,
De Garichte kreuz und quar:
Ock schick' a ne a Hund uf's Klee,
Und schlo ne ein se nei!
Nee, joa se ei Gemittlichkeet
A Tag zwee dreimool rei.

Kränkst Dich amool der Nupperschmoan
Und kimmt Der sackvelgroob,
Do siech Der ock a Himmel oan
Und thu, als wärst De toob;
Und loos a pulvern, wie a wiel,
Und thu a ne verkloan;
Denn de Ufgoata kusta viel:
Drüm bleib gemittlich, Moan!

Und weil uns de Gemittlichkeet
N frisch a Mutz derhält
Ei bieser Zeit, ei Surg' und Leed,
Do gilt se mehr wie Geld.
Drüm lüft ock, ohne Underschied,
Gemittlichkeet eis Haus:
War heute noch ein Zuche zieht
Spounnt uft' schunt muerne aus.

's Ganschreita.

's woar Sunntigs nomittigs, acht Tage no Fingsta. De Sunne brannte goar roasnig heeß uf a Pelz und ma schwitzte bem Missiggeihn. Aber under a Schwartz-boom mucht sich heute ei Klee-Klunkersdurf kee Mensch lä'n, denn drauße uf der Schoofbrooche woarsch Ganschreita, und do wullde do kees woas verposja. Olles woar uf a Ben'n, und goar aus a Nupperschörfern und aus'm Staadtla hotte de Neuschier heute is Bubelkum hargetriebe. Verm Kratsch'm stoand Kupp oan Kupp, doß kee Doppel zur Erde kinnde, und olles poschte, wenn's wär lusgiehn. De Musseganta stoanda schunt fix und fertig oam Standboome und luheta uf Weidlich Edwards sen'n Wink. Edward blies nämlich die feine, quietzschneige Stimme uf der Klannette, und deswägen staltt' a o a Kapallmееster vür. Seine Leute hotta schunt is Knotabuch ufgeschloan und a Klee-Klunkersdurfer Morich ufgesucht, denn dar mußte heute zum Auszuge und zum Eizuge feste weg gespielt warn. Der Kapallmееster instruierte derweilte a Muhrla Franze no awing, doß a und a thät o immer hübsch uposja und a ließ' sich ne ent aus'm Gleeße bringa. „Wenn ber heute ünse Sache ne urntlich macha,“ meent' a, „do krieg' ber a Buckel vul Schande. Lä' Dich amool urntlich nei eis Zeug, der Teiwel wird Dich ne glei hulln.“ Franze hotte zwoar keene große Künste zu bloßa, a tüt'te bluß immer kwißer de Weiße und kwißer a Posz nei: „Sie hoot's Rotta, do hoot's Rotta, hie und do und durt' hoot's Rotta,“ aber a ging orscht a irschta Winter miete Musik macha, und do woar a mit da andern ne recht eigefuxt.

Uf eemol schub is Bubelkum aus 'nander, als wenn 'n Utter drunder gefohrn wär. De Froovölker gillta und de Monnsleute lachta haller Holses: Der Honsworstcht koam gedroabt und machte Bloß met der Strangpeitsche, zwanzig Schriete üm sich rüm. A hotte pludrige Leimthosa oan; ee Been stacte ei em ruta Strumpe und doas andre ei em bloa; de weiße, kurze Jacke woar mit zwanzigerlee scheckiga und gittriga Fleckan geflickt; oan der Zipfelmütze, oan a Hända und oan a Ben'n hinga Klingerla runder, diebe schunt vo großer Weiße 'n tulla Spektakel machta, und doß a und a soag recht fursch aus, do hott' a sich ubadruf mit Rome 'n schworze Vorve gemoolt. A machte hurtig a poar Bocksprünge derkreuze und derquare, und dernohrte hullt' a aus und knollte a poarmool mit der Peitsche, doß's em ei a Uhrn

jumnte. Und wie a und a hotte olles hübsch ei de Winkel geprescht, do koama de Ganschreiter vangesprengt: a holb Schoof schmucke, stromme Knechte aus der Klee-Munkersdurger Bauerschost. Jeder hott' a schunweißes Hemde über a Rums gezogen und doas woar wieder mit einer ruta Schärpe um a Leib zusammengebunda. Dan der Müze stacte a hübsch Richla mit langa flottriga Bändern. Schärpe und Bänder und Richla woarn Geschenke vo ihra Zimfern, die se sich zum Feste eigeload't hotta. 's Fard hoatt' sich jeder vo sem Bauer geburgt. Burnaweg riet Heeda Lobe, der ält'ste Grußknecht aus'm Durfe. A fuhrte a Zug oan und suchtelte derbeine immer mit em ala holb verrusterta Sabel ei der Lust rüm. De Musik blies 'n Tusch, und dernohrte stallta sich de Ganschreiter ei Kratschmers sem Horve uf, immer zwee und zwee, doß der Zug recht lang wurde. Weidlich Edward winkte mit der Klannette, und de Musiganta bliffa a zweta Tusch, dar goalt a Zimfern, die de äben — fuszamool zwee — aus der Goststube rausmoschiert koama. Ei ihra kurza Porcharöckla, ei da pauschiga, weißa Hemdärmeln, ei da ruta Purpertüchlan und ei da schneieweiß geblechte Leintschürza soaga die klen'n Froovölker recht ollerliebst aus, und war se a Tag dervüre a Kuchstoa ausmista swag, dar kannt' se heute ne wieder. Jede hielt 'n frische Trunk ei der Hand, dan se ihrem Zunggeselln übersch Fard nuf rechete, um doß und a thät sich droan loaba. 's woar freilich oß a Fingerhuttvel und bei dar moadiga Hitze woarsch, als wenn doas Tröppla uf 'n heeßa Steen fällt, aber 'n kleine Verfrischung blieb's halt cemoool doch, überhaupt do se vo der Zimfer koam.

Der Kratschmer ließ jitz is Scheunthor ufmacha und ei em klen'n bißla do koam a vierpänniger Flechtawoan rausgefoahrn und hielt ver a Ganschreitern und ver a Zimfern stille. A woar mit junga Birklan gepuht und quarüber vo einer Flechte zur andern loag a Brat, uf dam soaß der bekränzte Gansch. Mattierlich woar a tut, aber a soaß do, als wenn a labte und Gigag schrein wellde. Sunster hott's uf'm ganza Woane nisch als wie 'n große Rodehacke. De Musiganta spielta a dritta Tusch und dar goalt jitz 'm Gansche, um dan sich heute das ganze Fest drähte. 's machte olles 'n barbarische Zug und der Weidlich Edward ließ anstinma:

Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose, eh sie verblüht.
Man schafft so gern sich Sorg' und Müß',
Sucht Dornen auf und findet sie
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blühet.

Monnsleute und Froovölker songa dichtig miete und wie doas Liedla olle woar, schwang der Heeda Lobe a Sabel, und doas woarsch Zecha, doß der Zug und a sullde obmoschiern. Burnaweg sullerte wieder der Honsvorscht und hielt sich mit seiner Heppetsche de Leute immer a gruß Stücke vom Holse, dernohrte koam de Musik und der Flechtawoan mit 'm Gansche, derhingerhar rieta zwee und zwee die dreißig Ganschreiter, und zuletzt morschierta paarweise de Zimfern, genau ei derselba Ordnung als wie ihre Zunggeselln. A lehta Zoop machte 's Bubelkum. Monchmool blieb der Zug hahn, weil der Flechtawoan entzweeder ei em Groaba oder ei

emmer klen'n Tille feste soaß. Do hoppste ock hurtig der Honsworscht uf a Woan, hullte de Rodehacke runder und hackte hinger a Kadern awing weg, do gings glei wieder wetter. Doas wurde freilich ock bluß verliebegerne gemacht, kum doß 's und is goab wieder 'n Raake zum Lacha.

Zijt bug der Zug zum Bacha-Pauer nei. Dar stoand mit der Zunftroo schunt ei der Hausthüre. De Musik und de Ganschreiter und de Zunftern machta 'n Krees um se rüm, und dernohrte troat ihre eegne Grußemoad, die o miet Zunftroo woar, mit em Teller ver se hien und hut der Herrschaft a Richla oan. De Zunftroo grief zu und der Herr noahm a Watschker raus und goab der Moad 'n Thوالer dersür. „Wenn sich de Leute is ganze Soher schinda und äseln,“ meent' a, „und ünjerereis Sache woahrnahm halfa, do wulln se o amool 'n Lust hoan, und 's Arbeita giecht dernohrt' no amool asu gutt.“ Zijt zug Heeda Lobe mit sem brauna Wallach avür und ließ a Wuhlthäter huch laba, doß de Erde zitterte. „'s is schunt gutt,“ soate der Bacha-Pauer, „ock besufft euch ne!“ Der Honsworscht noahm seine große birne Lufe raus und ließ a Herrn amool schnuppa; dernohrte zerrt' a 'n ale blecherne Funze aus der Westatosche, die 'n Uhre vürstelln sullde, und hielt f' 'm under de Noase und zeigte druf und machte 'n wichtige Miene und winkte mit der Hand uf de Schoofbroche zu, indem doß a und a meente dermierte, 's wär Zeit doß a sich nausmachte uf a Festploß. „Ja, ja,“ soat' a, „ich kumme mit der Zunftroo glei annooch.“ Der Flechtawoan mit 'm Gansche woar underdessen um a Mist rüm ümgedrährt und nu machte sich olles wieder zum Luche naus.

Au ging's aus em Pauerhove ei a andern, und jede Herrschoft goab herzlich gerne woas derzune zum Feste fer ihre Leute, und o der Honsworscht kriegte do und durte 'n Biehma uf Schnupptobak. Wie se olle vier'nzwanzig durch woarn, de Pauern, do jurte olles uf de Broche zu.

*

*

*

Uf der Schoofbroche wimmelt's heute als wie ei em Omßahessa. Der Kratschmer woar schunt a Tag dervüre mit 'm Stellmacher draußa gewast und hotte Buda gebaut und Schoartabeemla ufgestallt, Bänke und Tische ufgeschloan und a Grabla gegroaba, wu a wullde seine Faszla neilä'n, doß is Getränke und is blich hübsch frisch. „Wenn's heemlich bleibt,“ meent' a, „do könnte nurne a Biehma Geld eikumma,“ asu spikliert' a, und a hott' sich ne verrecht. Herrschoft und Gesinde, Moan und Weib, Me und Kinder hott's draußa zum Dertrata. Der Hauptploß fer de Neuschieriga woar die lange Reitboahue; 's woar olles drüm rüm, als wie de Fliega um a Quorgsaak, und der Honsworscht hotte Rut, doß a und a kumme mitta drinne an Ploß fer de Ganschreiter freihaln. Unda woar a Gemoole*) wu se ausrieta und uba woar wieder ees, wu se stille hielda. Ei der übersta Hälfte stoand 'n huche Ehr'nsfoorte und mitta droan bummelte der Gansch. A hing a Kupp trübatimplig uf nunderzu, und 's woar ock gutt, doß a tut woar, funster wär 'm wull sein is Blut ei a Kupp gestiega. Abadruffe uf der Ehr'nsfoarte stoand a klee Birkla, wu a hübsch Burpertüchla druffe flotterte.

*) Mal oder Zeichen.

Doas woarsch Geschenke fer da Reiter, dar 'm Gansche ein Kalupp mit 'm Sabel a Scharb'l runderschlug. Sapperlot no amool! Doas woar 'n Lust, wie die dreißig Ganschreiter umzeechig uf und objächta, no 'm Gansche hieba und niicht troafa. Enner schwoppte uf a Rums, dar andre uf de Ehrnfoorte und a dritter füng goar orscht oan zu haun, wenn a schunt durchgeprescht woar. 's soag sich zwoar ganz leichte oan, doas Ding, aber 's woar schwerer als wie ma duchte. Der Sabel woar wull ent oan der Schneide awing geweht, aber de Lode noahm a no lange ne. A poarmool woarn se schunt durch, de Kunstreiter, und ferner hotte woas lusgenurfelt; uf eemol aber prüllte 's ganze Bubelkum aus Leibeskräfte „Hurra“, und de Musik blies a Klee-Klunkerchdurfer Morich. Der Schworzer Gottlieb, Rußboom-Pauers sei Knecht, hotte mit em sauf'niga Hiebe a Gansch köppniert, doß der Klupp zahu Beete weit furtflug. Der Honsworscht schlug dreimool 's Road, klatterte oan der Ehr'nfuorte nuf und hullte 'm Schworzer Gottliebe sei Burpertüchla runder, und dernohrte schuiet a mit sem Kliebsahengste a Gansch lus und brucht' a mit em hübscha Kuppelmente Gottliebs jenner Zimfer, dar a nämlich vo Rechtswägen gehurte. Die andern gumta 'm Gottliebe urntlich ne doas Glücke, weil a doß a und a hott' sich orscht ver acht Taga under de Knechte eigekooft. Kaum doß a sen'n Grufzunga obgestreeft hotte, do schnoppt' a 'n o schunt da fetta Biffa weg, uf dan sich der Heeda Lobe und moncher andere schunt lange verspißt hotte. Aber 's mußte niicht, woas recht und billig is, muß 'm Menfche warn, und deswägen behielt o der Schworzer Gottlieb is Burpertüchla und seine Zimfer a fetta Gansch und goalt uf 's ganze Toher fer a besta Fechter under a Klee-Klunkerchdurfer Knechta. Sei Zimferla aber soag mit Stulze uf ihra prächtiga Gottlieb.

* * *

Der Kratschmer hotte underdessen ei sem Schentzelte gude Geschäfte gemacht. Doas durstige Water machte durstige Kahl; 's wurde immer ee Fohla no 'm andern ausgeloppert. Und doderbeine bruchte o der Honsworscht die ganze Gesellschaft gehörig ei a Schweiß; überhaupt da verpuchta Zunga, dan stieg a urntlich uf 's Klee, denn se plätkta immer ei em weg: „Honsworscht, gi' mer 'n Wurscht, wenn d' a Stückla übrig huf!“ A trieb se immer aus em Winkel ei a andern und knollte mit der Peitsche üm se rüm, doß 's a urntlich ei a Uhrn knagte.

Dan enner langa Luffel extra soaß de Klee-Klunkerchdurfer Pauerschost. Hien und derwieder machta se bem Kratschmer amool woas gutt uf Getränke fer de Knechte und fer de Made, denn ei dam Punkte do liffa se sich ne lumpa. Se fräta sich, doß ihre Leute asu gemittlich mit 'nander harmenierta, und doß überhaupt doas ganze Fest asu wunderschen verlief. 's wurde gesunga und gelacht, gespielt und getanz; der Grufknecht tanzte mit der Pauersfroo und der Herr mit der Grufemoad; kurzum olles woar lustig und guder Dinge.

Wie de Sunne übersch Bergla kruch, ließ Heeda Lobe zum Sonnen blofa, und ehb ma sich versoag, woar olles zum Gizege ufgestallt. Burna oan der Spitze riet jikt nattierlicherweise der Schworzer Gottlieb und ließ sich vom Bubelkumme

Bewundern. De Musseganta mußta uf neizu bloß, doß a de Dga zum Kuppe rausstoanda. Ver'm Kratsch'm wurde stille gehaln und der Heeda Lobe ließ no amool de ganze Klee-Kunkerischdorfer Bauerschaft huch laba. Dernohrte ging olles, woasde ne miete zu a Ganschreitern und zu a Zumfern gehurte, fenner Wäge uf heemzu.

Ei Kratschmers fenner Tanzstube wurde 'm Fosse der Boden vunt ausgehloan. Bem Huchländer und Schottisch, bem Linksum und bei der Exkuse, bem sachtu Walzer und bem ala Deutscha ging's lustig um de Saule. — „Doasmool tanza de Junga!“ soate Heeda Lobe, wie de Knechte ent asu a zahn Stückla obgetanz hotta. Und bescheeden und gesiets'm soama se azu, de Stoaler und de Kleejunga, boata sich 'n Zumfer aus und probierte o amool 'n Vottsch; under de Knechte durste kee Zunge drunder neitanza, do hätt' ich is Trintgeld ne miet 'm teeln wulln. Lärm und Händel wurde ne gelieda und oan eene Prügelei woar überhaupt ne zu denka. Woar aber ju ent amool a Krakehler drunder, dar wurde bale oan de Luft gesoht, doß a ne orscht Stänkerei machte. Uf die Weise blieb olles ei Ruhe und Urdnung bis der Kratschmer Fei'robend gebut. Heeda Lobe und noch a poar andere Grufknechte machta jitz Kasse und bezoahlta de Musik und 's Getränke, und nu suchte jedes sei Poocht uf, de Knechte, de Zumfern und de Stoaler.

Montigs früh woarsch Klee-Kunkerischdorfer Gesinde wieder ei der Arbeit; kees woar krank oder müde, jedes feef und soang, und ees derzahl't 's 'm andern, wie schien doß's zum Ganschreita gewast woar.

H. Licher.





Görlitz.



Lage und Entwicklung der Stadt.



enn du, lieber Leser, deine Uhr am Postamte oder Bahnhofe stellst, denkst du wohl selten daran, daß du — wo du auch im lieben Deutschland seist — nun nach Görlitzer Ortszeit deine Thaten regelst. Barer Zufall, daß der vielbesprochene 15. Meridian östl. v. Greenwich gerade über Görlitz geht! Weder die ersten slavischen Ansiedler, noch die vor 700 Jahren hier eingewanderten slawischen Tuchmacher und Wollweber konnten ihre Ortswahl nach der damals noch gar nicht „entdeckten“ Linie treffen. Und schwerlich kümmern sich selbst heut viele Bewohner der Stadt darum, daß der internationale Uhrzeiger für die ganze Staatenreihe vom Nordkap bis zum Kap Passaro in ihrem Weichbilde dreimal die Reise kreuzt, den Stadtpark besucht und in bedenklicher Nähe über das einstige Wohnhaus Jakob Böhmes streicht. Den berühmten Görlitzer Theosophen und Schuster aber würde dieser Umstand wohl gar noch bestärkt haben in dem Streben, mit seinen mythischen Schwärmerceien Tausenden die Zeit einer geistigen „Morgenröte“ zu zeigen.

Bedeutungsvoller für das Gedeihen der Stadt war von jeher ihre Lage an wichtigen Verkehrslinien. Der Breslauer Kaufherr konnte nach Leipzig oder Dresden kaum einen geraderen Weg einschlagen als über Görlitz; auch für den Durchgangsverkehr aus Südwestdeutschland nach Schlesien oder Polen hin war die Stadt bequem genug gelegen. Führt doch schon eine altrömische Handelsstraße dicht am heutigen Görlitz vorüber. Nach dieser Gegend hin öffnet sich endlich auch im Norden der böhmische Kessel. Die Stadtregierung wachte stets eifersüchtig darüber, daß in den hergebrachten Fracht- und Reiserouten keine Verschiebung einträte. Als sich z. B. 1368 durch geschickte Maßregeln des Herzogs Bolko von Schweidnitz ein neuer westöstlicher Handelsweg 7 Stunden weiter nordwärts zu entwickeln begann, scheuten die Görlitzer weder List noch Gewaltthat, um diese Schädigung ihrer Interessen zu hintertreiben.

Zielbewußte, energische Bürgermeister — vor allen Joh. Haß im 16. und Demiani im 19. Jahrhundert — wiesen weitschauend ihrem Gemeinwesen neue Bahnen des Wachstums an Volkszahl, Wohlstand und Bedeutung, und ein tüchtiger Kern echt-deutschen Bürgertums wußte sich aus zahlreichen schweren Schicksalsschlägen mit stets neuer Thatkraft emporzuarbeiten.

Folge mir durch die Stadt, lieber Leser, und laß dich's nicht verdrießen, daß es dabei in häufigem Wechsel bald bergauf, bald bergab geht! Die Hochfläche, auf der Görlitz erbaut ist, leidet trotz oft erfolgter Ebnungen an unbequemen Wellen, so daß die Pferdebahn dort regelmäßig Vorspann braucht. Ehe das Neue dein Auge



Der Kaisertrutz in Görlitz.

Nach einer Originalaufnahme von Rob. Scholz-Görlitz.

feffelt, möchte ich dir einige stummberedte Zeugen alten Glanzes vorführen. Steige die Luisenstraße hinab und wirf einen Blick auf den zinnengekrönten „Kaisertrutz“ und den malerischen Reichenbacher Turm, die schönsten Reste alter Befestigungen! Die beiden sonst noch erhaltenen Wachtürme entzücken dein Auge weniger, und gar das letzte Stück der dreifachen Ringmauer mit der Rundbastion zu Füßen der Strafanstalt im Nordosten fesselt in seiner zwar unberührten Echtheit, aber finsternen Schwärze nur den Forscher und den Romantiker. Von den Görlitzer Kirchen sollst du trotz vieler schöner Einzelheiten der kleineren nur die monumentale Peterskirche sehen, einen Gottestempel, wie ihn wenige Städte Ost-Deutschlands in gleicher Großartigkeit besitzen! Ein eigentümliches Gegenstück dazu ist das winzige Kirchlein des „Heiligen Grabes“; doch führe ich dich nur hin, wenn du Phantasie genug hast, um diese sonderbare mittelalterliche Schöpfung des Bürgermeisters Emmerich mit ihrem Beiwerk

zu würdigen. Dagegen erspare ich dir nicht die Mühe, am Untermarkte und in dessen Nähe einige Probebilder von Bürgerhäusern in dir aufzunehmen, aus einer Zeit, da durch Wohlstand und Schönheitsfuss die Wiedergeburt alter Kunst auch hier zur Thatfache wurde. Namentlich siehe dich bei einander die zwei hervorragendsten Stücke jener Periode: den „Schönhof“ und den Rathausausgang! Nach dem allen kannst du dir gewiß eine schwache Vorstellung machen von dem Bilde der tonangebenden Sechsstadt zur Zeit ihrer höchsten Blüte.



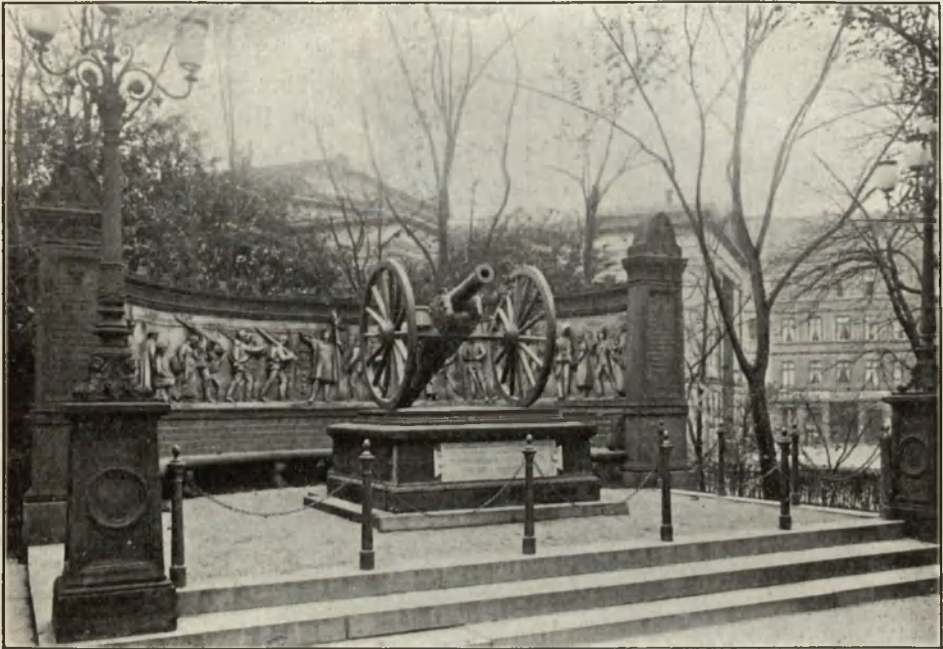
Rathhaustreppe in Görlitz.

Nach einer Originalaufnahme von Rob. Scholz-Görlitz.

Als pflichtgetreuer Führer mußte ich dir nun eine kleine historische Vorlesung halten über die verheerenden Stürme, die seit der Reformation über Stadt und Umgegend dahinbrausten. Es würde dich dann nicht wundern, daß auch hier, wie allwärts im deutschen Reiche, eine lange Zeit armutahnender Mähternheit hereinbrach. Beim Anblick des neuesten Görlitz aber wirst du zugestehen, daß sich in ihm eine neue Blüteperiode entwickelt. Wohl sind noch viele unserer modernen Bauten weit entfernt von der vornehmen Gediegenheit der Renaissancezeit; aber die Solidität fängt doch deutlich an sich einzubürgern. Das Gymnasium, das Ständehaus, die neuen Türme der Peterskirche sind von wirklich stolzem Gepräge. Auch unter den Privatbauten findest du Heimstätten

neuzeitlicher Gestaltungsfreude, die siegreich aus der Menge prunkender Mittelmäßigkeiten sich herausheben. Du triffst lange Straßen, die nicht mehr bloße Doppelreihen von Wohnkasernen darstellen. Freundliche Gärten lagern sich vor und zwischen behagliche Villen und große, gartenartige Plätze überraschen dich. Das nervöse Hasten nach Erwerb sucht sich ein Gegengewicht, und Natur und Kunst vereinigen sich zu erfolgreichem Bunde. Unser Postplatz, einst (wie Zehrfisch 1874 schrieb) „eine staubige, brennende Sandfläche, kahl und steril, wie das Gewissen der nahen Zellenbewohner (im Gerichtsgebäude) und monoton, wie die tägliche Beschäftigung eines Rechnungsrats, . . . ohne Recht, hervorgehoben zu

werden," — ist heut ein Brunkstück ersten Ranges. Inmitten gärtnerischer Schöpfungen erhebt sich der Toberenz'sche Brunnen, dessen herrliche, üppiges Leben atmende Figuren ihre nackten Marmorglieder einer von oben erwarteten kühlen Labung darbieten (einer Labung, welche die bronzene Gorgonia — „Muschelminna" nennt sie der lose Volksmund — aus Sparsamkeit leider nur selten und karglich spendet). Die Gebäude ringsum sind dieses Mittelpunktes nicht unwürdig, vornehmlich die neue Post, durch Excellenz Stephans kunstfördernden Willen mit schönen allegorischen Sandsteinarbeiten geschmückt. Ihre burghofähnliche Rückseite macht auch den hinteren Teil des Platzes sehenswert.



Kanonendenkmal in Berlin.

Nach einer Originalaufnahme von Rob. Scholz-Berlin.

Die bildende Kunst trat auch in den Dienst bürgerlicher Dankbarkeit. Längst schon ehrte die Stadt den unvergeßlichen Demiani durch ein Standbild von Johann Schilling. Dann folgten Büsten für A. v. Humboldt, Schiller, Steudner und Schulze-Dehnsch, unterdessen auch das „Kanonendenkmal“. Die thönerne Nachbildung des schönen Siemering'schen Frieses: „Wir lassen Pflug und Hammer zc.“, die an einer halbkreisförmigen Ziegelmauer das erste 1870 eroberte Geschütz umgibt, war lange die einzige monumentale Bethätigung unsres Patriotismus! Doch auch das änderte sich! Heute schmückt den Obermarkt Joh. Pfuhs herrliches Reiterstandbild des Großen Kaisers mit Bismarck und Moltke; der dritte Paladin des alten Kaisers, Noon (von demselben Künstler modelliert), steht mitten unter den Zierbüschen und Laubkronen des schönen Wilhelmplatzes; der Sieger von Düppel, Gitschin und

Nach blickt von der Blockhausplatte auf das weiterberühmte Panorama derselben. Eine noch großartigere Schöpfung zu Ehren verdienter Männer, namentlich auch des Kaisers Friedrich, ist geplant und in der Ausführung gesichert: die „Oberlausitzer Ruhmeshalle“.

Es verbietet sich hier mehr als ein äußerliches Bild der Stadt zu geben, also z. B. noch zu schildern, welche Verehrung das heutige Görlitz der Tonkunst widmet, sowohl durch die rühmlichst bekannten Schlesischen Musikfeste, als durch eine schier allzureiche Konzertsaison, — wie man ferner Thalien und Melpomenen huldigt, — welch warme Fürsorge in jeder Hinsicht unser Schulwesen erfährt, — wie sorglich

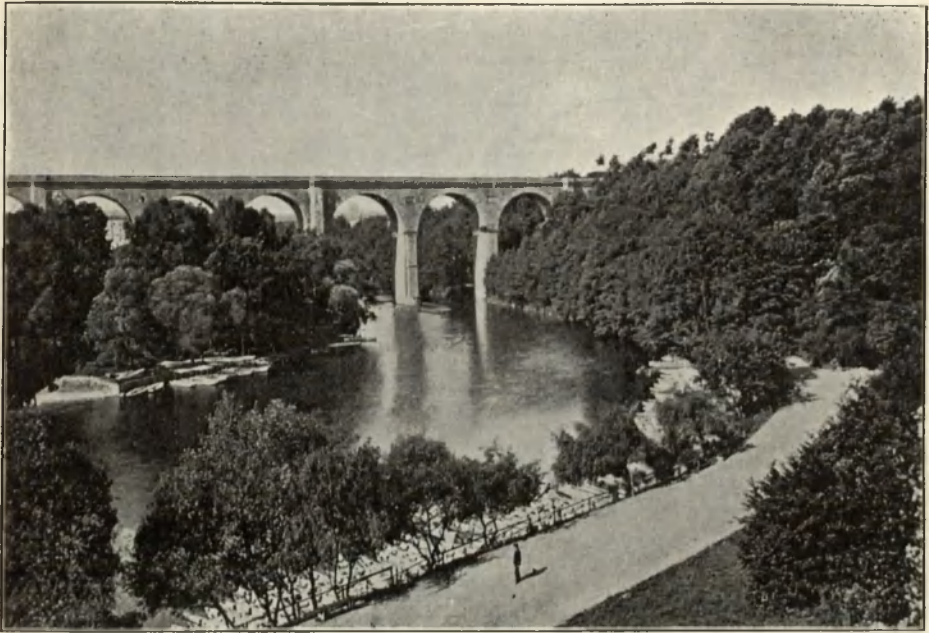


Blockhaus in Görlitz mit Denkmal des Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

Nach einer Originalaufnahme von Rob. Scholz-Görlitz.

die Wissenschaften gepflegt werden von reich dotierten gelehrten Gesellschaften, — welche Förderung eine ins Ungeheuerliche gewachsene Vereinsthätigkeit der fachlichen und allgemeinen Bildung, der Wohlthätigkeit, der Geselligkeit angedeihen läßt; — auch kann ich unmöglich genauer eingehen auf die wachsende Bedeutung der Stadt in Gewerbe, Industrie und Handel, auf die großen alljährlichen Ausgaben derselben für ihre gemeinnützigen Einrichtungen. Ein so reiches Gemeinwesen, dessen Grundeigentum fast dem Fürstentum Meuß ä. L. gleichkommt, das allein etwa 280 qkm (= 5 Quadratmeilen!) Kommunalforsten besitzt, kann sich schon etwas leisten, auch ohne die Steuerkraft seiner Bürger mehr als mäßig anzuspannen. Görlitz ist daher das gelobte Land der Pensionäre, vom Feldmarschall bis — zur ärmsten Beamtenwitwe, obwohl du auch Reuter'sche „Fetthamel“ als Stammgäste im Stadtpark antriffst.

Im Stadtpark! Ja, dies schöne Produkt des Zusammenwirkens von Natur und „Verschönerungsdeputation“ hat schon mancher Besucher gepriesen. Der vielen schattigen Gänge und lauschigen Plätzchen darin wurden dem verwöhnten Görlicher noch zu wenig. Die unter vier Reihen schöner, alter Linden bis zur Blockhaus-Höhe führende Promenade verbindet jetzt den alten Park mit umfangreichen neueren Anpflanzungen. In zum Teil bedeutender Breite bedecken dieselben den hohen Ost- und Südrand des Stadtplateaus. Ein würdiges Gegenüber finden sie am rechten Reißufer, welches in einer Länge von 2 km durch ebenso prächtig gepflegte städtische Anlagen begleitet wird, die sich dann in südöstlichem Bogen bis nahe an Moys hin-



Der Neisse-Viadukt bei Görlitz.

Nach einer Originalaufnahme von Rob. Scholz-Görlitz.

ziehen. Auf dieser Strecke, so schön sie ist, vermag der alte Görlicher nicht den Groll darüber zu unterdrücken, daß ihm das „Jägerwäldchen“, das anmutige ehemalige Schloßkind „seiner“ Jäger, nun schon seit Jahren ein verbotenes Paradies ist. Und doch hat er reichlichen Ersatz erhalten jenseits und diesseits! Vor kaum 20 Jahren waren die wallartigen Südrabhängen „von Heidekraut und spärlichem Graswuchs bedeckt und hüllten sich, vom nahen Leshwiz her gesehen, in düstres Grau“ — (Terisch); die ganze Gegend machte „den Eindruck einer unheimlichen Einöde“. Heute verleiht jeder Lenz den steilen Hängen üppigen Laubschmuck; den düstern Hohlweg, „die Stätte graufiger Geschichten“, überspannt eine niedliche Brücke, und die Höhe ist gekrönt vom schlanken Aussichtsturne der 1885er Ausstellung und dem zierlichen Spielzeug des „Weinberghauses“ — vom Volke „Dzonschente“ getauft. Auf des

letzteren gastlicher Veranda genießt man eine Fernsicht, um die uns schon viele Fremde beneideten, die so glücklich waren, an schönen Tagen dort noch Platz zu finden. Und die lieblichen Ausblicke auf den Felsvorsprüngen der bewaldeten Uferhöhen — werter Leser, ich kann nur sagen wie Philippus: „Komm und siehe es!“

Noch einen weiteren Genuß empfehle ich dir: zur Sommerzeit eine Gondelfahrt auf der Neiße, nur 1 km weit! Du hast da den schon vor fünfzig Jahren von Rießler erbauten Viadukt vor Augen, der mit seinen dreißig Rundbogen und der geschmackvollen Sandsteinbrüstung noch auf lange hinaus die schönste Zierde des lieblichen Thales sein wird und das gewaltigste Bauwerk der Gegend dazu, da er fast $\frac{1}{2}$ km in die Länge mißt und zwei Bahnlinien 35 m hoch über dem Neißespiegel hinführt. Bewundere von der Gondel aus im Rahmen seiner granitnen Pfeiler und Wölbungen den reizvollen Durchblick nach der Aktienbrauerei, den hohen Laubkronen der Insel und den durchsichtigen Sichelbogen der neuen eisernen Laufbrücke! Schaue nach der Durchfahrt um dich auf eine Scenerie wie eines tiefgebetteten Gebirgsees, dann zurück auf den weißgrauen Riesenbau: es ist hier ein Fleckchen Erde, das in seiner eigenartigen Schönheit jeden Fremden entzückt und den Einheimischen stets aufs neue fesselt.

Endlich mußt du einen kurzen Besuch auf „unserer“ Landeskrone machen! Sie ist dem Lausitzer das, was dem Mittelschlesier der Zobten: die Landmarke, nach der sein Auge in der Ferne die Heimat aufsucht. Ihre Rundschau kann sich mit der vom Zobten getrost messen. Von den Wohnstätten der 70 000 Görlitzer siehst du allerdings oben nur wenig, weil sich die städtische Hochfläche vom dicken Wasserturme aus nach Nordosten um reichlich 50 m allmählich senkt. Es dauert schon noch einige Zeit, bis — nach einem kühnen Worte Demianis — der schöne Berg mitten in Görlitz liegen wird. Nun, vielleicht sehen von seinem schlanken Burgfried herab einmal unsre Kindesfinder die Stadt ringsum aus der Vogelschau!

R. Koch.

Johannes Hatz,

Oberstadtschreiber in Görlitz.

Die Stadt Görlitz hat das Glück, auf eine große Vergangenheit blicken zu können. Seitdem das Dunkel in der Geschichte dieser Stadt allmählich sich lichtet, d. h. seit etwa 1300, spielte dieselbe die größte Rolle in der Oberlausitz. Wenn auch in Budissin (Bautzen) der Sitz des obersten Regierungsbeamten war, so zeigte sich doch die Stadt an der Neiße ihrer Nebenbuhlerin an der Spree weit überlegen an Wohlhabenheit und zielbewußtem Vorgehen in der Politik. Sie nahm die leitende Stelle in jenem seit 1346 bestehenden Sechsstädtebund ein. Pochend auf ihre festen Mauern und die Tapferkeit und Opferwilligkeit ihrer Bürger, hatte sie den kühnen und tapferen Scharen der Hussiten solche Furcht eingejagt, daß dieselben nie einen Sturm auf sie wagten. Die Görlitzer Heereshaufen waren von jeher ein Schrecken der vielen Raubbürger und Raubritter gewesen. Hatte

man einen Frevler erwischt, so hing er gewöhnlich schon nach ein paar Tagen an dem lichten Galgen. Durch kluges und festes Verhalten hatten die Bürger es verstanden, ihre Stadt dem Könige von Böhmen gegenüber, der Landesherr der Lausitzen war, fast die Stellung einer freien Reichsstadt zu geben. Die Stadtregierung lag vollständig in den Händen etlicher reichen Familien. Die Mehrzahl der Einwohner, d. h. vornehmlich die Zunftangehörigen, hatte fast gar keinen Anteil an der Leitung der Stadt. Es traten nun aus diesen leitenden Kreisen des Stadtreiments etliche hervorragende Männer hervor, so recht Abbilder mittelalterlichen kräftigen Bürgertums. Den ersten Platz nimmt in dieser Hinsicht zweifelsohne Magister Johannes Haß ein.

Haß war kein Oberlausitzer; er stammte aus Greiz im Vogtlande. Wie es scheint aus einer Handwerksfamilie entsprossen, wurde er im Jahre 1476 geboren. Als fünfzehnjähriger Knabe suchte er im Jahre 1491 zum ersten Male als Bacchant, d. h. als fahrender Schüler, Görlich auf, um die dortige Schule, deren altes Gebäude noch heute an der Peterskirche steht (Renthaus, Waidhaus) zu besuchen. Es muß diese Schule einen guten Ruf gehabt haben, denn es wird berichtet, daß dieselbe damals von nicht weniger als 500 bis 600 Schülern besucht wurde. Im Jahre 1493 wandte sich der siebzehnjährige Jüngling nach der Universität Leipzig, wo er bald den akademischen Grad eines Baccalaureus erlangte. Dann war er als Lehrer thätig in Zittau und Zwickau. Nachdem er sich sodann auf derselben Hochschule Leipzig den Titel eines Magisters erworben und in Raumburg a. d. Saale als Lehrer an der Domschule gewirkt hatte, wurde er im Frühlinge 1509 zum Oberstadtschreiber von Görlich gewählt. Der Oberstadtschreiber war in dem ganzen Gemeinwesen der geschäftskundigste und deshalb einflußreichste Beamte. Er war bei allen Verhandlungen des Rats und des Gerichts gegenwärtig, ordnete den Haushalt der Stadt mit, veranlagte und trieb ein die Steuern, vor allem aber war er der regelmäßige Vertreter der Stadt bei auswärtigen Verhandlungen und führte deshalb die gesamte offizielle Brieffchaft des Rates. In allen den Ereignissen, die Görlich vom Jahre 1509 bis 1544 betrafen, wurde nun Haß leitende und bestimmende Persönlichkeit. Es erforderte aber damals die Leitung einer Stadt wie Görlich eine viel umfassendere Thätigkeit als heute. Eine Reihe von Handlungen, die jetzt der Staat wahrnimmt, mußten damals von den Stadtoberhäuptern verrichtet werden. Görlich war zu jener Zeit sozusagen eine Republik, die mit benachbarten Städten, Äbten und Fürsten ununterbrochen in politischen Verhandlungen lag; die mannigfachen kleinen und größeren Gewalten in den Lausitzen und in den benachbarten Landen wollten aber fast alle verschieden behandelt sein. Am schwierigsten waren die fortwährenden Verhandlungen mit dem Landesherrn, dem Könige von Böhmen. Es war ein immerwährendes Feilschen um Verringerung der geforderten Steuern, ein beständiger Kampf um die Hofgunst gegen andere Parteien, wobei denn bedeutende Summen Geldes zur Bestechung einflußreicher Personen aufgewendet werden mußten. Es verging kein Jahr, daß nicht die Stadt mit dem Adel der Oberlausitz, der neidisch auf die Blüte der Städte schaute, in einen bedeutenden Zwist geriet, sei es nun, daß man mit einem adeligen Wegelagerer kurzen Prozeß gemacht hatte, oder daß die Äbten sich von der immer mehr nach Gerechtfamen strebenden Stadt in ihren Rechten verletzt fühlten.

Dazu kamen Streitfälle mit den Fürsten von Sachsen, Brandenburg, Schlesien, mit Städten wie Breslau, mit den kirchlichen Behörden und mit andern Städten des Sechsbundes. Aber damit nicht genug, auch im Inneren der Stadt traten kräftig dem Stadtreghment entgegenstrebend auf die Zünfte, die nicht mit Unrecht auch für sich Anteil an der Stadtleitung haben wollten. Zudem gefellte sich die alles durchdringende Reformation, der die konservativen Stadtbehörden energisch entgegen zu treten suchten.

Den größten Teil der Geschäfte, die dem Rat zu Görlitz aus diesen Verhältnissen erstanden, hat „Johannes Haß“ fast allein bewältigt. Denn während der Rat sich fast jedes Jahr erneute, blieb die Stelle eines Oberstadtschreibers fortwährend von ein und derselben Person besetzt. Und Haß war für die Leitung dieser Geschäfte befähigt, wie kein anderer. Er verfügte über eine umfassende Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse. Aber von größerer Bedeutung für seinen Beruf war sein Charakter. „Er war fest und energisch, warm bei der Sache, und eben deshalb nicht selten sogar leidenschaftlich aufbrausend, zäh und ausdauernd, nicht zu ermüden, nicht abzuschrecken, gewöhnt auch beim Mißlingen immer wieder von neuem anzufangen, dabei gewandt und scharfblickend. Das alles aber stellte er selbstlos in den Dienst der Stadt; für sie arbeitete und sorgte er rastlos; ihre Ehre ist seine Ehre; voll wachen Mißtrauens wahrt er ihren Vorteil, ihr Recht gegen die Schwesterstädte wie gegen den Neid des Adels und das nur geringe Wohlwollen des königlichen Hofes. Und wie er hier nichts neues will, sondern nur das alte, das Errungene festzuhalten strebt, so ist er konservativ auch in den inneren Verhältnissen seiner Stadt, ein entschiedener Anfechter des Regiments der Geschlechter, ein scharfer Gegner jedes demokratischen Anspruchs.“

Es mögen nun die bedeutenderen Ereignisse, die Görlitz von 1509—1544 durchzumachen hatte, und in denen Haß fast immer eine große Rolle spielt, aufgeführt werden.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die ganze Zeit der Streit mit dem Adel der Landschaft. Es handelt sich hier wesentlich um den Streit über die Ausdehnung der Berechtigungen der städtischen Gerichte. Endlos sind die Schreiben, endlos die Reisen, — die sich allmählich nach Prag, dann sogar bis nach dem fernen Ungarn erstreckten. Im Jahre 1510 gestaltete sich die Frage für die Sechsstädte — Haß tritt vielfach als Verfechter des Sechsstädtebundes auf — sehr trübe; vier Jahre später gelang es der unermüdlichen Thätigkeit des Oberstadtschreibers, den Städten große Vorteile zu verschaffen. Die Streitigkeiten dauerten immerfort. 1530 triumphierte wieder der Adel, bis dann 1534 Haß wiederum für seine Stadt einen fast vollständigen Sieg erfocht. Es blieb nicht immer bei Verhandlungen, man suchte auch durch Gewalt sich Recht zu verschaffen. Dabei ging Görlitz so furchtlos energisch, ja manchmal gewaltthätig vor, daß des öfteren die diplomatische Geschicklichkeit unseres Haß Mühe und Not hatte, größere Herren, die sich dadurch verletzt fühlten, wieder zu beruhigen. Der Reisen, die er zum guten Teil zu diesem Zwecke meist zu Fuß unternahm, sind außerordentlich viele. Er besuchte außer Prag, wo er erstaunlich oft war, Breslau, Dresden, Leipzig, Wittenberg, Magdeburg, Berlin,

Erfurt, Krakau, Ofen u. s. w. Man begreift kaum, wie fein Körper das hat aus-
halten können. — Den Streit mit der Stadt Breslau, welche allen Verkehr zwischen
Polen und den Ländern der böhmischen Krone auf der einzigen Straße über Breslau
haben wollte, brachte er zu Gunsten von Görlitz, das vornehmlich noch mit den
polnischen Landen über Glogau verkehrte, zu Ende. — Das Unheil, welches die
Münzwirren vom Jahre 1515 an über Görlitz und die Oberlausitz herbeiführten,
konnte Haß zwar nicht hindern, aber ein gut Theil davon wäre verhütet worden, hätte
man seinen Rat befolgt. Die Görlitzer Münze war nämlich, besonders durch eine
Menge ähnlicher minderwerter Münzen, die in der Oberlausitz in Umlauf gesetzt
wurden, in Verruf gekommen und in Böhmen und Schlesien sogar verboten worden.
So strömte denn die große Masse der echten und unechten Görlitzer Pfennige nach
der Oberlausitz zurück. Dadurch stiegen die Warenpreise ins ungeheure, und Handel
und Wandel hatte sehr zu leiden. Überaus geschädigt wurde die Görlitzer Tuch-
industrie. Wie bedeutend dieselbe war, geht daraus hervor, daß es im Jahre 1538
nicht weniger als zweihundert Tuchmachermeister gab. Das Görlitzer Tuch galt für das
Beste in der Lausitz und in Schlesien, es fand Absatz bis nach der Türkei. Die
mächtige und reiche Zunft der Tuchmacher, die von jeher mit Neid auf die
regierenden Herrn geschaut hatte, schob nun die Schuld dieser schweren wirtschaftlichen
Krisis, die durch die schlechten Münzverhältnisse herbeigeführt war, auf den Rat.
Das vermehrte den schon lange vorhandenen Zündstoff zu gewaltigen Vorgehen
gegen die Stadtregierung. Überaus befördert wurde zudem die Bewegung dadurch,
daß der Rat soviel wie möglich dem Eindringen der lutherischen Kirche entgegen-
zutreten suchte. Als nun vollends im Jahre 1521 die Ratsherren, unter ihnen auch
Haß bei einer eindringenden fürchterlichen Pest die Stadt ohne vorbeugende Rat-
schläge und rettende Unterstützung verließen, und die lutherischen Prediger auch von
der Kanzel herab gegen den Rat eiferten, da kam es schon zu öffentlichen Zusammen-
rottungen der Zünfte, und im Jahre 1525 schien der Vulkan loszubrechen. Da gab
ein fürchterliches Naturereignis den Gedanken der Einwohnerschaft eine andere Rich-
tung. Eine verheerende Feuersbrunst legte etwa 170 Häuser nieder. Die Zünfte
bekamen mit sich selbst zu thun und vergaßen eine Zeit lang ihre Bestrebungen.
Aber das Feuer des Aufstands glomm unter der Asche fort. Am 1. September 1527
rotteten sich die Zunftgenossen auf dem Ringe (Untermärkte) zusammen und zogen
zum großen Theil in die Peterskirche. Dort wurden Ansprachen gehalten. Man
wollte vor allem die Patricier noch vor der neuen Wahl, die nach altem Brauch in
der Nacht vom 1. bis 2. September stattfinden sollte, zwingen, eine größere Anzahl
von Handwerkern ins Ratskollegium aufzunehmen. Mitten unter den hin- und her-
gehenden Reden erschienen Ratsboten in der Peterskirche mit dem Befehl der auf
dem Rathause versammelten Herren, schleunigst auf das Rathhaus zur Verantwortung
zu kommen. Die Innungsaltesten folgten dem Befehle und trugen ihre Wünsche vor.
Der Rat antwortete energisch und bestimmt. Man solle die Pläne aufgeben, sonst
werde er zu strafen wissen. Die Ratskür wurde abgehalten. Einige Tage darauf
wurden etliche Verhaftungen vorgenommen, und durch die Folter Geständnisse aus-
gepreßt. Da faßten die Hauptbetheiligten den kühnen Entschluß, die Gefangenen zu

befreien. Man sammelte in Peter Liebigs Hause an der Ecke der Langestraße und der Verrätergasse*) Waffen. Man wollte Gewalt brauchen und vor allem gegen Haß schonungslos vorgehen. Doch der Rat kam ihnen zuvor. Am 5. September ließ er Peter Liebigs Haus durchsuchen und eine Menge Verhaftungen vornehmen. Schonungslos ließ er aufräumen. Es erfolgten neun Hinrichtungen, dazu eine große Anzahl Achtungen. Die Niederwerfung des Aufstandes war vor allem das Werk des Oberstadtschreibers Haß.

Im folgenden Jahre lasteten auf der Stadt Görlitz schwer die Steuern und Truppenwendungen, die man dem Könige von Böhmen, Ferdinand, gegen die vor- dringenden Türken bewilligen mußte. Haß hatte fast ununterbrochen deswegen Ver- handlungen zu leiten und Versammlungen zu besuchen. Im Jahre 1538 hatte er die Freude, König Ferdinand, den er selbst in Prag dazu eingeladen hatte, in Görlitz empfangen zu können. Haß hatte alles aufgeboten, um Ferdinand den Aufenthalt angenehm zu machen.

In Haß' Zeit fällt der Anfang der Blüte der Görlitzer Baukunst. Die Feuers- brunst vom Jahre 1525 gab den Anlaß dazu. Als er zum ersten Male die höchste Würde in der Stadt, das Amt eines Bürgermeisters, bekleidete, wurde eines der schönsten Werke der Frührenaissance begonnen: die höchst geschmackvolle und zierliche Freitreppe zum Haupteingange des Rathauses mit ihren Verzierungen. Ferner ließ er die Fassade in der Kasse (Schneckenbastei) erhöhen, wölben und mit Ziegeln eindecken. Eine recht wohlthätige Einrichtung war es, daß er auf allen Thürmen der Stadt Schlaguhren anbrachte. Haß Wohnung befand sich Peterstraße 11.

Eine Seite der Thätigkeit des Haß ist noch nicht berührt worden, die Nieder- schreibung von Annalen. Ihnen verdanken wir ein gut Teil unserer Kenntnis, nicht nur aus der Geschichte seiner Zeit, sondern auch der früheren Jahrhunderte. Dabei ist er nicht ein gewöhnlicher Chronikenschreiber, sondern ohne Zweifel der beste Geschichts- schreiber, den Görlitz bis jetzt gefunden hat. Ein Herausgeber seiner Chronik sagt von dem dritten Bande seiner Annalen mit Recht: In Luthers Weise und Luthers Sprache geschrieben, ist die Chronik wieder ein vortreffliches Denkmal der deutschen Sprache des 16. Jahrhunderts, als ein Muster in der Aufstellung des historischen Stoffes und kann kühn den berühmtesten derartigen Chroniken jener Periode an die Seite gestellt werden.

Haß starb am 3. April 1544. Er hatte sich durch eine Reise, die er im Januar nach Prag bei einer überaus strengen Kälte zum Wohle seiner Stadt machte, ein tödtliches Leiden zugezogen.

Dr. Jecht.

*) Das Gäßlein erhielt von diesem Tuchmacheraufrührer seinen Namen. Auch ließ man über dem Pförtlein, durch das die Verschworenen eingingen, die Buchstaben anbringen: D. V. R. T. (der verräterischen Rotte Thür) 1527. Die Buchstaben sind heute noch zu sehen.

Der Pönfall.

(Aus einem Tagebuche.)

Anno 1547. Wir Görlitzer sind stolz auf unsere Stadt, die in jüngster Zeit mächtig aufgeblüht ist, besonders unter unserm großen Bürgermeister Haß, der vor drei Jahren starb. Die Stadt ist wohl befestigt, hat schweres Geschütz. Neue stattliche Bauwerke erregen weithin Bewunderung. Wir haben viele Privilegien, z. B. freie Ratskür, fühlen uns beinahe als freie Reichsstädter. Rund um die Stadt dehnen sich unsere Dörfer, Landgüter, Forsten aus. Gewerbe und Handel blühen. Unser Obergericht ist der Schrecken des ritterlichen Raubgesindels, das wir im Weichbilde unserer Stadt nicht aufkommen lassen. Im Bunde mit Budissin, Zittau, Löbau, Lauban und Kamenz, mit denen wir vor dreihundert Jahren den Sechsstädtebund geschlossen haben, sind wir eine Macht, die mit Grafen und Fürsten unterhandelt. Unsere Oberherren, die Könige von Böhmen, sind uns bisher wohlgesinnt gewesen.

Freilich hat uns der Adel der Oberlausitz, bei seinem Verfall neidisch auf unseren Wohlstand, dazu erbittert über unsere strenge Rechtspflege, die auch den adligen Wegelagerer schnell zu bestrafen weiß, unermüdlich in Prag angeschwärzt. Wenn dies keinen Erfolg hatte, so verdanken wir es unserer umsichtigen und unermüdlichen Leitung; Abgeordnete sind fast beständig auf dem Wege nach dem Hofe.

Auch besteht wie anderwärts eine Kluft zwischen den Geschlechtern des Rates und den Bürgern, die mitraten und thaten möchten.

Die neue wittenbergische Lehre hat diese Kluft anfangs noch erweitert. Während das gemeine Volk die lutherischen Prediger mit offenen Armen aufnimmt, hängen die Spitzen des Rates, von der Kirchentrennung einen allgemeinen Umsturz befürchtend, am Alten fest. Doch schon bringen die vornehmen Söhne unserer Stadt, die in Wittenberg studieren, Begeisterung für die neue Lehre ins Vaterhaus. Diese wird bei uns allgemein.

Im Vorjahre (1546) ist der schmalkaldische Krieg ausgebrochen zwischen dem Kaiser Karl V. und seinen protestantischen Gegnern, den schmalkaldischen Verbündeten. Wir wissen, daß die protestantische Sache auf dem Spiele steht. Besonders schlimm ist dies für uns, die wir einen katholischen Landesherrn haben, Ferdinand, den Bruder des Kaisers. Sollen wir unserem protestantischen Herzen oder unserer Unterthanenpflicht folgen? Im Stillen erforschten wir durch Unterhandlungen die Stimmung in den böhmischen und schlesischen Städten. Dort ist man entschieden: Keinen Mann für den König, den Feind unseres Glaubens.

1547, 14. Januar: Unser König erläßt an alle seine Unterthanen die Aufforderung, „auf zu sein gegen den Aelter Johann Friedrich, ehemals Kurfürsten von Sachsen, bei Vermeidung eines Pönfalles,“ d. i. die Strafe, seiner Ehre, seines Leibes und Gutes verlustig zu gehen. Wir vereinbaren mit dem Adel der Oberlausitz, eine Streitmacht für den König auf zwei Monate ins Feld zu schicken. Der Adel stellt 1000 Mann zu Rosß. Wir bringen 500 Söldner zu Fuß auf.

25. Februar: Unsere Söldner marschiren ab, vier Wochen nach dem Ausbruch der Streitmacht des Adels. — Die festgestellten zwei Monate gehen vorüber ohne

kriegerische Ereignisse. Auf einem allgemeinen Landtage vereinbaren Adel und Sechsstädte, die Truppen nicht länger im Felde zu lassen.

23. April: Der König richtet ein Schreiben an die Sechsstädte mit der Aufforderung, ihre 500 Mann weitere zwei Monate in seinem Dienste zu lassen. Als wir es erhalten, sind unsere Söldner schon ausgelohnt und haben sich zerstreut.

24. April: Die Entscheidungsschlacht bei Mühlsberg hat dem Kaiser und seinem Bruder Ferdinand den Sieg gebracht. Die Adligen der Oberlausitz haben dabei geholfen. Wehe uns! Sie haben uns verraten. Sie konnten, da sie selbst auf dem Kriegsschauplatz waren, die Lage überschauen; sie wußten, daß die Entscheidung nahe sei; sie haben uns davon nicht Mitteilung gemacht, lachenden Auges unsere Truppen abziehen lassen; sie haben gegen die Vereinbarung die ihren beim Heere gelassen. Gewitterschwüle über unserer Stadt!

9. August: Die Bürgermeister, Richter und Räte, dazu Abgeordnete aus den Ältesten der Handwerke erhalten die Vorforderung vor den König nach Prag, um sich im Namen der Sechsstädte zu verantworten. — Mit bekümmertem Herzen reisen die Abgeordneten ab, unter ihnen fünfzehn Görlitzer. Sie werden in das Kirchengebet eingeschlossen. Zugleich ist von dem Hofe an den Adel der Oberlausitz die Einladung ergangen, wohlinformierte Abgeordnete zur Anklage gegen uns nach Prag zu schicken.

12. September: Zwei unserer Abgeordneten kommen zurück. Die anderen sind in hartem Gewahrsam zurückgehalten worden. Die Botschaft erregt Schrecken und Unwillen. Die königliche Anklageschrift hat zwölf Punkte enthalten, wohl von unserem Adel aufgestellt. In der Audienz hat der Bürgermeister von Budissin, Görlitz, in würdiger Weise unsere Schuldblosigkeit beteuert und für den Fall eines unabsichtlichen Vergehens um Verzeihung gebeten. Der König hat unsere Abgeordneten, die auf die Knie gefallen sind, nicht beachtet und sich mit seinen Räten zurückgezogen. Unter ihnen haben sich als unsere schlimmsten Feinde gezeigt: Ulrich von Roßitz, der Amtshauptmann von Budissin, Rickel von Meigrad, Christoph Burggraf von Dohna und der Kanzler Georg Fritzsche. Während sie den König gegen uns aufreizten, haben sie uns immer wieder geraten, uns „auf Gnade und Ungnade“ zu übergeben. Wir sind in diese Falle der Ritterschaft gegangen. Dadurch ist diese gerettet worden; denn das gerichtliche Verfahren hätte ihre Mitschuld und die Böswilligkeit der zwölf Anklagepunkte an den Tag gebracht. Uns hat diese Hinterlist die strengen Strafartikel gebracht, wie sie auf dem Rechtswege nicht hätten schlimmer sein können:

1. Alle Privilegien und Statuten,
2. alles Geschütz und alle Munition,
3. alle Stadt- und Landgüter (Dörfer) zu überantworten,
4. eine ewige Abgabe auf Bier zu entrichten,
5. für die eingezogenen und teilweise zu Schulzwecken verwandten Kirchenlehen 100 000 Gulden Strafe zu zahlen, wovon Görlitz 40 000 zu tragen hat;
6. der König behält sich ausdrücklich die besondere Bestrafung der Räubersführer vor.

In unserer Stadt herrscht Erbitterung gegen den Rat, dem man die ganze Schuld beimißt. Ein Pamphlet findet sich angeschlagen. Der Aufrehr droht. Da

die reichsten Bürger Zahlung der Strafgeelder weigern, müssen die armen beiden Abgeordneten von Dorf zu Dorf reisen, um die Gelder aufzubringen. Unsere Schuldenlast wächst. Wir haben Gläubiger in Schlesien, in Böhmen, sogar in Posen.

20. September: Schon sind die königlichen Kommissare hier, um die Strafartikeln zu vollstrecken. Zuerst werden uns unsere Waffenvorräte genommen: 2 sehr große Kanonen, 48 Stück kleineres Geschütz, 200 Doppelhaken, 200 ganze Haken, 200 Centner Pulver, 800 lange Spieße, 400 Hellebarden, Harnische für 100 Mann zu Roß und 300 zu Fuß. — Nun müssen wir unsere Dorfschaften abgeben, dann alles Wertvolle an Kirchentkleinodien. — Was uns am meisten schmerzt, ist der Verlust aller unserer wertvollen Privilegien, die wir seit Jahrhunderten mit unermüdlichem Eifer erworben haben. Der alte Rat muß abtreten. Ein neuer wird von der königlichen Kommission eingesetzt und muß einen sonderlich harten Eid schwören. — Da uns neben der freien Ratswahl auch die Obergerichtsbarkeit genommen ist, die der König nun durch einige Adlige verwalten läßt, geht es um die Stadt herum mit Gericht und Gerechtigkeit schläfrig und gelinde zu. Diebstahl und Straßenraub sind nicht selten. — Unser altes, festgeordnetes Innungswesen ist gelockert; denn die Aufsicht über die Güte und Echtheit der Waren ist weggefallen, und auch auf den Dörfern dürfen jetzt Handwerke getrieben werden. Unsere Leinwandverleiher verlassen uns und siedeln sich auf den Dörfern im Zittau und Lauban an. — Unsere Stadtschulden haben die ungeheure Höhe von 120 000 Reichsthalern, zu 6 Prozent verzinsbar, erreicht. — So hat König Ferdinand, der städtischen Freiheit unhold, von dem Adel gegen uns aufgehört, in dem Unglücksjahre unsere Macht und unsern Wohlstand vernichtet.

1564: König Ferdinand ist tot. In seinen letzten Jahren mochte er eingesehen haben, daß wir uns an den Wunden des Pörfalles verbluten müßten. Und so hat er — wohl auch von dem Erzherzog Ferdinand beeinflusst — uns manches Recht zurückgegeben: Ratskur und Obergericht. Auch gestattete er in seiner Geldbedürftigkeit, daß wir für schweres Geld (erst 55 000 Gulden, dann noch 80 000) die wertvollste unserer früheren Besitzungen, Penzig mit seinen Forsten, zurückkauften. — Doch ist unser Wohlstand und unser stolzes Bürgerbewußtsein dahin. Wird es einmal wieder erstehen? Wann?

R. May.

Die preussische Oberlausitz im dreißigjährigen Kriege.

Oftmals hat die Oberlausitz arge Drangsale durchgemacht, nie aber in dem fast unbeschreiblichen Maße als im dreißigjährigen Kriege. Nur wenige deutsche Gegenden erblickten damals die Kriegesfurie gleich oft und in gleich entsetzlicher Gestalt.

Soweit der Krieg den jetzt preussischen Teil des Markgrafentums berührte — und nur dies zu schildern ist hier meine Aufgabe —, lassen sich drei Perioden unterscheiden, deren Grenzpunkte die Jahre 1631 und 1635 bilden.

Damals noch böhmisches Gebiet, ließ sich die Lausitz gleich den andern kaiserlichen Erblanden 1617 von dem kinderlosen Mathias II. dessen Neffen Ferdinand

als Thronerben aufdrängen. In ihrer Besorgnis vor dem Jesuitenzüglinge zögerten die protestantischen Sechsstädte lange, dem 1619 statt seiner zum König von Böhmen gewählten Friedrich von der Pfalz als Landesherrn zu huldigen. Waren doch die bitteren Folgen des furchtbaren Pönfalles noch in allzunaher, schmerzlicher Erinnerung! So unterwarf sich denn auch der Städtebund nach Friedrichs Vertreibung sofort freiwillig dem Kaiser, als dessen Verbündeter, der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen mit Heeresmacht in die Lausitz einrückte, und Ferdinand II. sicherte dafür den Bewohnern sogar Religionsfreiheit zu. Eine größere Sicherheit allerdings als dieses Kaisers Wort bot den Sechsstädten die glückliche Fügung, daß sie — zunächst pfandweise — unter kurfürstliche Verwaltung kamen.

Die ausdauernde Treue, mit der Johann Georg bis 1631 an dem Bündnis mit dem größten Feinde seines Glaubens festhielt, verhütete in diesem Zeitabschnitt allerdings geradezu feindliche Einfälle. Doch litt die Oberlausitz schon genug durch die allgemeinen Folgen des im Reiche herrschenden Kriegszustandes. Umherstreifende Banden entlassener Söldner, denen sich allerlei sonstiges fahrendes Volk zugesellte, schufen durch Wegelagererei, Plünderung, Brandschatzung überall eine nie dagewesene Unsicherheit und lähmten Handel, Verkehr und Landbau. Truppendurchmärsche, Teuerung, Hungersnot, Münzwirren, zunehmende Verrohung des Volkes, das Erscheinen vieler Wölfe riefen den Bewohnern je länger, je mehr ins Bewußtsein, daß dem Reiche der edle Frieden fehlte.

Schlimmeres aber brachte die 1628 vom Kaiser der Lausitz aufgenötigte Einquartierung Wallenstein'scher Truppen. Die Maradas'schen Reiter, gleich den berüchtigten Richtensteinern, „Seligmacher“ genannt, lagerten zweiundzwanzig Wochen in Görlitz und der Umgegend. Gegenüber ihren Erpressungen, Grausamkeiten, Morden und sonstigen Schandthaten war jedermann wehrlos; auch die Behörden vermochten nicht Einhalt zu thun, denn die Offiziere begünstigten dies Treiben. Wallenstein selbst gab bei einem Besuche in Lauban dem dortigen Räte die beruhigendsten Versicherungen, was gleichwohl nicht verhinderte, daß seine Söldner auch dort aufs ärgste hausten, weshalb ihnen beim Abzuge nach Stralsund der Fluch der gesamten Lausitz folgte.

Oft hat man Johann Georg zum Vorwurf gemacht, er habe zu lange gezaudert, ehe er 1631 auf Seite der Schweden trat. Mußte ihm indes nicht grauen vor der Aussicht, Truppen, die sich als Fremde derartig benommen, als Feinde im Lande zu sehen? Ganz abgesehen von seinen Bedenken als Reichsfürst! Aber die Sorge um das evangelische Bekenntnis entschied endlich. Was die Lausitz in den nun folgenden Jahren zu erdulden hatte, spottet der Beschreibung. 1631 wurde die Laubaner und Görlitzer Gegend vom Feldmarschall Tiefenbach mit 16 000 Mann übersehwebt, die nicht nur die Dörfer fürchterlich heimsuchten, sondern sich durch die Drohung mit Magdeburgs Schicksal auch in die Städte Einlaß erzwangen. Wie Räuberbanden plündernd, trieben sie das Vieh weg, marterten Bürger und Bauern und handelten mit tierischer Schändlichkeit besonders an deren Frauen und Töchtern. Und die nach ihnen kamen, waren nicht besser. Die entmenschten Horden wurden immer erfinderischer in Martern und Greueln. Das bewiesen die wilden Söldner des Feldmarschalls Schaumburg,

namentlich die des Oberstleutnants Paradeiser, die spanischen und französischen Reiter des Grafen Schafgotsch, die Regimenter Illos, welche 1632 in Görlitz wütheten; das bewiesen 1633 die Kroaten, welche nach Wallensteins schlesischen Siegen von Osten her einbrachen; und endlich die mehr als 20 Regimenter, die unter des Friedländers eigenem und Illos Kommando bald nachfolgten, Görlitz nach heftiger Beschießung erstürmten und aufs gräßlichste plünderten. Kein Führer kehrte sich dran, wenn bei solchem Wüthen Feuer ausbrach. Es war nur die mit wildem Hohnlachen begrüßte Fackel, die den Unmenschen bei weiteren Greuelthaten leuchtete! —

In die schrecklichen Fußstapfen des ehernen Krieges trat zweimal nach kurzer Zwischenzeit das bleiche Gespenst der Pest. 1632 wurden durch die Seuche in Lauban 1400, in Görlitz mehr als 6000 Menschen hingerafft; im folgenden Jahre holte diese Gottesgeißel in letzterer Stadt binnen wenig Wochen noch 1100 Seelen nach. Das sind erschreckende Zahlen bei der damals nur kleinen Bevölkerungsziffer!

Das Jahr der Ermordung Wallensteins war eins der bittersten für Görlitz, da die Besetzung und Schädigung des Ortes bald durch Freunde, bald durch Feinde erfolgte. Und was für Feinde! Des Fürsten Lobkowitz Truppen, die zuerst hier lagerten, waren bloß von dem bisher gewohnten Schlage der Kaiserlichen. Aber die vier Regimenter kroatischer, spanischer und italienischer Reiterei, welche nach ihnen zweimal in die Stadt einbrachen, haben den Namen ihres Führers Lamboy mit dem schändlichsten Schandmal behaftet. Die Feder sträubt sich, nachzuerzählen, was die Chroniken jener Zeit aus Stadt und Umgegend über die tierische Raub- und Mordgier dieser Scheuhalde berichten, mit der sie einer so oft schon heimgesuchten und ganz verarmten Bevölkerung immer wieder neue, vielleicht noch verheimlichte Schätze zu entreißen suchten. Gleich schlimm erging es Lauban, Seidenberg und der übrigen Oberlausitz. Die fluchwürdigen Banden ließen überall Rauch- und Trümmerstätten in Menge, in den noch erhaltenen Häusern nur kleine Häuflein armer, gemißhandelter, dem Stumpfthum der Verzweiflung überlieferter Bewohner zurück.

Da 1635 die kurfürstlichen Truppen ganz Schlesien siegreich besetzt hatten, erlangte Johann Georg im Prager Separatfrieden die Oberlausitz zum erblichen Eigentume. Das gab dem armen Lande zwar einige Jahre Ruhe; aber eine letzte, furchtbare Prüfung — die „Schwedenzeit“ — stand bevor.

Die Schweden besaßen wenig mehr von der unter Gustav Adolf bewiesenen Manneszucht. Erpressungen, Roheiten und Grausamkeiten waren längst auch bei ihnen üblich geworden. Nachdem sie 1639 die Kaiserlichen und Sachsen bei Chemnitz besiegt, drangen sie unter Torstenson ins Gebiet der Sechsstädte ein. Nicht bloß der Feldherr erhob eine schwere Kriegsteuer, auch jeder Unterführer sorgte besonders für seine Tasche, ja sogar die Soldaten ließen sich nicht genügen an den der Gemeinde für ihren Unterhalt abgenötigten Geldern und Naturalien, zwangen vielmehr noch außerdem ihren Quartierwirten volle Verpflegung ab. In Görlitz wirtschaftete zuerst das Schulmann'sche Regiment. Es wurde durch die Vaner'schen Leibdragoner unter dem tapferen, aber harten, herzlosen Oberstleutnant Wande abgelöst. Kaum glaublich erscheint, was alte Urkunden aufs genaueste nachweisen, daß die Schweden der Stadt bis zum 22. April 1640 volle 265 000 Thaler Kosten

verursachten. Eine Summierung der späteren liegt nicht vor; doch giebt jener Betrag aus einer Zeit von nur elf Monaten immerhin einen Maßstab für die Schätzung der ungleich höheren Schäden aus den folgenden siebenzehn Monaten der Schwedenherrschaft. Man bedenke: Görlitz besaß nach einer durch Wancke 1641 veranstalteten Zählung nur noch 3388 Bewohner! Durch die Belagerung im Sommer jenes Jahres erstieg die Not ihren Gipfel.

Mehr als 10 000 Kaiserliche, Sachsen und Brandenburger nahen unter Kurfürst Johann Georg und General v. d. Goltz. Auf die Weisung, Görlitz bis auf den letzten Mann zu halten, ließ Wancke ungeheure Vorräte herbeischaffen, Mauern und Gräben ausbessern, zahllose Hindernisse anbringen und die Vorstädte niederbrennen. Gegen 800 Häuser fielen in Asche, — wie ein Chronist sagt: „noch einmal soviel, als die Stadt an ihr selbst hatte!“ Rohe Gewalt, selbst Mißhandlungen zwangen die Bürgerschaft ohne Ansehen der Person zu Schanzarbeiten. Mit größter Tapferkeit allerdings wurden trotz heftigster Beschießung zehn Wochen lang alle Posten verteidigt, alle Stürme blutig abgeschlagen, alle entstandenen Schäden nach Möglichkeit sofort ausgebessert. Nur zwei ganz zerschossene Bastionen hatten die Schweden verlassen, die vorgeschobene Stellung rechts der Meißer dagegen behauptet. Dabei aber hatte Wancke alle Vorräte jeglicher Art, alles verfügbare Holz- und Eisenwerk aufgebraucht, ja die Dachsparren von den Häusern nehmen, auch ganze Gebäude abbrechen und neue Palissaden, Verhaue und dergleichen daraus herstellen lassen. — Endlich kam doch das Ende! Der Mangel an Pulver und Lebensmitteln, die Aussichtslosigkeit auf Entsatz, die täglichen, flehentlichen Bitten des Rates, der Frauen, der Bürger, schließlich der Wunsch einzelner Offiziere drängten den Kommandanten zu Verhandlungen. Den Ausschlag gab eine furchtbare Himmelserscheinung, eine Feuerkugel von gewaltiger Größe, die mit Donnerkrachen plakte, so daß Wancke sagte: „Wenn Gott selbst mit mir zu kriegen anfängt, bin ich zu wenig dazu!“ — Am 30. September 1641 übergab er die Stadt dem Kurfürsten, und am 3. Oktober verließ er sie mit den Seinigen. Der Altbarmherzige hatte damit endlich der ärgsten Not für diese Gegend ein Ende gemacht.

Es war die höchste Zeit gewesen! Die große Mehrzahl der Häuser lag in Trümmern; den übrigen fehlten meist die Dächer; die Bewohner waren am Ruin angelangt. Ähnlich in der ganzen Oberlausitz!

Aber die Bürger der Sechsstädte waren ein zähes Geschlecht. Unverzagt begannen sie von neuem zu arbeiten, zu bauen, zu erwerben, und Gott hat ihr Thun gesegnet. Doch hatte dieser Krieg solch grausige Fährte hinterlassen, daß der Westfälische Friede wohl nirgends mit heißeren Freudenthränen und innigeren Dankgebeten begrüßt worden ist, als in der schwer geprüften Oberlausitz.

Die Wunden sind längst geheilt; doch eine Wancke-Erinnerung ist geblieben: das Rondel am Reichenbacher Turme in Görlitz, damals das festeste Werk der Stadt, hat sich in jenem Belagerungsjahre den ehrenvollen Namen „Kaisertrutz“ erworben, welchen dies wohlerhaltene Wahrzeichen einer wildbewegten Vorzeit heute noch trägt.

B. Koch.

Der Tod des Marschalls Duroc.

Napoleon I. vergießt Thränen aufrichtigen Schmerzes auf seinem Bauergute zu Markersdorf, Kreis Görlitz.

Markersdorf, ein großer, wohlhabender Ort in der preussischen Oberlausitz, liegt zwischen Reichenbach und Görlitz an der ehemals sehr belebten, großen Heerstraße Warschau-Breslau-Görlitz-Dresden.

Das sogenannte Niederdorf, durch welches sich diese Straße schlängelt, ist durch den qualvollen Tod des berühmten, kaum 41 jährigen Generals Duroc, des intimsten Freundes des Kaisers Napoleon, in den weitesten Kreisen bekannt geworden.

Duroc, Herzog von Friaul und Groß-Marschall des ersten französischen Kaiserreichs, wurde hier am 22. Mai 1813 bei der Verfolgung der Preußen und Russen nach der Schlacht bei Bautzen an der Seite seines Kaisers durch eine russische Kanonenkugel gleichzeitig mit dem Ingenieur-General Kirchner tödtlich verwundet.

Das kaiserliche Heer — in seiner Mitte Napoleon — hatte sich nach einem heißen Tage und vielen herben Verlusten, die es bei der Verfolgung der in bester Ordnung zurückweichenden Verbündeten erlitt, bereits auf einem umfangreichen Hochplateau vor Nieder-Markersdorf zum größten Teile zur Ruhe gelagert. Da erhob sich plötzlich ganz unerwartet unten am östlichen Ausgange des Dorfes ein lautes und immer lauter werdendes Kleingewehrfeuer zwischen dem Nachtrab der Russen und der Vorhut der Franzosen. Durch diesen von Augenblick zu Augenblick bedenklicher werdenden Zwischenfall unangenehm berührt, ritt der Kaiser mit einigen seiner Getreuen das Dorf hinab, dem Kampfplatze zu.

Auf diesem Refognoszierungsritte wurde, nachdem die Pferde an einer noch heute vorhandenen Furt des Weißen Schöps getränkt worden waren, ungefähr fünfzig Schritt von dem Hanspach'schen Bauergute entfernt, auf einer kleinen Anhöhe des schräg aufsteigenden Gartens Halt gemacht. Noch war Napoleon, das Fernrohr in der Hand haltend, im Gespräch mit seinen Generalen versunken, als plötzlich im Angesichte des Kampfplatzes, woselbst das Schreien und Toben und Schießen des wogenden Soldatentrosses den Höhepunkt überschritten hatte, die Erde erdröhnte und die Abendluft erzitterte. Die letzte russische Batterie hatte sich gewendet und sandte gleichsam als würdigen Schluß des blutigen Tages noch drei Geschosse aus ihren Tod und Verderben speienden Schläunden dem aufgeschreckten Feinde zu.

Es erfüllte sich jetzt das Wort Napoleons, welches er vielleicht zwei bis drei Stunden zuvor Duroc zugerufen hatte, als bei der fast wahnsinnigen Verfolgung des Feindes, die der aufs äußerste erzürnte Kaiser zwischen Reichenbach und Markersdorf selbst leitete, in seiner unmittelbaren Nähe zwei sächsische Reiter niedergeschossen wurden und einer seiner Leibjäger tödtlich getroffen sich zu den Füßen des kaiserlichen Herrn im Blute wälzte:

„Duroc, heute will das Schicksal an uns!“

Das letzte, gegen 7 Uhr abends in die Reihen der Franzosen geschleuderte Geschoss, wurde auf einer ungefähr 3 km von dem Bauergute entfernten Anhöhe Holtendorfs, am Abhange des sogenannten „Gotherberges“, abgeschossen. Mehrere

Terrassen und elf Lindenbäume bezeichnen noch heute sehr deutlich den Ort, woselbst die für Napoleon so verhängnisvoll gewordene russische Batterie am Abend des 22. Mai 1813 aufgepflanzt war. — Nun schwieg das brüllende Geschütz, gleichsam zufrieden mit seinem Erfolge. Kirchner und Duroc lagen unweit des Thorweges zum Bauerngehöfte in ihrem Blute. —

Die verhängnisvolle Kugel traf zunächst den General Kirchner, Napoleons Liebling, einen äußerst tapferen und umsichtigen Mann. Binnen wenigen Sekunden hauchte er seinen Geist aus. Nach ihm verwundete die Kugel den Groß-Marschall Duroc, indem sie ihm das rechte Bein dicht am Leibe zerschmetterte und ihm den Leib aufriß, sodaß die Eingeweide heraustraten.

Napoleon, von dem Blute seiner Westen bespritzt, war unverseht geblieben. Das Geschöß war an ihm vorübergegangen und hatte sich tief in die Erde der anstoßenden Berglehne gebohrt.

Nur ein Wink des der Größe des Unglücks sich sofort bewußt werdenden Kaisers und die Garden eilten still herbei. In Begleitung des vom Schmerz gebrochenen Kaisers wurde der schwer verwundete Marschall in das Wohnhaus des Hanspach'schen Gehöftes getragen.

Der sonst so herzlose Korsie stand tief erschüttert an Durocs Schmerzenslager und weinte, weinte hier vielleicht nach langer, langer Zeit zum ersten Male, und zwar Thränen aufrichtigen Schmerzes.

Verzweiflungsvoll wankte der Kaiser, der die fürchterlichen Qualen, welche Duroc erlitt, nicht mehr mit ansehen konnte, hinaus.

Da das Feuer auf beiden Seiten schon seit einiger Zeit schwieg, lagerten sich die Heeresabteilungen von neuem auf den Feldern des Gerichtskreischams und den angrenzenden Fluren, woselbst nun auch Napoleon sein Nachtlager aufschlug. Doch Schlaf fand er nicht. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn immer wieder zu seinem im Todeskampfe liegenden Freunde nach dem kaum acht Minuten vom Heerlager entfernten Bauernhause hin. Unheimlich wurde nach einem schwülen Tage die dunkle Nacht von grellen Blitzen, lodernnden Wachtfeuern und brennenden Gehöften erleuchtet.

Und — während die Herzen der in die umliegenden Berge geflüchteten Dorfbewohner in jener Schreckensnacht ängstlich schlugen und der Besitzer des denkwürdig gewordenen Bauergutes an einem sichern Orte versteckt am Nervenfieber krank darniederlag, da wankte Napoleon, unbekümmert um die ihm drohende Gefahr ohne jegliche Begleitung zum Sterbelager Durocs. Er wollte seinem teuersten Freunde bis zum letzten Atemzuge nahe sein. „Dort oben werden wir uns wiedersehen!“ stammelte Napoleon schmerzbeengt und verließ abermals thränenenden Auges den sterbenden Freund. In das Viereck seiner Garden zurückgekehrt, saß er, die Hände in einander gefaltet, das Haupt in düsterem Schweigen gesenkt, vor seinem Zelte. In ehrfurchtsvoller Entfernung standen die Marschälle. „Die Garde heftete traurige Blicke auf ihn. Armer Mann! sagen die alten Grenadiere, er hat eins seiner Kinder verloren! Es war der Jahrestag der Schlacht von Eßlingen, die ihm den Marschall Lannes gekostet.“ — General Drouot wagte endlich, leise an ihn

heranzutreten, um Befehle für die Artillerie zu erbitten. „Morgen, morgen, alles morgen!“ war die einzige Antwort, die der Kaiser zu stammeln vermochte. . . .

Nach fünfzehnstündigen Todeskampfe verschied am 23. Mai gegen 10 Uhr an einem Sonntagmorgen der thatenreiche Herzog von Triaul, der teuerste Freund des gewaltigen Korsen, der gar oft im Leben besänftigend und heilsam auf Napoleons aufbrausendes Temperament eingewirkt hatte.

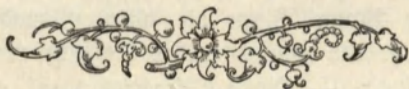
Odeleben schreibt über diese Stunden in seinem Werke „Napoleons Feldzug in Sachsen“ Folgendes:

„Es war ein Abend, welcher der Phantasie den reichhaltigsten Stoff zum Nachdenken gab. Man denke sich Napoleon zwar nach einer großen, gewonnenen Schlacht, aber mit steter Vergeudung der außerordentlichen, ihm anvertrauten Kräfte, ohne ein entscheidendes Resultat, an den dunklen Pforten einer schwankenden, folgenreichen Periode; beraubt des liebsten Vertrauten, den dieser empfindungslose Mann vielleicht auf der Welt hatte, der zu ihm vielleicht mit der Freimütigkeit eines Jugendgefährten sprach. Man denke sich ihn im einfachen grauen Überrock auf einem Feldstuhl, mitten in dem ungeheuren Kreise seiner Bravsten sitzend, mit herunterhängenden Armen und gesunkenem Haupte, abgesondert von dem glänzenden Gefolge seines Hauses, das sich ehrfurchtsvoll in einzelnen Gruppen zurückgezogen hatte und kaum die Worte auszusprechen wagte, des Kaisers Freund sei im Verscheiden. Und neben dieser dumpfen Stille zunächst dem Kaiser das Geräusch, welches die Geschäftigkeit der Garden, ihre Einrichtung zum Kochen und Lagern verursachte und zwei Chöre Musik der Grenadiere und Jäger, welche auf den Endpunkten des Vierecks in elegischen Akkorden das Bild des Tages versüßlichten und durch eine seltene Auswahl ihrer Stücke vergebens den Gebieter zu zerstreuen suchten. Unzählige Wachtfeuer schiene in der Gegend umher zu schwärmen, die Landeskrone erhob sich matt am Horizonte und die Flammen von zwei brennenden Dörfern loderten gen Himmel zum milden Richter menschlicher Thaten empor.“

Napoleon wollte nicht, daß seine gefallenen Freunde auf fremden Grund und Boden ruhen sollten. Lediglich aus diesem Grunde kaufte Napoleon, nachdem er mit dem Markersdorfer Stiftsrichter Schäfer das Nötige besprochen, dieses Bauergut im nahen Görlitz in aller Form für den damals gewiß recht hohen Preis von 4000 Thalern. Dies geschah in Gegenwart des Ortpfarrers Herrmann, des Stiftsrichters Schäfer und der Besitzerin Frau Hanspach. Die Urkunde darüber ist lange Zeit in Markersdorf aufbewahrt geblieben, ging aber später auf räthselhafte Weise verloren.

Napoleon war also durch diesen Kauf Bauergutsbesitzer in Markersdorf geworden; doch schenkte er bald darauf das Gut der jungen Bäuerin wieder.

E. Gebauer.



Die Rose des Glücks.



Komm' in meine Heimat
Und sieh mein Märchenreich!
Dort liegt im Hain verborgen
Ein wunderbarer Teich.
Gleich einem Auge Gottes,
So unergründlich tief,
Das klare Wasser ruhet,
Als ob es ewig schlief.

Doch wenn der Vollmond leuchtet
In seinem Silberglanz,
Dann drehen sich die Wasser
In einem Reigentanz.
Und aus der dunklen Tiefe
Steigt eine Fee hervor
Und hält die weiße Rose,
Den Diamant, empor.

Der zarten Rose Zauber
Virgt niegeahntes Glück.
Ein Jüngling wollt' sie brechen,
Er kehrte nie zurück — —
Die Wellen murmeln leise:
Der Reine nur vermag's!
Nun prüfe Dich und komme
Zum stillen Teich und wag's.

f. Endert.





Eine Wanderung im Wendenlande.



Südwestlich von dem freundlichen Brüderorte Riesky zieht sich in einer Entfernung von zwei Stunden eine niedrige aber reich gegliederte, mit Eichen, Buchen und Nadelholz bestandene Hügelkette hin. In einem Buchengange aufsteigend, gelangt man zu den Mauerresten einer Ruine aus neuerer Zeit, deren kahle Fensterwölbungen weit in die Ebene hineinstarren. Betritt man hingegen den 307 m hohen nördlichen Gipfel dieses Höhenzuges, so blickt man hinaus auf das fast endlos sich deh nende blaue Meer der Heide. Hier steht man an den immer weiter zurückweichenden Marken der wendischen Sprachscheide. Willst du aber das harmlose und nur noch kleine Volk näher kennen lernen, so mußt du eine Tagesreise weiter nördlich wandern, hinein in die totenstille Heide, wo auf dem sandigen Wege im Sonnenbrande der Sandlaufläfer hastet, wo die bewegliche Meise ihr bescheidenes Dasein fristet und die Grille durch ihr monotones Schleifen die Stille der Heide unterbricht. Dort zur Rechten auf der niedrigen Höhe steht ein aus vier Stangen kunstlos zusammengefügt es Biergestell, zu dem ein weißer, sandiger Pfad durch das niedrige Kieferngebüsch hinaufführt. Der Wanderer hält Umschau. Ringsum die in grauen Dunst gehüllte Heide, umschlossen von der durch niedrige Erhebungen unterbrochenen sanften Linie des Horizonts. Hier im Vordergrund ragen die strohgedeckten Giebel des nahen Dorfes hervor. Der Sandweg führt uns hinein. Die vom Alter geschwärzten Wohnhäuser mit den kleinen Fenstern und den am Ende verzahnten und vorragenden Balken wenden sich mit ihrer Schmalseite der Straße zu. Dem Wohnhause gegenüber steht die Schenke, und eine Mauer oder hölzerne Thore verschließen das Gehöft. Dort erhebt ein Ziehbrunnen drohend seinen Arm. Dem Charakter der slavischen Bauart, welche an das russische Blockhaus erinnert, bleibt der Wende treu, wenngleich ihm große Brände einzelner Ortschaften, z. B. von Burg und Spreewitz, eine traurige Lehre gegeben haben.

Alte Geschichtsschreiber sagen, daß Slaven von jeher eine besondere Vorliebe zum Ackerbau gehabt haben und deshalb weniger Gebirgsgegenden bei ihren Einwanderungen in die wüsten Länder gegen Abend wählten. Dieser Lieblingsneigung

ihrer Väter sind die Wenden treu geblieben. In den Geschäften des Ackerbaues und der Viehzucht sind sie rastlos und unermüdet. Von ihrer Arbeitsamkeit zeugt das von ihnen bebaute Land. Dort auf dem Felde blüht der Buchweizen, ein bescheidenes und darum oft angebautes Gewächs. Dicht daneben wird das spärliche Getreide gemäht oder gesiebt.

Die weiblichen Personen tragen ein Nieder, und den Kopf deckt eine eng anliegende, unter dem Kinn mit zwei Schnüren gebundene Haube, welche nicht selten eine handbreite, aufrechtstehende, weiße Spitzenkrause ziert.



Altwendisches Gehöft aus Schleife (Vordergrund).

Aufgenommen v. H. Franke in Spremberg.

Wir begegnen Bewohnern des Dorfes. Unserm deutschen Gruße danken sie nicht, während sie den wendischen Gruß freundlich erwidern. „Schon in seinen Begrüßungsformen und Redensarten zeigt sich der religiöse Sinn der Wenden. Beim Begegnen sagt man: „Gott helfe!“ und antwortet: „Der Höchste helfe!“ und darauf: „Seid uns willkommen!“ Der Besuchende dankt wieder mit den Worten: „Der Höchste helfe!“ Die vom Gottesdienst Heimkehrenden empfängt man mit dem Gruße: „Seid willkommen aus Gottes Wort!“ Beim Abschiednehmen spricht der Scheidende: „Gott befohlen!“ Ihm wird geantwortet: „Geh' in Gottes Namen.“ In einer Menge eigentümlicher Redensarten liegt das Gedenken des Höchsten. So spricht der Wende: „Gottes Sonne geht auf“, „die Sonne geht zu Gott“, „Gottes Regen geht“, und

selbst der Bettler, deren es zwar bei den Wenden wenige giebt, bittet um ein Stück Gottesbrot. Gewiß giebt es kein rührenderes Zeugnis von der Frömmigkeit eines Volkes, als wenn seine Sprache schon das Gepräge derselben an sich trägt.“ (Haupt.)

Wir erreichen das Ende des kleinen Dorfes. Die flachen Hügel, auf ihnen die hölzernen Kreuze mit ihren Tafelchen und wendischen Aufschriften kennzeichnen den mit verkrüppelten Birken und Nadelholz umfriedeten Gottesacker, welcher das aus Holz erbaute und statt des Turmes auf der Westseite mit einem Kreuze versehene schlichte Gotteshaus umgiebt. Wir treten ein. Ein mattes Licht durch die trüben



Altwendisches Gehöft aus Schleife (Hintergrund).

Aufgenommen v. H. Franke in Spremberg.

Bleifenster erhellt den kleinen Raum, dessen ungetünchte Wände die rohen Balken zeigen, wo nicht eine fromme Hand die Stätte mit regellos umherhängenden Kränzen geschmückt hat. Wer könnte hier nicht andächtig sein, wenn sich zu den jeglichen Schmuckes baren Wänden von rührender Einfachheit, welche von der Väter Sorge und saurer Arbeit eine eindringliche Sprache reden, das prunklose und ernste Gotteswort in lieber Muttersprache gesellt. Hier erklingen die strengen, kirchlichen Sangesweisen der Wenden mit ihrem schwermütigen Schluß von der Mollterz durch die Sekunde zur Tonika. Hier ruft keine Glocke zur Andacht, kein Orgelton begleitet den Gesang, den ein Vorsänger auf der niedrigen Empore leitet. An der Thür steht die Bahre, die stille Betgemeinde gemahnend, daß man die müden Hände einßt denen da

draußen zur Seite betten werde, wenn auf dem Turme der mehrere Stunden entfernten Mutterkirche das Grabgeläute klingt.

Wir folgen dem Laufe der Spree mit ihren sandigen Ufern und geringem Gefälle. Dort liegt ein zweites Dorf freundlich im Grünen. Auf einem freien Platze desselben sind Bänke im Quadrat geschlagen. Hier versammeln sich an Sommerabenden die jungen Mädchen des Ortes und singen religiöse Lieder nach eigenen Melodien, deren eine sich im Walzertakt bewegt. Die Vorsängerin (Cantorca) hat die Pflicht, die Erhaltung der Originalmelodie zu überwachen und gestattet den jüngeren nur dann die Theilnahme am Gesange, wenn die erste Melodie erlernt ist. Es gewährt einen eigenthümlichen Reiz, wenn die langhallenden Weisen durch den stummen Wald oder über die nächtliche Ebene zittern. Das sind die lauten Seufzer aus der Seele des klagenden, tieftrauernden, versinkenden Volkes, die nach Jahrhunderten ganz verstummt sein werden. — Am Sonntage singt man zwei bis drei Lieder aus dem Gesangbuche. Auch in der Familie wird der religiöse Sinn gepflegt, besonders dort, wo das Volk weniger germanisirt ist und den Städten ferner wohnt.

Musik und Tanz sind Lieblingsfreunden der Wenden. Wenn die dreisaitige Stockgeige und der in c-dur gestimmte Dudelsack — ein Balk aus gegerbtem oder ungegerbtem Ziegenleder, in einer Flötenpfeife mündend — im abgerissenen Rhythmus erklingen, dann wird, einer nationalen Schwäche ergebend, dem Branntwein fleißig zugesprochen. Weiter schwingt der gestiefelte Bursch das barsüßige, kurzärmliche, mit einem kurzen, roten Friesrock bekleidete Mädchen jauchzend im Tanz, und das fröhliche Volkslied gelangt zu seinem Rechte.

Der Bote.

Waren einst junger Leute zwei,
Liebten einander so redlich und treu.
Nahen zusammen das erste Mal,
Rief den Geliebten der Trommelschall.
Folgen ja will ich der Trommel wohl,
Doch weim mein Liebchen vertrauen ich soll?
Erstlich vertrau ich's dem lieben Gott,
Dann allen ledigen Burschen im Ort.
Dann allen ledigen Burschen im Ort,
Dann allen ledigen Mädchen sofort.

Aber wer wird unser Bote sein,
Wenn uns ergreift der Krankheit Pein?
Wenn uns ergreift der Krankheit Pein?
Der oder jener ins Grab sinkt hinein?
Ist ja das Böglein im grünen Hain,
Böglein das soll unser Bote sein.
Immer flog Böglein so fröhlich daher,
Einmal da brachte es traurige Mär:
Traure nun, traure nun Mägdlelein,
Tot ist der Liebste, der Liebste dein.

Der unglückliche Schwimmer.

Hinter Rämenz auf den Höhen
Ist ein großer Schnee zu sehen.
Sonne will ihn schmelzen nicht,
Schmelzen nicht des Mondes Licht.

Rämen Winde nur, die lauen,
Diesen Schnee hinwegzutauen! —
Sieh', der Schnee ist weggethaut,
Überall das Wasser staut.

Wer sein Lieb' hat überm Wasser,
Kann zu ihr nicht durch das Wasser.
Bursch hat's Lieb' auf jener Seit',
Kann zu ihr nicht 'rüber heut.

Bursch durchs Wasser mutig schwimmt,
Mägdeleins Licht hinüber glimmt,
Lichtlein fängt an auszugehn, —
Da der Bursch muß untergehn.

Frühlingalied.

Seht, wie des Lenzes Kinder sich wieder stellen ein;
Seht, welch' ein herrlich Glänzen, welch' Duft aus tausend Kränzen
Die Herzen uns erfreu'n.

Der Blumen Wunderschimmer die Farben all' verlacht,
Die noch so schön mag malen ein Meister unter allen
Mit größter Kunst und Pracht.

Wie sind so fein bereitet die Lilien stolz und hold:
Viel schöner als die Krone dem König Salomone
Aus Edelstein und Gold.

Im weiten Blumengarten, da schafft ein Gärtner treu;
Er wollt' die Blümlein pflegen, vor allen Eines hegen —
Und sang die Melodei:

„O Blume aller Blumen bist du, mein Mägdelein;
Um deinetwillen fließen viel Thränen, die begießen
Oft meine Blümelein.

Muß ich von dir sein ferne, bin ich voll Herzeleid,
Verdorre wie die Nelke, und wie die Ros' ich welke
In schwüler, dürrer Zeit.

Und solltest du mir sterben, du liebstes Blümelein,
Wie sich zum Sterben legen die Blumen ohne Regen,
So ging auch ich bald ein.“

„Und wenn ich dich nicht könnte mein nennen, Gärtnerknab,
Dich nicht könnt Herzen, küssen, müßt deine Liebe missen,
Gräb' selbst ich mir mein Grab.“

So schließet nun sein Liedchen der Gärtner jung und fein.
— All Glück so überschwenglich ist doch so schnell vergänglich,
Verwelkt — wies Blümelein.

Tanzlied.

Alte tauget nichts,
Alte tauget nichts,
Weil sie nicht mehr tanzen kann.
Doch die Junge ist
Auch durchaus nichts nütz,
Weil sie noch nicht tanzen kann.

(Aus „Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz.“)

In ebenso ausgelassener Freude feiert man Kindtaufen und Hochzeiten zwei bis drei Tage, und der reich behänderte Brautschka oder Druschba ist der *maitre de plaisir*. Persönlich ladet er die Gäste. Mit Musik fährt man zur Kirche. Hier kann der Modefreund Trachten studieren, welche ebenso wie die Dialekte nach den einzelnen Pfarochieen verschieden sind, so daß man nach diesen Gesichtspunkten benachbarte Kirchensprengel zu unterscheiden vermag. Der Wende liebt die bunten Farben; darum fehlen bei festlichen Gelegenheiten selten die zahlreichen Perlschnüre über der Brust. Die Trauerfarbe ist weiß oder grün. Die trauernden weiblichen Personen hüllen sich in lange weiße Gewänder und folgen in dieser Tracht dem Leichenzuge. So lange ein Toter im Hause ist, werden Wachabende gehalten; die Versammelten bleiben die ganze Nacht beisammen und singen Sterbelieder. Dem Begräbnißakt geht das Totenmahl voraus. Es wird eine große Gasterei gegeben, bei welcher „der Tote dabei sein“ muß — der Sarg steht geöffnet in derselben Stube. Ist die Leiche aus dem Hause, so werden Bänke und Stühle umgestürzt. Der Wende ist sehr abergläubisch. Noch jetzt glaubt die wendische Braut der Herrschaft



Wendisches Brautpaar.

zu versichern, wenn sie bei der Kopulation nur ein wenig auf seinen Rock knien kann. Am Abende vor dem Andreadstage, am heiligen Weihnachtsabende, am Abende vor dem Menzjurstage suchen, namentlich die Unverheirateten, die Zukunft durch Horchen, Bleigießen und Zaumrütteln zu erfahren. Aufß Östernwasser wird viel gehalten. Man glaubt an Hexereien, daher sammelt man am Walpurgis- und Johannis morgen sorgfältig Kräuter, weil sie besondere Kraft haben.

Drei Kreuze oder ein frisch blühender Strauß der Aylkirche in diesen Tagen an der Stallthür angebracht, helfen gegen Hexerei. Es giebt Hexenbanner, kluge Männer und Frauen, Leute, welche durch geheimnisvolle Formeln Körperschmerz mildern und entfernen, das Blut bei gefährlichen Verwundungen stillen können; es giebt Zauberschwörer zc. Die Wöchnerin darf sich nicht vom Kinde entfernen, oder wenn sie es ja thut, soll sie ihm ein Gesangbuch unter den Kopf legen; denn sonst kommt der Teufel, der einen Wechselbalg eintauscht. Wo dies nicht geschehen, soll ein schwarzer Mann gekommen sein, das Kind mitgenommen und eine Mißgeburt zurückgelassen haben. Diese unglückliche Jama wird zumeist stupiden Personen des Ortes angebildet. Der Wende ist von dem persönlichen Erscheinen der Geister überzeugt. In Burg soll nach der Volksfage — so erzählt die Chronik von Spreewitz — von Reudorf

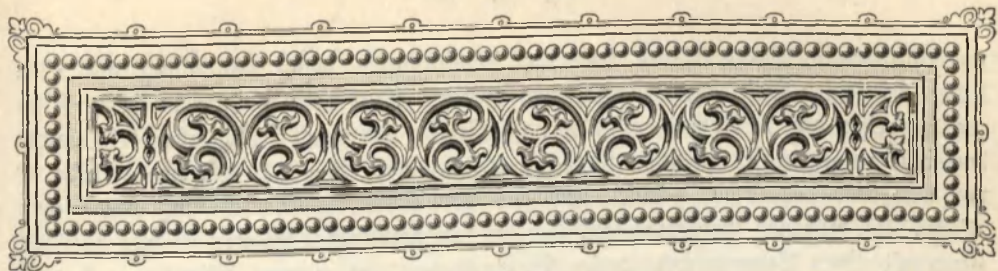
ein Bauer nach Hause gefahren sein. Kurz vor Burg hat er auf seinem Wagen ein weiße, häßliche Gestalt erblickt und dieselbe auch ins Dorf gefahren, welche sich für den Viehtod ausgegeben hat. In demselben Tage haben alle Bauern im Dorfe das Vieh verloren. Der ausgenommen, von welchem obige Sage erzählt. Ob gleich darüber schon hundertfünfzig Jahre vergangen sind, feiert die Gemeinde Burg noch heute diesen Tag, indem sie sich aller Feldarbeit enthält.

Der Wanderer stößt an manchen Orten der Wendei auf gemeißelte, meterhohe Steinkreuze der lateinischen Kreuzform. Zuweilen stehen derselben drei beieinander. Die schriftlichen Aufzeichnungen der Chronik zu Neustadt sagen darüber folgendes: Sie sollen aus der wendischen Heidenzeit herrühren. Kriegshelden sind hier begraben. Bei Regulierung der Straße sah man sich genötigt, dieselben zu versetzen und fand Urnen unter ihnen. Pestaltäre in Petershain und anderen Orten erinnern an die Jahre 1631 und 32 und der Lausitzer Chronist Mörbe weiß, daß an diesen Stellen von den noch gesunden Personen des Ortes das Abendmahl gefeiert worden ist.

So findet man hie und da beredte und stumme Zeugen verschwundener Jahrhunderte, die noch von der Vergangenheit erzählen werden, wenn die herandringende germanisierende Woge die letzten Spuren des einst so verbreiteten, jetzt in die schützende farge Heideebene verdrängten Volkes hinweggespült haben wird.

R. Barthel.





Die Königliche Waisen- und Schulanstalt zu Bunzlau.

Die Königliche Waisen- und Schulanstalt zu Bunzlau zeigt sich in ihrer gegenwärtigen Gestalt als eine Verbindung des ursprünglichen Waisenhauses mit dem Lehrer-Seminar und dem am 1. April 1886 in eine königliche Anstalt verwandelten Gymnasium. Mit der Einfügung des letzteren in den Organismus der Waisen- und Schulanstalt ist dieselbe in ein neues Stadium ihrer gedeihlichen Weiterentwicklung getreten. Aus kleinen Anfängen ist in dreizehn Decennien ein großes Werk erwachsen. Im Jahre 1754 legte der fromme Maurermeister Gottfried Zahn den Grund zu dem jetzt so stattlichen Bau. Er hatte selbst in seiner Jugend die leibliche und geistige Not der armen Waisen erfahren; das Mitleid gegen verlassene Waisenkinder war ihm darum ins Herz gewachsen und trieb ihn zu thatkräftiger Hilfe. Die Kraft, ein solches Werk ohne die dazu nötigen Mittel zu unternehmen und trotz vielseitiger Aufseindungen fortzuführen, gab seinem tief religiösen Gemüt die göttliche Verheißung. Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. Allsonntäglich wanderte er mit den bedrängten Bunzlauer Glaubensgenossen nach dem benachbarten Thonmendorf, um die Predigt und Belehrung des Pastors Mäderjan zu hören. Dieser leitete in Speners Sinne ein kleines Waisenhaus, dessen Schule Zahn noch in seinem 25. Lebensjahre besuchte. Zahn gründete bald selbst eine Schule in seinem eigenen Hause, in der er Kinder von Bewohnern der Obervorstadt unentgeltlich mit seinen eigenen Kindern von einem Hauslehrer unterrichten ließ. Als aber der Magistrat im Jahre 1752 seine Schulen neu einrichtete, wurde Zahn befohlen, seine Anstalt zu schließen. Er widerstand und wurde deshalb mit dem von ihm angestellten Lehrer ins Gefängnis geworfen und zum Gehorsam gezwungen. Solche herbe Erfahrungen hielten aber Zahn nicht ab, sein selbstloses Werk weiter zu treiben. Einen rechten Berater und Helfer fand er in dem zweiten Geistlichen zu Bunzlau, Ernst Gottlieb Woltersdorff, der anfangs dem Plane Zahns schwere Bedenken entgegengestellt hatte, endlich aber durch Zahns

unerfütterliches Gottvertrauen und die Selbstlosigkeit seiner Gesinnung als Mit-
helfer bei seinen Bestrebungen gewonnen wurde. Nun griff Bahn sein Werk frisch
an; er reiste am 7. November 1753 nach Berlin, um durch Königliche Zustimmung
den ihm entgegengesetzten Widerstand zu überwinden. Am 12. Dezember wurde er
vor den Rat der Stadt geladen und gab vor diesem, in Gemeinschaft mit seinem
Weibe, die bindende Erklärung ab, daß er sich verpflichte, solange er lebe für den
Unterhalt eines Lehrers und zweier Waisenknaben aus eigenen Mitteln zu sorgen,
auch wenn sich andere Wohltäter dazu nicht finden sollten; die fernere Dauer und
Ausbreitung dieser Sache überlasse er allein der Vorsehung, und er könne daher
keinen anderen Fonds angeben, als das Vertrauen auf den lebendigen Gott.



Das Königliche Waisenhaus in Bunzlau.

Am 14. März 1754 wurde das Waisenhaus eröffnet, dessen erster Waisenvater
Bahn selbst wurde; am 18. März zogen die ersten beiden Waisenknaben, elf und
sieben Jahre alt, ein. Als erster Lehrer wurde Caspar Züttner, bisher Schuladjunkt
zu Steinitz im Liegnitzschen, gewonnen. Am 23. Juni wandte sich Woltersdorff in
der „ersten Nachricht von einer auf Sr. Königlichen Majestät allergnädigste Konzession
angefangenen Waisen- und Schul-Anstalt zu Bunzlau“, welche sich auf den Fonds
der göttlichen Vorsehung gründet, an das große Publikum. Reichlich flossen nun
aus Schlesien und anderen Teilen des Vaterlandes die Gaben. Selbst arme Leute
spendeten für das edle Werk ihr Scherflein. Schon am 5. April 1755 wurde der
Grundstein zu einem eigenen Gebäude gelegt; es ist dies das sogenannte alte Waisen-
haus, das später einen neuen Aufbau erhielt. Da die Zahl der Zöglinge schon im
ersten Jahre erheblich wuchs, wurde im Herbst 1754 ein zweiter Lehrer, Magister
Hänisch, ein Litterat, berufen. Die Schüler schieden sich von vornherein, wie im
Halle'schen Waisenhause, in Waisenknaben, Mummnen oder Freischüler, Pensionäre oder
Kostgänger und Stadtschüler.

Aber es kamen auch Tage schwerer Trübsal. Durch den siebenjährigen Krieg wurde Bunzlau und insbesondere die Anstalt arg heimgesucht, und im Jahre 1758 brach eine Epidemie aus, welcher auch Zahn zum Opfer fiel. Zu seinem Nachfolger wurde zunächst der bisherige erste Lehrer Hämisch gewählt. Aber noch ehe seine Bestätigung eintraf, war er ebenfalls der Seuche zum Opfer gefallen. In dieser schweren Bedrängnis wurde Ernst Gottlieb Woltersdorff die Leitung der jungen Anstalt übertragen. Sein Pfarramt verwaltete er daneben weiter. Die wenigen Jahre, während der er das Waisenhaus leitete, gehören zu den segensreichsten in der ganzen Dauer der Anstalt. Zunächst erreichte er es, daß zwei ihm befreundete Edelleute, die Freiherren von Richthofen und von Grunfeldt, als Kuratoren einen Teil der Sorgen für das Haus auf sich nahmen. Von seinem Verhältnis zu den Schülern giebt eine begeisterte Schilderung eines damaligen Bögling, des späteren Direktors Buquoi, Zeugnis; er sagt: „Wie freudig klopfte unser Herz, wenn der Herr Direktor mit uns sprach oder mit uns speiste! Wie sprangen wir aus den Betten, wenn er im Sommer oft früh um 4 Uhr selbst zum Spaziergange klingelte; wie andächtig waren wir, wenn er sich mit uns, früh oder abends, auf einer der benachbarten Höhen lagerte und betete! Ich bekenne es, jene Zeit ist mir unvergeßlich!“

Der Nachfolger Woltersdorffs wurde sein jüngerer Bruder, der durch längeren Aufenthalt in der Anstalt bereits mit dem Amte vertraut geworden war. Fast scheint es, als wären die ersten Jahre der Amtsthätigkeit des jüngeren Woltersdorff noch glänzender für die Anstalt gewesen, als die letzte Zeit der Wirksamkeit seines Bruders. Die zufließenden Gaben steigerten sich fortgesetzt; die Zahl der Schüler wurde vermehrt; im Jahre 1764 gingen zum erstenmal Böglinge von der Bunzlauer Waisen- und Schulanstalt zur Universität. Diese war also nun eine höhere Schule, ein Gymnasium und ist ein solches geblieben bis 1810. Bis 1810 hat die Anstalt über 100 Böglinge zur Universität geschickt. Die Sonne des Glücks, welche bisher der Anstalt freundlich gelächelt hatte, wurde aber bald verdrängt durch dunkle Schatten der Trübsal. Im Jahre 1773 war der Mangel so groß, daß ihr Bestehen in Frage gestellt wurde. Damals halfen zwei Geistliche, Buquoi in Tillendorf, der schon erwähnte ehemalige Bögling des Waisenhauses, und Löwe in Bunzlau, über die größte Not hinweg durch Gründung einer Bunzlauer Monatschrift, deren Ertrag dem Waisenhaus zugute kam. Sie wurde gedruckt in einer durch Geschenk in den Besitz des Hauses übergegangenen Druckerei. Trotz dieser Einnahmequelle hat sich die Anstalt nur mit Mühe die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts durchringen können. Darum bleibt es zu verwundern, daß bei der drückenden Not doch der Bau des heutigen Pensionärhauses im Jahre 1777 begonnen und 1779 vollendet wurde. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts erreichte die Not ihren Höhepunkt. Auch eine durch königliche Huld bewilligte Kirchen- und Hauskollekte vermochte die große Schuldenlast nur wenig zu verringern. Da bot sich den Leitern und Kuratoren der Anstalt nur ein Ausweg: Frankes Stiftungen hatten soeben Staatshilfe erfahren und waren königliche Anstalten geworden; es lag nahe, eine gleiche Wohlthat auch für das Bunzlauer Waisenhaus zu erbitten. Der Roudirektor Buquoi und die beiden Kuratoren reisten nach Berlin, und das Resultat ihrer Bemühungen war, daß der König die Summe

von 11206 Thalern zur Deckung der Schulden bewilligte und einen jährlichen Zuschuß von 5000 Thalern zusicherte. So wurde denn im Jahre 1803 aus der bescheidenen Stiftung des Maurermeisters Zahn eine sicher fundierte Königl. Waisen- und Schulanstalt.

Einen Schritt rückwärts ging es mit der Anstalt durch die auf Grund Allerhöchster Kabinettsordre im Jahre 1814 erfolgte Verwandlung der Schulanstalt in eine Bürgerschule. Der Grund dieser Maßregel war die neue Auffassung von der erziehenden Aufgabe des Unterrichts, welche von Pestalozzi ausging. Die preussische Schulbehörde wollte nun den Pestalozzischen Geist auch in die Bunzlauer Anstalt pflanzen und schickte darum bei der Reorganisation derselben drei junge Männer, die mehrere Jahre unter Pestalozzis Augen in Yfferten gearbeitet hatten, nach Bunzlau, Kawerau, Dreist und Hemming. Mit Freudigkeit traten diese drei Männer ihr Amt in Bunzlau an, und alle ihre Wünsche wurden erfüllt, als im Oktober 1816 das Liegnitzer Lehrerseminar nach Bunzlau verlegt und mit der Waisen- und Schulanstalt verbunden wurde.

In der Zeit von der Gründung des Waisenhauses bis zur Verbindung des Seminars mit demselben haben an der Anstalt gewirkt: „5 Waisenväter und Direktoren, 59 *praeceptores litterati* und 10 *praeceptores illitterati*.“

Die Verbindung des Seminars mit der Waisen- und Schulanstalt war für diese ein wichtiger Schritt auf dem Wege ihrer Entwicklung. Im Jahre 1828 wurde Theodor Kawerau, einer jener begeisterten Pestalozzijünger, Direktor der Anstalten; unter seiner Leitung erreichten dieselben ihre größte Ausdehnung. Von seinen Nachfolgern haben sich besondere Verdienste um die Anstalten erworben: Benjamin Schärf, der den sogenannten „ersten Tisch“ aufhob und gleichmäßige Beköstigung für alle Zöglinge einführte, so daß die Waisenknaaben den Pensionären nicht mehr nachstanden; Moritz Fürbringer, während dessen Amtsthätigkeit die Schulanstalt zu einem Progymnasium sich emporarbeitete; Dr. Schneider, der jetzige verdienstvolle Leiter des preussischen Volksschul- und Taubstummengewesens im Kultusministerium und Ferdinand Sander. Unter den Lehrern sind als hervorragend zu nennen Musikdirektor Karl Kawerau, dessen Choralbuch noch heute in den meisten Kirchen Schlesiens im Gebrauch ist, und Oberlehrer Stubba, durch seine litterarischen Arbeiten für den Unterricht im Rechnen, in der Geometrie, im Schreiben, wie für die Kartenzeichnung bekannt.

In den ersten hundert Jahren haben die Anstalt besucht: 761 Waisenknaaben, 17 Waisennädchen, 513 Freischüler, 1 Freischülerin, 86 Fundatisten, 1273 Pensionäre, 1070 Stadtschüler, 23 Stadtschülerinnen, zusammen 3744 Kinder.

Von besonderer Wichtigkeit für die Entwicklung der Waisenanstalt war das Jahr 1886. In demselben wurde das 1858 gegründete Bunzlauer städtische Gymnasium eine königliche Anstalt. Die Stadt überließ das monumentale Gymnasialgebäude, das zu den schönsten der preussischen Monarchie gehört, dem Staate und zahlte an diesen außerdem eine einmalige Abfindungssumme von 400 000 Mark. Das Gymnasium wurde mit dem Seminar und dem Waisenhause zur „Königlichen Waisen- und Schulanstalt“ vereinigt und an deren Spitze Regierungs- und Schulrat Ferdinand Sander aus Breslau berufen. Unter dessen Leitung vollzog sich die Neuorganisation der Anstalten. Das Progymnasium des Waisenhauses wurde aufgehoben, die 1877 gegründete Mittelschule dagegen blieb bestehen. Im Jahre 1889 wuchs aus dem

alten Stamm ein neues Reis hervor. Es wurde eine Präparandenanstalt errichtet und damit ein Verbindungsglied zwischen der Mittelschule und dem Seminar geschaffen. Diese gesamte Neuordnung war für die Waisen eine rechte Segensthat. Während sie früher die Anstalt verlassen mußten, sobald sie das Ziel des Progymnasiums oder der Mittelschule erreicht hatten, können sie jetzt, Fleiß und gute Führung vorausgesetzt, entweder das Gymnasium bis zum Abiturium oder die Mittelschule und darauf die Präparandenanstalt und das Seminar besuchen, so daß im letzteren Falle das Waisenhaus seine Schutzbefohlenen erst als junge Lehrer aus seiner Fürsorge entläßt. Die Waisenkneben und Fundatisten werden vom Waisenhause



Das Königl. Gymnasium in Bunzlau.

vollständig unterhalten, die Nummen zahlen jährlich 80 Mk., die Extra-Nummen 200 Mk., die Pensionäre 520 Mk., wenn sie das Gymnasium, und 480 Mk., wenn sie die Mittelschule besuchen. Wesentliche Verbesserungen in den Wohnungsverhältnissen und in der Beköstigung der Waisenhauszöglinge sind weitere Zeugnisse der gesegneten Wirksamkeit Sanders. Als er im November 1894 einem Rufe der freien und Hansestadt Bremen folgte, wurde sein Nachfolger der bisherige Direktor des Gymnasiums zu Hadersleben, Ostendorf.

Viel Segen ist bereits von der Bunzlauer Waisen- und Schulanstalt ausgegangen, weit über die Grenzen Schlesiens hinaus. Möge sie auch ferner eine Stätte des Segens bleiben und sich gedeihlich weiter entwickeln, um ihrem großen Vorbilde, der Schwesteranstalt in Halle, immer näher zu kommen!

G. Wende.





Martin Opitz.*)



Martin Opitz wurde am 23. Dezember 1597 zu Bunzlau geboren. Als Geburtsstätte wird durch die Überlieferung das Haus Zollstraße 1 daselbst bezeichnet, das auch seit Anfang der sechziger Jahre durch eine Marmortafel kenntlich gemacht ist. Doch unter den Besitzern dieses Hauses begegnet man innerhalb der Jahre 1549—1613 dem Namen Opitz nicht. Dagegen hat der Fleischermeister Sebastian Opitz, des Dichters Vater, das Haus Nr. 1 in der Großen Kirchstraße im Jahre 1602 besessen. Vermutlich hatte er es von seinem Schwiegervater, dem Stadtrichter Martin Rothmann, dem es nachweislich gehört hat und der vor 1595 gestorben ist, geerbt. Es ist deshalb in hohem Grade wahrscheinlich, daß Martin Opitz daselbst das Licht der Welt erblickt hat. Über seine ersten Lebensjahre ist nichts bekannt, als daß er die Mutter frühzeitig verlor. Sein Schulunterricht hat jedenfalls vor 1606 begonnen. In diesem Jahre starb sein Oheim, der Rektor Christoph Opitz, der ihn in die Elemente des Wissens eingeführt haben soll. An seine Stelle trat der vielgerühmte Schulmann Valentin Senftleben. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler scheint ein recht inniges gewesen zu sein. Auf des erstern Tod dichtete Martin später eine Trauerklage, in der die Worte vorkommen:

Daß ich etwas Gutes schreibe, liebster Vater, das machst Du,
denn Du führtest mich den Musen schon als einen Knaben zu;
und daß mich bis jetzt der Ruf einen echten Dichter heiße,
stammt von meinem nicht sowohl, als vielmehr von Deinem Fleiße.

Im Jahre 1614 bezog Martin Opitz das Magdalenenäum zu Breslau, wo er bereits mit einem Hefte lateinischer Gedichte hervortrat. Als Zögling der Akademie zu Beuthen schrieb der Zwanzigjährige die lateinische Abhandlung „Aristarchus oder über die Verachtung der Muttersprache“, in der er schon den Alexandriner als Muster-

*) Vergl.: Vortrag Holteis über Opitz (Niederschlesischer Courier 1861), Chronik der Stadt Bunzlau von Dr. Wernicke u. a.

vers hinstellte und Ansichten entwickelte, wie sie der kurz vorher gegründete Palmenorden vertrat. Nach einem kurzen Besuche der Universität Frankfurt a. O., von wo er sich dem Liegnitzer Hofe durch schmeichelnde Gedichte empfahl, ging er nach Heidelberg, um hier seine Studien der Rechte und der Poesie fortzusetzen. Unter dem Einflusse seines Freundes Zinkgref, der auch später die erste Ausgabe seiner Gedichte besorgte, entstand hier manches seiner bessern Gedichte. Als sich 1620 die Kriegsstürme der Pfalz näherten, ging Opitz nach Holland, wohin er bereits die Vorliebe für die streng geregelte, steife holländische Poesie mitbrachte, welche Vorliebe sich durch die Bekanntschaft mit dem niederländischen Gelehrten und Dichter Daniel Heinsius zur Begeisterung steigerte. Von Holland folgte er einem Freunde nach Jütland, wo er seine „Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Krieges“ schrieb, die er aber erst drei-

zehn Jahre später veröffentlichte. Noch vor Ablauf des Jahres 1621 kehrte Opitz in seine schlesische Heimat zurück und verweilte in Liegnitz. Überall wurde er von den vornehmsten Geistern, den berühmtesten und gelehrtesten Männern als ein Ebenbürtiger empfangen. Der Wunz-



Martin Opitz von Boberfeld.

lauer Bürgersohn, der vierundzwanzigjährige reisende Student war bereits eine europäische Berühmtheit. Als solche berief ihn 1622 der Fürst Bethlen Gabor an das Gymnasium zu Weissenburg in Siebenbürgen. Hier erklärte Opitz seinen Schülern den Seneca und Horaz, belebte durch anmutige Gespräche des liegenden Tafelrunde und widmete sich vielseitigen Forschungen; von hier sehnte er sich aber auch nach seinem Schlesien zurück.

Weder mit Luft und Wasser, noch mit des Volkes Sitten und Sprache vermochte er sich zu befreunden. Aus dieser Sehnsucht entstanden zum Teil die Dichtungen „Von der Ruhe des Gemüths“, z. B.:

D sollte doch auch ich nach solcher weiten Reise
und soviel Ungemach bei euch sein, gleicherweise
ihr Thäler, ihr Gebirg', ihr Brunnen und du Strand
des Bobers, da man mich zum ersten auf der Hand
herumgetragen hat, da die begraben liegt,
so mich zur Welt gebracht.

Opitz kehrte 1623 nach Deutschland zurück und begab sich wieder nach Liegnitz. Fürst Georg Rudolf ernannte ihn zum Rat, von dem Palmenorden wurde er unter dem Namen „der Gefrönte“ aufgenommen. Häufig verließ er Liegnitz; er kehrte bei

Gönnern und Freunden ein, ging nach seinem lieben Bunzlau, besuchte den Fürsten Ludwig von Anhalt. Im Jahre 1625 folgte er einer Gesandtschaft, die sein Herzog an den kaiserlichen Hof nach Wien sandte. Er verfaßte ein Trauergedicht auf den Tod des österreichischen Erzherzogs Karl voll überschwenglicher Schmeichelei, das also beginnt:

Alhier in dieser Gruft liegt Carolus gesenket,
der werthe, teure Held, den Gott der Welt gesenket,
und was ihm ähnlich ist, das Haus von Österreich,
das hochberühmte Haus, dem nichts auf Erden gleich u. s. w.

Kaiser Ferdinand II. schmückte mit eigener Hand sein Haupt mit dem Vorbeer. Im Jahre 1626 wurde der evangelische Dichter Sekretär des katholischen Grafen Hannibal von Dohna. Wohl zum Lohne für die demselben geleisteten Dienste wurde er vom Kaiser als Martin Opitz von Boberfeld in den Adelsstand erhoben. Auf einer der Reisen, die er im Auftrage des Grafen zu unternehmen hatte, lernte er 1630 in Paris den großen Gelehrten und Staatsmann Hugo Grotius, mit dem er längst in Briefwechsel gestanden, persönlich kennen. Nach Graf Dohnas Tode widmete Opitz seine Dienste und seine Dichtungen den evangelischen Herzögen von Brieg und Liegnitz, ohne indes eine feste Anstellung an ihrem Hofe gewinnen zu können. Anfang des Jahres 1634 befand er sich als Abgesandter der schlesischen Stände im Feldlager Baners, später sehen wir ihn im Auftrage der Schweden in Breslau. Eine Abhandlung über verschiedene Punkte des polnischen Staatsrechts, die Opitz einst im Dienste des Grafen abgefaßt, sowie ein langes Lobgedicht auf den König Ladislaus von Polen, das er bei Gelegenheit einer in Gesellschaft des Brieger Herzogs unternommenen Reise nach Westpreußen verfertigte, wurden Veranlassung, daß er zum königlich polnischen Historiographen und Sekretarius mit einem für die damaligen Zeiten bedeutenden Jahresgehalte von 1000 Thalern ernannt wurde. Als solcher nahm er seinen Wohnsitz in Danzig, wo er sich mit Altertumsforschungen beschäftigte, auch das Annolied herausgab. Hier starb er 1639 an einer der pestartigen Seuchen, die der Krieg im Gefolge hatte. Am 17. August wurde er auf der Straße von einem kranken, heulenbedeckten Bettler angesprochen; er reichte demselben eine Gabe und erkrankte in der darauf folgenden Nacht. Am 20. August verstummten die berebten Rippen für diese Erde. Des Dichters Grabmal befindet sich in der Marienkirche zu Danzig.

An Gegnern verschiedener Gattung hat es Martin Opitz nicht gefehlt. Daß dieselben schon zu seinen Lebzeiten sich geltend zu machen suchten, beweisen die Worte, die er an Johann Rist schrieb: „Übrigens habe ich gelernt, dergleichen Insulten mit hohem Geiste gering zu schätzen. Mein schönster Trost dafür ist, daß ich mich von den Guten geliebt weiß.“ Auch die Gegenwart hat sich durch erneute und gründliche Prüfung seines Lebens und seiner Poesie von dem Menschen und Dichter Opitz ein etwas ernüchtertes, aber richtigeres Bild hergestellt, als es die glühenden Lobsprüche seiner Verehrer früherer Zeiten zulassen. Was seinen Charakter anbetrifft, so kann man nicht umhin, das weite Gewissen und die große Fügsamkeit anzustaunen, die es Opitz ermöglichten, so verschiedenen Herren zu dienen.

Die Gedichte des „Schlesischen Schwans“, des „Boberchswans“, wie Opitz von seinen Verehrern genannt wurde, in drei starken Bänden, erlebten zahlreiche Auflagen. Trotzdem ist er als Dichter kein erfindungsreicher, gedanken- und sprachgewaltiger Geist, aber er verstand es, das, worauf es ankam, zur Geltung zu bringen. Von dem Grundsatz ausgehend, daß die Poesie, indem sie ergötze, zugleich belehren müsse, legte er mehr Wert auf Klarheit, Verständigkeit und strenge Regel als auf wahre Empfindung und Tiefe des Gefühls. Auf verschiedenen Gebieten der Poesie war Opitz thätig. Das Beste von ihm sind jedenfalls die schon erwähnten „Troistgedichte in Widerwärtigkeiten des Krieges“. Sie haben von allen übrigen Gedichten am meisten Wahrheit, während in seiner sonstigen Poesie die meisten Gefühle erheuchelt, nur dem Verse und Worte zuliebe da sind. Belehrender, beschreibender Natur ist die ebenfalls schon erwähnte Dichtung „Von der Ruhe des Gemüts“, das eine Gegend Siebenbürgens zum Hintergrund hat und nach einem dortigen Landgute „Zlatna“ genannt wurde. Andre Lehrgedichte sind „Vielgut oder vom wahren Glück“ und „Besuvius“. Seine vaterländischen Gedichte sind ohne Wärme und Begeisterung, ja kühl und berechnend, wie der Patriotismus des Dichters. Auf dem Gebiete des Dramas beschränkte sich Opitz auf Übersetzungen; zum eigenen Drama fehlte es ihm an der poetisch-schaffenden Begabung. Durch ihn wurde der Oper in Deutschland Eingang verschafft. Als erste Oper wurde das durch Opitz aus dem Italienischen übertragene, von Schütz komponierte Singspiel „Daphne“ 1627 zu Torgau aufgeführt. Wie die Oper, so verpflanzte er auch den Schäferroman auf deutschen Boden durch die zu Ehren des Hauses Schaffgotisch verfaßte „Schäferei von der Nymphe Hecynia“.

In seinen Gedichten preist Opitz auch gelegentlich die Berühmtheiten und Vorzüge seiner Vaterstadt, der er ein dankbares Andenken bewahrte. Am bekanntesten ist sein Lobgedicht auf den „Queckbrunnen“, den er „unerschöpfte Lust, Wohnhaus aller Freuden, Bad der Najaden und köstliche Fontäne“ nennt. Zu erwähnen sind noch ein Gedicht an den Bunzlauer Geistlichen Joh. Wesselius, als derselbe am 7. Januar 1624 nach Aufhören einer langwierigen Pest eine Dankfugungspredigt gehalten, eins auf Christoph Buchwälders geistliche Gesänge, eins auf Herrn Johann Seilers (des Bürgermeisters?) Hochzeit. Überhaupt bilden die Gelegenheitsgedichte die Mehrzahl seiner Originalgedichte. Opitz giebt damit den Ton an für die Gebatter-, Gratulations- und Condolenzpoesie, von der das 17. Jahrhundert voll ist.

Der Dichterruhm von Martin Opitz hat aber seinen Grund nicht im Stoffe seiner Dichtungen, sondern in der Form, in welcher er Meister und Vorbild für die folgenden Zeiten war, so daß auch unsere Zeit noch auf seinen Schultern steht. Ihm gebührt das Verdienst, mitten in der Barbarei und unter dem Drucke der Fremdherrschaft des dreißigjährigen Krieges das Banner der vaterländischen Sprache und Bildung in Deutschland wieder auf gepflanzt und es treulich aufrecht gehalten, die tief gesunkene Poesie gehoben und der verachteten bei dem gebildeten Teile unseres Volkes wieder Achtung verschafft, ihr eine eigne Kunstform gegeben und feste Gesetze für sie aufgestellt zu haben.

Bahnbrechend war in dieser Beziehung sein Büchlein „Von der deutschen Poeterey“, das von 1624—1668 zehnmal aufgelegt wurde, und mit dessen Erscheinen in der Geschichte der deutschen Poesie ein neuer Zeitraum beginnt. Während im Mittelalter nur nach der Zahl der Hebungen, nicht nach der Silbenzahl gemessen wurde, maß man im 16. Jahrhundert nach der Zahl der Silben ohne Rücksicht auf Hebung und Senkung (Knittelvers). Dpiß führte den für die deutsche Sprache richtigen Gebrauch eines regelmäßigen Wechsels zwischen Hebung und Senkung ein und wurde dadurch der Begründer der heutigen Prosodie. Da er in Begleitung einer Hebung nur immer eine Senkung gestattete, so ließ er nur zwei Versarten gelten, die trochäische und die jambische. An Stelle der kurzen Reimpaare, die zum Knittelverse herabgesunken waren, führte er nach dem Vorgange der Franzosen den eintönigen Alexandriner ein, der auch im Drama der herrschende Vers wurde, bis ihn Lessing durch den fünffüßigen Jambus verdrängte.

Der Einfluß, den Dpiß ausübte, war ein gewaltiger. Wenn auch in ungleichem Grade, so stehen doch die Dichter dieser Zeit überhaupt in Abhängigkeit von Dpiß, an den sich eine förmliche Schule angeschlossen. Besonders in Schlesien kam der Umstand, daß hier gerade die gelehrte Bildung während des 16. Jahrhunderts feste Wurzeln geschlagen hatte (Trokendorf), seinen Bemühungen entgegen, und so hat man den ganzen an Dpiß sich anschließenden Zeitraum, obgleich eine Anzahl der Dichter desselben andern Ländern angehört, den der „Schlesischen Dichter“ genannt.

Im Bilde ist Martin Dpiß mehrmals dargestellt worden. Der von Jakob von der Heyden 1631 in Straßburg gefertigte Kupferstich ist in Königs Literaturgeschichte wiedergegeben. Von dem Maler Bartholomäus Strobel aus Breslau stammt das um 1637 gefertigte Gemälde des Dichters, das gegenwärtig Eigentum des Vereins der Schlesier in Danzig ist. Das Bild auf Seite 73 ist nach diesem hergestellt worden.

Seit dem Jahre 1877 steht in Bunzlau in den östlich vom Gymnasium gelegenen Anlagen ein Denkmal unseres Dichters. Die Anregung zur Errichtung eines solchen hatte 1861 Karl von Holtei gelegentlich einer in Bunzlau gehaltenen Vorlesung gegeben. Den Ertrag eines zweiten Vortrages mit 109 Thalern überwies er als Grundstock für einen Denkmalsfonds. Auf einem Postament aus poliertem Granit steht die in carrarischem Marmor in Überlebensgröße ausgeführte Büste des Dichters, dessen Gedächtnis bisher außer einer Tafel an dem angeblichen Geburtshause auch durch den „Dpißstein“ bei der Bewohnerchaft Bunzlaus wach erhalten worden war. Genannter Stein war ein an der Straße nach Löwenberg liegender Granitblock, an dem Dpiß oft auf seinen Gängen geraftet haben soll. Am 13. Juni 1849 war derselbe von Arbeitern zertrümmert worden, um ihn zum Chausseebau zu verwenden. An seine Stelle wurde ein anderer Stein geschafft, der eine kleine, zum Ausruhen einladende Plattform bildet, jetzt durch einen Erdwall unfriedigt und außerhalb desselben mit Eichen umpflanzt ist.

H. Kottwitz.





Grünberger Wein.



Die sehnigen Rosse ziehen schwer im mahelnden Sande die kleinen Karren, welche mit allerlei Hausgerät beladen sind, und ungeduldig tummelt sich die Schar der Reissigen, die den Trupp der Einwanderer begleiten, um diese vor den Anfällen der Slaven zu schützen. Es sind Franken und Flamländer, die um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ihre Wohnsitze am Rhein, wo schon unter Kaiser Konrad I. Wollenweberei und Weinbau getrieben wurde, verlassen und sich unter den Schutz eines Herzogs von Böhmen begeben haben, der sein Land mit Deutschen eifrig kolonisierte. Nach langer, langer Wanderung sind sie in das Gebiet zwischen Döbel und Oder eingetreten, in sandiges Land, dem die spärliche Wendenbevölkerung mühsam etwas Buchweizen abrang. — Da lichtet sich das niedere Getraide, der Boden erhebt sich zu welligen Hügeln. Der weiße Sand strahlt die heiße Zuluft grell zurück. Belebter wird ihr Blick, bewegt ihr Herz! Das ist Land wo sie der Heimat Brauch und Thun weiter üben werden. Prüfenden Blickes erkundet der Führer die Gegend. Auf jenen Höhen mit der sonnigen Mittaglehne soll die Traube reifen, in dem armen Wendendorfe dort im Thale werden sie ihre Hütten zimmern und Wolle weben. — Und sie steigen hinab, der Haufe löst sich: deutsche Sitte, deutsche Sprache, deutscher Fleiß nehmen Besitz. So wird Grünberg im Jahr 1200 gegründet.

Im Laufe der Jahrzehnte erstarb auch die Mißgunst der eingeborenen Bevölkerung. Als die Hussiten, die Kriegsfackel schwingend, fanatischen Hasses voll überall blühende Fluren, grüne Weingelände zerstörten, blieb Grünberg in tiefem Frieden, da Herzog Heinrich IX. von Böhmen durch kluge Politik sie von seinem Lande abzuhalten wußte. Dieser Fürst förderte auch den Weinbau durch Einführung edler Weinsorten aus Ungarn, Franken, Tirol. Um das Jahr 1500 hatte der Weinbau schon eine bedeutende Ausdehnung erlangt. Ein blühender Handel, besonders nach Polen hin, verhalf den Bürgern zu Wohlstand. Daß sie aber auch eines

kräftigen Trunkes gepflegt haben, geht aus einer Verordnung des Magistrates vom Jahre 1644 hervor, welche verbietet bei Hochzeiten

„das Besaufen der Junggesellen, vor der Trauung, indem oft bey denselben und vorher schreckliche Excesse begangen wurden; die Hausväter sollten daher diesen Unflätern nicht zu viel zum Frühstück geben.“

Diese Verordnung scheint indessen wenig geachtet zu haben, vielmehr wurden immer mehr „Weingärten“ angelegt, deren Ertrag von den Bürgern meist selbst konsumiert wurde. Daher erschien 1730 wieder ein Erlaß:

„Wir Burgermeister und Rathmanne der Kaiserlichen und Königl. Stadt Grünberg entbieten allen und jeden unsern Mitbürgern und Einwohnern, auch Unterthanen unsern Grufz und alles gutes zuvor, und ist denenselben nicht zu verhalten — —, daß Einige wieder neue Weingärten anzulegen als auch fremde Landweine zu verkaufen und einzuführen sich unterstehen dürfen. Wann dann nun aber solches der gemeinen Stadt, welche schon mit überfließigem Zuwachs versehen ist, zum Schaden, . . . besonders aber der hiesigen Brau-Commune, so sich darüber häufig beschwert, zum großen Abbruch, auch zum Aggravio der Bürgerschaft, da die Triften durch derlei schädliche, mehr und mehr zunehmende Anbauung geschmälert werden, gereichen thut. Als wird . . . männl. Kund gemacht mit ernstlichem Befehl, daß sich Niemand sowohl bei der Stadt, als dero Dorfschaften, bei empfindlicher Strafe ferner unterfange, einen neuen Weinberg anzulegen, diejenigen aber, welche a tempore einige Weinberge angelegt, solche anizo da es noch Zeit durch Befezung der Weinstöcke cassieren und das angelegte Land in vorigen Stand setzen sollen.“

Zehn Jahre später kam mit Schlesien auch das Grünberger Weingebiet zu Preußen, und in richtiger Erkenntnis seiner hohen Bedeutung ordnete Friedrich der Große an, „daß der Weinbau so viel als möglich pouffieret werde“. Auf einer Durchreise boten ihm Grünberger Bürger Weintrauben und Obst dar, was er dankend entgegennahm; als er aber vom Bürgermeister hörte, daß die Haupteinnahmequelle der Weinbau Grünbergs sei und daß der „Grüneberger“ besonders nach Polen verschickt und dort vielfach in den Klöstern getrunken werde, bemerkte er, „Gott sei dem gnädig, der ihn trinken soll!“ Er selbst scheint den „Grüneberger“ allerdings nur dem Namen nach gekannt zu haben. Gelegentlich einer anderen Durchreise flüsterte der König dem Bürgermeister zu: „Der Markgraf von Anspach (derselbe war kein Weintrinker) kommt hinter Mir, gebe er ihm Grüneberger Wein zu trinken, und wenn er nicht will, so sage Er ihm, Ich habe es befohlen!“ Der Markgraf trank und meinte: „Der Wein ist ganz gut“, wunderte sich aber über das große Glas, worauf ihn der Bürgermeister dahin aufklärte, daß der „Grüneberger“ nur aus solchen Gläsern getrunken werde. Als der König nun nach drei Wochen wieder durch Grünberg kam, fragte er das Stadtoberhaupt: „Hat der Markgraf Euern Wein getrunken?“ worauf der Gefragte mit „Ja“ antwortete; der Monarch fragte neugierig weiter: „Nun, was hat er gesagt?“ und erhielt zur Antwort: „Der Wein

ist ganz gut, und er trinke unsere Gesundheit.“ Auch diesmal konnte es der große König nicht unterlassen, lächelnd zu bemerken: „Ja, ja, wer ihn nur nicht trinken muß.“*)

Wie des großen Königs Urteil für viele seiner Unterthanen seinerzeit maßgebend war, so wurden auch gleichzeitig mit seiner volkstümlichen Erscheinung die Spöttereien über den „Wende-“, „Wächter-“, „Strumpf-“ und „Schul-Wein“ populär. Und es muß zugegeben werden, daß zu damaliger Zeit hinsichtlich der Weinpflege wenig geschah. Ein Reskript der Glogauer Kriegs- und Domainen-Kammer vom Jahre 1800 spricht aus, „daß, wenn die schlesische Cultivateurs soviel Fleiß, Mühe



Grünberg.

Nach einer Originalaufnahme von Ew. Haase-Grünberg.

und Arbeit verwenden wollten als der Pfälzer, der Franke und selbst der Böhme der schlesische Landwein, der in Absicht des Geschmacks jetzt mit den Weinen jener Geacnden nur eine entfernte Verwandtschaft beweist, schon längst ein Getränk sein müßte, welches einen großen Teil des Publici, nämlich die Klasse der Bürger und wohlhabenden Landleute, abschrecken würde, sich in den Weinstuben durch verfälschte, teure, ausländische Weine vergiften zu lassen.“

Heute ist das anders. Seit im ersten Viertel unseres Jahrhunderts die Regierung Winzer an den Rhein und die Mosel sandte, um dort Weinbau und -Pflege kennen zu lernen, seit der Gewerbe- und Gartenbauverein in frischem Streben alles

*) Aus Ginschel, Der Grünberger. Schlesiens Wein in der Literatur.

thut, um den Weinbau zu heben, ist der „Grüneberger“ entschieden besser als sein Ruf, und ich bitte Dich nun, freundlicher Leser, der Du vielleicht auch zu den Verspöttlern des „Grünebergers“ gehörst, mit mir einen Gang durch das Gelände zu unternehmen.

Wir durchschreiten die etwa 18000 Einwohner zählende aufblühende Stadt. Der Webstuhl, der sonst fast in jedem Hause klapperte, ist dem Großbetriebe von über ein Duzend Tuchfabriken gewichen. Des schnellen Bobers Wasserkraft ist zur Erzeugung des elektrischen Stromes verwendet, der von Eichdorf her 29 km weit bis Grünberg geleitet und hier zu Beleuchtungs- und Betriebszwecken verwendet wird. Gar wunderbarlich prahlt das moderne Licht in die freundlichen Obst- und Grasgärten, die viele der älteren Häuser umhegen. Wir gelangen bald hinaus in den Kranz der Weingärten, in die Grünberg freundlich gebettet liegt. Die warme Sonne liegt schimmernd über der Flur. In sanfter Steigung erheben sich vor uns die Weingärten, die durch Raine von einander getrennt sind. Die Stöcke stehen in Reihen, etwa einen halben Meter von einander entfernt. Ein daneben steckender Pfahl ist ihnen Stütze, und dort sehen wir eine Schar Leute mit flinken Fingern die Stöcke mit geschmeidig getretenen Strohalmen anheften. Wir begrüßen den uns bekannten Winzer. Seine Heimat ist ein benachbartes Dorf, und er spricht jenen Dialekt, der vom eigentlichen schlesischen ganz verschieden, ein Uebergangsglied zum märkischen Platt darstellt. Wir hören von ihm, daß er, selbst Weinbergseigentümer, „die Gärten“ derjenigen Besitzer „macht“, die die zur Pflege des Gartens nötigen Arbeiten nicht selbst ausführen. Wenn in der schmucklosen, aus Fachwerk 1745 erbauten evangelischen Kirche der Pastor den Text von den Arbeitern im Weinberge liest*), beginnt der Winzer seinen Rundgang bei den Stadtherren und wirbt um Arbeit.

Bald nach der Schneeschmelze im Frühjahr werden die Weinstöcke, die den Winter über auf der Erde durch eine kleine Bodenschicht niedergehalten wurden, „gehoben“, dann die Neben auf drei Augen zurückgeschnitten und Pfähle daneben gesteckt. Da, wo ein Stock fehlt, oder einer besonders alt ist, wird „gesenkt“, d. h. eine dreieckige oder viereckige, etwa 1 m tiefe Grube gegraben; dann werden die in der Ecke befindlichen Stöcke tiefer gelegt oder, wo ein Stock fehlt, einzelne benachbarte Neben herübergezogen. Dadurch wird der Bestand an Neben erhalten und verjüngt. In diese Gruben schüttet man im Herbst den Dünger, worauf sie „zugezogen“ werden. Dieses Senken ist die schwerste Arbeit, jede andere ist verhältnismäßig leicht, so daß auch viel Frauen und Kinder im Weinberge beschäftigt werden. Hier wird auch noch viel gesungen, und manch altes Volkslied von „dunklen Mauern“, „schweren Ketten“, von jungen Grafen und fahrenden Schiffelein lebt hier fort.

Nachdem die Gescheine angelegt haben und die Blüte vorüber ist, werden die Stöcke angeheftet; zwischen je drei oder vier Stöcken werden spitze Sandhäufchen errichtet, in welchen das Unkraut erstickt und die zugleich das rasche Abfließen des Regenwassers verhindern sollen. Außerdem wird durch sie die Bestrahlung der Früchte intensiver. Ein eben frisch gehäufelter, „gehackter“ Weinberg mit dem frischer,

*) Septuagesimä.

tiefen Grün der Blätter an den sorgfältig in Reihen stehenden Stöcken, den sauber gerechten Rainen befriedigt das Auge in hohem Maße.

Unser freundlicher Winzer zeigt uns die schon an den Reben und Blättern kenntlichen Weinsorten, Gelb- und Blau-Schönedel, Traminer (aus Tirol eingeführt), Sylvaner, genannt Scherwanel, und Böhmischer.

Aus der fleißigen Schar naht sich uns ein braunes Mägdelein in kurzem Rock und rotem Mieder. Mit artigem Sprüchlein umwindet sie unsern Arm mit einer Binde aus Weinlaub und Winde. Wir geben unserm Danke noch klingenden Ausdruck, verabschieden uns und schreiten weiter. Wir erreichen jenen schmalen Höhenzug, auf dem die Grünberger einst zur Pestzeit in den Lauben oder „Löben“ Zuflucht fanden, und den sie noch heute Löbendank oder Löbtenz nennen. Von der Grünbergshöhe aus überblicken wir sodann fast das ganze Weingelände von Grünberg und seiner Umgebung; es ist dies eine Fläche von etwa 1300 ha, d. h. etwa der zehnte Teil des am Rhein im Ertrage stehenden Weinlandes.

Vor unseren Blicken breitet sich die fleißige Stadt. Das niedere Grün der Weinstöcke wird überragt von dem kräftigeren der Obstbäume; der Horizont verliert sich in braune Heide, und im Norden schimmern die weißen Segel der Oberfähne.

Die Augustsonne soll den Wein „kochen“. Im September kommen die ersten Trauben, „Aus-schneidetrauben“, auf den Markt und zur Versendung. Nach allen Himmelsrichtungen fliegen dann die kleinen 5-Kilofistchen, gefüllt mit Trauben des köstlichen Gelbschönedels, der sich zur Versendung besonders eignet.

Das größte Fest im Grünberger Weinbezirk beginnt freilich erst, wenn der von einer Deputation festgesetzte Tag des Beginns der Weinlese eintritt. Es ist ein schöner Brauch, mit Glockenklang, der an diesem Tage von 6—7 Uhr früh ertönt, die Lese einzuläuten. Das Rumpeln der großen Gefäße, die auf den Schrotwagen in die Gärten gefahren werden, klingt heiter in den Sang der Glocken. Draußen ist alt und jung — denn die Schulen haben „Weinleseferien“ — mit Rannen, Körben und „Gelten“ bewaffnet. Das dünne Strohseil, das den Stock, der es im Laufe des Sommers bis fast zur Manneshöhe gebracht hat, an den Pfahl band, wird gelöst, und die Trauben werden abgeschnitten. In der Regel werden die Trauben gleich sortiert und dann in die Presse, die sich oft im Garten selbst befindet, befördert.

Macht der Oktoberhimmel ein freundliches Gesicht, ist die Arbeit des Weinlesens eine Lust. Böllerschüsse krachen, fröhlicher Gesang ertönt. Hier strebt zischend ein Schwärmer in die Luft, dort wirft ein mutwilliger Bursch knallende „Fröschel“ unter kreischende Weiber. Am Abend erglühen die Gipfel der grünen Hügel im Lichte der Freudenfeuer, wie anderswo in der Johannismacht.

Vielfach wird der Wein bald in die zahlreichen Weinhandlungen Grünbergs verkauft. In langer Reihe stehen vor den Abladestellen oft schon im ersten Grauen des Morgens allerhand Gespanne, die aus der Stadt und der weinbauenden Umgebung die Erträge des Weinbaues hier zum Verkauf bringen. Die 1826 gegründete Handlung von Grempler & Comp. ist als die erste Champagnerfabrik in Deutschland besonders bemerkenswert und in ihrem bleibenden Bestreben, den Grünberger Weinbau ertragfähiger zu gestalten, von großer Bedeutung für die Gegend. Hier sehen

wir uns die ferneren Lebensschicksale der Trauben etwas genauer an. Die gewöhnlichen Trauben werden gemahlen und dann gepreßt. Die roten Trauben gären erst einige Tage mit Schale und Kern, wodurch der Rotwein die ihm eigene Farbe und Säure erhält. Dann kommt er in mächtige Fässer, die in stättlicher Reihe und Größe im Keller liegen, der im Winter sogar etwas angeheizt werden muß, um die Trübung der Rotweine infolge zu niederer Temperatur zu verhindern. Der Weißwein kommt als Most in die Fässer und gärt dort. Er muß mehrmals abgestochen werden, damit er von der Hefe, die sich am Boden ablagert, getrennt werde. Im Sommer des folgenden Jahres ist der Wein klar und kann verschenkt werden. Der Bürger, welcher seinen Wein selbst ferkert, hängt dann einen Strohkranz an langer Stange heraus, zum Zeichen, daß er von der Berechtigung zum dreimonatlichen, steuerfreien Weinausschank Gebrauch machen will.

Die Bereitung des Schaumweins erfolgt genau nach der in der Champagne angewendeten Methode. Nachdem die von allen Unsauberkeiten befreiten Trauben, die nicht gemahlen werden, leicht gepreßt sind, kommt der Most in mächtige Bottiche, wo er so lange gärt, bis sich eine dicke Masse, bestehend aus Gärungspilzen und Hefe an der Oberfläche gebildet hat. Dann wird er in Lagerfässer abgezogen, wo der wilde Geseß langsam ausgärt. Die verschiedenen Gebinde werden sodann auf ihren Alkoholgehalt hin geprüft, entsprechend den verschiedenen Preislagen sortiert und wenn nötig wird diejenige Mischung zusammengestellt, die der Fabrikant *cuvée* nennt, und die nun wieder ablagern muß. Dann erst wird der Wein auf Flaschen gezogen, nachdem er vorher noch einmal auf seinen Säure- und Alkoholgehalt untersucht und mit einem aus feinstem indischen Sandis bestehenden Liskör versetzt worden ist. Die wohlbekannten, dickbäuchigen Flaschen mit dem starken Boden werden zu vielen Tausenden übereinander geschichtet, und der Wein gärt nun wieder eine geraume Zeit. Ein an einer Flasche angebrachtes Manometer zeigt die Höhe des Druckes, den die Flaschen auszuhalten haben und der bis zu 6 Atmosphären wächst. Trotz der sorgfältigsten Beobachtung beträgt der „Bruch“ an zerpringenden Flaschen immer noch 5 % und mehr. Wie „aus der Pistole geschossen“ fliegt der Flaschenboden heraus, so daß die Arbeiter ihr Gesicht zur „Bruchzeit“ mit einer Maske bedecken müssen. Durch die Gärung ist indessen der Liskör vollständig in Alkohol und Kohlenensäure umgewandelt worden. Die Hefe („*dépôt*“ nennt sie der Fabrikant) hat sich an den Bauch der Flasche gesetzt. Diese von dort an den Flaschenhals zu befördern, ohne den Wein wieder zu trüben, ist eine der schwierigsten und zeitraubendsten Arbeiten. Die Flaschen kommen zu diesem Zwecke auf „Stellagen“ (zwei auf dem Boden stehende im spitzen Winkel miteinander befestigte Bretter mit vielen Öffnungen). Dort hinein werden die Flaschen mit dem Halse schräg nach unten gesteckt und Wochen lang so oft leise gedreht, beklopft, geschüttelt bis das *dépôt* am Kork festsetzt. Ist dieses langwierige Verfahren beendet, so werden die Flaschen wieder aufgeschichtet, bis der Wein zum Versand kommt. Bevor dies geschieht, muß das *dépôt* beseitigt werden. Der provisorische Verschluss wird gelöst; mit kräftigem Knall fliegt der Kork heraus. Würden wir jetzt den Wein kosten, so würden wir mit kräftigem Verziehen des Gesichtes konstatieren müssen, daß er nicht sonderlich schmeckt. Es fehlt ihm die

Süßigkeit, da er durch die Flaschengärung allen Zucker umgekehrt hat. Deshalb wird jetzt noch einmal ein Likör aus Kandi, Wein und ein klein wenig allerfeinstem Kognak bestehend zugelegt. Nun kann der Wein versandt werden.

Versandt — aber wohin? Auf der Weinkarte findet man den Grünberger selten oder gar nicht. Obwohl wir nun bereits das Silberjubiläum des wiedererstandenen deutschen Reiches gefeiert haben, trinken die Deutschen immer noch lieber den teuren Wein mit irgend einem französischen Etikette. Indessen hat infolge des Aufschwunges, den die deutsche Schaumwein-Industrie genommen hat, wohl auch infolge der zerstörenden Wirkung der Rebplage in der Champagne die Einfuhr des französischen Champagners erheblich abgenommen. Hoffentlich hört auch die Verwendung fremder Etiketten mehr und mehr auf, damit man vor einem Tropfen, der im lieben Heimatlande gewachsen ist, die Phantasie nicht unnötig auf ein „mont“ oder „château“ in Frankreich wandern läßt.

Die schlesischen Kasinos beziehen ihren Champagner meist aus Grünberg, und große Posten gehen auch nach den deutschen Kolonien.

Der Weinbau ist wegen der teuren Arbeitslöhne an und für sich nicht allzu ergiebig. Tritt nun gar der Maisfrost ein und sterben die jungen Triebe ab, so ist für ein ganzes Jahr die Hoffnung zerstört. Deshalb faltet der Weinbauer unwillkürlich seine Hände fester, wenn an den Sonntagen von Georgi bis zum Erntedankfest das uralte einfältige Kirchengebet von der Kanzel herab gesprochen wird:

„Herr, straf' uns nicht in Deinem Zorn,
Gedenk' an Deine Güte,
Den Weinstock und das liebe Korn
Uns gnädiglich behüte
Vor Hagel, Frost, Sturmwind und Schlag,
Vor Mehltau und was schaden mag
Den Früchten insgemein.

Vor großer Dürre uns bewahr,
Bergieb uns unsere Sünde,
Damit nicht etwa mit Gefahr
Das Wetter was anzünde;
Halt' auch das Gedreich nicht zu naß,
Auf daß wir mögen Scheun' und Faß
Durch Deinen Segen füllen.

Gieb gnädig, was uns Deine Hand
Setzt thut gar reichlich weisen,
Und thu' damit im ganzen Land
All' Kreaturen speisen:
So wird Dich loben groß und klein,
Die Alten und die Kinderlein,
Und was auf Erden wohnet.“

Noch müßte ich den Leser mit der Verwendung des Grünberger Weines bei der Kognakfabrikation, die hier seit einigen Jahren blüht, bekannt machen, ihm auch über die Essigbereitung berichten — doch da sehe ich wieder das ironische Lächeln, das dem Grünberger — ach — so wohl bekannt ist — und ich geb's auf!

Dagegen darf der sehr bedeutende Obstbau der Grünberger Gegend nicht unerwähnt bleiben, da die Produktion von Obstwein sehr bedeutend, auch die Ausfuhr von Obst, besonders an Wallnüssen und guten Apfelsorten, den Versand von Weintrauben noch übersteigt. Dabei kommt der Förderung des Obstbaues die Einrichtung

sehr zu statten, daß jeder Schüler aus der Stadt und der Umgebung, der Gelegenheit hat, einen Baum zu pflanzen und zu pflegen, bei seiner Konfirmation ein von ihm selbst gewähltes veredeltes Stämmchen zum Geschenk erhält. Kein Wunder daher, daß fast kein Raum ohne Baum ist und zur Zeit der Baumblüte die im Blüten Schnee begrabene Landschaft bezaubernd wirkt. Vielleicht folgt der freundliche Leser meiner Einladung, diesen Zauber einmal auch auf sein Herz wirken zu lassen. Dann soll er in grünmraunkter Weinlaube mit ehrlichem Herzen und einem guten Tropfen vom „Heurigen“ Bescheid thun: Zum Wohle des Grünbergers!

E. Schorsch.

Der Grünberger.

A Schläfinger hott' Cen' zu Gaste,
Dan brucht' a anne Flasche Wein,
Der schmact' in gutt und immer besser —
A fand da Truppen, fand a fein.
A schmatzte su mit seiner Zunge
Und ließ'n langsam drübergieh'n
Und spielt sich uff als dicht'ger Kenner,
Denn satt, der Mann war aus Berlin. —

's heest, eenglich stammt a aus Klee-
Jedenno iye pärscht a sich, [Klatzschke,
As wär' getooft a mit Spree-Wasser;
A laberte ock „mir“ und „mich“ —
Das Glücke hätt' i'n siehr gestreichelt,
A hatte Kies, a hatte „Zeld“
Und lebte „jut“ und „janz jemiethlich“,
„Wie Zott in Frankreich“, in der Welt.

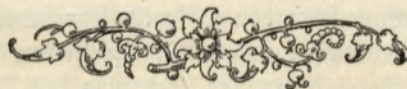
Bu Spree-Althen derzählt und mahrt' a,
Wat det für eene proppre Stadt,
Wat die für elegante Kneipen
Und für 'n dollen Rummel hat. —
Breslau, det wär 'n Nest dajegen,
Da wollt er nich bejraben sein,
Mich an de Wand als Bild mal hängen
So in de Nacht bei Mondenschein. —

'ne zweete Flasche und 'ne dritte
Wurd' aus'm Keller rufgeschult,
Und druffe stand: „Niersteiner Rehbach“
Uf jeder mit 'ner Schrift vu Guld.
Und a stift a — wer weest wie ufte? —
Und schwadrumiert und schwadrumiert
Und trinkt und trinkt, bis är a Wächter
Die Mitternacht schun fupen hiert.

Do sticht a auf und dankt 'm Werte,
A brinkel wacklig, fur a Trunk
Und züngt sich a beim Lampenlichte
Da ausgegang'nen Tobackstrunk —
Nimmt sich a Überzieh'r vum Nagel
Und wil na sei'm Hutelle gieh'n
Und lobt da Wein uf olle Arten —
Dar war halt gar zu wunderschien. —

Do spricht der Herr vum Hause zu'n i'm,
Der 's Lachen kaum verbeissen kan,
„Na wissen Se, mein lieber Schniffke,
Was Sie für Wein getrunken han? —
A Grünberger is's, a richt'ger,
Dan ich Ihn'n heute vürgefast.“ —
Und fänse Gast, dar nimmt a 'n Schluck no
Und spricht: „Wahrhaftig, ja, a fragt!“

Max Heinzel.





Leubus.



Im äußersten Südwesten des heutigen Kreises Wohlau erheben sich auf einer mäßigen Erhöhung des Bodens, einem Ausläufer des Raxen-gebirges, die Prachtgebäude der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Leubus. Majestätisch überragen die Türme der alten Klosterkirche die Riesengestalt des Klostergebäudes nebst den ehemals dazugehörigen Bauten und Anlagen, schon durch den äußeren Eindruck daran gemahnend, daß hier einstens die ersten Landstände des Fürstentums Wohlau ihren Sitz hatten. Durch ein imposantes Thoreinfahrtsgebäude und durch einen Oberarm davon getrennt, breitet sich nördlich davon das Klosterdorf gleichen Namens aus, ein Flecken von etwa 2000 Seelen mit meist ackerbautreibender Bevölkerung. Im Süden und Osten vom prächtigsten Eichenwalde begrenzt, ausgezeichnet durch anmutige Lage an der Oder, im Besitze vieler Kunstschätze, vor allem aber berühmt als eine alte Kulturstätte unserer heimatlichen Provinz, ist Kloster Leubus von jeher das Ziel vieler Kunstfreunde, Geschichtsforscher und Touristen gewesen. Naturgemäß konzentriert sich das allgemeine Interesse um das eigentliche Kloster, dessen Schätze und Geschichte.

Ohne Zweifel war die hiesige Gegend schon lange Zeit vor der Einführung des Christentums bewohnt. Sind auch die ältesten Nachrichten recht spärlich und zumeist nur die Resultate mehr oder minder glücklicher Kombinationen, so darf doch als wahrscheinlich angenommen werden, daß die Ureinwohner der niederschlesischen Ebene deutsche Vygier waren, deren Kulturzustand nicht unerheblich über das Niveau hinausging, das man im allgemeinen für jene Epoche anzunehmen geneigt ist. Das beweisen zunächst die vielen alten Grabstätten, die hier bis in die jüngste Zeit gefunden wurden und deren unterirdische Schätze schon eine bemerkenswerte Bildung jener Zeit bekunden. Römische Münzen und Ziergegenstände, welche vielfach in den Urnen verwahrt sind, lassen auf Handelsbeziehungen mit den Römern schließen, die eine Handelsstraße durch Mittelschlesien nach dem nordischen Bernsteinlande unterhielten. Aus diesen Berührungen mit römischen Handelskarawanen dürfte wohl auch

die Fabel entstanden sein, daß Julius Cäsar ehemals sein Lager hier aufgeschlagen und gerufen habe: *Hic lubens quiescam!* woraus dann der Name Leubus entstanden sei.

Inwieweit die Stürme des fünften Jahrhunderts die angesessene deutsche Bevölkerung westwärts drängten, ist ebensowenig mit Bestimmtheit zu ermitteln wie die Namen der Glaubensboten, welche christliche Lehre und Sitte hier zuerst predigten. Indessen darf aus den metallenen und steinernen Gerätschaften, die in den alten Begräbnisstätten zu finden sind, sowie aus der Lage der Gegend an einer alten Handelsstraße wiederum gefolgert werden, daß das deutsche Element von den Slaven



Kloster und Klosterplatz Leubus.

Nach einer Original-Aufnahme von H. Saut-Wohlau.

nicht gänzlich verdrängt und die Bevölkerung schon frühzeitig mit den Wahrheiten des Evangeliums bekannt wurde.

Sehr wahrscheinlich ging die Christianisierung nur langsam und nicht ohne Kämpfe von statten. Allerdings berichtet eine alte örtliche Überlieferung, die Bekehrung sei durch ein Gottesgericht auf ganz friedlichem Wege herbeigeführt worden. Darnach hätten die Anhänger des heidnischen Kriegsgottes Mars mit den Bekennern des Evangeliums ungefähr da, wo heute die Kastanienallee des Klosterplatzes nach der Front des Abteigebäudes einerseits und nach dem Gestiützgebäude andererseits in einem spitzen Winkel auseinandergeht, je eine Linde verkehrt, d. h. mit der Krone in die Erde gepflanzt. Der Baum der Heiden sei verdorrt, der Baum der Christen dagegen habe Wurzeln und Zweige getrieben. Von der Macht des Christengottes überzeugt, seien die Heiden zur Lehre Jesu übergetreten.

Einen einigermaßen gesicherten Bestand erhielt die christliche Lehre aber erst um die Mitte des elften Jahrhunderts. Damals regierte über Schlesien und Polen Kasimir I., ein kräftiger Fürst, der insbesondere den rohen Willkürlichkeiten des Adels Schranken setzte und dem verfolgten Christentum durch Gründung kirchlicher Anstalten neues Ansehen verschaffte. Dieser Fürst soll es auch gewesen sein, der in Leubus die erste klösterliche Niederlassung errichtete. Er berief um das Jahr 1053 aus dem französischen Kloster Clugny Benediktiner nach hier, schenkte ihnen mehrere Dörfschaften und große Strecken wüsten Landes zur Kolonisation und legte wohl dadurch den Grund zu der Bedeutung, welche der Ort später erlangen sollte.

Den „schwarzen Mönchen“ scheint es indes nicht gelungen zu sein, die auf sie gesetzten Erwartungen zu erfüllen. Sie zogen daher, wie die Sage berichtet, etwa hundert Jahre später nach Lubin in Polen.

Das Land war unterdessen unter eigene Herzöge und Leubus hierbei zu Niederschlesien gekommen, über welches als erster Fürst Boleslaus der Lange regierte. Damit tritt die Geschichte unseres Ortes aus dem Dunkel der Sage in den Rahmen positiver Forschung.

Boleslaus der Lange war nicht nur ein frommer, sondern auch ein kluger Fürst, der sehr wohl erkannte, welche Unterstützung seine Regierung durch die Kräftigung des christlichen Bekenntnisses erhoffen dürfe. Wir sehen ihn daher bald nach dem Antritte seiner Regierung bemüht, durch Wort und Beispiel das Christentum zu fördern. Eine seiner ersten Thaten und zugleich die hauptsächlichste seines Lebens ist die Neugründung des Klosters Leubus.

Aus Porta an der Saale, wo seine Mutter, seine erste Gemahlin und einige seiner Kinder bestattet waren, führte Boleslaus im Jahre 1175 Deutsch-Cisterzienser nach Leubus, befestigte den Platz und stattete das neue Kloster mit so bedeutenden Mitteln und Freiheiten aus, daß dasselbe sehr bald der Ausgang der Landeskultur wurde. Es ist für den Scharfblick des Herzogs bezeichnend, daß seine Wahl gerade auf die Cisterzienser fiel. Hervorgegangen aus dem Orden der Benediktiner, waren die Cisterzienser berufen, das Ansehen und dadurch die Wirksamkeit des Ordensstandes wieder zu heben. Ihr Tageswerk war geteilt zwischen Gebet und Arbeit. Jeder wurde mit dem beschäftigt, was er gelernt hatte. Ein Teil der Brüder kultivierte das Land und lehrte die Unterthanen die Urbarmachung und Ausbeutung des Bodens, ein anderer Teil unterrichtete die Jugend oder übte Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit. Unbeschränkte Gastfreundschaft galt ohne Ansehen des Standes und der Religion.

Von den schlesischen Fürsten, unter denen außer Boleslaus I. noch Heinrich I. und dessen fromme Gemahlin, die heilige Hedwig, sich durch großartige Schenkungen an das Kloster Leubus hervorthaten, mit vielen Privilegien ausgestattet, kam dasselbe sehr bald zu hohem Ansehen und Einfluß und übte unter den Cisterzienserklöstern der Provinz beständig Prioritätsrechte aus. In kirchlicher Beziehung war es schon hundert Jahre nach seiner Gründung der Jurisdiktion der Breslauer Bischöfe entrückt und direkt dem heiligen Stuhle unterstellt. Aber auch in weltlicher Hinsicht verstanden es die Äbte, die Macht des Klosters zu mehren. Der immense Landbesitz, über den dasselbe dank der Munificenz seiner fürstlichen Gönner gebot, der dadurch wachsende

Reichtum, insbesondere aber das intellektuelle Übergewicht, welches das durch die Cisterzienser herbeigerufene und begünstigte deutsche Element über die slavische Bevölkerung erlangte, verhalfen dem Stifte sehr bald zu einer Bedeutung, mit der Fürsten und Könige rechnen mußten.

Freilich entging Leubus auch nicht den Kriegsstürmen, welche wiederholt unsere Heimatsprovinz verheerten.

So kam am 30. Juni 1432 ein Haufe orabitischer Hussiten nach Leubus, plünderte das Kloster nebst den umliegenden Ortschaften, zerstörte die Stiftsgebäude bis auf die Jakobskirche und den großen Kofstall und vertrieb die Mönche durch unmenschliche Grausamkeiten. Nicht minder verhängnisvoll waren die Einfälle der Schweden im dreißigjährigen Kriege. Zum erstenmale kamen dieselben im Sommer 1632 in unsere Gegend, verwüsteten das Kloster und zwangen den Abt Matthias, mit den Brüdern nach Breslau zu fliehen. Nachdem Matthias nach dreijähriger Abwesenheit zurückgekehrt war und in Arnold Freyberger einen ebenso energischen, wie fürsorglichen Nachfolger erhalten hatte, der eifrigst bemüht war, den Besitzstand des Klosters wieder herzustellen, überfluteten die feindlichen Scharen ums Jahr 1640 abermals das Fürstentum Wohlau und brachten das Stift vollends an den Rand des Verderbens. General Duval, der von Groß-Glogau aus „schier das ganze Land in Contribution nahm“, wie der damalige Stiftschronist sagt, bemächtigte sich auch unseres Klosters und verehrte es seiner Frau zum Leibgedinge. Als diese bald darauf hier starb, ließ der General zugleich mit der Leiche auch die kostbare kupferne Kanzel der Kirche und die noch wertvollere Bibliothek nach Stettin überführen. Zu allem Unglück setzte ein Blitzstrahl die Klosterkirche in Brand, so daß die Gebäude ein halbes Jahrzehnt ohne Dach und Türme der Unbill der Witterung preisgegeben waren. Schon vorher hatte Abt Arnold mit seinem Konvent wieder nach Breslau fliehen müssen, woselbst derselbe im „Leubuser Hause“, der heutigen „Schildkröte“ auf der Schuhbrücke, ein zehnjähriges Exil zu verbringen gezwungen war.

Wie sehr aber auch die Kriege den Wohlstand des Stiftes untergraben mochten, so erhob sich dasselbe unter der Regierung weiser und thatkräftiger Äbte doch immer wieder zu seinem früheren Glanze.

Nach den hussitischen Raubzügen war es Abt Andreas Hoffmann, der die von seinen Vorgängern notdürftig hergestellten Stiftsgebäude wieder völlig erneuerte, das ganze Kloster mit Mauern umschloß und die in den Wirren der Kriegszeit mißachteten und geraubten Rechte und Privilegien wieder herstellte. In gleicher Weise verstand es der schon erwähnte Abt Arnold Freyberger, in sechsunddreißigjähriger Regierung die materiellen Verhältnisse des Klosters wieder so zu heben, daß sich dasselbe bei seinem Tode im Jahre 1672 in einem so guten Zustande befand, wie nie zuvor und nachher. Er gilt daher mit Recht als der zweite Hauptrestaurator des Stiftes.

Der durch ihn geschaffene Wohlstand gestattete es seinem Nachfolger Johannes Reich, mit dem Bau der noch heute stehenden Klostergebäude zu beginnen, einem Werk, das nach etwa dreißigjähriger Arbeit unter Abt Ludwig Bauch vollendet wurde.

In große Bedrängnis geriet das Stift noch einmal unter Abt Constantin Beyer zur Zeit der schlesischen Kriege. Der Umstand, daß der Stiftskanzler bei Ausbruch

der Feindseligkeiten über die Grenze geflohen war, hatte das Kloster in den Verdacht gebracht, es habe der Kaiserin Maria Theresia materielle Beihilfe gegen Preußen gewährt. König Friedrich II. belegte es deshalb im Sommer 1741 mit einer Kontribution von 200 000 Thalern. Trotzdem die Forderung auf die Bitten der Brüder zur Hälfte ermäßigt worden, war das Stift doch außer stande, diese zu beschaffen und wurde nunmehr der Zwangsrekution durch das Vandemer'sche Husarenregiment unterworfen. Als diese Besatzung aber am 1. August 1741 von einer Abteilung österreichischer Husaren bei Maltzsch aufgerieben worden war, ohne vorher die Kontribution beigetrieben zu haben, wurden sechs Ordensbrüder solange in Glogau in Arrest gehalten, bis das Geld bezahlt war. Dadurch und durch eine zweite Kontribution von 40 000 Thalern nebst den laufenden Kriegsteuern sah sich das Kloster gezwungen, Schulden in ganz beträchtlicher Höhe zu machen und einen Teil seiner Güter zu verpfänden.

Doch kamen auch wieder bessere Zeiten für unser Kloster. Nachdem Abt Constantin i. J. 1746 halb freiwillig, halb gezwungen abgedankt hatte, erhielt das Stift in Tobias Stusche einen Prälaten, der sich der persönlichen Freundschaft des großen Königs erfreute. Verschiedene wirtschaftliche Reformen, die Errichtung gewerblicher Etablissements und die Anlegung des noch heute berühmten Weinbergs, Verbesserungen, die besonders unter dem nächsten Abte, Wilhelm Steiner, auf des Königs ausdrücklichen Befehl ausgeführt wurden, bezeugen das lebhafteste Interesse, das Friedrich der Große nach den Friedensschlüssen dem Stifte zuwandte und ließen die völlige Wiederherstellung des früheren Glanzes erhoffen.

Noch ehe diese aber erreicht wurde, führten die Wirren der napoleonischen Kriege die staatliche Einziehung der Kloster- und Stiftsgüter in Preußen und mit ihnen auch die unserer Cisterzienser-Abtei herbei. Schon drei Jahre vorher war der kostbare Kirchenschatz, bestehend aus einer goldenen Monstranz im Werte von 900 Dukaten, einer vom feinsten Silber gefertigten, einen Zentner schweren Lampe, sechs eben solchen Altarleuchtern und zwei großen silbernen Kreuzen, der französischen Kriegslast zum Opfer gefallen. War der Schmerz über diesen Verlust schon ein großer, so rief die Kunde von der bevorstehenden Auflösung des Klosters geradezu Bestürzung und Mutlosigkeit hervor.

Am 21. November 1811 übernahm ein königlicher Kommissar die Abtei mit allem beweglichen und unbeweglichen Eigentum. Die Laienbrüder wurden entlassen, die Ordensgeistlichen mit einer kleinen Pension abgefunden und die Güter als Staatseigentum erklärt. Das Klosterdorf Leubus selbst wurde einige Jahre später zu einer königlichen Domäne umgewandelt, während die übrigen Güter, teilweise zu Spottpreisen, in privaten Besitz übergingen. Insgesamt gehörten dem Kloster bei seiner Aufhebung noch 10 Ackerlehen und 59 Dörfer, ein Gebiet, daß sich über zwölf schlesische Kreise erstreckte.

In der Würdigung der Bedeutung des Klosters Leubus als einer Pflanzstätte christlicher Lehre, deutscher Sitte und wirtschaftlicher Intelligenz sind die Geschichtsschreiber aller Zeiten einig gewesen. Wie das von den Mächtigen des Landes materiell reich ausgestattete Stift für das aufblühende Christentum ein starker Rückhalt den heidnischen Überresten gegenüber war, so galt es auch als der Mittelpunkt der

beginnenden Germanisation Schlesiens. Die weit nach Osten vorgeschobenen deutschen Mönche aus Pforta brachten deutsche Ackerbauer hierher; die von diesen in der Nähe des Stiftes und unter dessen Schutze gegründeten Ortschaften wurden nach deutschem Rechte verwaltet; durch die Berührung mit den Deutschen lernten die slavischen Bewohner eine intensivere Bewirtschaftung des Bodens, gleichzeitig aber auch neue Bedürfnisse und Beziehungen unter sich kennen, die einen lebhafteren Austausch der Erzeugnisse herbeiführten; dabei mußte naturgemäß der Gesichtskreis des Einzelnen sich erweitern und einer geregelteren Ausbildung der geistigen Kräfte des Volkes



Kirche und Weinberg zu Städtel Teubus.

Nach einer Originalaufnahme von H. Siout-Wohlau.

durch die Schule Vorschub geleistet werden: alles Stufen einer großartigen erzieherischen Thätigkeit, die ohne den Reichtum und das Ansehen des Stiftes nicht denkbar gewesen wären. Mit der wirtschaftlichen Erstarkung der deutschen Kolonisten und mit der Ausdehnung des klösterlichen Grundbesizes ging dann die Pflege von Kunst und Wissenschaft Hand in Hand. Sehr bald erhoben sich nicht nur am Orte des Stiftes selbst, sondern auch in den größeren Klosterdörfern prächtige Kirchen, die in räumlicher und architektonischer Hinsicht für den Kirchenbau jener Zeit musterhaft waren. Kunstsinuige Prälaten zogen Baukünstler, Bildhauer und Maler herbei, die durch ihre Werke auf den Geschmack weiter Kreise veredelnd wirkten. Neben dieser äußerlichen Wirksamkeit entfaltete das Kloster aber auch eine umfassende Thätigkeit zur innerlichen Hebung und Vervollkommenung seiner Unterthanen durch Gesetze, Gottesdienst und

Unterricht. In rechtlicher und moralischer Beziehung bestanden allerorten Verordnungen, die an Schärfe und Klarheit unseren modernen Rechtsbegriffen nichts nachgaben. Zu ihrer Durchführung setzte das Stift Gerichtsvögte ein, die unter der Oberaufsicht des Stiftskanzlers das Recht sprachen. In den Pfarrkirchen walteten gelehrte Cisterzienser des priesterlichen Berufs, ihre Mußestunden wissenschaftlicher Beschäftigung widmend. Fast jede Kirchgemeinde hatte eine eigene Pfarrschule, die zwar im Vergleich zu unserer heutigen Volksschule noch sehr unvollkommen gewesen sein mag, doch in damaliger Zeit jedenfalls ein wichtiger Faktor für die Bildung des niederen Volkes war. So finden wir das Kloster immer bemüht, neben der materiellen Wohlfahrt auch die geistige Entwicklung seiner Unterthanen zu fördern, und dürfen es daher wohl als einen Akt hoher Anerkennung bezeichnen, wenn Friedrich der Große nach Erlaß des General-Landschulreglements auch unser Stift dazu auserkor, Sitz eines Lehrerseminars zu werden.

Alle diese Momente bestätigen vollauf den Ausspruch eines hervorragenden heimischen Geschichtsforschers, daß die Gründung und Entwicklung des Cisterzienser Klosters Leubus ein kulturgeschichtliches Ereignis ersten Ranges war.

Gegenwärtig ist Leubus wegen seiner vorzüglich eingerichteten und geleiteten Irren-Heilanstalt, sowie als Sitz des königlichen Niederschlesischen Landgestüts weit über die Grenzen der Provinz Schlesiens hinaus bekannt. Beide Institute sind auf dem eigentlichen Klosterplatze untergebracht: die Irrenanstalt in der ehemaligen Abtei, das Gestüt in den Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäuden derselben. Außerdem steht auf dem Platze noch die evangelische Jakobskirche — zu Klosterzeiten katholische Kirche der im Gevierte der Abtei wohnenden Beamten, Arbeiter u. s. w. —, die katholische Klosterplatzschule, die königliche Försterei und ein Hospital für alte, sieche Frauen. Sind auch die Befestigungen der alten Zeit längst gefallen, so macht das Ganze doch jetzt noch den Eindruck einer in sich abgeschlossenen Gemeinde.

Wer zum ersten Male von der nächstgelegenen Bahnstation Maltzsch kommend, nach etwa einstündiger Fußwanderung durch den wegen seiner Schönheit vielbesuchten Eichenwald unmittelbar am Ende desselben vor dem Eingangsthore zum Klosterplatze angelangt ist, wird unwillkürlich einen Ausdruck des Staunens nicht ausdrücken können ob der Großartigkeit des Eindrucks.

Alle anderen Gebäude hoch überragend, schließt die Irrenanstalt mit einer Langfront von 225 m fast die ganze Ostseite des Klosterplatzes ab. Nördlich und südlich gehen gleich mächtige Seitengebäude von der halben Länge der Hauptfront rechtwinkelig nach Osten, von denen das letztere durch einen parallelen Rückbau bis zu der von der Mitte des Hauptgebäudes ausgehenden Klosterkirche wieder ein regelmäßiges Gebäudeviereck mit ebensolchem Hofraum bildet. Hierdurch erlangt der gesammte Komplex eine Mächtigkeit, die ihn zu den größten Bauten der zivilisierten Welt zählen läßt.

Von den der Anstaltsverwaltung gehörigen Räumen haben drei einen geschichtlichen und künstlerischen Wert, der Fürstensaal, das Refektorium und der Bibliotheksaal.

Der Fürstensaal, im nördlichen Seitenflügel, der sogenannten „Prälatur“ gelegen, imponiert durch gewaltige Ausdehnung und reiche plastische, in Stuck ausgeführte,

malerische Gruppen aus der Mythologie und der Geschichte der habsburgisch-löwringischen Kaiserherrlichkeit. Die in Willmann'schem Style gehaltenen Fresken, zum Teil geradezu überraschende Wunder der optischen Täuschungen, sind vorzügliche Erzeugnisse der Leubuscher Malerschule.

Bibliothek und Refektorium liegen im südlichen Teile der Abtei und sind dem Publikum im Interesse der Kranken nicht zugänglich. Beide Säle sind mit einem flachen Kuppelgewölbe überspannt, in welches die breiten Fensterbänke kappenartig hineintreten. Ersterer macht den Eindruck einer gesunkenen Größe, wohingegen der letztere, direkt darunter belegene, wegen seiner harmonischen Architektur und Malerei zu den geltungsreichsten Schöpfungen des 18. Jahrhunderts gezählt wird.

Hoch erhaben über diese Denkmäler künstlerischen Schaffens ist aber der Mittelbau des ganzen Klostergebäudes: die imposante Marien-Klosterkirche.

Eine dreischiffige, kreuzgewölbte Pfeilerbasilika der Spätgothik, unterscheidet sie sich schon im Bau sehr vorteilhaft von dem Rokokostyl des in einer bedeutend späteren Zeit entstandenen Hauptgebäudes. Der verhältnismäßig schmale Mittelgang mit seinem himmelanstrebenden Spitzbogengewölbe, auf drei Seiten umgeben von freundlichen, mit vielen Schnitz- und Stuckarbeiten verzierten Seitengängen, macht einen geheimnisvollen Eindruck auf den Beschauer, obgleich das magische Dunkel der alten Klosterkirchen bei der letzten Restauration — ob zum Vorteil, mag dahingestellt bleiben — hat einem modernen Gewande weichen müssen. Die Kirche ist als ein wahres Mausoleum geistlicher und weltlicher Fürsten zu betrachten, denn außer einer ganz beträchtlichen Anzahl fürstlicher Gönner ruhen nicht weniger als sieben Breslauer Bischöfe unter ihren Mauern. Von den vielen Kunstschätzen, welche sie birgt, fallen auch dem oberflächlichsten Beschauer die Willmann'schen Apostelbilder, sieben auf jeder Seite, sofort in die Augen. Der Leichnam unseres „Raphael“ ruht, noch wohl erhalten, in der auf der Evangelienseite der Kirche im Seitenschiffe belegenen Gruft.

Besondere Anziehungskraft übt auf die Besucher der Klosterkirche noch die nördlich an die Kirche anstoßende Fürstkapelle, eine kleine Kreuzkirche mit dem Grabmale Boleslaus des Langen. Auf einer hohen und prächtigen steinernen Tumba liegt ausgestreckt in fast runder Steinfigur die Riesengestalt des Herzogs, das Modell der Kapelle in der Hand haltend. Zu seinen Füßen ruht ein Löwe, das Sinnbild der Kraft. Auf dem der Tumba gegenüberstehenden Altare fesselt ein sehr wertvolles Bernsteinkreuz das Interesse des Kunstkenner's. Außerdem birgt die 1312 erbaute Kapelle noch einige vorzügliche Charakterköpfe Willmann's.

Ein Schmuckkästchen eigener Art ist die, der Klosterkirche gegenüberliegende, jetzt evangelische, kleinere Jakobskirche. Das äußerlich unscheinbare, nur durch einen Dachreiterturm als Kirche gekennzeichnete Bauwerk bildet ein lateinisches Kreuz, dessen tonnengewölbter Innenraum gerade durch seine Einfachheit vorzüglich wirkt. Die Akustik der Kirche ist überraschend schön.

Zu beiden Langseiten und an der Hinterfront der Jakobskirche stoßen wir auf die umfangreichen Gebäude des Königlich Niederschlesischen Landgestüts. Dasselbe wurde ursprünglich für die ganze Provinz Schlesien eingerichtet, dient aber seit etwa einem Vierteljahrhundert — nachdem ein zweites Gestüt in Cosel für Oberschlesien

dazugekommen ist — nur noch der Veredelung der Pferdezuucht in Mittel- und Niederschlesien. Etwa 170 Tiere der edelsten Rassen, wie sie den Kriegsbedürfnissen des Staates und den landwirtschaftlichen Interessen der Provinz entsprechen, finden hier Pflege und entsprechende Verwendung.

Der übrige Ort, das alte Klosterdorf Leubus, ist ein Flecken mit halb städtischem, halb ländlichem Gepräge.

Zu den Sehenswürdigkeiten von Leubus gehört unstreitig auch die Kirche und der Weinberg von Städtel Leubus. Dieser Ort, etwa $\frac{1}{4}$ Meile nordwestlich vom Kloster an der Liegnitz-Wohlauer Chaussee gelegen, war ehemals ein bedeutender Umschlagsplatz für die Oder-Schiffahrt und besaß bis zum Jahre 1842 Stadtrechte. Durch die Gräuels des Hussiten- und 30 jährigen Krieges schon heruntergekommen, verlor er seine wirtschaftliche Bedeutung vollends, als die Rahnschiffahrt immer mehr von dem Großbetriebe der Dampfergesellschaften aufgesogen wurde. Heute ist Städtel Leubus ein Dorf von 600 meist katholischen Einwohnern, die sich zum Teil von der Landwirtschaft, zum Teil auch noch von der Schiffahrt nähren. Ein Zeuge der einstigen Blüte der Gemeinde ist aber die auf dem höchsten Punkte der hier steil zur Oder abfallenden, ammutigfrischen Gegend stehende massive Pfarrkirche, zu der gegenwärtig auch noch die Katholiken von Dorf Leubus eingepfarrt sind. Der im Jahre 1734 unter Abt Constantin begonnene, aber erst bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges vollendete gewaltige Bau, der dritte seit dem Bestehen der Pfarrei, fesselt durch die Großartigkeit des einschiffigen Raumes und durch die einschmeichelnde Malerei seiner Decke, Kapitäl und Wandflächen. Als Hauptschmuck gilt mit Recht das auf dem gleichfalls massiven Deckengewölbe von Ignaz Mter, einem Schüler Willmanns, ausgeführte Kolossalgemälde allegorischen Inhalts. Auch diese Kirche erfreut sich einer vorzüglichen Kunst.

Unmittelbar neben derselben liegt östlich der Weinberg, eine Schöpfung Friedrichs des Großen, dessen praktischer Blick die zum Weinbau vorzüglich geeignete Lage bald erkannt hatte. In der Gegenwart ist der Weinberg mit seinem ländlich-gemüthlichen Schweizerhause ein Lieblingsaufenthalt der Touristen. Gern läßt der Naturfreund seinen Blick über die Riesengestalt des vor ihm liegenden Klosters schweifen, mit Wonne ruht das Auge auf dem frischen Grün des vom Oberstrom durchfurchten Eichenwaldes, und wenn dann die guldernen Strahlen der Abendsonne den hohen Klostertürmen ihren letzten Gruß senden, verläßt wohl der in Erinnerung an die vielhundertjährige Geschichte dieses Ortes versunkene Fremdling den traulichen Platz nicht minder ungern, wie der Einheimische, der nach des Tages Last und Hitze bei einem frischen Trunk hier Erholung gesucht und gefunden hat.

H. Volfmer.





Michael Willmann,

der schlesische Raphael.



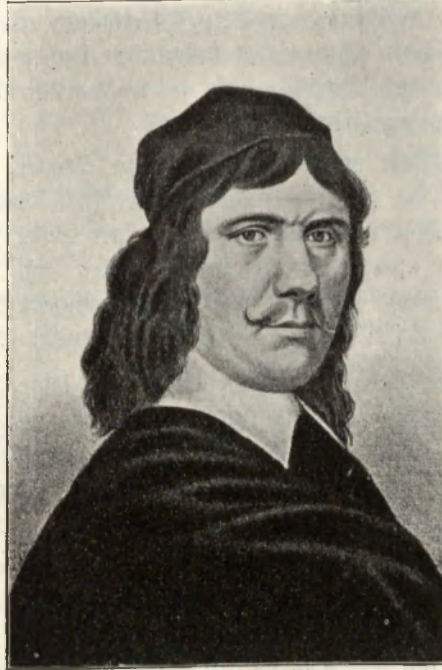
Schlesiens berühmtester Maler ist Michael Willmann, den seine Zeitgenossen den schlesischen Raphael oder Apelles nannten. Solche Ehrennamen erwarb er sich nicht nur deshalb, weil er durch seine fruchtbare Schaffenskraft allseitige Bewunderung erregte, sondern weil er fast der einzige bedeutende Künstler seines Vaterlandes war. Erstaunlich groß ist die Zahl seiner künstlerischen Werke. Luchs hat nach eingehenden Forschungen deren gegen 1600 ermittelt und zwar Gemälde, Zeichnungen und Stiche. Willmanns Kunst kann man besonders in den Klosterorten Leubus, Heinrichau, Gräffau, Kamenz, Rauden, Himmelsitz bewundern. In der Ständehausgalerie zu Breslau und in vielen Kirchen Breslaus befinden sich Willmann'sche Gemälde von hohem, künstlerischen Werte. Aber auch im ganzen Schlesierlande zerstreut bergen zahlreiche Kirchen Gemälde dieses Künstlers, und vielfach befinden sich solche auch im Privatbesitz.

In der Zeit, als in den deutschen Landen der dreißigjährige Krieg wütete, lebte zu Königsberg in Preußen der Maler Peter Willmann, der Vater des berühmten Malers Michael Willmann. Weder das Geburtsjahr noch der Geburtsort Michael Willmanns lassen sich genau feststellen. Zuverlässige Daten aus seinem späteren Leben ergeben jedoch mit ziemlicher Sicherheit, daß er im Jahre 1629 geboren ist. Noch mehr Ungewißheit herrscht bei den Kunsthistorikern über seinen Geburtsort; denn als solcher werden Pillau bei Königsberg, Potsdam, Königsberg u. a. genannt.

In dieser alten Handels- und Universitätsstadt, die fern vom deutschen Kriegsschauplatz lag, konnte Willmanns Vater lohnende Beschäftigung finden und Michael die reichen Kenntnisse in der lateinischen Sprache, in der heiligen und Weltgeschichte und in der Mythologie erwerben, von denen seine Werke Zeugnis geben. In Königsberg war es auch, wo sein Vater, des Sohnes erster Lehrmeister, ihn in die Kunst einführte, und wo in seinem Vaterhause der Umgang mit Männern der Wissenschaft und Kunst und mit den Gliedern der Königsberger Dichtergesellschaft einen anregenden

Einfluß auf den Geist und die Phantasie des reichbegabten Knaben ausübte. Durch geduldige und nachhaltige Übung machte der junge Willmann unter der Aufsicht seines Vaters bedeutende Fortschritte in der Zeichenkunst und in der Öl- und Freskomalerei. Zu seiner weiteren Ausbildung begab er sich nach Amsterdam, woselbst er die gewünschte Gelegenheit zu seiner Vervollkommnung in der berühmten niederländischen Malerschule bei dem begabten Meister J. de Backer und im Studium der von Rijn-Rembrandtschen Werke fand. In Antwerpen studierte er die Kunstwerke Rubens und van Dyks. Auch in der Handhabung der Radirnadel erwarb er sich zu dieser Zeit eine große Fertigkeit.

Nun neunzehn Jahre alt, kehrte Willmann durch die vom Kriege verheerten Provinzen wieder nach Deutschland zurück und nahm zunächst seinen Aufenthalt in Berlin, woselbst er seine Dienste dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der gerade die Berliner Bildergalerie begründete, anbot. Einige Bilder, meist mythologische Darstellungen, befriedigten seinen Landesherren derartig, daß dieser den jungen Künstler, den er als eine Zierde seines Landes betrachtete, zum Hof-



Willmann
Malter in Leipzig

Jahres 1649 dauernden Aufenthalt in Breslau, weil er hoffte, hier ausreichende Aufträge zu erhalten, zumal ein Maler von seiner Begabung in Breslau damals nicht lebte. Diesem freischaffenden Talente aber setzte die dortige Malerkunst die größten Hindernisse entgegen, was wohl die Veranlassung dazu wurde, daß sich Willmann der edleren Historienmalerei und überhaupt ernsteren Motiven zuwandte. Er schuf auch religiöse Darstellungen, wozu ihn wahrscheinlich die Sorge ums tägliche Brod drängte. Das Verdienst, Willmann der Provinz Schlesien für immer erhalten zu haben, gebührt dem Abte Arnold Freyberger von Leubus. Derselbe gab dem Künstler den Auftrag, die Leubuser Klosterkirche, welche in den Kriegen unruhen verwüstet und nachher wieder restauriert worden war, mit Malereien zu versehen.

maler ernannte. In dieser sorgenvollen Zeit vermochte aber der fürstliche Gönner seinem Schützlinge einen ausreichenden Unterhalt nicht zu bieten, weshalb sich Willmann nach Prag begab, um in der vom Kaiser Rudolph II. begründeten Gallerie seine Studien fortzusetzen und für dieselbe einige Bilder zu malen. Infolge der ausbrechenden Kriegen unruhen verließ er Böhmen wieder, um in seine Vaterstadt Königsberg zurückzukehren, woselbst er sich aber nur kurze Zeit aufhielt. Müde des Wanderns nahm er zu Ende des

Willmann leistete dieser Aufforderung bereitwilligst Folge, denn dadurch entging er allen Anfeindungen seitens der Breslauer künstlerischen Maler, und außerdem konnte er darauf rechnen, daß sich jetzt seine Erwerbsverhältnisse günstiger gestalten würden.

Willmann siedelt nun nach Leubus über und wohnte bis zu seiner Verheirathung im dortigen Kloster. Mit dem dortigen Prälaten Arnold lebte er in einem innigen Freundschaftsverhältnisse. Seine gottesfürchtige Erziehung, die Greuel des dreißigjährigen Krieges, das Studium der Kirchengeschichte und der Schriften der Kirchenväter, dann aber auch der Verkehr mit den Cisterziensern ließen in ihm den freien Entschluß reifen, in der Klosterkirche zu Leubus zur katholischen Kirche überzutreten. Nachdem sich Willmann in Leubus ein kleines Vermögen erworben hatte, vermählte er sich mit der hinterlassenen Wittve des kaiserlichen Hofagenten Lischka zu Breslau, Namens Helena Regina, geb. Schulzin, die er wohl während seines früheren Aufenthaltes in Breslau schätzen gelernt hatte.

Dem berühmten Maler verdanken eine Menge Schüler, welche nachmals ebenfalls als Künstler hoch im Ansehen standen, ihre Ausbildung. Aus seiner Schule gingen hervor: Sein Stiefsohn Lischka, sein einziger Sohn Michael Leopold, seine Tochter Anna Elisabeth, ferner der Breslauer Maler Joh. Jakob Eibewisser, sein Schwiegersohn Neunherz und dessen Sohn Georg Neunherz, dann der Maler Justus v. Ventum aus Leyden, der Maler J. B. Hoffmann, Ignaz Mosler, Kretschmer u. a.

In regem, ernstem Schaffen flossen Willmanns letzte Lebensjahre dahin, bis der Tod dem greisen Maler am 26. August 1706 Palette und Pinsel für immer aus der Hand nahm. Willmanns Leichnam wurde einbalsamirt und in der Conventualgruft der Stiftskirche zu Leubus unter den verstorbenen Ordensbrüdern feierlich bestattet.

Willmann war von großer, stattlicher Figur, hatte eine bedeutende Schädelbildung und besaß wohlvollende und ausdrucksvolle Gesichtszüge. Ihn beseelte ein echt deutscher Geist, der sich u. a. auch in der Abneigung gegen das Tragen der Allongeperücke, mit der sich die Zeitgenossen schmückten, äußerte, wie er sich überhaupt nicht mit fremdem Tand behängen mochte. Dementsprechend war seine Kleidung auch, seinem Charakter angemessen, vornehm einfach. Bei aller schlichten Natürlichkeit und ungeheuchelten Frömmigkeit, die sich ja in seinen vielen Werken ausspricht, war er dennoch in Gesellschaft ein jovialer Mann, und wenn ihm nachgesagt wurde, daß er in den letzten Lebensjahren den Becherfreuden über Gebühr huldigte, so erscheint dies als eine bössartige Verdächtigung, die sich dadurch von selbst widerlegt, daß Willmann gerade in seinem späteren Alter eine außerordentliche Fruchtbarkeit als Maler und Stecher entwickelte und dabei Vorzügliches in seiner Kunst leistete.

Willmanns mythologische und religiöse Darstellungen haben, wie bereits angedeutet wurde, von Seiten fürstlicher Personen ehrende Anerkennung gefunden. Auch die Portraits und die Landschaftsbilder, welche er malte, bekunden des Meisters Begabung. Sein hohes, künstlerisches Talent aber entfaltete sich vorzüglich in der kirchlichen Historienmalerei, wobei er, wie die äußerst zahlreichen Werke dieser Art dies darthun, einen enormen Fleiß entwickelt haben muß.

Zeitmangel, Überbürdung, Krankheit und schlechte Bezahlung mögen wohl die Ursache gewesen sein, daß Willmann auch Mittelmäßiges schuf, und daß er zu vielen Bildern nur die Entwürfe lieferte und die Haupttheile malte, während an der Ausführung der Gewandung und an allem Beiwerk die Hand seiner Schüler sichtbar ist. Daß er oft schlechte Farben benützt habe, wie auch behauptet wird, scheint nicht der Fall gewesen zu sein, denn trotz vieler Mißhandlungen und Vernachlässigungen bewährten selbst seine größeren Blätter eine gesunde Dauerhaftigkeit. Wenn in einigen Fällen Willmanns Gemälde jetzt nicht die volle Anerkennung finden, so ist dies wohl oft auf Rechnung späterer Maler zu schreiben, welche das Gute verderben und noch verderben, stets aber ihr Ungeschick zu entschuldigen wissen.

Man hat Willmann auch den Vorwurf gemacht, daß er zu oft auf seinen Darstellungen die Schreckensscenen des dreißigjährigen Krieges allzu stark habe durchleuchten lassen. Hierbei ist aber zu berücksichtigen, daß er dafür besondere Weisungen hatte, und daß er für Zeitgenossen malte, welche nicht nur drastische Kompositionen vertrugen, sondern solche sogar verlangten. In Willmanns Gemälden spiegelt sich also die bewegte Zeit, in welcher er lebte, wieder, und deshalb verdienen gerade sie besonderes Studium.

Alle früheren Kunstschriftsteller urtheilen über Willmann einstimmig, daß er zu den besten Malern gehört, die je gelebt haben, und diesem Urtheile schlossen sich auch die neueren Kunstkritiker an, von denen besonders der Königl. Konservator der Kunstdenkmäler Schlesiens, v. Quast, erwähnt sei, der im Jahre 1846 der Königl. Regierung zu Breslau über die Willmann'schen Gemälde zu berichten hatte.

Im Allgemeinen läßt sich das Urtheil über Willmanns Werke im folgenden zusammenfassen: „Willmanns Kompositionen zeigen durchweg außerordentliche Erfindungsgabe, manche eine feurige Phantasie. Selbst da, wo er Motive anderer Meister benutzte, eignete er sich dieselben so an, daß sie kaum wieder zu erkennen sind. Er besaß geklärten Geschmack und besleißigte sich auch dort, wo er für verschiedene Orte dieselben Gegenstände zu malen hatte, der Mannigfaltigkeit in Anordnung und Ton. Wiederholungen waren ihm zuwider. Er führte einen sicheren, festen, stets markigen Pinsel. Sein Kolorit charakterisiert ihn unter allen schlesischen Malern. Selbst ein minder geübtes Auge vermag bei Vergleichen des Meisters Eigenart herauszufinden und erkennt ihn nach Zeichnung und Auffassung sofort auf Landschaften, wie auf Historienbildern wieder. In der Muskulatur erinnert bei ihm vieles an Michel Angelo, anderes an Peter Paul Rubens, dessen Übertreibungen er vermied. Rembrandt war sein vorzüglichstes Vorbild; dieses Meisters Manier brachte er auch auf seinen ganz durchgeführten und dann immer ausgezeichneten Gemälden selbständig zur Geltung. Seine Lichteffekte erzielten stets im Beschauer fesselnde Wirkung.“

W. Patschowsky.



Bunte Bilder a. d. Schlesierlande.



Der Kunitzer See mit seiner Möveninsel.



ein aufmerksamen Naturfreunde, der an einem schönen Frühlingstage von Liegnitz mit der Bahn nach Breslau fährt und seine Blicke nach Norden schweifen läßt, entgeht sicher nicht der Anblick eines auf der Hälfte des Weges nach dem nahen Anhaltepunkte Spittelndorf gelegenen großen Wasserpiegels mit einer durch Vögel außergewöhnlich belebten Insel. Es ist dies der Kunitzer See, der größte unter den sieben der Liegnitzer Seengruppe, mit der Möveninsel, der einzigen Schlesiens, die diesen Namen zu führen berechtigt ist.

Wie die meisten Seen der norddeutschen Tiefebene, umgeben ihn meist flache Ufer. Nicht einmal Wald umsäumt ihn, aber rings um ihn führt ein meist sonniger Fuß- und Fahrweg, der fast überall einen Blick auf den Wasserpiegel gestattet, ein Weg, der im Spazierschritt zurückgelegt, eine Stunde in Anspruch nimmt.

Die dem Gebirge zugekehrte Seite des Sees wird durch eine freundliche Häuserreihe, die jetzt zu dem dahinterliegenden großen Kirchdorfe Kunitz gehört, früher aber eine besondere kleine Gemeinde, die „Seegasse“ bildete, begrenzt. Von der gegenüberliegenden, der Obertiefenebene zugewendeten, wellenförmig erhabenen Ostseite, insonderheit von dessen höchster Erhebung, dem etwa 10 m über dem Wasserpiegel des Sees gelegenen „Burgberge“, hat man sogar etwas Fernsicht. Zu Füßen liegt der mit saftigem Grün umrahnte See, gegenüber die Seegasse, dann das herrschaftliche Schloß des Dominiums Nieder-Kunitz, zu dem der See gehört, und die Kirche von Kunitz, im nahen Hintergrunde aber die Türme von Liegnitz und am Horizont das Riesengebirge mit seinen hohen Kuppen. Seegasse und Riesengebirge geben ihre Spiegelbilder aus der Tiefe des Sees wieder.

Die bewachsenen Ufer führen in schneller Folge über Süß- und Riet-Gras, über Kolben, Binsen und Schilf zum Wasserpiegel, auf welchem dann noch das Taufendblatt (*Myriophyllum spicatum*) als Abschluß der Vegetation erscheint. Von

den genannten Pflanzen liefert nur das Schilfrohr einen namhaften Ertrag. Gewöhnlich wird es im Herbst geschnitten, zum Trocknen bündelweise aufgestellt und beim Beginn des Winters abgefahren. Als wertvolle Ertragsgegenstände treten dann noch hinzu: das Heu der Insel, die Fische und vor allem die Eier der Möven. Der Gesamtwert aller dieser Nachobjekte beläuft sich auf mindestens 3000 *M.* jährlich.

Der See selbst hat bei nur wenig mehr Länge als Breite einen Flächeninhalt von etwa 110 Hektar und eine größte Tiefe von 12 m. Vom Dorfe her und an seiner Nordseite ist der Übergang zur Tiefe auf sandigem Grunde ein ganz allmählicher, weshalb sich hier vielfach Wasch- und Badeplätze, doch keine wirkliche Badeanstalt, finden. An warmen Sommertagen entwickelt sich dann wohl da auch ein recht bunt belebtes Bild von badenden Kindern, schwimmenden Pferden mit ihren Reitern, brüllenden Kühen mit ihren Mägden, waschenden Frauen und schnatterndem Federvieh, das gerade hier am See vorzüglich gedeiht.

Das trübgrüne Wasser des Sees hat oberhalb weder Zu- noch Abfluß, birgt aber kalte Quellen auf seinem Grunde, die sich beim Baden durch plötzlichen Temperaturwechsel verraten. Nach lange anhaltenden Regengüssen überspülen seine Fluten wohl den Dorfweg, aber dann entleert sich der See seines Wasserüberschusses unter Benutzung eines gewöhnlich trockenen Grabens nach dem im Nordosten desselben gelegenen „Ruhbruche“.

Auch im Winter betreibt man lohnenden Fischfang mittelst großer Netze. Obgleich ärmer an Fischen als der benachbarte Moischwitzer See, fehlt ihm doch nicht der wohlgeschmeckende Wels und der Weihnachtskarpfen. Interessant ist auch das hier häufige Vorkommen des kleinen, kaum fingerlangen Stichlings, den Ostwinde oft in großer Zahl an den Dorfweg spülen; interessant, weil er ein Nestbauer ist, der seine Jungen bewacht. Im Angeschwemmten der Ostseite herrscht im April ein reges Insektenleben, das Käferfreunden reiche Ausbeute bietet. In der Tiefe des Sees tummeln sich außer Fischen mancherlei Art auch seltene mikroskopische Krebsarten, deren Kenntnis wir dem bekannten Tiefseeforscher Dr. Zacharias verdanken. Auf seinen Wellen schaukeln sich wilde Enten und Gänse (doch diese nur als Zugvögel), Taucher, Wasserhühner, Seeschwalben und vor allem die Möven.

Die Kunizer Möven gehören alle ein und derselben Art an, den Lachmöven (*Larus ridibundus*). Sie erreichen mehr als Taubengröße, ihr Federkleid ist unten weiß, oben vorherrschend graublau; Schnabel und Füße sind rot. Die Kunizer Möve ist ein Zugvogel, der gewöhnlich Mitte März in großen Schaaren kommt und Mitte August wieder zieht. Der Nutzen dieses Vogels ist ganz erheblich; denn er nährt sich vorzüglich von Krebstieren, von denen er die benachbarten Acker befreit. Standort der Möve bei uns ist nun die eben bezeichnete Insel. Sie ist reichlich einen Hektar groß im südöstlichen Teile des Sees gelegen, etwas in die Länge gezogen und erhebt sich bei niedrigem Wasserstande zwei Fuß, bei hohem nur noch wenig über den Spiegel des Sees. Ihre Oberfläche ist eben. Nur ein einziger, tief eingebetteter Gesichtstein, ein Granitblock, ragt etwas über die Vegetation hervor. An ihrer Nordseite steht sie mit einer Untiefe des Sees in Verbindung, von welcher die Sage behauptet, daß einst hier eine Stadt gestanden haben soll. Ringsum ist die

Insel mit niedrigem Strauchwerk, namentlich Weiden und Röhre garniert, die Oberfläche selbst aber mit Süßgräsern dicht bewachsen und gerade hierdurch vortrefflich geeignet, Brutstätte zu sein, da die Möven nur eine weiche Unterlage brauchen, ein künstliches Nest aber nicht bauen.

Von Mitte April an beginnt das Eierlegegeschäft, und bald ist die ganze Insel mit Nestern der Möven so dicht bedeckt, daß Vorsicht dazu gehört, selbst bei langsamer Vorwärtsbewegung, nicht in ein Nest oder auf ein Ei zu treten. Ließe man den Möven die Eier, so würden sie dieselben, sobald sie in der erforderlichen Stückzahl (zwölf bis fünfzehn) gelegt sind, bald ausbrüten. So macht es ja auch unser Haushuhn. Immer aber über den anderen Tag nimmt man sie weg. Nur den zuletzt gelegten Satz (drei bis vier) läßt man unberührt, damit die Möven wiederkommen. Wenn dann die Jungen flügge geworden sind, ziehen sie mit den Alten fort. Etwaige Zurückbleibende kommen im Herbst um. Junge Möven liefern ein wohllichmeckendes Fleisch; ältere schmecken thranig und werden deshalb nicht gegessen.

Bei einer jährlichen Ausbeute von mindestens 300 Schock, durchschnittlich zu 4,50 Mk., stellt sich der Ertragswert auf 1350 Mk., ist aber in Wirklichkeit höher, wenn vielleicht auch nicht für den Besitzer der Insel, so doch für den Wiederverkäufer. Hat doch schon mancher Feinschmecker für ein einziges Ei den wenn auch seltenen Preis von 50 bis 75 Pfg. bezahlt.

In der Form den Hühnereiern ähnlich, stehen die Möven Eier in der Größe jenen nach. Durch die dunklen, sehr veränderlichen Flecken auf grünlichem Grunde, haben sie einige Ähnlichkeit mit Kibizeiern. Sie schmecken fast wie Hühnereier, ihr mehr eingebildeter Wert beruht also nur auf ihrer Seltenheit. Denn außer der Rüniger Möveninsel giebt es in ganz Deutschland nur noch einen Wasserbrütleplatz, nämlich auf der schleswig-holsteinischen Insel Sylt.

Unbefugten ist zur Brütezeit nur nach eingeholter Erlaubnis des Besitzers gestattet, eine Nahnfahrt nach der Insel zu unternehmen. Aber wer eine solche Fahrt unternehmen darf, wird sich reichlich belohnt fühlen durch den ungewöhnlichen Eindruck, den die in Wolken aufliegenden Möven, deren betäubendes Geschrei, sowie deren ängstliches, Besorgnis und Wut verratendes Hin- und Her- und Auf- und Niederflattern hervorrufen. Langes Nachhoblenblicken ist nicht ratsam, da öfters niederregnender Unrat leicht verhängnisvolle Folgen haben könnte.

Wie die „Getreuen von Jever“ haben sich seit einigen Jahren auch die „Getreuen von Riegnitz“ nicht nehmen lassen, ihrem Bismarck ein Eiergeschenk zu senden, das aber in Ermangelung von Kibizeiern aus Möven Eiern besteht. Möge den Altreichskanzler dieser Ausdruck dankbarer Verehrung noch recht viele Jahre erfreuen!

J. Gerhardt.





Das verlorene Wasser bei Panten.

Eine käferkundliche Schilderung.



ine gute Wegstunde nordöstlich von Liegnitz liegt das Dorf Panten, dessen Fruchtfelder aus dem flachen Stachbachthale hinübergreifen in eine wellige Sandzone, die sich in einer Breite von zwei bis drei Stunden bis in die Grenzmarken des Lübener Kreises erstreckt und von der dorthin führenden Eisenbahn quer durchschnitten wird. Das Kolorit erhält diese Gegend vornehmlich von ihren ausgedehnten Kiefernwäldern; sie verleihen ihr im Gegensatz zu der aus lichter Ferne herüberwinkenden Berglandschaft einen ernsten Charakter. Und doch sind sie für jeden, der sie an einem freundlichen Sommertage sitzend und beobachtend durchstreift, eine Quelle reinsten Genusses. Auch der Insektenfreund findet hier seine Rechnung; denn in diesen sonndurchglühten Fluren gedeiht das zwerghige Volk der Sechsfüßler recht gut. Während der Monate Mai, Juni und Juli, ja selbst noch früher und bis in den Herbst hinein, kann er hier fleißig beobachten, möge er sich nun mit der Kenntniss der zahlreichen Arten oder der Erforschung ihrer mannigfaltigen Lebensäußerungen beschäftigen oder möge er sich gleichzeitig systematischen und biologischen Studien hingeben. Auf einem solchen Ausfluge wolle mich der freundliche Leser begleiten.

Unser Waldgebiet hebt mit dem Gelände der Pantener Höhen an; in weitem, nach Süden geöffnetem Bogen umspannt der stattliche Forst den inmitten gründer Felder sich erhebenden Rehberg, dessen schlanke Säule an den glorreichen Sieg erinnert, den hier der große Friedrich errang. Seitdem sind diese Fluren nicht wieder

von dem Blute streitender Krieger getränkt worden; aber zu einem vollständigen Frieden ist es hier oben doch niemals recht gekommen; Männer, mit Schirm, Netz und anderen Fanggeräten ausgerüstet, haben im Laufe der Jahre gar manchen Beutezug hierher unternommen, und gar manches junge Leben hat dabei sein frühes Ende in ihrer Spiritus- oder Giftflasche gefunden. So wurde in den letzten fünfzig Jahren dem mit erhärteten Vorderflügeln, den Flügeldecken, ausgerüsteten Geschlechte der Käfer oder Coleopteren dergestalt zu Leibe gegangen, daß das Revier, wie man zu sagen pflegt, stark abgesucht ist. Viel Neues ist infolge dessen für unsere heimatische Käferfauna hier schwerlich noch zu finden; ja, manche gute Art, die in älteren Angaben als hier heimisch erwähnt wird, ist so gut wie verschollen, und dies dürfte wohl zumeist in der Entwicklung unserer land- und forstwirtschaftlichen Verhältnisse liegen, durch welche den Tieren die für ihre Existenz und Ausbreitung nötigen Bedingungen entzogen wurden. Die fortschreitende Kultur bringt eben das zustande, was von der eifrigsten Sammelthätigkeit nur in seltenen Fällen zu befürchten ist: die Ausrottung gewisser Insektenarten einer Gegend. Trifft dieses Los beliebte, harmlose Tiere, so wird es jeder Insektenfreund aufrichtig beklagen, aber ändern kann er hieran nichts. Um so erfreulicher ist es dann aber auch für ihn, wenn sich Orte, jahrelang einer ungestörten Entwicklung sich selbst überlassen bleibend, unter dem Einflusse der Witterung, der Vegetation und anderer Faktoren allmählich zu einer günstigen Brut- und Heimstätte seiner kleinen Lieblinge herausbilden. Hier siedeln sich wohl auch Arten an, die seinem engeren oder weiteren Beobachtungsgebiete bisher gänzlich fehlten. Diesen nachzuspüren, ihr zeit- und örtliches Auftreten festzustellen, ihre weiteren Lebensbedingungen zu erforschen, sind dann die Aufgaben eines ernsthaften Entomologen. Nach einem solchen Orte lenkt er oft seine Schritte; dorthin verlegt er auf längere Zeit den Schwerpunkt seiner sammelnden und beobachtenden Thätigkeit, zum Nutzen der heimatischen Insektenkunde. Und einer derartigen Stätte wollen auch wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit widmen.

Schon im Bereich der erwähnten Anhöhen, wenige Minuten hinter Panten liegt das mäßig große und langgestreckte, von einzelnen Eichen überragte Gebüsch, welches im Munde der Dorfbewohner allgemein „das verlorene Wasser“ heißt. In sanfter Neigung zieht es sich bis an den Bienowitzer Weg herab. Sein oberer, schmalerer, dem Dorfe zugekehrter Teil besteht vorwiegend aus Eichen- und Haselsträuchern und birgt ein beschränktes Quellgebiet, dessen Wasser ein schmaler, von dichtem Schilf bewachsener Graben in den unteren, breiteren, sich verflachenden Teil abführt. Hier verliert sich das Wasserlein in einem recht ausgedehnten Sumpfbetriebe, bestehend aus einer Unmenge größerer und kleinerer Lachen, die von inselartig verteilten Erlensträuchern, unter die sich Birken, Sahlweiden, Ebereschen, Hasel- und Faulbaumsträucher mischen, so dicht beschattet werden, daß nur ein Halbdunkel über ihnen lagert und ihr Wasser selbst an heißen Sommertagen auffallend kühl bleibt. Dieser Teil des Gebüsches ist für uns, dem Namen entsprechend, das eigentliche „verlorene Wasser“. Die der Grabenmündung zunächst liegenden Parteen sind ausgedehnter und flacher und ganz von Riedgräsern um- und überwachsen. *Carex paradoxa* beherrscht das ganze Gebiet; in ihrer Begleitung findet sich *C. acuta* und *paludosa*.

Weiterhin tritt diese niedere Vegetation immermehr zurück; die Wasserbehälter werden kleiner und tiefer; von jedem Regen aufs neue gespeist, trocknen sie selbst während der Sommermonate nie ganz aus; denn der vorhandene Abzugsgraben leitet nur die bei längeren starken Regengüssen sich ansammelnden und überlaufenden Wassermengen ab.

Für unsere Untersuchungen kommt das verlorene Wasser nicht in seinem vollen Umfange in betracht, sondern nur ein schmales, nach Westen gefehrtes Terrain, das sich in einer Länge von 50—60 und einer Breite von etwa 25 Schritt an einer wegartigen Richtung hinzieht. Was weiter nach innen liegt, ist den belebenden Sonnenstrahlen zu sehr entrückt, um noch für eine reichere Entfaltung des Insektenlebens geeignet zu sein. Auf den Spiegel der vorderen Wasserlöcher fällt dagegen noch hinreichendes Licht; die einander naheliegenden Ufer gewähren bequemen Unterschlupf, und die auf dem Grunde und an den Rändern lagernden Laubmassen, sowie die üppigen Moospolster der Ufersäume befördern die Entwicklung eines mannigfaltigen Kleinlebens, und so lebt und webt es in diesen versteckten Löchern von fertigen Insekten und deren Larven, von Asseln, Krebschen, Milben, Würmern und Schnecken. Hier finden die das Wasser und die Ufer bewohnenden Käfer ihren Tisch reichlich gedeckt, mögen sie nun faulende oder frische Stoffe, vegetabilische oder animalische oder auch wohl gemischte Kost begehren. Von einem friedlichen Stillleben kann allerdings hier ganz und gar nicht die Rede sein, wo der Stärkere von dem Schwächeren lebt und das schwächere Geschlecht nur dadurch erhalten bleibt, daß seine Nachkommenschaft immer wieder in großer Menge auftritt.

Am eigenartigsten gestaltet sich an unserer Beobachtungsstelle das Käferleben im Wasser selbst, und auf dieses wollen wir darum unser Hauptaugenmerk lenken. Um die verschiedenen Vertreter zu fangen, bedienen wir uns des Käferschöpfers, eines durchschlagartigen, an dem Stocke zu befestigenden Blechgefäßes. Das Sammeln ist hier ein mühsames Geschäft und nicht nach jedermanns Geschmack. Doch folge mir, lieber Leser, beherzt hinein in — den Sumpf! Die schmalen Landstreifen, welche die Tümpel trennen, sind durch die Feuchtigkeit erweicht und ihre Moosbänke so von Wasser durchzogen, daß wir allerdings selbst bei dichtestem Schuhwerk nicht trockenen Fußes herauskommen werden. Überdies lassen uns die insel förmigen Strauchgruppen schwer festen Fuß fassen und gestatten uns stellenweise kaum ein gerades Aufrichten des Körpers; die vielen Brombeerranken treten uns beim Vordringen wehrhaft entgegen und werden Händen und Kleidern gleich gefährlich. Mit jedem Zuge schöpfen wir viel Laub mit ein, das uns das Aussuchen der Beute, besonders bei der schwachen Beleuchtung des Ortes, sehr erschwert. Und zu allem gesellt sich als größtes der Übel die Mückenplage, welcher vor allem Nacken und Handgelenke schonungslos preisgegeben sind, so daß wir an diesen Stellen noch bei der nächsten Morgenwäsche ein brennendes Zucken empfinden. Aber all' diese kleinen Schwierigkeiten überwinden wir gern in der Erwartung einer lohnenden Ausbeute.

Diese besteht aus lauter Käfern, die mehr oder weniger an den Aufenthalt im Wasser gebunden sind und darum auch kurzweg Wasserkäfer genannt werden. Wie bei allen Insekten durchzieht ihren Körper ein Netz feiner Luftröhren (Tracheen), in

welche die äußere Luft durch eine Reihe von Luftlöchern (Stigmen) aufgenommen wird. Diese Einrichtung zwingt sie, die Atmung an der Wasseroberfläche zu vollziehen, befähigt sie aber auch, längere Zeit außerhalb des Wassers bestehen zu können. Der systematischen Einteilung folgend, unterscheiden wir unter den Wasserkäfern die Schwimm- oder Tauchkäfer (*Dytiscidae*), die Dreh- oder Taumelkäfer (*Gyrinidae*) und die übrigen Wasserfreunde (*Hydrophilidae*). Von den flinken Drehkäfern, die sonst überall auf der besonnenen Oberfläche der Gewässer ihre Kreise ziehen, haben wir von vornherein abzusehen, da sie in unserem beschatteten Gebiete gänzlich fehlen.

Dagegen finden wir die Schwimmkäfer in interessanter Auswahl vertreten. Es sind dies „für das Leben im Wasser umgewandelte Laufkäfer“. Sie stimmen mit diesen noch im Bau der Mundteile und Fühler überein; ihr Körper ist aber mehr oder weniger scheibenförmig, und ihre Hinterbeine sind echte Schwimm- oder Rudersfüße, die sie fast nur in horizontaler Richtung bewegen können. Sie nähren sich mit ihren ebenfalls im Wasser lebenden, langgestreckten Larven vom Raube, wesshalb sie auch in ihren größeren Arten der Fischbrut schädlich werden. Die ausgewachsenen Larven legen in dem feuchten Uferlande eine geräumige Höhle, die Puppenwiege, an und verwandeln sich dort in eine zart behäutete Nymphe, welche bereits die Form und Glieder des künftigen Käfers erkennen läßt. Nach einer kurzen Puppenruhe — sie umfaßt höchstens drei Wochen — erscheinen allmählich die Käfer; sie bedürfen aber noch einiger Zeit, um sich völlig auszufärben und zu erhärten. Im allgemeinen von dunkler Farbe, sind doch auch eine ganze Anzahl gelb oder rötlich gefärbt oder gezeichnet.

Aus der Gattung der kleinen, keilsförmig gestalteten Wassertreter tritt hier allein *Halipus fulvicollis* Er. auf; dieses bunte Käferchen ist besonders vom Juni bis August häufig zu finden. Von den großen Schwimm- oder Fiskkäfern beobachteten wir nur den nächsten Verwandten des allbekannten Gelbrandes, nämlich *Dytiscus dimidiatus* Bergst., in einem Exemplare. Diese räuberischen Gefellen bewohnen lieber größere, stillstehende oder langsam fließende Gewässer, wo ihnen das saftige Fleisch der Kaulquappen und das gewiß noch schwachastere der Fischlein zur Verfügung steht.

Unter den übrigen, immerhin noch ziemlich großen Schwimmern, erwähne ich nun aber in erster Linie den seltenen *Agabus striolatus* Gyll., dessen erste Auf- findung einen Zuwachs für unsere schlesische Käferfauna bedeutete und Veranlassung zu einer genaueren Untersuchung des Gebietes wurde. Während wir ihn den ganzen Sommer hindurch nur in wenigen Exemplaren erbeuteten, trat er im Oktober in größerer Zahl auf; darunter war ein von meinem jüngeren Begleiter R. Scholz gefundenes Stück mit stark erhabenen, knotigen Rippen auf den Flügel- decken. Fast wäre man versucht, diese Form für eine Rückbildung anzusprechen, da Rippen und Kettenstreifen bei den älteren Stammesverwandten nicht selten vorkommen. Dieser Art reihen sich noch an: *A. unguicularis* Thoms. und *affinis* Payk., an Größe und Gestalt einander sehr ähnlich und hier vorherrschend, *uliginosus* Linn., *subtilis* Er., *chalconotus* Panz. und *congener* Payk., und zwar letzterer ausschließlich in der hochnordischen Zwergform *lapponicus* Thoms. Von den übrigen größeren Arten bemerken wir hier noch als häufig vorkommend den schwarzen *Rhantus Grapei*

Gyll., als nicht selten den mehr gewölbten *Ilybius obscurus* Marsh. und guttiger Gyll., ferner den hellgefärbten *Hydaticus seminig* Deg., den sonst überall häufigen, hier aber seltenen rotbraunen *Copelatus ruficollis* Schall. und schließlich den flachen, auch hier nur vereinzelt auftretenden *Acilius canaliculatus* Nicol., dessen Weibchen zwischen den Rippen der Decken breite, behaarte Furchen aufweist.

Haben schon diese größeren Arten unsere Aufmerksamkeit erregt, so steigert sich dieselbe noch bei der Betrachtung der wesentlich kleineren Käfer. Vorerst erwähnen wir den gedrunghenen, bunten *Coelambus decoratus* Gyll. Von der Gattung *Hydroporus* zählen wir 19 Vertreter; das sind reichlich 50 Prozent der in Schlesien heimischen Arten. Bei deren Anführung ihren Größenverhältnissen folgend, beginnen wir mit dem vorwiegend rot gefärbten, niedlichen *H. scalesianus* Steph., unserer kleinsten, kaum 2 mm langen Art, die hier vom Frühjahr bis in den Herbst gar nicht selten angetroffen wird. Dieser schließt sich der überall verbreitete, wenig größere *granularis* Lin. an, welcher dunkler gefärbt und auf den Flügeldecken durch eine gelbliche Längsbinde ausgezeichnet ist. Schon wesentlich größer ist der hier und auch andernwärts häufige *umbrosus* Gyll. und sein seltener Verwandter *neglectus* Schaum, dessen schlesisches Heimatsrecht, von seinem Autor für die Lausitz angegeben, wir jüngst auch für unsere Liegnitzer Gegend nachweisen konnten. Dann folgen die beiden gelb gezeichneten, seltenen Arten *notatus* Sturm und *vittula* Er., die fast einfarbigen *tristis* Payk. und *nigrita* Fabr., der weniger seltene *angustatus* Sturm, mit gerötetem Kopf und Halschild, und *melanarius* Sturm, der mit acht gelben Längsbinden geschmückte *lineatus* Fabr. und der hier recht zahlreiche *elongatulus* Sturm. Als größte Arten aber schließen die Reihe *memnonius* Nicol., *planus* Fabr., *erythrocephalus* Lin., *rufifrons* Duft., alle vier hier nur einzeln, der langgestreckte, dunkelbraune *oblongus* Steph., überall sehr selten, bisher in Schlesien nur bei Ratibor aufgefunden, und zuletzt als stattlichster unter allen der 5 mm lange *dorsalis* Fabr., mit einer gelben Makel zwischen Rat und Schulter, immer vereinzelt auftretend. Noch aber haben wir einen *Hydroporus* nicht gedacht, der als der interessanteste Bewohner des verlorenen Wassers zu betrachten ist und hier unter seinen Gattungsgeoffen vorherrschend auftritt. Er steht dem bereits genannten *umbrosus* nahe, ist aber größer und dunkler und die Oberseite des Weibchens stets ganz matt. Es ist dies der in Lappland heimische *glabriusculus* Aub.; Exemplare, welche ich von dem finnländischen Käferforscher Professor John Sahlberg aus Helsingfors erhielt, stimmen mit den übrigen durchaus überein.

Zu den übrigen Wasserfreunden übergehend, bemerken wir, daß diese recht vielgestaltige Sippe hier nur dürftig vertreten ist. Die großen Arten fehlen ganz; als größter unter seinen Genossen tritt *Hydrobius fuscipes* L. v. *Rottenbergi* Gerh. auf. Die übrigen Arten sind fast ausschließlich kleine, weit verbreitete Tiere, die nicht ständig im Wasser leben, sondern ebenso häufig in dem feuchten Uferlaube angetroffen werden. Sie nähren sich, wie schon ihr Aufenthalt andeutet, vorherrschend von modernden und faulenden Pflanzenresten. Da bemerken wir zunächst die ovale *Cymbiodyta marginella* Fabr. und die hochgewölbten, einander sehr nahe stehenden

Creniphilus-Arten *limbatus* Fabr. und *bipustulatus* Marsh., ferner das kleine halbkugelige *Cyllidium seminulum* Payk. und den braunen *Limnebius papposus* Muls., auch das wiederum hochgewölbte *Cereyon lugubris* Payk. und *Cryptopleurum atomarium* Oliv. Die übrigen Arten sind langgestreckte Käferchen mit dichten Punktreihen auf den Flügeldecken. Wir erwähnen zunächst die *Hydraena riparia* Kugel., deren Gattungsgenossen das Moos schnell fließender Gebirgsbäche bevölkern, dann *Hydrochus elongatus* Schall. und *brevis* Herbst, beide mit fünf großen Gruben auf dem Halschilde, und schließlich die durch fünf Längsfurchen auf dem Halschilde ausgezeichneten *Helophorus nanus* Sturm, *pumilio* Er., *granularis* Lin., *griseus* Herbst, *aeneipennis* und *aequalis* Thoms. Die Wasserkäfer unseres Beobachtungsgebietes betragen etwa den vierten Teil der in Schlesien heimischen Arten.

Der übrigen Bewohner wollen wir nur noch kurz gedenken. Um in den Besitz der Ufertiere zu gelangen, greifen wir zum Käfersiebe. Das ist ein Leinwand sack, in dessen oberen Teil ein Drahtsieb eingenäht ist, durch welches Milm und Insekten in den unteren Beutel fallen. Seine Benutzung ist auch recht beschwerlich; denn es gilt, das am Ufer und unter den Sträuchern lagernde Laub und Moos einzuraffen und tüchtig durchzuschütteln. Dabei wird mancher Muskel in eine ungewöhnte, allerdings auch heilsame Thätigkeit versetzt. Den so gewonnenen Inhalt untersuchen wir im stillen Stübchen daheim. Als wir auf einer Juli-Exkursion nach einer kurzen Siebprobe durch einen heftigen Gewitterguss verschreckt wurden, ahnten wir nicht, daß wir in der scheinbar geringfügigen Ausbeute eine dritte schlesische Käfernovität davontrugen; es war dies *Trechus rivularis* Gyll., ein kleiner, dunkelbrauner Laufkäfer, der hauptsächlich in Schweden und Norwegen einheimisch und in Deutschland noch bei Braunschweig und Danzig beobachtet worden ist. Der schlesische Fundort bildet nummehr den südlichsten Punkt seiner Verbreitung und zwischen den beiden entfernt liegenden deutschen Orten eine willkommene Etappe, an welcher das seltene Käferchen bis Ende August zu finden ist. Noch andere kleine Läufer und eine Menge von Kurzflüglern birgt das feuchte Laub und Moos. An sie reihen sich eine Anzahl unserer Zwergkäfer an, von den zierlichen Pselaphiden bis zu den winzigen Haarflüglern, deren Größe unter einen Millimeter herabsinkt. Von den Weichflüglern oder Fliegenkäfern bemerken wir fertige Käfer auf dem Gesträuch und Larven unter dem Laube. Die phytophagen oder pflanzenfressenden Käfer sind durch Schnellkäfer oder Schmiede, Rüssel und Blattkäfer vertreten. Und schließlich fehlen auch die Blattlausjäger, die Marienkäferchen, mit ihren Larven nicht.

Wollten wir sie alle zählen, die uns durch das Sieb, in das Netz oder in den Schirm fallen, so würden wir bald ein paar Hundert Arten zusammenbringen. Und doch erscheint ihre Zahl gering gegenüber der großen Menge der Koleopteren, die unsere heimatlichen Fluren überhaupt beleben. Wir können hierin mit zuverlässigen Angaben dienen; denn „Schlesien hat im Gebiete der Wissenschaft überhaupt, wie in dem der Entomologie insbesondere, seit den ältesten Zeiten Rühmliches geleistet“. Und so ist auch seine Käferwelt im Laufe der Jahre so gründlich erforscht worden,

wie kaum in einem anderen Landesteile Deutschlands. Die beiden Schulmänner, Rektor R. Vekner, im Jahre 1889 zu Breslau verstorben, und Oberlehrer J. Gerhardt, wohnhaft zu Liegnitz, zwei hervorragende Koleopterologen, haben im Auftrage des Vereins für schlesische Insektenkunde, welcher bereits auf eine fünfzigjährige erfolgreiche Thätigkeit zurückblicken kann, die Ergebnisse der heimatischen Käserforschung in dem „Verzeichnisse der Käser Schlesiens“ zusammengefaßt. Nach dem letzten Ergänzungsberichte beträgt der Numerus der schlesischen Käserarten 4332; davon entfallen auf die in unserem Artikel ausführlicher behandelten Dytisciden und Hydrophiliden rund 200, auf die Kurzflügler oder Staphylinien, als die umfangreichste Familie, 830 Arten.

Die Beherrschung eines solchen Gebietes erfordert eine fleißige Sammelthätigkeit und ein ernstes Studium. Daß erstere nicht so ganz mühelos ist, hat unser Ausflug nach dem verlorenen Wasser gezeigt. Ja, eine solche Sonnabend-Nachmittags-Exkursion, die sich mit einer kurzen Unterbrechung in dem Gasthause des Ortes von zwei bis neun Uhr erstreckt, ermüdet gründlich, stärkt und erfrischt aber für die Folgezeit Körper und Geist! Von der heutigen heimkehrend, beschäftigen uns noch die Frage: Wird das besprochene Gebiet für unsere späteren Beobachtungen seine gegenwärtige Bedeutung behalten? Die Antwort kann nur verneinend lauten; denn der Schleier, welcher bisher den schwer zugänglichen Ort verhüllte, ist nun von uns durch eine Reihe von Exkursionen ganz erheblich gelüftet und die dortige Käserfauna in der Hauptsache klargelegt worden, so daß einer weiteren Thätigkeit hier nur noch die Bedeutung einer Nachlese zufallen wird. Auch wir werden darum in Zukunft unsere Aufmerksamkeit wieder auf andere Örtlichkeiten richten müssen. Und wie lange wird es noch währen, so wird die Forstverwaltung die Hand auf das Gebüsch legen, daselbe abholzen und wohl auch Abzugsgräben anlegen lassen; dann werden die Wasserlöcher, zumal den austrocknenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, bald verschwinden. Bei diesem rauen Eingriffe wird gar manches Tierchen der hier hausenden Geschlechter zu grunde gehen; die meisten Bewohner jedoch — auch die Wasserkäfer — werden ihre Flügel regen und nach einer anderen geeigneten Heimstätte Ausschau halten. Für uns aber wird der Gedanke an das verlorene Wasser, seine heutige Bewohnerschaft und unsere dortige Thätigkeit stets eine liebe Erinnerung sein.

W. Kolbe.





Liegnitz.



nach Westen eilt der Bahnzug brausend durch die Gefilde der niederschlesischen Ebene. Zur Linken tauchen in unmittelbarer Nähe die Wasserspiegel mehrerer kleiner Seen auf; die erntegelben Getreidefelder treten zurück, und ein bläulicher Rauch schwebt über üppigen Gemüesfeldern; im weiten Umkreise flimmern die roten Ziegeldächer blühender Dörfer; am Horizonte erscheinen die Grenzwälle der nahen Heide und die Schwester-türme von Wahlstatt; von Nordwesten zieht durch weite, hier und da durch lichte Weidenbüsche durchsetzte Wiesenflächen das träge Schwarzwasser, dem dort von Süden her, hinter jenem Hochplateau hervor, die Tochter des schlesischen Vorgebirges, die Katzbach, hurtig entgegeneilt: Hier liegt Liegnitz.

Die Bahnhofshalle der heutigen Stadt verlassend, folgen wir nicht dem Strome der Fremden, der sich gerade aus in die herrlichen Parkanlagen nach Süden hin ergießt, sondern wir wenden uns, nachdem wir den Promenadengürtel erreicht, nach rechts, jener Gegend zu, aus welcher wir schon vom Bahnzuge aus zwei alte, mächtige Türme gar trutziglich herüberblicken sahen. Unter alten Lindenbäumen führt uns der Weg an einer mächtigen Fontäne vorüber zum alten Schlosse der Pfasten.

Wie's in den alten Wipfeln im Schloßgarten raunt und flüstert! Merk' auf, ich will Dir's deuten!

Im Jahre 1163 hat Boleslaus der Lange bei der Teilung Schlesiens Mittelschlesien, wozu auch das mit diesem Jahre aus dem Dunkel der Sage heraustretende Liegnitz gehört, zu eigen bekommen. Sogleich beginnt er, ein Schloß zu bauen und nach dem Vorbilde der damaligen Kastele stark zu befestigen, und dann zieht der Fürst, den die Geschichte „die Ehre des Vaterlandes“ nennt, hier ein, und auch seine Nachfolger Heinrich I. und II., Herzöge, begabt mit hohen Regententugenden, tapfer, edel und fromm, nehmen dauernd hier ihren Wohnsitz.

Eine glückliche Zeit zieht herauf, glücklich für Liegnitz, glücklich für ganz Schlesien. Die Herzöge sind deutsch wie ihre Erziehung. Deutsch sind ihre Waffen und ihr Hofstaat, deutsch ist ihr Fühlen und Thun. Und so wird das Liegnitzer Pfaffenstschloß der Ausgangspunkt und Hort deutscher Sitte und deutschen Rechts, deutscher Kunst und Wissenschaft durch hundert Jahre. Um so mehr, als die heilige Hedwig, die Gemahlin des ersten Heinrich hier einzieht und mit ihr die Blüte der edlen deutschen Geschlechter ihrer süddeutschen Heimat, umso mehr, als die frommen Herzöge die Klöster zu Leubus, Trebnitz und Grüssau gründen und mit Pionieren deutscher Kultur besetzen.

Liegnitz ist schon ein stattlicher Ort. Die slavische Volkszelle hat zwar die Lügier verdrängt, die in der vorhistorischen Zeit hier wohnten, aber die neuen Bewohner, die unserer Stadt wahrscheinlich den Namen gaben, haben das Nomadenleben aufgegeben und treiben Ackerbau und Viehzucht. Noch ist der Ort nicht befestigt, noch sind die Häuser aus Holz und Rasen aufgehäufte Hütten; aber schon beginnt man Ringmauern zu bauen und Wallgräben aufzuwerfen, und schon herrscht reges, christliches Leben; zwei aus Holz erbaute Kirchen und der neben der Marienkirche, der heutigen Frauenkirche, gelegene Bischofshof, das Absteigequartier des Bischofs von Breslau, geben Zeugnis davon. Schon blüht Handel und Wandel; Handwerker und Kaufleute finden lohnenden Absatz.

Da durchzieht eine Schreckensbotschaft die Lande. Die Mongolen haben sich nach Niederschlesien gewandt. Der tapfere zweite Heinrich entbietet die Fürsten der benachbarten Völker nach Liegnitz. Sie kommen. Dreißigtausend Streiter stellen sich östlich von Liegnitz dem Feinde entgegen. Blitzenden Auges und kühnen Mutes, auf seine Kraft und seinen Gott vertrauend, gefolgt von seinen Rittern und Knappen, reitet Heinrich an der Marienkirche vorüber zum Thore hinaus, um sich auf der „Wahlstatt“ an die Spitze der christlichen Haufen zu stellen. Er stirbt den Heldentod. Die Stadt geht in Flammen auf, und die Einwohnerschaft flüchtet auf das Schloß; aber Schlesien, das Christentum und die deutsche Kultur sind gerettet.

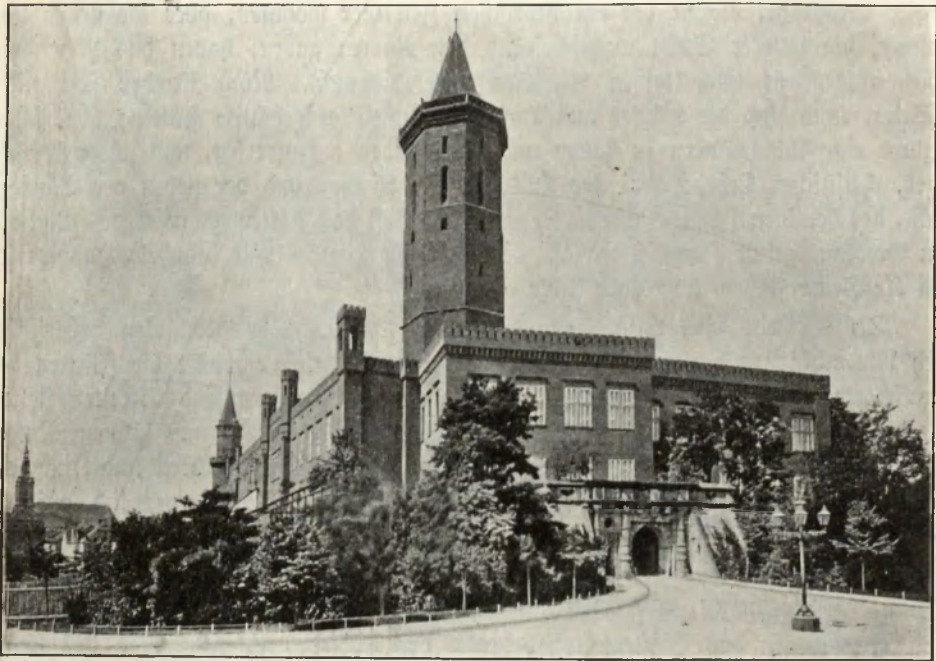
Freilich für das Pfaffenstschloß bedeutet der Tod des edlen Fürsten das Ende seiner ersten kulturhistorischen Glanzperiode, und die Stadt tritt für immer die Führerschaft unter den schlesischen Städten an Breslau ab.

Nach jenen herrlichen Fürsten folgen ja in Liegnitz Herzöge, die nicht eine der Herrschertugenden ihrer Vorfahren geerbt hatten. Während bisher die Stadt sich unter dem Schutze und Glanze des Schlosses entwickelte, hing in der Folgezeit das letztere in mehr als einer Beziehung von jener ab, und in manch harter Bedrängnis waren „die lieben und getreuen Bürger“ von Liegnitz der letzte Hort der wirtschaftlich und moralisch heruntergekommenen Fürsten.

Das heutige Schloß ist nach dem letzten großen Brande vom Jahre 1835 nach einer Idee Schinkels, „schwerlich aber wohl in seinem Geiste“, aufgebaut. Nur wenig, und unter diesem vor allem das im Jahre 1533 von niederländischen Steinmetzen im Renaissancestil aufgeführte Portal mit seinen Säulen, Ornamenten und Inschriften, zeugt ebenso von verschwundener Pracht, als die aus dem Anfange des

15. Jahrhunderts stammenden beiden Türme an ehemalige Kraft erinnern. Im Jahre 1809 wurde die preußische Kriegs- und Domänenkammer von Glogau aus ins hiesige Schloß verlegt, und seit 1815 ist es Sitz der Königlichen Regierung.

Wenden wir uns nunmehr der Stadt, wie sie in ihrer Anlage nach der Mongolenschlacht entstanden ist, zu. Es ist das der Stadtteil, der auch heute noch „die alte Stadt“ bildet, obgleich große Brände und die lodernde Kriegsfackel jede Spur aus jener Zeit vertilgt haben. Es ist das heute die Stadt der Krämer, Kaufleute und Handwerker. Jedes Haus hat im Erdgeschoß nach der Straße einen Laden und, falls derselbe einem Handwerksmeister gehört, nach dem Hofe die Werkstatt. Nur



Das Pfaffenschloß in Liegnitz.

diese tiefen Höfe, die oft nur zwei Fenster breiten Fronten der Häuser, die hohen nach der Straße gerichteten Giebel und manche ehrwürdige Thüreinfassung zeugen von längst vergangenen Zeiten.

Wir gehen die Burgstraße hinauf. Hier bauten sich die Meister der aufblühenden Zünfte in den Jahrhunderten nach der Mongolenschlacht ihre hölzernen Häuser, hier saßen die Würtler und Weutler, die Wolllenweber und Rannegießer, die Parchent- und Leinwandweber an lauen Sommerabenden vor den Thüren und schüttelten die Köpfe über das Leben und Treiben ihrer „Herzogen von Schlesien und Herren von Liegnitz“ dort im Fürstenschlosse. Hier hinauf zogen die letzteren hoch zu Roß ebenso oft zu Bruder- und Verwandtenkriegen, als um ritterliche Turniere auszufechten. Hier hinauf zogen sie auch, um sich weniger ritterlich der Dukaten und Groschen ihres

getreuen Rates zu vergewissern. Hier hinunter gingen würdigen Schrittes die Rathsherren, um für ihr baares Geld und getreue Dienste neue Rechtsbriefe zu holen, um der Stadt neue Privilegien zu sichern.

In dem Maße wie der Glanz des Fürstenhauses sank, wuchs die Macht der Stadt. In der Mitte des 14. Jahrhunderts entstand eine weite, massive Umfassungsmauer mit dreißig Thürmen, unter denen die an den vier Thoren gelegenen die größten und stärksten waren. Die Johanniskirche wurde in die Befestigungen hineingezogen und ganze Häuserreihen, ja ein ganzes Dorf fielen denselben zum Opfer. So befestigt schlug die Stadt die Angriffe des heutigetägigen Raubrittergesindels, das die Herzöge für ihre Länderkriege ins Land gerufen, ebenso zurück, als sie 1430 im Rauche der brennenden Vorstädte den in Gottes Namen mordenden und brennenden Haufen der Hussiten widerstand. Groß war die Unternehmungslust der Liegnitzer, und hervorragend war die Bürgerschaft am Handel beteiligt. Lag die Stadt ja doch an der von Breslau nach Leipzig und Prag führenden Haupthandelsstraße. Sogar mit Nürnberg standen Liegnitzer Kaufleute in Handelsbeziehungen, und für den Wohlstand der Bürger sprach nicht zum letzten die Menge des eingeführten Weines. Mit Vorliebe übermittelte der Rat durch seinen Weinherren dem Fürsten eine Lage Rheinwein.

Kann es uns wunder nehmen, wenn bei der Ohnmacht des Fürstenhauses und dieser Machtentwicklung der Stadt der berühmte Stadtschreiber von Liegnitz, Ambrosius Bitschen, dort in jenem Eckhause (Ring und Ritterstraße), dem wir uns jetzt nähern, in seinem Feuereifer für das Wohl der Stadt und in seinem ungeheuren Ehrgeize darauf sinnt, Liegnitz von der Herrschaft der Herzöge loszulösen und zum Range einer unmittelbaren königlichen Stadt zu erheben? Daß er den Rat veranlaßt, die Stadt im Jahre 1451 Kaiser Friedrich III. als erledigtes Lehen zu Gunsten des minderjährigen Böhmenkönigs Ladislaus zu übergeben und diesem zu huldigen? Daß er selbst an der Spitze des Rates nicht nur Johann von Lüben mit seiner Gemahlin Hedwig und seinem Sohne den Gehorsam versagt, sondern an der Spitze von sechs Fähnlein bewaffneter Bürger hinaus in die Gegend von Waldau zieht zum offenen Kampfe, in welchem der genannte Herzog in schimpfliche Flucht geschlagen wird? Ambrosius Bitschen hat Liegnitz groß gemacht, wie es nie zuvor gewesen ist. (Die Stadt erhielt damals zu den gekreuzten Schlüsseln den böhmischen Löwen ins Wappen.) Aber der ehrgeizige Stadtschreiber wurde selbst allzu groß, und das sollte die Veranlassung werden, daß man in dem zwischen den Patriziern und Zünften ausbrechenden Kampfe um die beiderseitigen Rechte seinen Kopf forderte.

Die Gliederung des Erdgeschosses am ehemaligen Hause des Stadtschreibers, das Portal und sein plastisch-sorglos-launiger Schmuck mit den Brustbildern des Bauherren und der Baufrau sind erhalten geblieben.

Von des Stadtschreibers Hause uns wendend, nehmen wir zugleich Abschied von der Zeit der höchsten Autonomie unserer Stadt. Wieder wird das Schicksal derselben abhängig von dem seiner Fürsten und deren Lehns Herren. Wie wechselreich aber ist die Geschichte der nun folgenden Pfaffen, und wie selten wird die Landeslehns Herrschaft landesväterlich geübt!

Zwar, wie wir jetzt zurückblickend die alten Schloßtürme noch einmal im Glanze der Spätnachmittagsonne aufleuchten sehen, so strahlte im Anfange des 16. Jahrhunderts noch einmal auf der alte Glanz der Pfaffen in Friedrich II. Aber schon unter seinen Nachfolgern „dem tollen Friedrich“ und „dem hartgesottenen Sünder“ Heinrich XI., wird die Landesgeschichte wieder eine Leidensgeschichte.

Die große politische Bedeutung Friedrich II. liegt in zweierlei: in der Einführung evangelischen Bekenntnisses und in der Schließung des Erbvertrages mit dem Hause Brandenburg. Friedrich II. war einer der ersten Fürsten, welcher sich der evangelischen Lehre anschloß. Schon 1522 wurde in der Niederkirche die erste evangelische Predigt gehalten, und ein Jahr später wurde Friedrich II. selbst öffentlich evangelisch. Liegnitz war somit die erste Stadt Schlesiens, in welcher man die Lehre Luthers aufnahm und zwar mit offenen Herzen. Es wird uns füglich auch nicht wunder nehmen, daß es einem Fürsten wie Friedrich II. erst war um die geistige Befreiung seines Volkes. Er gründete die Goldbergische Schule, deren Ruf durch Trojendorff begründet wurde für alle Zeiten. Er berief Kaspar von Schwenckfeld an seinen Hof und Krautwald, Ziegler und Trojendorff von Wittenberg nach Liegnitz, damit sie hier, wahrscheinlich im Dome, Vorlesungen hielten; hatte er ja doch nichts weniger im Auge, als Liegnitz zur Universitätsstadt zu machen!

Von weitem diplomatischen Blick aber zeugt seine Erbverbrüderung mit dem Kurhause Brandenburg. Es war ihm klar, daß seine Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, eingeklemt zwischen österreichisches Kronland und brandenburgischen Besitz, ihre Selbständigkeit nicht dauernd wahren könnten, und es ist erklärlich, daß er das Heil seines Landes nicht bei dem in Sprache und Sitten fremd gewordenen Böhmen, sondern bei Brandenburg suchte, mit dem ihn und sein Fürstentum innige Bande der Religion, der Freundschaft und Verwandtschaft verbanden.

Es ist hier nicht der Ort, einzugehen auf den Vertrag selbst, auf die Berechtigung seines Abschlusses, wie auf die von Friedrich II. nie anerkannte Wichtigkeitserklärung durch König Ferdinand; wir wollen nur hinweisen auf die Bedeutung desselben; denn in der Bedeutung des Erbvertrages liegt auch die große Bedeutung unserer Stadt für unser Königreich: „Hätte der Pfaffenherzog Friedrich II. nicht mit ungetrübter Klarheit die verschlungenen Beziehungen der politischen Verhältnisse der damaligen europäischen Staaten überblickt und im Innern seines Geistes auf Jahrzehnte hinaus das Zweckmäßige und Zutragliche seines Landes erwogen, so hätte sich sein genialer Nachkomme, der große Friedrich auf Preußens Throne, wohl nimmermehr den Lorbeer seiner Siege und die noch bedeutendere Palme als Beglucker seiner Länder erringen können; er würde sich, wenn der ungezügelte Thaturst seines Naturells ihn auf die schwankende Bahn des Kriegsschauplatzes gedrängt hätte, wohl den zweideutigen Ruhm eines Eroberers oder Usurpators erworben haben, aber ganz Europa hätte ihm bei seinen Erfolgen nicht zugehungen können, und seinen Widersachern hätte der unüberwindlichste Bundesgenosse zur Seite gestanden — das Recht“.

Mit der Stellung Friedrich II. zu seinem Lehnsherrn stand die erneute Befestigung der Stadt in innigem Zusammenhange. Der Fürst erkannte die Mängel

der aus dem 14. Jahrhundert stammenden Befestigungen und suchte ihre Stärke durch Anlage von Erdwerken zu vermehren. Auch die Befestigung seines Schlosses und die Ausschmückung dieses seines Fürstensitzes machten unter ihm erhebliche Fortschritte. Mit diesen Bauten des Fürsten begann aber auch eine neue Bauperiode unserer Stadt. Auch hier zeigte sich ein mächtiger Aufschwung der Baukunst und das 16. Jahrhundert verlieh dem Stadtbilde ein im ganzen der Gegenwart gleichkommendes Bild. Man begann jetzt allgemein aus Stein zu bauen, und wenn auch die neueste Bauperiode unter Zuhilfenahme von Stuck und Elfarbe den alten Schöpfungen, um Luft und Licht zu schaffen, überall hart zu Leibe gegangen ist, so ist doch auf der Schloß-, Frauen- und Bäckerstraße, besonders aber auf dem Ringe manches Denkmal aus jener Zeit erhalten.

Welches Bild wohl der Ring zu jener Zeit bot?

Schon seit 1379 steht hier in Stein gebaut der Stadt Rat- und Gewandhaus, und darinnen befindet sich „die schöne Ratsstube, welche keiner im Lande leichtlich weicht“, dazu ein Saal, in welchem die Tänze der Jugend stattfinden und zwar in einem Glanze, „daß der Rat eifern muß gegen Pluderhosen und kurze Mäntel“ — der Türkengefahr wegen. Nach Norden steht der Stadt Kaufhaus und davor, dort, wo sich seit 1747 die Hauptwache befindet, die Staußsäule, zu welcher manch armer Sünder barhäuptig und barfuß in der Schleife geführt wird. In der Fimmlergasse verkaufen die Sonnenkrämer und im Reichskrämergäßchen die Reichskrämer ihre Waren. Jeder das Seine. Insbesondere dürfen „kurze waren, Pelß, Reiniße und willene Strumpffe, Sommerhandschuch, seidne Schleyer, Huttbinden, Stälinknöpfe, gurtel vnnnd gehencke“ nur von ersteren geführt werden. Aber die Reichskrämer haben ein weites Gewissen. Muß sich doch der Stadt-Apotheker beim Fürsten beklagen, daß dieselben sogar Sachen führen, die ihm privilegiert, „in Sonderheit aber Sennesbletter, Rhebarbara, Confetta, Eingemachte Sachen, Brusttuchel, oder was sonst mit Zucker und Zuckerkantth überzogen wird. Item Theriak und dergl.“ Rings um den Ring stehen schmale Häuser mit den vom Fürsten bewilligten „Bänken“, an der Südseite seit 1333 die Peter-Paul-Kirche und davor der von Niederländischen Steinmetzen fein ausgehauene Röhrbrunnen.

Dienstags findet Getreidemarkt statt, der von einer Blüte ist, „daß man kaum zu Fuß gehen kann!“ Auch Gemüse wird schon feil geboten, und vielleicht hat der Chronist gar Recht, welcher behauptet, die Diegnitzer hätten noch in Felle gehüllt schon Kräuterei getrieben. Wenn aber Heinrich XI. mit Hans von Schweinichen, jenem mit allen Vorzügen und Schwächen einer deutschen Natur ausgestatteten Rittersmanne, und seinen ihm an Tollheit nicht nachstehenden Edlen „auf die Bahn“ (kleiner Ring) zum Rennen und Stechen zieht, dann haben die Kräuterfrauen ihr Gemüse zusammenzuraffen, und der Rat läßt das Pflaster aufreißen und stellt eine Lage Rotwein zurecht, — oder auch zwei.

Und der heutige Ring? Noch giebt es hier und da schmale Häuser, aber alle der neuesten Zeit entstammend sind zu großen Kaufhäusern geworden. Noch hat der Ring am Dienstag seinen Getreide- und Gemüsemarkt, aber dazu ist ein noch lebhafterer am Freitag gekommen. In nicht endemvollenden Wagenzügen führen an

diesen Tagen die kleinen Besitzer der Umgegend die Erzeugnisse ihrer Gärten und Felder, ihrer Vieh- und Hühnerställe nach der Stadt, um sie hier auf dem Ringe oder Friedrichsplatz feilzuhalten. Der „große Gutsbesitzer“ verkauft „im ganzen“; aber auch er rollt in seinem einsitzigen Wagen an den Markttagen nach der Stadt und verhandelt mit Hunderten seinesgleichen seine Ernte auf dem kleinen Ringe. Das heutige in den Jahren 1737—1741 erbaute Rathhaus nimmt sich in der stattlichen Umgebung bei allem Reichtum der Formen recht bescheiden aus. An dasselbe schließt sich das nach dem Palaste Strozzi in Florenz erbaute Stadttheater, an dessen Rückseite noch heute die schmalen Heringsbuden ihre Stütze finden. Auch Sonnenbuden giebt es in der Fimmlergasse noch, und der ganze Häuserblock nördlich davon, an dem nur die Hauptwache besonders hervortritt, paßt wenig in den großstädtischen Rahmen.

An der Ringecke aber fällt ein umfangreiches, palastartiges Gebäude auf, das mit der Front nach der Hainauerstraße gelegen ein ganzes Häuserviertel einnimmt. Der durch einen Balkon auf stattlichen Kompositssäulen ausgezeichnete Mittelbau wird durch einen Giebel gekrönt, dessen Feld durch kriegerische und Handelstrophäen und wissenschaftliche Geräte in Relief verziert ist, während sich zu beiden Seiten desselben vier kriegerische Figuren anschließen, die der schmalen Straße wegen freilich nicht zur Geltung kommen. Es ist die Königliche Ritter-Akademie. Die Entstehungsgeschichte führt uns in die Zeit „des großen Krieges“.

Wenn schon die Regierungszeit der Nachfolger Friedrich II. für Liegnitz das Ende der glücklichen Zeit bedeutete, in welcher es Landgüter kaufen und Fürsten Geld leihen konnte, so sank mit dem dreißigjährigen Kriege wie die Glorie Schlesiens, der Wohlstand der Städte überhaupt, auch der Wohlstand unserer Stadt ins Grab.

Freilich ist Liegnitz glimpflicher weggekommen als die Nachbarstädte, und das hat es außer seinen Festungswerken vor allem der „weisen Mäßigung“ seines Fürsten Georg Rudolph zu verdanken. Aber auch dieser treue Fürst konnte es nicht verhindern, daß Kaiserliche und Sachsen in Liegnitz wiederholt Garnison bezogen, und was das bedeutet, weiß Jedermann.

Georg Rudolph, ein Fürst von unbegrenzter Gerechtigkeit, aufrichtiger Frömmigkeit und unerschütterlicher Treue, war der letzte Pfalz, der für unsere Stadt Bedeutung hatte. Begeistert für Kunst und Wissenschaft, ließ er durch italienische Meister großartige Schloßbauten auführen, an dessen Glanz nur wenige aus den großen Bränden von 1711 und 1835 zurückgebliebene Reste erinnern. In seinem Hofe herrschte reges, geistiges Leben. Hier lebte und dichtete der Hofpoet Martin Opiz, und hier starb 1655 der Dichter der trefflichen Epigramme Friedrich von Logau; doch ist sein Leben in hiesiger Stadt ebenso unbekannt, als sein Grab. Liegnitz scheint überhaupt immer ein rechtes Dichterheim gewesen zu sein; denn fast alle Mitglieder der ersten und zweiten schlesischen Dichterschule hielten sich hier auf.

Einzig in der Geschichte ist die Thatfache, daß ein Fürst eine Schulanstalt zum einzigen Erben seines ganzen Vermögens einsetzte. Am 28. April 1646 fundierte Herzog Georg Rudolph das St. Johannisstift zum Zweck „der Erhaltung der bei der fürstlichen Hofkirche zu St. Johannis in Liegnitz jetzt und künftig bedienten

Kirchen- und Schuldiener". Das edle Werk hat später eine dem Geiste des Stifters wenig entsprechende Veränderung erfahren. Damit die Stadt, insbesondere aber der schlesische Adel ausgehört würde über die Uebergabe der ehemaligen Hofkirche an die Jesuiten und die Fonds der Rudolphinischen Stiftung ihrem ursprünglichen Zwecke nicht ganz entzogen würden, gründete der Kaiser Leopold 1708 die Ritter-Akademie, eine Hochschule, „für die hiesige Ritterschaft und Noblesse, woselbst nicht allein diejenigen, denen Gott einiges Vermögen bescheert hat, mit weit geringeren



St. Johannis-Kirche in Liegnitz.

Mittel, andere aber und von Mitteln ganz entblößte Junge von Adel auch gar ohne Entgelt ritterliche Qualitäten und Wissenschaften erlangen können". Die Anstalt war lange Zeit vorzugsweise eine Vorbereitungsanstalt für Kavalleristen von Adel, heut ist sie ein Gymnasium, das auch von Stadtschülern aus allen Ständen der Bevölkerung besucht wird.

Hinter der Ritter-Akademie liegt am Kohlmarke die St. Johannis-Kirche. Wahrscheinlich stand an derselben Stelle schon 1048 eine Kirche, welche nach einander den Benediktinern und Franziskanern gehörte. Mit der Reformation wurde sie Hofkirche und nach dem Aussterben der Pfaffen im Jahre 1675 stand sie verwaist, bis sie 1698 den Jesuiten und 1804 der katholischen Gemeinde, die bisher ihre Gottesdienste in

der Kapelle des Bischofshofes abgehalten, übergeben wurde.

Prächtig ist die in jedem Zuge die Bauart der Jesuiten bekundende, von zwei Thürmen überragte Fassade. Sie ist mit ihren Kompositssäulen, Gesimsen, Spitzpfeilern und Uenen eine der stattlichsten Leistungen des Barockstils. Neben der Kirche liegen die ehemaligen Kollegiatgebäude der Jesuiten, die heute zu Schul- und Wohnzwecken benutzt werden, und der Kirche gegenüber die ehemalige Probstei der Cisterzienser in Leubus. Alle diese Gebäude sind Kunstdenkmäler von hohem Interesse.

Doch wir wenden uns in das Innere der prächtigen Kirche und von da durch eine der beiden vergitterten Thüröffnungen einige Stufen hinab nach einer unscheinbaren, von mittelalterlichen Strebepfeilern besetzten Kapelle. Hier in dieser 1677

unter Leitung des Professors Rauchmüller erbauten Fürstengruft ruht neben vier Gliedern seines Hauses Georg Wilhelm, der letzte Pfalz. Der letzte des mächtigen Fürstengeschlechts, „das 900 Jahre geblüht, Polen 24 Könige, Schlesien 123 Herzöge, der Kirche 6 Erzbischöfe und Bischöfe und — was noch mehr sagen will — einem großem Teile des östlichen Europa Religion und Kultur geschenkt hatte“.

Es ist Abend worden. Die Läden der Stadt erstrahlen im hellen Lichte, und Arm in Arm zieht die Liegnitzer Jugend um den Ring, sehnüchelig schauend in die ausgelegten Schätze und in die Augen der Schönen des anderen Geschlechts. Aber auch ältere Semester ziehen dieselbe Straße, und wenn der Winter mit tausend eisigen Armen unsere herrliche Promenade umschlungen hält, dann gehört „einmal um den Ring gehen“ zur Tagesordnung jedes ideal angelegten Liegnitzer Bürgers. Folgen wir jedoch dem durchaus praktischen Liegnitzer, der zur selbigen Stunde mit noch größerer Regelmäßigkeit in den Keller des Rathauses zieht, um „am runden Tische“ die Angelegenheit der Stadt mit einem Eifer und einer Sachkenntnis zu besprechen, die ihn ohne weiteres zum Stadtverordneten prädestinieren. —

Ein neuer Morgen bricht herein. Wir stehen „an der Pforte“ der neuen Stadt und der neuen Zeit. Zwar die Nordseite der Peter-Paul-Kirche liegt noch in tiefem Schatten, und der Gabeljürge im Röhrbrunnen will uns noch gar graufige Geschichten erzählen von Krieg und großen Schrecken, von jener kaiserlichen, schrecklichen Zeit, welche alle Kriterien einer wahrhaften Mißregierung an der Stirn trägt, jener Zeit, in welcher das Haus Österreich nicht nur die protestantischen Unterthanen der schlesischen Fürstentümer durch Gewissenszwang und wiederholte „Reformationen“ der Verzweiflung nahe brachte, sondern auch die katholischen hart bedrückte, jener Zeit, in welcher die Stadt in ihrer Entwicklung um ein Jahrhundert zurück blieb, jener Zeit, die insbesondere eine geistige Dürre heraufbeschwor, die erschrecklich war.

Aber der Neptun im Röhrbrunnen sah am 27. Dezember 1740 auch die ersten preussischen Grenadiere hier vorüberkommen, und nur er hörte verschwiegen, wie die preussische Armee in der Nacht vom 14. zum 15. August 1760 hier vorüber zog zu jener Morgenschlacht bei Panthen, durch die sich der große Friedrich aus einer der gefährlichsten Situationen des ganzen Krieges rettete. Und dicht vor ihm hielt am 18. August 1804 der Königliche Wagen, der den nachmaligen Begründer des deutschen Reiches als siebenjährigen Prinzen zum ersten Male nach der Stadt führte, mit der er später durch sein Leibregiment in so innige Beziehungen trat. Freilich einmal noch mußte der Neptun einem fremden Machthaber ins Auge sehen. Am 27. Mai 1813 sah man am Röhrbrunnen eine Menge Reiter, in deren Mitte der Kaiser Napoleon auf seinem Schimmel hielt. Und als die Schatten der Nacht herniedersanken, und der Kaiser dort aus dem Fenster des ehemals Bitschen'schen Hauses über die stille Stadt hinüberfah nach jenen Höhen im Süden, — ob er da wohl ahnte, daß nur ein Vierteljahr später dort drüben an der Ragbach die schlesische Landwehr den Waffenruhm seiner unsterblichen Armee für immer vernichten würde?

Die Schatten weichen, und in heller Morgensonne erstrahlt das herrliche Gotteshaus von St. Peter und Paul und die Türmchen der prächtigen Gebäude der heutigen Passage, der ehemaligen Pforte. Und dort drüben auf dem Friedrichs-

plage steht er selbst, der Pförtner der neuen Stadt und Zeit, „der Sieger von Liegnitz“, der große Friedrich.

Mit kräftiger Hand hat er die Frucht gepflückt, zu der jener Liegnitzer zweite Friedrich die Reime senkte und hat dadurch auch unserer Stadt aufgethan das segensbringende Gefilde der Ehre, des Ruhms und der Machtstellung, das der preussische Nar mit seinen Fittigen beschützt. Unter der Herrschaft der Hohenzollern ist das neue Liegnitz aufgeblüht, das wir von der Passage aus betreten. Nachdem die Stadt, 1757 von der Daun'schen Armee besetzt und von Moritz von Dessau belagert, zum letzten Male ihre Rolle als Festung gespielt, wurden vom nächsten Jahre an die Wälle

planirt, die sumpfigen Wallgräben zugeschüttet und auch die davor liegenden Außenwerke geschleift. Und hier, wo einst Karthagen spielten und die Besatzung ihr hartes Kriegshandwerk übte, entstanden Maulbeer- und Obstplantagen; hier wuchs die neue Stadt, die schon am Anfange unseres Jahrhunderts mit Recht den Namen „Gartenstadt“ führte. Mit Recht! Denn „von der kräftigsten, luxurierendsten Vegetation ist dieser gottgesegnete Ort weit



**Portal der Peter-Paul-Kirche
in Liegnitz.**

Nach einer Photographie v. P. Thomas • Liegnitz.

des 14. Jahrhunderts durch Meister Wigand aus Stein. Verschiedene Meister und Zeiten haben sich noch an ihr versucht; aber erst der jüngsten Zeit blieb es vorbehalten, die dem Verfall entgegengehende Kirche würdig umzugestalten. Im gotischen Kirchenbaustile mit roter Kunstziegelverblendung, Sandsteingefinissen und Ornamenten nach einem Entwurfe des Professor Dyen durchgeführt, ist die heutige Peter-Paul-Kirche mit ihren beiden zwar verschiedenen, in dieser Unsymmetrie aber nicht störend wirkenden Thürmen schon äußerlich eines der schönsten Gotteshäuser der Provinz. Betreten wir aber das Innere der Kirche „mit jenen unvergleichlichen, himmelanstrebenden, gleichsam in der anderen Welt sich zusammenfindenden Formen, und den sich ihnen anschmiegenden, lebendigen Farbenwirkungen“, wenn die Abendsonne durch die mit herrlichen Glasmalereien geschmückten Fenster das Gotteshaus mit magischem Lichte erfüllt, dann muß

umher umringt, und wie das große Waldschloß eines naturliebenden Fürsten schaut Liegnitz aus einem Walde von Obst-, Linden-, Weiden-, Pappel- und Kastanienbäumen mit seinen gothischen und modernen Thürmen und Thürmchen“.

Den Gang durch die neue Stadt auf dem Friedrichsplatze beginnend, fällt unser Blick immer wieder auf die Peter-Paul-Kirche zurück. Um das Jahr 1200 wahrscheinlich aus Holz erbaut, er-

stand sie in der Mitte

sich Herz und Auge hinaufwenden in staunensfroher Andacht zu dem, dem diese Stätte geweiht.

Der Friedrichsplatz macht einen unbedingt großstädtischen Eindruck. In der Mitte des Platzes erhebt sich aus würdigen Anlagen von Koniferen und Blumenrabatten das nach der Schadow'schen Statue in Stettin modellierte Denkmal Friedrichs des Großen, und an der Südseite des Platzes liegt das Gebäude der städtischen höheren Mädchenschule. Piegritz ist die Stadt der Schulen und schon äußerlich zeichnen sich dieselben durch ihre monumentalen Bauten aus. Ganz in der Nähe liegt das städtische Gymnasialgebäude, in dem auch ein königliches Schullehrer-



Friedrichsplatz und Peter-Paul-Kirche in Piegritz.

Seminar Unterkunft fand. Eine Realschule, eine Landwirtschaftsschule und zwei Lehrerinnenseminare gewähren außer dem schon erwähnten Gymnasium und der Ritter-Akademie hinreichend Gelegenheit zur geistigen Vorbereitung fürs Leben.

Wenn wir vom Friedrichsplatze aus durch die Gartenstraße wandern, so erreichen wir in wenigen Minuten den Breslauer Thorplatz, von dem die Breslauerstraße nach der Karthause führt, jener Vorstadt, die am Anfang dieses Jahrhunderts kaum 100, heute aber beinahe 10 000 Einwohner hat. Es ist diese Straße die belebteste der ganzen Stadt. Unaufhörlich rollt der nimmermüde Piegritzer Geschäftsmann hier hinaus der Güter zahllose Menge, bis er selbst eines Tages still hier hinausgeleitet wird zur letzten Ruhe auf dem dort draußen befindlichen großen und würdigen Friedhofe. Rastlos fördert hier hinein der wohlhabende Bewohner der umliegenden

Dörfer die Erzeugnisse des fruchtbaren, glückseligen Landes, bis er eines Tages hier hineinzieht, um in der Stadt die letzten Ruhejahre seines Lebens als Pensionär zu verbringen. Dort wandern sie, die biedern Rentner, zu zwei und dreien die lange Lindenallee entlang, die sich als ununterbrochener Laubgang in schnurgerader Richtung unter dem Namen Königs- und Baumgart-Allee durch den 40 ha großen Liegnitzer Stadtpark bis zum Razbachufer hinzieht und plaudern von der Not der Landwirtschaft, die sie wohlhabend gemacht hat. Sie sind zwar nicht ganz allein; denn vor ihnen gehen elastischen Schrittes ehemalige höhere Offiziere und hinter ihnen pensionierte korrekte Rechnungsräte, würdige Geistliche und gebeugte Lehrer-Emeriten, sich erfreuend an den farbenprächtigen Blumenbeeten und kraftstrotzenden Blätterkronen, die hier der fruchtbare, jungfräuliche Boden wie nirgend anders mühelos und verschwenderisch hervortreibt; aber die Anlagen sind doch am Morgen stiller als am späten Nachmittag, wo Tausende von Lustwandlern den Park durchfluten. Am Anfange der genannten Allee, dem Anfange des eigentlichen Stadtparkes überhaupt, wurde am 16. Juni 1897 unter Anwesenheit unseres regierenden Kaisers der Grundstein gelegt zum Reiterstandbilde Kaiser Wilhelm des Großen. Wahrlich, man konnte einen geeigneteren Platz nicht wählen; denn in unmittelbarer Nähe, nur durch den ehemaligen Kirchhof der Gemeinde „Unserer lieben Frauen“ getrennt, einer Anlage, die freilich heute außer einigen Denkmälern nichts mehr zeigt, was an ihre frühere ernste Bestimmung erinnern könnte, sondern durchweht ist von Blütenhauch und Blätterduft und wiederhallt vom Lustgeschrei zahlloser Sänger, liegt inmitten düsterer Koniferen und lachender Blumenrabatten „der sterbende Löwe“, das Denkmal für die im letzten ruhmreichen Kriege gefallenen Helden des Liegnitzer Kreises und der Liegnitzer Königsgrenadiere, deren Chef der große Kaiser einst gewesen ist. In stolzer Wehmut hemmen wir unsere Schritte. Wir sehen sie stürmen, die tapferen Königsgrenadiere an ihrem Ehrentage von Weißenburg, dort hinauf den steilen Geisberg in den Tod und Sieg. Und ihnen voran der heldenmütige Kaiserberg, in der Linken die blutüberströmte Fahne des Füsilierbataillons! Und wir sehen auch, wie dort im Abendsonnenscheine des ruhmreichen Tages Deutschlands unvergeßlicher Kronprinz dem Helden mit dem Leben zugleich den Tod von den Lippen küßt. — Doch horch, da tönt Militärmusik. Dort kommt es selbst, das stolze Regiment, dessen Deutschlands erster Kaiser noch in seiner Todesstunde denken wollte, und ihnen voran Meister Goldschmidt, der älteste Kapellmeister der deutschen Armee. Es kommt vom Hag, dem kleinen Exerzierplatze, und räumt den Platz der Jugend, die sich nun auf dem freigewordenen Wiesenplane, den in gleicher Ausdehnung in unmittelbarer Nähe der Stadt wohl wenige Städte besitzen, und der sich daher auch zur Abhaltung von Volksfesten vorzüglich eignet, tummeln will. Bald halten, in kleine Wagenburgen formiert, hunderte von Kinderwagen, um welche die Kleinen die ersten Schritte im weichen Grase versuchen, während die Kinderfrauen und Mädchen ihre Konferenzen über die Angelegenheiten ihres Herzens und ihrer Herrschaft halten.

Dicht am Hag, in der Mitte der von uns durchwanderten Linden-Allee, liegt das Schießhaus, ein städtisches Restaurationsgebäude mit einem von alten Bäumen beschatteten und mit Hallenanlagen umgebenen Konzertgarten. Es ist das Lokal der

großen Versammlungen, inbezug auf welche das gastfreundliche Liegnitz einen gewissen Ruf genießt. Der das Schießhaus einschließende Park aber muß als Glanzpunkt der städtischen Anlagen bezeichnet werden, ja er wird wohl nicht mit Unrecht „die Perle von Liegnitz“ genannt. Schon unmittelbar vor dem Gebäude zur Rechten des Weges erblicken wir ein prächtiges, gärtnerisches Schmuckstück. Hinter dem Schießhause aber liegt auf einer sanften Anhöhe der in ganz Schlesien bekannte Liegnitzer Musenhain. Wenn in stiller Abendstunde die letzten Strahlen des Taggestirnes auf die mächtigen Blätter fallen, oder wenn in dunkler Nacht der ganze Hain in bengalischer Beleuchtung erstrahlt, und drüben im Ausstellungspark die Nachtigall mit



Schießhaus in Liegnitz.

Meister Goldschmidt um die Wette jubiliert und schmettert: Wahrlich, wir meinen, es grüße uns ein Märchenbild aus tausend und einer Nacht.

Der Ausstellungspark, den wir jetzt erreichen, ist eine große Anlage die im Jahre 1880 gelegentlich der Niederschlesischen Gewerbeausstellung ausgeführt wurde. Durch prächtige Baumgruppen, herrliche Ausblicke, verstoßen rieselnde Bächlein, heimliche Grotten und blinkende Schwanenteiche übt auch dieser Teil der Liegnitzer Anlagen, die sich seit einigen Jahren bis auf die Siegerhöhe hinauf ziehen, auf Einheimische und Fremde eine mächtige Anziehung aus.

Wenn wir vom Ausstellungspark in die Luisenstraße einbiegen, so betreten wir nunmehr den Teil der Stadt, der das lebendigste Zeugnis für das Aufblühen derselben seit der Zeit des letzten großen Krieges ist. Vor dreißig Jahren bestand

das betretene Gebiet noch aus feuchten, von mit Weiden und Erlen besetzten Gräben durchzogenen Wiesen, in denen der Botaniker, besonders aber der Kolleopterologe, ungestört reiche Ernte hielt. Nur aus dem von einem Lustgarten umgebenen Badehause klangen an manchen Tagen fröhliche Weisen in das melancholische Gelände; denn dort gab der Stadtmusikus Bilse, der spätere, durch seine Konzertreisen weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus berühmt gewordene Hof-Musikdirektor, seine Konzerte.

Die neueste Zeit aber hat auf diesem Gebiete Straße an Straße gereicht und den Stadtteil aufgebaut, den der Volksmund „das Geheimratsviertel“ nennt. Durchwandern wir dasselbe die Luisenstraße entlang, so bietet sich uns in der That ein Straßenbild, das wir getrost in eine der schönsten Städte unter einem südlicheren Himmel versetzen könnten.

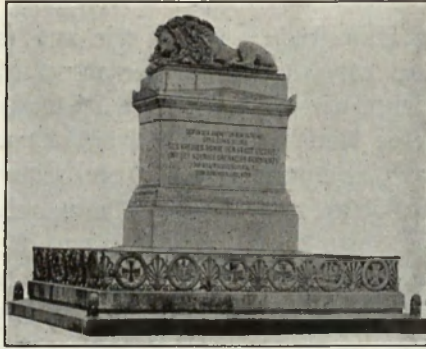
Am Ausgange der Luisenstraße befinden wir uns wieder auf jenem, dem ehemaligen Festungsgraben entsprechenden Promenadengürtel. Umgehen wir auf diesem die Stadt, so gewinnen wir am besten einen Überblick über die neuen Stadtteile, welche neben dem eben durchwanderten Stadtviertel und der früher erwähnten Karthausvorstadt die Bevölkerungszunahme von 17 889 Einwohnern im Jahre 1858 auf 51 800 Einwohner im Jahre 1896 im wesentlichen aufgenommen haben. Wie die Strahlen der Windrose führen die heut völlig bebauten Straßen, welche die Stadt mit den ehemals unter der Aelise stehenden Vororten verbanden, nach allen Himmelsrichtungen, während eine Reihe neuer Querstraßen die Verbindung zwischen ihnen herstellt.

Nach Süden zieht die Straße der Kräuter, die Jauerstraße, und nach Südwesten die villenreiche Goldbergerstraße. Zwischen beiden stahl sich bisher das fruchtbare Gemüseland bis dicht an die alte Stadt heran; seit kurzem aber ist hier ein großstädtisch angelegtes Villenviertel im Entstehen, das in seinen Straßen zugleich eine Ehrung für berühmte oder wohlthätige Söhne der Stadt — Dove, Bilse, Raupach — bedeutet. Am Ende der Goldbergerstraße liegt eine der größten Kunstziegelfabriken Schlesiens, und oben auf der Siegeshöhe, von welcher man einen prächtigen Blick auf die Stadt hat, liegen die städtischen Wasserfilter, ein Glied der unter dem Aufwande von Millionen nunmehr vollständig durchgeführten Wasserversorgung und Kanalisation unserer Stadt. Das Wasser wurde bisher der Ragbach entnommen; seit diesem Jahre aber wird die Stadt mit vorzüglichem, einwandfreien Quellwasser aus dem im Süden gelegenen Gelände versorgt, und es fällt nun hoffentlich auch die letzte Veranlassung, Liegnitz in die Reihe der ungesunden Städte zu stellen, was übrigens seit Jahren nur noch falsche oder böswillige Statistiker und Zeilenschreiber thun konnten. Liegnitz ist nicht nur eine schöne, sondern auch eine gesunde Stadt geworden; trotzdem aber unsere unermüdliche Stadtverwaltung Millionen für mustergültige sanitäre Einrichtungen aufgewandt hat, gehört Liegnitz zu den wenigen größeren Städten, deren Kommunalsteuern nicht mehr als 100% der Staatssteuer betragen.

Zwischen der Neuen Goldberger- und der nach Westen führenden Hainauerstraße liegt die Kaserne des Grenadier-Regiments König Wilhelm I. und der mit derselben entstandene neue Stadtteil; die Hainauerstraße selbst aber ist die Straße der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten. Wir nennen das schon 1288 vom edlen, unglücklichen

Herzoge Heinrich V. gegründete St. Nikolausstift und das als städtisches Armenhaus dienende ehemalige Franziskanerkloster, die Taubstummen- und die Idioten-Anstalt. In der Geschichte der Taubstummenbildung hat Liegnitz eine gewisse Bedeutung. Ein Liegnitzer Arzt, Wilhelm Kerger, war es, welcher ums Jahr 1704 als Erster in Deutschland nicht nur Versuche machte, Taubstumme zu unterrichten, sondern auch als Ziel dieses Unterrichts schon die Erlernung der Lautsprache bezeichnete.

Die nun folgende Wilhelmstraße ist die Fabrikstraße der Stadt. Von hier sandte die Seiler'sche Pianofortefabrik, die größte unter sieben am Ort bestehenden, schon mehr als 20 000 Instrumente in alle Länder der Welt; von hier führt in neuester Zeit die Tritschke'sche Fabrik, in ihrem Zweige die bedeutendste Deutschlands, ganze Wagenladungen feiner Luxusmöbel nach Central- und Süd-Amerika und nach Transvaal. Wenn wir nun noch erwähnen, daß die Liegnitzer Wollenfabrikation an tausend Arbeiter in den Fabriken, mehrere tausend aber in der Hausindustrie beschäf-

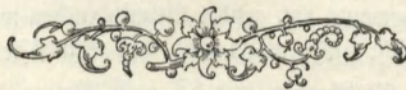


Das Kriegerdenkmal in Liegnitz.

tigt, so wird klar, daß auch in bezug auf ihre Industrie die Stadt nicht die letzte Stelle unter Schlesiens Städten einnimmt. — Folgen wir den Gütern die schattige Pflaumenstraße entlang, so sind wir in wenigen Minuten wieder am Pflaumenhofe, dem Ausgangspunkte unse-

rer Wanderung. Heute liegt hart daneben das stattliche Hauptpostgebäude. Dort hinter jenen historischen Mauern wohnt heute kein Fürst mehr; denn Liegnitz hat schon lange aufgehört, Residenz zu sein; nur von Zeit zu Zeit hält hier ein deutscher Kaiser kurze Rast, und dann flammt in den Häusern und Herzen auf von freudiger Begeisterung; denn unerschütterliche Treue zum angestammten Herrscherhause hat neben stolzem, freiem Bürgerfinne die Bevölkerung unserer Stadt ausgezeichnet zu allen Zeiten. Heute ist Liegnitz Provinzialstadt geworden; aber der hier im neuen Postgebäude und an demselben vorüber mächtig pulsierende Verkehr giebt Zeugnis davon, daß die Stadt von Jahr zu Jahr mehr emporblüht, und so bietet die Gegenwart die Gewähr dafür, daß auch die Zukunft der Stadt Liegnitz ihrer großen Vergangenheit würdig sein wird.

G. Wende-Liegnitz.





Die Liegnitzer Goldfelder.



ie Dörfer in der Umgegend von Liegnitz zeichnen sich durchweg durch gute, oft stattliche Gebäude aus und legen so Zeugnis ab von dem blühenden Wohlstand, der in dieser ganzen Gegend herrscht. Eins aber fällt uns auf, der Mangel an Obstbäumen. „Halb im Obstbaumwald versteckt“ ist keines unserer Dörfer. Das macht die Gurke, die im weiten Umkreis von Liegnitz als wichtigste Frucht in ungeheurer Menge gezogen wird. Sie verträgt keinen Schatten und darum sind in demselben Maße, als der Gurkenbau von Liegnitz aus sich immer weitere Kreise erobert hat, nach und nach die Obstgärten verschwunden. Der Gemüsebau von Liegnitz, weit über die Grenzen der heimatlichen Provinz, ja über Deutschlands Grenzen hinaus berühmt, bewirkt auch, daß im Juli, wenn anderwärts „die Erde ruht in stillem Glanz, geschmückt mit goldnem Erntefranz“, hier das Gold der reisenden Getreidefelder durchaus nicht den Grundton des Landschaftsbildes bildet, das Dunkelgrün der Gurke, das Blaugrün der Zwiebel beherrscht die Gegend. Der Gemüsebau ist es auch, der die Umgegend von Liegnitz wohlhabend gemacht hat, und in manchem guten Jahr haben unsere Felder sich den Namen „Goldfelder von Liegnitz“ verdient. Freilich, arbeiten müssen unsere „Kräuter“, wie die Landwirte um Liegnitz mit Stolz sich nennen, so ausdauernd und mühsam, wie anderwärts der Landwirt es nicht kennt. Vom „Achtstundentag“ wissen sie nichts. Auch müssen sie auf Stroh und Futtermittel ganz riesige Summen ausgeben, denn seit Liegnitz auf seinen Rieselfeldern den Sand der Heide in Fruchtfelder umwandelt, müssen die Kräuter schon des Düngers wegen einen ungleich stärkeren Viehstand halten, als Landwirte anderwärts es thun. — Ist das Wetter günstig, so werden Mitte April die Gurkenkerne „aufgestreut“, d. h. in feuchte Lohe gelegt. Durch künstliche Wärme zum Keimen gebracht, sind nach

sechs bis acht Tagen die Pflänzchen fertig, und nun beginnt das mühsame und zeitraubende Geschäft des Pflanzens. Kaum einmal in zehn Jahren bleibt diese erste Pflanzung stehen, eine einzige Frostnacht, einige Tage nasskalten Wetters töten sie unfehlbar. Oft genug geht noch Ende Mai, ja Anfang Juni die zweite ja dritte Pflanzung zu Grunde. Und doch wirds immer wieder versucht, denn einige Tage Vorsprung sichern dem Glücklichen einige Hundert Mark Vorteil, und „dreimal müssen die Gurken eingehen, sonst gelten sie nichts“, sagt der Kräuter.

Bald ruft das Zwiebelfeld zu neuer Arbeit. In den ersten schönen Tagen des Frühlings, oft Anfang März, wurden die Zwiebeln gesät. Jetzt stehen die zarten Pflänzchen da in graden Linien. Nach einem warmen Regen schimmert das weite Feld in lichtem Grün, aber nicht zur Freude, sondern zum Schrecken des Besitzers; denn nicht die Frucht, sondern die Jäte leuchtet so hell. „Lasset beides mit einander wachsen!“ darf kein Kräuter denken. Darum kommen Männer, Frauen und Kinder, um zu jäten, und auf großen Feldern knien oft zwanzig bis dreißig Personen in langer Linie nebeneinander. Jedes Unkrautpflänzchen wird mit der „Krele“ abgeschnitten, um jedes einzelne Zwiebelpflänzchen wird der Boden gelockert. Mehrere Monate währt diese Arbeit fast ununterbrochen, denn wenigstens dreimal muß jedes Feld in solcher Weise bearbeitet werden. Der Landwirt freut sich, wenn die Sonne sengend heiß scheint, dann verdorrt die Jäte; er klagt, wenn ein Regenguß sie wieder anwachsen läßt. Wehe ihm aber, wenn regnerisch Wetter längere Zeit die Arbeit hindert! Da „wird die Jäte Herr“, und der Pflug muß das Unkraut, aber auch die Frucht und so die Hoffnung des Landmannes vernichten.

Und gar unsicher ist der Lohn so vieler Mühe. Denn der Preis der Zwiebel ist so schwankend, wie bei keiner anderen Frucht; bis unter 20 *M* sinkt der Preis eines „Malters“ (500 kg), bis auf 100 *M* und darüber kann er steigen. Seit einer Reihe von Jahren schon ist der Ertrag gering, denn der gesteigerte Schiffs- und Bahnverkehr führt unsern Handelsplätzen oft schon Ende Februar frische egyptische Zwiebeln zu. Wohl behält die „blafrote Liegnitzer“ auch dann noch den Vorzug, aber auf guten Preis ist nun nicht mehr zu rechnen. Immer größere Flächen sind nach und nach mit Zwiebeln bestellt worden, große Bauer- ja Rittergüter bauen diese Frucht, seit der Körnerbau so geringe Erträge liefert. Fehlt es diesen Rittergütern an Arbeitern, so säen sie mit den Bewohnern des Dorfes „zur Hälfte“, d. h. sie geben Acker, Dünger, Samen, Zugvieh, diese aber verrichten alle Arbeit und empfangen dann die Hälfte der Frucht als Lohn.

Im Juli beginnt die Gurkenlese. Hat die Pflanze die mancherlei Gefahren ihrer Jugend glücklich überstanden, ist sie mit Pflug und „Krele“ mehrmals gelockert und gejätet worden, so wuchert sie auf dem überaus fett gedüngten Acker so üppig, daß ihre Ranken das Feld bedecken und kein Sonnenstrahl bis auf den Boden dringt. Jetzt liefert sie die ersten ihrer vielbegehrten, saftigen Früchte. Am frühen Morgen schon geht der Kräuter mit seinen Leuten aufs Gurkenfeld. Querlinien von Rüben und Kohlpflanzen teilen es in „Gänge“. Barfuß, damit die zarten Ranken nicht beschädigt werden, Frauen und Mädchen hoch aufgeschürzt, denn die Blätter sind

naß vom Tau, durchsuchen die Leute Gang für Gang und zwicken die Früchte ab. Auf den Rainen stehen die Körbe zur Aufnahme derselben, und Wagen bringen diese nach dem Gehöft. Hier werden die Gurken gewaschen, und in „Schälgurken“ und „Einlegegurken“ gesondert und abgezählt. Alles vollzieht sich in großer Hast, denn schon ist die Ware durch den Großhändler bestellt, und gleich nach Mittag beginnt auf dem Bahnhof in Liegnitz das Verladen. Die Ware ist geliefert, den Preis derselben bekommt heut weder der Händler noch der Verkäufer, denn der wird erst morgen auf dem Frühmarkt festgestellt. „Was werde ich bekommen?“ rechnet der Kräuter. „Am Dienstag erhielt ich noch 2 *M.* fürs Schock; wer weiß, ob die Händler Freitag noch 1 *M.* auszahlen werden; denn die Tage waren heiß und die Nächte warm, und da regnet's Gurken.“

Wer in Liegnitz an den Haupt-Verkehrsstraßen wohnt, muß eines gesunden Schlafes sich erfreuen, wenn er in der Nacht vor dem Markttag Ruhe finden will. Denn schon um zehn Uhr kommen die ersten Wagen an, oft aus großer Ferne, zwei, drei Meilen weit kommen sie her, und bald nach Mitternacht rasseln Hunderte von Fuhrwerken aller Art von allen Seiten zur Stadt herein zum Frühmarkt. Wagen an Wagen hält am Marienplatz und auf allen angrenzenden Straßen; eine starke Polizeimacht ist aufgeboten, Ordnung in die Massen zu bringen. Von drei Uhr an entwickelt sich dort das Geschäft mit den von auswärts gekommenen Handelsleuten und den hiesigen Großhändlern. Der Landwirt schmunzelt, da er viele fremde Handelsleute sieht, denn er weiß, daß die hiesigen Großhändler jetzt zusammengetreten sind, „Preis zu machen“, und der Preis wird darum heut nicht schlecht sein.

Schon um fünf Uhr werden die Gurken nebst dem anderen Gemüse an die fremden Händler, welche auf Wagen verfrachten, in den einzelnen Gasthöfen „gewährt“; denn schon um acht Uhr müssen die Wagen Liegnitz verlassen, wenn morgen in Waldburg, Landeshut, Hirschberg, Breslau „frische Liegnitzer“ feilgeboten werden sollen. Um sechs Uhr öffnet sich der Bahnhof, und nun rücken die vor demselben inzwischen in langen Reihen aufgefahrenen Wagen langsam vorwärts. Welch riesigen Umfang dieses Verladegeschäft nach und nach angenommen hat, läßt sich aus folgenden Zahlen am besten ermeßen.

Auf hiesigem Bahnhof wurden 1895

318 760 Ctr. Gurken,
189 580 Ctr. Zwiebeln,
170 920 Ctr. Kraut und Mohrrüben,
51 580 Ctr. Sauerkohl u. a.,

insgesamt aber 819 060 Ctr. Gemüse verfrachtet.

Diese Zahlen geben aber nur die Massen der frisch verladenen Gurken an. Hunderttausende von Schock werden durch hiesige Firmen eingesauert, eingesalzen und dann nach und nach versandt.

Wenn aber der erste Hunger nach frischen Gurken gestillt ist und die Zufuhr zu groß wird, dann „drücken“ sich die Preise, und oft genug muß dann der Kräuter

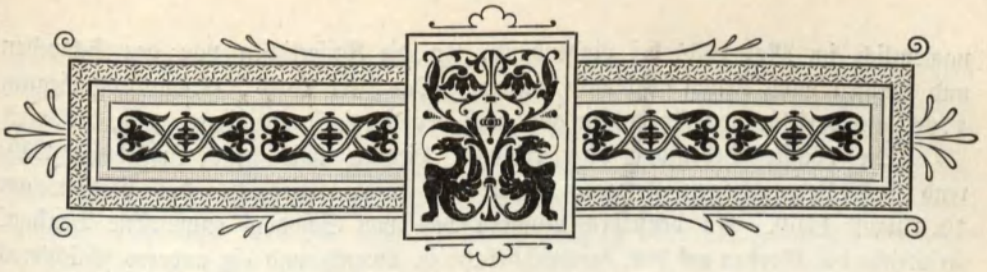
das Schock „Schäler“ mit 50, das Schock „Einleger“ mit 20 Pf. verkaufen. Er ist in schlimmer Lage, denn aufbewahren läßt diese Waare sich nicht; er muß sie verkaufen zu dem Preis, der ihm geboten wird. Da scheinen die Interessen des Handels und der Landwirtschaft oft in unvereinbarem Gegensatz zu stehen, und manch bitteres, derbes Wort des enttäuschten Landmannes bekommt der Großhändler zu hören. Er hört sichs lächelnd an, weiß er doch, daß die Feindschaft nie lange währt. Was wären die Händler ohne die Kräuter? Wo blieben diese mit ihrer Ware ohne die Händler? Welch großes Verdienst um den Wohlstand der hiesigen Gegend hat allein die Firma Grolich sich erworben, die so lange die einzige des Großhandels im Grünzeuggeschäft war!

Auch der Gurkenbau geht im Ertrage zurück wegen der schon erwähnten Überproduktion. Und doch bleibt die Gurke auch für den Landmann eine schöne Frucht. Wer so glücklich ist, gleich am Anfang reiche Ernte halten zu können, dem bringt sie auch jetzt noch einen „schön Thaler Geld“, und wenn in guten Jahren der Acker „aushält“, dann kann der Kräuter sechs Wochen lang und darüber zwei bis dreimal jede Woche „die grüne Kuh melken“.

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.

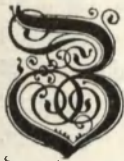
H. Schnieblch.





Die Schlacht bei Liegnitz

am 15. August 1760.



zwei Eigenschaften der Stadt Liegnitz fallen jedem Besucher derselben auf: sie macht den Eindruck einer gewerbsleißigen und verkehrreichen Stadt; daneben wird sie mit Recht die Gartenstadt Schlesiens genannt. Geschmackvoll angelegte und eifrig gepflegte Promenaden umgeben dieselbe, und im Schießhausparke feiert die Gartenbau- und Pflegekunst geradezu Triumphe. Nicht bei allzu vielen Städten sind diese beiden Vorzüge vereinigt. Ein Drittes kommt nun noch hinzu, das Liegnitz interessant und wichtig macht: es ist eine Stadt reich an geschichtlichen Erinnerungen.

Mehrere Kirchen, das Schloß mit seinem schönen Portale und seinen alten Thürmen, das alte Rathhaus, viele reichgeschmückte Bürgerhäuser, zum Teil aus dem Mittelalter stammend, verraten den frühe und hochentwickelten Kunstsinne der Pfaffenfürsten und der Bürger der Stadt und nicht weniger der letzteren Wohlhabenheit, ja Reichtum. Fast keine der wichtigeren Epochen der deutschen Geschichte des späteren Mittelalters und der Neuzeit ist an Liegnitz ohne Spuren vorübergegangen; liegt doch die alte Pfaffenstadt an der uralten Verkehrsstraße, die aus Rußland und Polen in das Innere Deutschlands führt. So entbrannte im Südosten der Stadt bei Wahlstatt 1241 die große Mongolenschlacht, in der zwar Herzog Heinrich der Fromme mit der Blüte seiner Ritterschaft fiel, aber doch den wilden Räuberhorden die Lust am weiteren Vordringen benommen wurde. — Auch in der Zeit der Hussitenkriege erwies sich Liegnitz als ein festes Bollwerk, welches dem wilden Andrängen der schlimmen Feinde widerstand. Während der Reformationszeit erlangte Liegnitz dadurch Bedeutung, daß sein Herzog Friedrich II. einer der treuesten Anhänger Luthers wurde und auf seinem Schlosse die folgenreiche Erbverbrüderung mit Joachim II. von Brandenburg 1537 zum Abschlusse brachte. Mehrmals umtobte im dreißigjährigen Kriege wilder Kriegslärm die Stadt, so

namentlich im Mai 1634 bei Lindenberg, wo die Kaiserlichen von den Schweden und Sachsen unter Arnim geschlagen wurden. Das Heer Karls XII. durchzog Liegnitz 1706, als derselbe von Kursachsen aus nach der Ukraine marschierte.

Die höchste Bedeutung aber erlangte Liegnitz und seine Umgebung während des siebenjährigen Krieges, durch den Sieg Friedrichs des Großen am 15. August 1760. An denselben erinnern das von Schadow entworfene Denkmal Friedrichs des Großen auf dem Friedrichsplatze in Liegnitz und ein anderes schlichteres Denkmal auf dem Rehberge.

Das Kriegsjahr 1760 hatte für Friedrich recht verhängnisvoll begonnen. Laudon war mit einem österreichischen Heere in Schlesien eingebrochen, hatte den preussischen General Fouqué bei Landeshut geschlagen und gefangen genommen, darauf Breslau eingeschlossen, das aber, trotz verderbenbringender Beschießung, von Tauenzien mit geringen Streitkräften heldenkühn verteidigt wurde, bis der zum Entsatz obergerwärts heranrückende Bruder des Königs, der Prinz Heinrich, die Stadt



**Denkmal Friedrichs des Großen
in Liegnitz.**

Nach einer Photographie von P. Thomas-Liegnitz.

Breslau war hart bedroht; darum gab Friedrich die Belagerung Dresdens auf und eilte nach dem schwer bedrängten Schlesien, um sich mit seinem Bruder zu vereinigen. Auf diesem Marsche zog Daun mit seinem Heere vor Friedrich her, während Lach, ein anderer österreichischer General, Friedrich folgte. In der Nähe von Goldberg vereinigte sich Daun mit Lach und auch das Laudon'sche Heer rückte heran, so daß über 100 000 Mann unter Dauns Oberbefehl Friedrichs kleinem Heere von 30 000 Mann gegenüberstanden. Friedrich bezog am 13. August ein Lager auf der linken Seite der Raxbach, das von der Siegeshöhe bei Liegnitz bis Schmöchwitz reichte. Auf der anderen Seite des Flusses lagerten die Österreicher und zwar Daun mit dem Centrum bei Hochkirch bis Koischwitz, Lach mit dem linken Flügel bis in die Nähe von Goldberg, Laudon auf dem rechten Flügel von Koischwitz bis Parchwitz hin.

entsetzte. Aber schon rückte ein großes russisches Heer unter Soltikow in Schlesien ein, das mit dem Heere Laudons vereinigt dem kleinen Heere des Prinzen Heinrich gefährlich werden mußte. Der König selbst belagerte vergeblich Dresden, das nach der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf an die Österreicher verloren gegangen war. General Daun rückte mit 80 000 Mann heran, um Dresden zu sichern. Es stand schlimm um Friedrichs Sache. Dresden vermochte er nicht zu erobern, und

Hinter diesen Heermassen standen 20 000 Mann Russen, die über die Oder gerückt waren, bei Neumarkt, und so war Friedrich von seinem Bruder Heinrich durch zwei feindliche Heere getrennt. Seine Lage war sehr bedenklich, sodaß die Feinde jubelten: „Wir haben ihn in einem Sacke; wir brauchen denselben nur zuziehen!“ Aber weder Friedrich noch seine Soldaten verzagten. Friedrich soll gesagt haben, als er jenes vorzeitige Jubelwort vernahm: „Ich denke ein Loch in den Sack zu machen, welches sie Mühe haben sollen zu flicken!“

Zu schnellem Handeln wurde er auch getrieben, da er nur noch für 3 Tage Brot für sein Heer besaß.



Am 14. August unternahm Friedrich eine Refognoszierung um Liegnitz und kam dabei nach Pfaffendorf und Panten, die nördlich von Liegnitz und unterhalb der Stadt an der Katzbach liegen. Bei diesen Dörfern steigt das Gelände in nördlicher Richtung an; der höchste Punkt ist der Reibitz. Hierher beschloß Friedrich seine Truppen zu führen, um in der Richtung auf Parchwitz durchzubrechen und sich mit seinem Bruder zu vereinigen. Bestärkt wurde er in seinem Plane durch einen betrunkenen österreichischen Offizier, der von einem allgemeinen Angriffe Dauns erzählte, der am 15. August erfolgen und Friedrich ein zweites Hochkirch bereiten sollte. Wirklich war ein solcher von Daun geplant. Laudon sollte dabei Friedrichs letzte mögliche Rückzugsstraße, die nach Glogau, ver-

legen. Der König verbrachte den Rest des Tages im letzten Hause der Goldberger Vorstadt von Liegnitz, damals ein Hospital, jetzt Gasthaus „Friedrichs-Ruh“, und leitete von hier aus am späten Abend den Abmarsch seines Heeres aus seinem bisherigen Lager.

In diesem wurden, um Daun zu täuschen, die Wachtfeuer unterhalten. Wachmannschaften blieben zurück, die wie früher während der Nacht anriefen; dies konnte im feindlichen Lager bei Hochkirch deutlich vernommen werden. Die Straßen der Stadt waren unterdessen mit Stroh belegt worden; die Räder der Kanonen und die Hufe der Pferde wurden mit Lappen und Stroh umwickelt; kein lautes Wort durfte ge-

glücklich auf die oben bezeichneten Höhen bei Pfaffendorf, Panten und Bienowitz, von wo aus der König die Wachtfeuer der Damm'schen Armee südlich von Liegnitz deutlich sehen konnte. In sternenheller Nacht lagerte die preussische Armee, Friedrich, bei ihr, in seinen Mantel gehüllt, an einem kleinen Wachtfeuer sitzend. Diese Stelle ist durch einen schlichten Denkstein bezeichnet. Rundum scheinbar Ruhe und Frieden! Nur Zietenhusaren patrouillierten an der Ragbach entlang. Da — etwa 3 Uhr morgens, der König war eben ein wenig eingeschlafen — meldet ein Husaren-Major in größter Eile: „Der Feind ist da und hat bei Bienowitz die Ragbach überschritten!“ Das konnte nur Laudon mit seinem Heere sein! Friedrich ließ sofort seine Armee Front gegen Osten nehmen, den Reiberg mit 10pfündigen Geschützen stark besetzen und seine Schlachtlinie an der Ragbach abwärts bis über Bienowitz hinaus verlängern. Zieten blieb mit einem Teile des Heeres bei Pfaffendorf stehen, um einen etwaigen Angriff Damm's und Lach's abzuwehren. Der Kampf begann!

Laudon war dem Befehl Damm's zufolge aufgebrochen, um die Höhen von Pfaffendorf zu besetzen, Friedrich somit die Straße nach Glogau zu verlegen und über ihn von Norden herzufallen. Er mußte ihn noch südlich von Liegnitz in seinem früheren Lager vermuten und marschierte darum ohne Avantgarde. Er war gerade so überrascht, Friedrich hier zu finden, wie Friedrich durch seinen Angriff überrascht wurde. So plötzlich und unerwartet kam es zur Schlacht, daß die preussische Artillerie, die den Reiberg eben besetzt hatte, den Feind so nahe vor sich fand, daß sie ihn sofort mit Kartätschen bewarf, die in den dichtgedrängten Reihen so furchtbare Verheerung anrichteten, daß die Österreicher hier nicht vorzudringen vermochten. Laudon ließ Reiterei unterhalb Bienowitz über die Ragbach gehen, die in die linke Flanke, ja in den Rücken der Preußen kam, aber durch preussische Infanterie zum Umkehren gezwungen wurde. Kürassiere jagten die Österreicher in die Sümpfe hinter Schönborn. Damit war die preussische Stellung um den Reiberg zunächst gesichert.

Ein zweiter Angriff Laudon's von Panten aus traf den preussischen rechten Flügel, und der schien gefährlich; denn durch das Schieben der Truppen nach links waren hier zeitweise Lücken entstanden, auch konnte Friedrich nicht immer die Verbindung mit Zieten's Heeresteil wahren. Bei der herrschenden Dunkelheit aber merkte Laudon hiervon nichts. Major von Möllendorf, der schon auf dem Leuthener Kirchhofe entschieden und entscheidend eingegriffen hatte, ließ Panten in Brand stecken, trieb mit seinem Gardebataillone die Österreicher aus dem brennenden Dorfe und jagte sie über die Ragbach. So war Friedrich's rechter Flügel gerettet.

Länger dauerte der Kampf auf dem preussischen linken Flügel bei Bienowitz. Hier schickte Laudon immer aufs neue Infanteriemassen und Reiterei vor. Mehrere preussische Bataillone wurden geschlagen und verloren ihre Fahnen. Aber die Bernburg-Musketierte, das alte, stolze Regiment des „Alten Dessauer“, hielten hier, am äußersten linken Flügel fast vereinzelt stehend. Es hatte bei Dresden Unglück gehabt, des Königs Zorn erregt und darum Fahnen, Seitengewehre, Werten und Treffen verloren. Sie wollten jetzt zeigen, was sie wert seien. Ohne einen Schuß zu thun, gingen sie mit gefälltem Bajonette der österreichischen Reiterei entgegen, stachen rücksichtslos vom Pferde, was sie erreichen konnten und trieben die Feinde

in die Flucht. Preussische Reiterei kam ihnen zu Hilfe, und nun flog auch der rechte österreichische Flügel über die Ragbach.

Um acht Uhr war hier kein Österreicher mehr auf dem linken Ufer der Ragbach außer vielen Tausend Gefangenen. Als der König bald nach Beendigung des Kampfes die Front seiner tapferen Scharen entlang ritt, kam er auch am linken Flügel zu dem Regimente Bernburg, das ohne Säbel an der Seite und ohne Treffen am Hute sich geschlagen hatte, wie kaum ein anderes. Er hielt an vor dem Regimente und rief: „Ich danke euch Kinder! Ihr habt Eure Sache sehr brav gemacht! Ihr sollt auch Eure Ehrenzeichen wiederhaben!“ Der Flügelmann des Regiments, ein alter Schnauzbart, der so manche Schlacht mit durchstritten hatte, trat vor und sprach: „Ich danke Ew. Majestät im Namen meiner Kameraden! Ist nun Ew. Majestät wieder unser gnädiger König?“ Friedrich klopfte ihm gerührt auf die Schulter und sprach freundlich: „Ja, Kinder, alles ist vergessen und vergeben; nur den heutigen Tag, den vergesse ich Euch nie!“

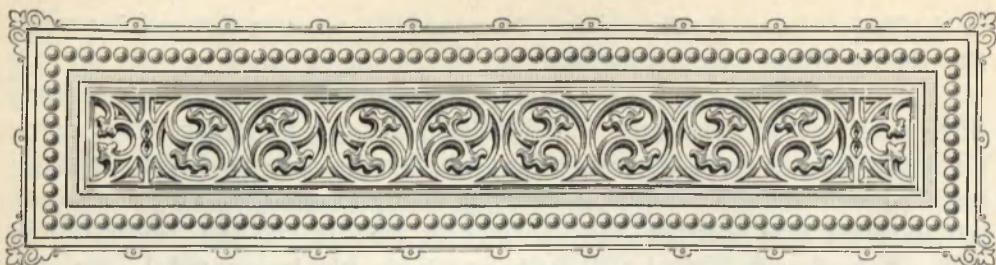
Eine Verfolgung Laudons konnte Friedrich nicht unternehmen, da er Angriffe von Daun und Lacy fürchten mußte. Lacy war auch bis Waldbau, westlich von Liegnitz, vormarschirt. Das Bruch am Schwarzwasser für leicht gangbare Wiesen haltend, war er frisch auf Rüstern zu marschirt, um sich hier an der Straße nach Glogau mit Laudon zu vereinigen. Aber er blieb im Bruche stecken; nur einige Schwadronen seiner Husaren kamen durch, wurden aber von einem preussischen Bataillone zurückgetrieben.

Daun hatte in größter Stille an der Ragbach Aufstellung genommen, Friedrichs früherem Lager gegenüber und war früh fünf Uhr hinübergerückt und hatte Friedrichs Lager — leer gefunden. Starker Westwind trieb die Schallwellen nach Osten, und so vernahm er nichts vom Kanonendonner der Schlacht, die nördlich von Liegnitz geschlagen wurde. Er marschierte langsam durch Liegnitz bis an das Schwarzwasser. Vor ihm auf den Pfaffendorfer Höhen stand Zieten, der mit seiner Artillerie die Übergänge über das Schwarzwasser beherrschte. Daun befahl einem Teil seiner Kavallerie, über die Schwarzwasserbrücke nach der Vorstadt Töpferberg und darüber hinaus vorzugehen. Zieten ließ genau soviel Reiter herüber, als er meinte leicht überwältigen zu können, erschütterte ihre Massen durch starkes Geschützfeuer und sandte dann einen Reitersturm von zwanzig Schwadronen gegen die Feinde. Das Ende war die fast völlige Vernichtung dieser Abteilung Österreicher. Ebenso erging es österreichischer Infanterie, die den Übergang über die Brücke wagte. Um diese Zeit hörte Daun von der Niederlage Laudons und erhielt Nachricht, daß Lacy nicht vordringen könne. Er brach darum den Kampf ab.

Friedrich rückte noch denselben Vormittag nach Parchwitz ab. Die Russen, die bei Neumarkt standen, wichen bei der Nachricht von Friedrichs Siege über die Oder zurück, und Friedrich konnte sich mit der Armee seines Bruders Heinrich vereinigen. Breslau war gerettet! — Das Andenken des herrlichen Sieges wird durch die eingangs erwähnten beiden Denkmäler lebendig erhalten.

H. Sieber.





Die Schlacht an der Katzbach.



„Jeder ein Beispiel von grober Geschichtslüge!“ so oder ähnlich hat schon mancher Besucher von Liegnitz gesprochen, wenn er zur Zeit der sommerlichen Dürre ans Ufer der fast wasserleeren Katzbach kam. Wem ein „gütiges“ Geschick aber eine tüchtige Erfrischung in Gestalt eines Regentages sendet, der ist nicht wenig überrascht, das unscheinbare Flüsschen in kurzer Zeit in einen reißenden Strom verwandelt zu sehen, der nicht nur sein Bett bis zur Dammkrone füllt, sondern — leider — oft genug die angrenzenden Fluren überschwemmt. Jetzt ist auch der Ungläubige von der Wahrheit des Geschichtsberichtes über die „Schlacht an der Katzbach“ überzeugt; jetzt glaubt er, daß dies wild dahinstürmende Gebirgswasser Hunderten von Franzosen ein nasses Grab geworden ist. Der Weltruf der Katzbach ist wieder einmal gerettet und damit Arndts Strophe bestätigt:

„Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab
Und nehmt, Döhnhosen, den Walfisch zum Grab!“

Oberhalb Liegnitz nimmt die Katzbach bei dem Dorfe Dohnau die Wütende Neiße auf, die von Vollenhain herkommt und bei Tauer vorüberfließt. Die Ufer der Neiße, kurz vor ihrer Mündung in die Katzbach, waren das eigentliche Schlachtfeld am 26. August 1813, dem Tage, an welchem die verbündeten Preußen und Russen einem Heere Napoleons I. das erste Mal einen vernichtenden Schlag versetzten. Katzbach und Neiße fließen in tief eingeschnittenen Thälern dahin, für gewöhnlich geringe Wassermengen führend, aber nach der Art der Gebirgswässer bei Regenwetter schnell anschwellend. Das östliche Ufer der Neiße bildet hier zunächst eine schmale Ebene, aus der mehrere Wege steil hinaufführen auf eine weite Hochebene, die sich bis über Wahlstatt hinaus hinzieht. In der schmalen Thalebene

der Wütenden Reize, sich zum Teil an der Lehne hinaufziehend, liegen: Brechelshof, Schlaup, Schlauphof, Weinberg, Nieder-Grayn und Dohnau, auf der Hochebene dagegen: Malitsch, Eichholz, Christianshöf und Bellwighof. Auf der Hochebene zwischen Brechelshof, Bellwighof und Christianshöf stand am 26. August 1813 das York'sche Korps als Zentrum des Blücher'schen Heeres, während Sackens Korps sich rechts davon bei Malitsch befand und Langeron sich links an das York'sche lehnte und mit seinen Russen die Gegend von Schlaup bis an die Hezberge besetzt hielt. Seine Stellung war ungemein günstig und fest. Yorks Vortruppen standen bis jenseits der Ragbach bei Wildschütz und Kroitisch.

Blücher hatte für den 26. August den Befehl gegeben, die Truppen das Mittagessen abkochen zu lassen und um zwei Uhr aufzubrechen, um Reize und Ragbach zu überschreiten. York war unwillig über die beschwerlichen Vor- und Rückmärsche bei andauerndem Regenwetter; Langeron zeigte sich sogar geradezu ungehorsam. Er hatte einen großen Teil seiner Artillerie schon nach Schweidnitz zurückgeschickt, und statt vorzurücken, nahm er seine Vortruppen immer weiter zurück. Er sagte dem Adjutanten, der ihm die Befehle zum Vorrücken brachte: „Euer General ist ein guter Haudegen, aber sonst nichts!“ Er glaubte die Kriegsführung und den Trachenberger Kriegsplan besser zu verstehen als Blücher und Gneisenau.

Um elf Uhr Vormittag wurde die Vorhut Yorks von überlegenen französischen Heermassen bei Kroitisch angegriffen; sie zog sich kämpfend langsam über Ragbach und Reize zurück. Man bemerkte, daß die gesamte französische Armee im Vorrücken über die Flüsse begriffen war. Durch das langsame Zurückgehen der Vortruppen erhielt die Hauptarmee der Verbündeten Zeit, Aufstellung zu nehmen. Macdonald, der Führer des französischen Heeres, glaubte Blücher in vollem Rückzuge weiter nach Schlesien hinein und wollte ihn verfolgen. Im Grunde hatten beide Feldherren denselben Plan. Glücklicher Weise waren die Franzosen schnellfüßiger als die Verbündeten und überschritten die schon stark angeschwollenen Flüsse.

Blücher und Gneisenau hatten kaum Meldung von dem Vorrücken der Franzosen erhalten, als sie ihre Dispositionen trafen, die recht einfach waren. Die Verbündeten sollten nicht vorrücken, sondern auf der Hochfläche Schlachtaufstellung nehmen, von Franzosen soviel die steilen Ränder heraufkommen lassen, als sie bewältigen zu können meinten und diese dann über die Reize zurückwerfen.

Als York der bezügliche Befehl Blüchers überbracht wurde, da murrte der alte Heggrimm mit verdrießlichem Gesichte: „Reiten Sie selbst hin und zählen Sie. Ich kann bei dem Regen meine eigenen Finger nicht zählen!“ Trotzdem gab er die Befehle zur Aufstellung seines Korps und zum Angriffe. Der kampfesmutige Sacken erwiderte Blüchers Adjutanten: „Antworten Sie dem General nur „Hurrah!“ Er führte sein Korps von Malitsch auf Eichholz und Klein-Tinz vor, sich an Yorks rechten Flügel lehrend.

Die französische Armee war während dieser Zeit bis nach Grayn und Schlauphof an der Wütenden Reize vorgerückt und drang nun über die Reize durch Weinberg, Grayn und Dohnau die Schluchten und Hohlwege hinauf auf das etwa 60 bis 70 m

hochgelegene Plateau. Mit jeder Minute wuchs ihre Zahl. Aber keiner ihrer Führer ahnte, daß sie der Hauptmasse der schlesischen Armee so nahe gegenüberstanden.

Blücher ritt von Kolonne zu Kolonne und feuerte seine Truppen in derben, aber zündenden Worten zum Kampfes-eifer an und rief bei den völlig durchnäßten und abgeheßten Soldaten freudige Begeisterung hervor.

Es war nachmittag drei Uhr geworden, da hob sich der alte Blücher im Sattel und rief mit heller Stimme: „Nun Kinder, jetzt habe ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts in Gottes Namen!“ Ein furchtbares Artilleriefeuer von preussischen und russischen Geschützen erschütterte die Reihen der Franzosen, die eben erst in der Formierung der Schlachthaufen begriffen waren. Nun ging auch die Infanterie der Verbündeten vor. Zuerst kam der linke Flügel des York'schen Korps an die Feinde. Die Gewehre gingen nicht los des Regens wegen. „Nuch gut“, trösteten die Offiziere die Soldaten, „da sparen wir dem Könige das Pulver.“ Und mit Bajonett und Kolben ging es drauf auf die Vierecke der Franzosen. Wütendes Handgemenge entstand: Wie sollten da die kleinen und schwächlichen Franzosen gegen die kräftigen preussischen Landwehrmänner standhalten! Ein Brandenburger Bataillon umringte ein französisches Viereck. In kurzer Zeit bildete dasselbe einen wirren, grausen Leichenhaufen. Später fand man nur etwa hundert Lebendige und Leichtverwundete heraus, die anderen waren erschlagen. Auch die andern Vierecke der Franzosen wurden gesprengt und ihre vorgeschobenen Batterien genommen. So löste sich der Kampf in eine große Zahl Einzelkämpfe auf. Jetzt griff auch die preussische Reiterei ein. Zwei französische Regimenter wurden überritten und zwanzig Kanonen erobert.

Bei dieser wilden Attacke kam natürlich die preussische Reiterei sehr auseinander und in Unordnung. Bis jetzt waren die Preußen auf allen Punkten siegreich. Da kamen eben große und wohlgeordnete französische Reitermassen durch das Dorf Weinberg herauf und warfen sich auf die erwähnte, in Unordnung geratene preussische Reiterei, die zurückgeschlagen wurde. Preussische Batterien wurden überritten, und die York'schen Brigaden gerieten in Gefahr, durchbrochen zu werden. Es war ein bedenklicher Augenblick für die Preußen! Blücher's Feldherrn- und Heldenauge war überall; es sah auch sofort die neue, große Gefahr. Was von geordneter Kavallerie zur Hand war: lithauische Dragoner, russische und mecklenburgische Husaren, märkische Landweherschwadronen u. s. w., im ganzen etwa zwanzig Schwadronen, die in der Nähe von Eichholz hielten, wurden beordert. Und los ging die wilde Jagd unter schmetternden Fanfaren den Feinden entgegen! Blücher selbst, in dem das alte Husarenblut frisch aufwallte, setzte sich an die Spitze, riß den Säbel aus der Scheide, und mit seinem „Vorwärts Kinder!“ führte er seine kampfesfrohen Geschwader zum Kampf und zum Sieg! Die überlegene feindliche Kavallerie wurde wie von einem Wirbelwinde von der Hochebene hinabgefedt.

Zu derselben Zeit warf die russische Kavallerie Sackens von Klein-Tinz aus andere französische Reitermassen in die Flucht, die, ihre eigene Infanterie niederreitend, in das Thal der Reize und das der Ragbach retirierte.

Nun gieng auf der ganzen Linie der Verbündeten — wenigstens bei Yorks und Sackens Korps — im Sturmschritt vorwärts, so schnell es der stark aufgeweichte

Boden gestattete, in dem viele preussische Landwehrleute ihre Schuhe verloren. Alle Franzosen wurden von dem Plateau hinabgejagt. Bald waren die zu der Meisse hinabführenden Hohlwege mit umgestürzten Kanonen und Munitionswagen verstopft, und die Flucht der Franzosen wurde aufgehalten. Die schmale Flußebene an der Meisse bei „den dicken Eichen“ war von den Fluten des hochangeschwollenen Flusses überschwemmt. Vergeblich suchten die geängstigten Franzosen die Stege und kleinen Brücken, die sie mittags überschritten hatten, sie waren fortgerissen, vergebens die Furten, die sie durchwatet hatten, sie waren nicht mehr gangbar. Dazu schmetterten die bis an den hochgelegenen Thaland vorgerückten Geschütze der Verbündeten Tod und Verderben in die gänzlich aufgelösten Scharen des Feindes, und schon stiegen Infanteriemassen zur weiteren Verfolgung herab. Die festen Brücken über die Flüsse bei Crayn und Dohnau wurden von den Verbündeten mit stürmender Hand genommen und besetzt gehalten. Da stürzten Hunderte der geängstigten Franzosen in die reißenden Fluten der jetzt wahrhaft wütenden Meisse. Die Mehrzahl fand darin den Tod. Ganze Scharen anderer wurden gefangen genommen.



Das Blücherdenkmal in Breslau.

Um die Verbündeten von der weiteren Verfolgung abzuhalten und den Franzosen einen geordneten Rückzug zu ermöglichen, griffen gegen Abend zwei frische französische Divisionen unter Souham die Verbündeten von

der Seite her, von Schmochwitz aus, an. Sie drangen kühn durch die Katzbach vor und wollten die Höhen bei Klein-Schweinitz ersteigen. Aber diese hatte Sacken von seinen Truppen gut besetzen lassen, und sie jagten die Feinde zur Katzbach zurück, die inzwischen furchtbar gewachsen war. Schon dunkelte es; sehr viele Franzosen fanden in diesem letzten Teile der Schlacht ihren Tod in der Katzbach.

Blücher nannte diese Schlacht, in welcher die Entscheidung durch die Preußen an der Meisse herbeigeführt worden war, doch Schlacht an der Katzbach, um Sackens Treue und herzhafte Eingreifen zu belohnen.

Während die Verbündeten im Centrum unter Yorks und auf dem rechten Flügel unter Sackens Führung einen glänzenden Sieg errangen, setzte Langeron auf dem linken Flügel in seiner vorzüglichen Stellung den Feinden nur geringen Widerstand entgegen. Er hatte Seichau und Hemmersdorf und den dahinter liegenden Weinberg an die Franzosen verloren; das hoch gelegene Schlaup war stark gefährdet. Da sandte ihm Blücher Nachricht von den errungenen Erfolgen im Centrum. Nun ging allerdings auch Langeron vor. Doch hätte er kaum etwas ausgerichtet, da er die Mehrzahl seiner Geschütze zurückgeschickt hatte, wenn ihm nicht die schon sehr ermüdeten Preußen der Brigade Steinmetz über Schlaup zu Hilfe gekommen wären, die den Franzosen in die Flanke und in den Rücken fielen und sie zum Rückzuge zwangen.

Ein herrlicher Sieg war errungen; die französische Armee nicht nur völlig geschlagen, sondern schon jetzt fast vernichtet. Aber die Nacht, die diesem Siegestage folgte, war für die Truppen schrecklich. Die Mannschaften vieler Landwehrebataillone besaßen weder Tuchhosen, noch feste Stiefel, sondern nur Leinwandhosen und Schuhe. Jene waren völlig durchnäßt, diese meist im Kote stecken geblieben. Durchnäßt, frierend, hungernd, ohne Lagerfeuer — denn der strömende Regen löschte dieselben immer wieder aus —, so verbrachten die Soldaten die Nacht. Und doch war die Stimmung eine sehr gehobene! Wie groß der Mangel damals bei Blüchers Heere gewesen sein muß, erhellt daraus, daß an der Tafel des Oberstkommmandierenden der Armee, an der des alten Blücher in Schloß Breichelsdorf, die Abendmahlzeit nach der Schlacht nur aus Kartoffeln bestand, die eben ausgehackt worden waren. Dazu gab es keine Butter, nicht einmal Salz. Ein Adjutant Blüchers, Hauptmann Scharnhorst, Sohn des Opfers von Lüßen, sah sich auf der karglich besetzten Tafel um, was Blücher bemerkte. Da rief er in seiner derben Weise: „So ein Schlecker, will wohl gar noch Salz zu den Kartoffeln essen!“

Wo sich Blücher am andern Morgen sehen ließ, wurde er jubelnd begrüßt. Schon jetzt erklang der Name „Marschall Vorwärts“ bei den Preußen und „Marschall Pascholl“ bei den Russen. Später erhob ihn sein dankbarer König, Friedrich Wilhelm III., zum Fürsten von Wahlstatt und zum Feldmarschall.

Aufs eifrigste ließ Blücher die Franzosen bis zum Bober verfolgen, und dies hatte den Erfolg, daß Macdonald an Napoleon berichten mußte: „Sire, eine Boberarmee existiert nicht mehr!“

Ein schlichtes, eisernes Denkmal in gothischem Stile bei Christianshöhe, ebenso wie das lebendige und packende Denkmal in Breslau mahnen die Nachwelt, der Ruhmesthaten der Väter in Dankbarkeit zu gedenken.

H. Sieber.





Aus Goldbergs Leidenstagen.



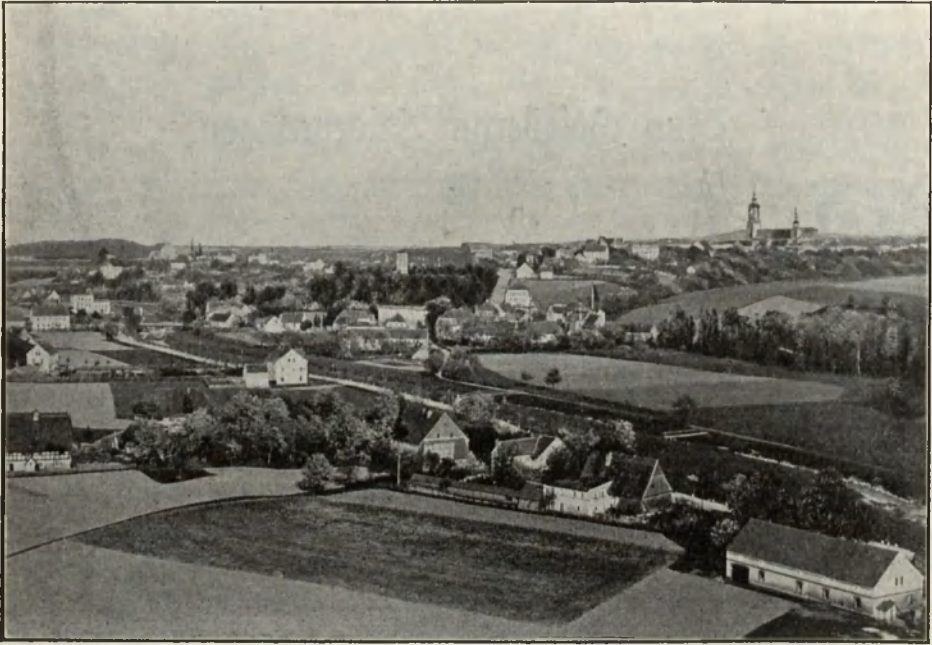
S giebt kaum eine schlesische Stadt, deren Geschichte so viel Leidenstage aufzuweisen hätte, als gerade Goldberg. Kriege mit ihren Kontributionen und Plünderungen zerstörten den Wohlstand der Stadt; große Brände und andere Unglücksfälle brachten die Bürger oft bis an den Bettelstab.

Zur Zeit, als durch Trozendorfs Schulanstalt der Ruhm Goldbergs in allen deutschen Gauen und darüber hinaus erklang, trafen die Stadt herbe Schicksalschläge. Denn durch drei aufeinander folgende Unglücksjahre wurde der Musensitz, der zwanzig Jahre lang ein Stolz und eine Zierde Schlesiens gewesen war, zerstört. Das Jahr 1552 brachte eine große Teuerung. Bald brach eine Hungersnot aus, und viele Schüler mußten Goldberg verlassen, weil sie nichts zu leben hatten. Trozendorf half, so viel er konnte. Die Auflösung der Schule verhinderten die Herren Sigismund und Sebastian von Jedlitz auf Reutkirch und Lehnhaus, die sich ihrer angenommen hatten. Nun aber folgte der Hungersnot im Jahre 1553 die Pest, die so heftig wütete, daß binnen wenigen Monaten 2700 Menschen starben. Die Schüler Trozendorfs stoben auseinander. Die wenigen, welche zurückgeblieben waren, unterrichtete Trozendorf auf dem höchsten Chor der Kirche, weil er glaubte, daß hier die Luft am reinsten sei. Aber er mußte doch den Unterricht aufsetzen und begab sich mit Lehrern und Schülern nach Bunzlau. Mit dem hereinbrechenden Winter nahm die Gefahr ab, und Trozendorf kehrte zurück. Weihnachten 1553 konnte die Schule wieder eröffnet werden. Aber kaum fing die Anstalt an, sich etwas zu heben, so legte eine Feuersbrunst die ganze Stadt bis auf wenige Häuser in Asche. Dies geschah 1554 den 17. Juli. Auch das Schulgebäude wurde ein Raub der Flammen, und Trozendorf rettete nichts als seine hebräische Bibel. Er begab sich nach Liegnitz, wo er 1556 starb.

Das Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges war für Goldberg ganz verhängnisvoll. Die Stadt liegt an der ehemaligen Durchzugsstraße zwischen Schlesien

und der Lausitz, und daher wurde sie von Truppendurchmärschen sehr oft heimgesucht. Die Drangsale des Krieges begannen schon 1621; aber sie haben nichts zu bedeuten im Vergleich zu der schrecklichen Plünderung im Jahre 1633.

In jenem 4. Oktober, früh sechs Uhr, kam ein Trupp Reiter von Pilgramsdorf und von der Zauerischen Straße her. Die Kriegsleute sammelten sich vor dem Oberthore. Die Zahl der Reiter soll 4000 Mann betragen haben. Sie waren von dem Regiment des Obersten Sparre. Der Befehlshaber verlangte sofort den Bürgermeister zu sprechen, indem er vorgab, Befehle von dem Herzog Wallenstein zu haben, der ihm von Pilgramsdorf her auf dem Fuße folge. Die Bürger Goldbergs waren



Stadt Goldberg.

nichts weniger als bestürzt, sondern freuten sich vielmehr, daß sie durch den Einmarsch der Wallensteiner die beste Schutzgarde hätten. Daher machte sich auch der Bürgermeister Daniel Feige mit dem Hoferrichter Kaspar Fabricius, mehreren Ratsherren und einigen Edelleuten, die sich in der Stadt ihrer persönlichen Sicherheit wegen aufhielten, auf. Sie gingen vor das Oberthor, wo sie von dem Befehlshaber den Auftrag erhielten, sogleich ein gutes Frühstück für den Herzog Wallenstein zu besorgen, der in ein paar Stunden nachkommen, in der Stadt speisen, aber noch denselben Tag weiterreisen werde.

Die Abgesandten aus der Stadt merkten aber, daß der Offizier sich den Befehl erdichtet habe und baten ihn daher, er möchte ihnen den schriftlichen Befehl Wallensteins zeigen, worauf das Verlangte sofort aufs beste besorgt werden würde. Deshalb kam es zu einem stundenlangen Gezänk, welches von dem Offizier immer heftiger

angefacht wurde. Während dieser Zeit hatten sich immer mehr Reiter eingefunden, so daß ihre Zahl bis auf 6000 gestiegen sein konnte. Diese umringten in aller Stille die Stadt und besetzten alle Thore. Nun ahnten die Ratsherren das Unglück, welches über die Stadt hereinbrechen würde und eilten schnellen Schrittes nach der Stadt, um in Sicherheit zu kommen. Der Offizier befahl, sie zu ergreifen und schimpfte sie Schelme und Rebellen. Auf Befehl des Offiziers zog man sie bis aus Hemde aus, legte ihnen Stricke um den Hals, band ihnen die Hände auf den Rücken, prügelte, peitschte und mißhandelte sie auf eine erbärmliche Weise. Die geängstigten Bürger, die dies empörende Verfahren sahen, schlossen plötzlich die Thore, verrammelten sie und zogen die Brücken auf. Diese Vorsicht half aber nichts. Die Wütenden überstiegen theils die Mauer, theils hieben sie die Thore mit Äxten und Beilen ein. In kurzer Zeit war die Stadt von dem Raubgesindel überschwemmt, das nun tobend, fluchend und rasend in die Häuser einfiel. Unter den Eindringenden befanden sich spanische Regimenter, die sich ganz besonders die gräßlichsten Mißhandlungen erlaubten; „denn diese waren“, sagt Hensel, „sehr harte Leute und besonders gegen die Lutherauer sehr übel gesinnt“.

Die Wut der Eingedrungenen kannte keine Grenzen; wie entfesselte, hungrige Tiger durchtobten sie die Gassen. Niemand von den geängstigten Bürgern setzte sich zur Wehr, um die Wütenden nicht noch mehr zu erbittern. Aber das Bitten, Flehen und Weinen der Bedrängten hatte keinen Erfolg. Alles, was den rohen Kriegern in den Weg kam, wurde niedergehauen, niedergestochen oder niedergeschossen. Mit Äxten und Hämmern wurden nicht nur Fenster und Thüren eingeschlagen, sondern man schlug auch die Bürger damit zu Boden und trat sie mit Füßen, so daß ihnen das Blut aus den Wunden und aus Ohren und Nase drang. Die Ratsherren und Aeligen, die hinaus vor das Thor geschickt worden waren, wurden völlig zerprügelt, völlig entkleidet und unter Stößen und Schlägen von einer Gasse zur andern geschleppt. Man zwang sie, ihre eigenen und die Wohnungen der wohlhabendsten Bürger anzuzeigen, so daß sie zu Verrätern ihrer Weiber und Kinder, Nachbarn und Freunde wurden.

Auch die Offiziere fingen zu plündern an und zeigten sich als die schlimmsten, gottlosesten und verworfensten Bösewichter. Die Offiziere koppelten die Ratsherren aneinander und zwangen sie, ihnen die Pferde zu halten. Unterdeß plünderten sie ihre Häuser, mißhandelten Männer, Frauen und Kinder, so daß die Unglücklichen das klägliche Jammern und Hilferufen der Ihrigen anhören mußten, ohne helfen zu können.

In Goldberg befanden sich zu dieser Zeit große Reichthümer an Geld, Gold, Silber und anderen Kostbarkeiten; denn da die Stadt durch Mauern und Wallgräben befestigt war, hatten viele Aelige vom Lande ihre Kostbarkeiten hier in Sicherheit gebracht, und auch von Pieguit, wo eine große Pest geherrscht hatte, waren viele nach Goldberg geflüchtet. Offiziere und Gemeine erbrachen in Kellern und Gewölben die Kisten und Kasten und raubten alle Kostbarkeiten. Auch alles vorhandene Tuch nahmen sie weg, so daß den Bewohnern nicht die geringste Habe übrig blieb. Alles wurde auf Wagen, die der Stadt gehörten, gepackt und fortgeführt; ein Wagenzug

folgte dem andern. Als man nichts mehr fand, marterten die Soldaten die Bürger, damit sie bekennen sollten, wo noch irgend etwas in den Häusern an Gütern oder Geld verborgen sei. Nun ging erst das fürchterlichste Trauerspiel an. Vielen legte man Stricke um den Hals; andere wurden nackend auf den Gassen herumgeschleppt, die Köpfe auf dem Steinpflaster, so daß Blut und Gehirn herumspritzten. Andern rieb man die Stirne mit knotigen Stricken. Vielen schlug man brennende Riensplitter unter die Nägel; man ließ Männern und Weibern heiße Schwefeltropfen auf den Körper fallen und zwar langsam in gewissen Pausen, damit die Qual recht anhaltend sein sollte. Vielen schraubte man die Daumen in die Pistolenhähne oder stieß ihnen die Ladestöcke in den Mund und den Hals hinunter. Man schnitt ihnen Riemen aus dem Rücken, riß ihnen den Mund auf und goß ihnen Unreinigkeiten hinein. Manche wurden in die Brunnen geworfen oder an den Dachrinnen aufgehängt und gewippt. Eine Menge steckte man in Backöfen und verbrannte sie entweder ganz oder zerrte sie, schon halb gebraten, aber noch lebendig, wieder heraus. Manchen zerkerbte man die Fußsohlen und rieb die Wunden mit Salz ein. Wer kann alle diese henkersmäßigen, teuflischen Thaten nennen, die die Ungeheuer in der unglücklichen Stadt verübten!

Dies alles geschah ohne Unterschied der Personen; Adlige, Ratsherren und Bürger, Geistliche und Weltliche, Kinder und Greise, Kranke und Gesunde wurden mit gleicher Bosheit gemartert und gequält. Ein Pfarrer, der hierher geflüchtet war, ein Mann von siebzig Jahren, wurde mit seinem Sohne, der ein Schulmann war, so zerhauen, daß beide bald darauf starben. Der ebenfalls hierher geflüchtete Bürgermeister von Landeshut wurde erschossen.

Aber nichts übertrifft die aller Beschreibung spottende Behandlung der Frauen und Mädchen. Um den furchtbaren Greueln zu entgehen, stürzten sich viele aus den Fenstern, von den Dächern oder der Mauer. Einem Weibe gelang es, nachdem man ihr alle Kinder bis auf das jüngste entrißen hatte, mit ihrem Säugling zu entfliehen. Sie jagte zum Oerthore hinaus und erreichte glücklich die Höhe der Rabendocken. Ein paar der furchtbaren Teufel verfolgten das arme Weib mit wütendem Geschrei. Als das Weib dies hörte, befahl sie ihre Seele Gott und stürzte sich mit ihrem Kinde von den Felsen hinab in die Tiefe, wo beide zerschmettert liegen blieben.

Ein vornehmer Mann, dem Goldberg vieles zu danken hatte, wurde ebenfalls auf eine unglaubliche Weise gepeinigt und gemartert, da man bei ihm viele Reichtümer vermutete. Schon war seine ganze Habe in den Händen der Bösewichter und mit seinen eigenen Wagen und Pferden fortgeführt worden, als man die verruchten Hände auch an seine beiden Töchter legen wollte. Er bat auf den Knien, ihm diese, seinen einzigen Reichtum, zu lassen. Endlich bewilligten es ihm die rohen Barbaren unter der Bedingung, daß er ihnen für jede 200 Thaler gebe. Er entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit, dies leisten zu können, da er ja nicht mehr Herr eines Kreuzers wäre. Unterdeß gewannen die Töchter Zeit, sich an einem heimlichen Orte des Hauses verbergen zu können. Auf diese Erklärung des Vaters und wütend über die Entfernung der Töchter, ergriff man den würdigen Mann, zog ihn aus, legte ihm einen Strick um den Hals und schleifte ihn in der Stadt auf und nieder. Darauf zog man ihn

an einem Hause in die Höhe, und wenn er dem Verschwinden nahe war, ließen ihn die Unmenschen wieder nieder. Unter namenlosen Schmerzen schrie er alle Vorüberjagenden an, sich doch seiner zu erbarmen und ihm doch Geld zu geben, damit er die Mörder befriedigen könne. Aber sein Hilferufen war vergebens; denn diejenigen, welche er bat, waren selbst geängstigt und gequält unter den Händen der Barbaren. Endlich erfuhr sein Sohn, der sich an einem andern Orte versteckt hatte, die gräßliche Behandlung des Vaters und eilte ihm zu Hilfe. Trotz der ihm drohenden Lebensgefahr wagte er mit Heldennut die Befreiung des Vaters. Der edle Jüngling aber wurde vor den Augen des mit dem Tode ringenden Vaters ermordet. Endlich erbarmte sich der Tod auch des gequälten Greises, der unter den gräßlichen Martern der Unholde verschied. Jetzt stürzten die Niederträchtigen in das Haus zurück, um die versteckten Töchter aufzusuchen. Diese wurden bald gefunden. Die eine entging ihrem schrecklichen Lose, erreichte den Brunnen im Hofe und stürzte sich hinein. Die andre wurde ergriffen und gemißhandelt. Einer ihrer Peiniger war ein spanischer Jährling, der sie später mit bis nach Mähren führte. Dort hatte sie das Glück, fliehen zu können. In einem bejammernswerten Zustande kam sie nach Goldberg zurück. Aber die Mißhandlungen hatten ihren Körper so geschwächt, daß sie nach einigen Monaten starb.

Bei dieser Plünderung wurde nicht allein alles weggenommen, sondern aller Hausrat, alles Handwerkszeug, alle Öfen, Thüren und Fenster wurden zer schlagen. Die Federn wurden aus den Betten auf die Straße geschüttet. Die Mauern, Wände, Gewölbe und Schüttdöden wurden zerhackt, zerbrochen und eingerissen, so daß die Stadt nach dem Feinde einem Trümmerhaufen gleich.

„Wie schrecklich das Heulen, Schreien und Wehklagen an allen Orten, Winkeln und Ecken erklangen, können wir, die wir die Greuel gesehen und gehört haben“, sagt ein Augenzeuge, „nicht genugsam sagen, viel weniger ist es möglich, dies mit Worten zu beschreiben. Ja, es war ordentlich, als ob die Wolken einen Wiederhall von dem erbärmlichen Zetergeschrei und Heulen von sich gegeben; denn alle Gewölbe, Kirchen und Schulen waren ja damit angefüllt.“

„Glückselig sind diejenigen Personen gewesen, welchen es gelungen ist, sich durch Hergebung alles des Ihrigen von diesen Räubern loskaufen zu können. Glückselig sind ferner diejenigen gewesen, welche bei finsterner Nacht über die Stadtmauern mit Weib und Kind haben entspringen können; freilich ist das aber auch nicht immer ohne Schaden abgelaufen, und viele haben die Tiger den andern Morgen mit zerbrochenen Gliedern aufgefunden und dennoch gemißhandelt. Diejenigen, welche glücklich entkamen, haben sich in Steinbrüche und Klüfte oder auf die Berge versteckt und da etliche Tage in der Angst zugebracht und sind demungeachtet von den Bösewichtern aufgefunden worden. Manche sind vor Hunger und Durst verschmachtet; manche, die unbekleidet haben entfliehen müssen, sind durch den eintretenden ungewöhnlich harten Frost aufgerieben worden.“

„Um ihren schrecklichen Thaten die Krone aufzusetzen, zwangen zuletzt die Wallensteiner die Bürger, die ihre Mordlust verschont hatte, ihnen den Raub fortzuführen. Nachdem nämlich alle Pferde in der Stadt geraubt und vor die Wagen gespannt, schon fort waren, wurden die Einwohner ohne Unterschied der Person angespannt oder

neben die Pferde gefoppelt und gezwungen, die Wagen aus der Stadt zu fahren. In Ermangelung der Wagen nahm man Schubkarren, die ebenfalls die Bürger führen mußten. Erlagen die Geängstigten unter der ungewohnten Arbeit, so wurde so lange auf sie geprügelt, bis sie entweder wieder sich aufrichteten und weiter zogen oder den Geist aufgaben. Auf dem Wege, den die teuflischen Bösewichter genommen hatten, fand man viel Leichname von Männern und Weibern, die unter den namenlosen Mißhandlungen gestorben waren.“

Zwei Tage und eine Nacht hatte die fürchterliche Plünderung gedauert. Gegen Abend des 5. Oktober zogen die Wallensteiner ab. Nach ihrem Abzuge fand man in der Stadt über hundert Leichen. Dreihundert Frauenspersonen wurden vermißt. Ein Teil war von den Soldaten mitgenommen worden, ein anderer Teil hatte sich in den Steinbrüchen und Wäldern versteckt und kam wieder. Doch war die Zahl der Zurückkommenden sehr gering. Sechshundert Personen und mehr waren verwundet und verstümmelt und befanden sich in Behandlung. Sehr viele starben an ihren Wunden und manche behielten einen siechen Körper. Der Zustand der Stadt war fürchterlich, und Markt und Straßen sahen einem Schlachtfelde ähnlich. Mit jedem Schritte stieß man auf die Spuren der gräßlichen Verwüstung.

Der Pastor Reimann hielt im Jahre 1635 die erste „Plünderpredigt“, in der er den Einwohnern die Schrecken der Plünderung, die er selbst mit erlebt hatte, vor Augen führte. Zu seinem Texte wählte er den Spruch Jeremias 1, 12: „Euch aber sage ich allen, die ihr vorübergehet, schauet doch und sehet, ob irgend ein Schmerz dem meinigen gleich sei? Denn der Herr hat mich voll Jammers gemacht am Tage seines grimmigen Zorns.“

L. Sturm.





Das Bober-Katzbach-Gebirge.



Wenn wir das in gerader Richtung von Südosten nach Nordwesten verlaufende Riesengebirge als Durchmesser eines Kreises ansehen, so bildet das Bober-Katzbach-Gebirge den dazu gehörigen Halbkreis. Es umschließt in großem Bogen das vielgepriesene Hirschberger Thal. Vom Hochgebirge wird dieses nur an einer Seite begrenzt. Erst das Bober-Katzbach-Gebirge läßt die Ebene als Thal erscheinen, und die Bezeichnung Reßfeldland verdankt sie ihm allein.

Unsere Wanderung durch dieses Vorgebirge beginnend, überschreiten wir bei der Bergmühle bei Zannowitz den Bober, der die Schluchten durchbrechend, westwärts der breiten Hirschberger Thalebene zufließt, und gehen in nördlicher Richtung weiter. Fast noch steiler, wie die letzten Ausläufer des Landeshuter Kammes zum Bober hinabfallen, erhebt sich der Bergzug auf dem jenseitigen Ufer. Bald haben wir die bewaldeten Höhen erreicht. Schon von der Berglehne aus hatten wir einen herrlichen Blick das Boberthal hinauf. Oben finden wir einen wohlgepflegten Weg, die Kolonnenstraße, die uns auf dem Kamme hinführt. Wir überschreiten sie nur einmal, um der Katzbachquelle einen Besuch abzustatten. Nicht weit auf der jenseitigen Abdachung der Bleiberge, in einer Höhe von 606 m, hat dieser weniger große, als geschichtlich berühmte Fluß seinen Ursprung. Zielbewußt nimmt er seinen Lauf gleich nach Norden, der Richtung zu, die er auf seiner Wanderung bis nach Goldberg beibehält. Wir gehen nun auf der alten Hochstraße noch ein gutes Stück weiter, hätten es aber gern, wenn sie uns zu einer Bergspitze führte, von der aus wir Umschau halten könnten. Um nicht gar thalabwärts und nach Retschdorf zu kommen, wenden wir uns links, einem freistehenden, hervorragenden Aussichtspunkte zu. Die R.=G.=B.=Wegweiser haben uns schon längst seinen Namen verraten. Wir haben

den Rosengarten vor uns. Aber man täusche sich nicht! Keineswegs sind wir hier in einer Höhe, wo die edle und zarte Rose gedeihen könnte! Die freie Höhe von 628 m gestattet nur einzelnen Fichten ein kümmerliches Leben. Allerdings finden wir vereinzelt das wilde Bergröschen, aber auch das hat ihm nicht den Namen gegeben; es ist erst von einem Besitzer dort gepflanzt worden. Wir gönnen jedoch dieser Felsenhöhe die liebliche Bezeichnung schon allein um der herrlichen Aussicht willen, die wir von hier aus nach allen Richtungen haben. Besonders fesselt uns der Anblick des prächtigen Boberthales. Malerisch liegt das villenreiche Zammowitz vor uns. Im schönsten Wiesengrunde zieht sich das freundliche Rohrlach hin. Die beiden Bergkegel des Forst- und Falkenberges, die sich unmittelbar aus der Thalebene erheben, blicken freundlich grüßend aus trügerischer Nähe zu uns herüber. Wir setzen unsere Wanderung zunächst in nördlicher Richtung fort.

Nur wenig senkt sich der Kamm hinter dem Rosengarten, aber diese geringe Einsattelung hat man benutzt zur Anlage einer Heerstraße als Verbindung zwischen Hirschberg und Volkenhain-Zauer. Die Chaussee erhebt sich bei der „Feige“, einem Gasthause, das in vieler Beziehung an die Bauden des Riesengebirges erinnert, zu einer Höhe von 523 m. Wir überschreiten sie und suchen auf dem Bergrücken weiter zu kommen, wollen wir uns doch von dem bekannten Kitzelberge aus das Land beschauen. Kleine Abweichungen nicht gerechnet, behalten wir immer noch die Richtung nach Norden bei. Fortwährend auf schöner, teils bewaldeter, teils gut angebauter Bergeshöhe hingehend, sind wir fast verwöhnt; nur Ungewöhnliches vermag uns noch zu reizen. Aber wahrlich, es ist daran kein Mangel! Wir kommen aus den Ueberraschungen nicht heraus. Von der gewaltigen Erhebung des Kitzelberges aus das schöne, fruchtbare Razbachthal zu sehen, bleibt jedem unvergesslich. Also hier, fast unter uns, liegt das berühmte Kauffung? Ja, ihr „Münchener Fliegenden Blätter“, verdenken kann ichs euch nicht, wenn ihr von hier aus gern euch Rittergestalten entlehnt! Auch hier mag sich mancher Kunz von Kauffung, manches Fräulein Kunigunde wohl gefühlt haben. Zählt der Ort doch heute noch seine acht Rittergüter. Manches schöne Schloß ziert deshalb das Thal. Hier fänden wir auch leicht Gelegenheit, Nachforschungen über die geologische Beschaffenheit des Bergzuges anzustellen, sind doch die Kauffunger Marinor-Kalksteinbrüche eben so großartig als berühmt. Die neue Eisenbahn, welche von Liegnitz-Goldberg über Schönau und Kauffung zur Gebirgsbahn führt, erschließt den vollen Reichtum dieser Berge.

Wir denken ans Weitergehen und wenden uns, da wir durch den Besuch des Kitzelberges etwas außerhalb der bogenförmigen Hügelfette gekommen sind, scharf nach Nordwesten. Die Höhen sind auch weiterhin meist schön bewaldet, bieten aber wenige gute Aussichtspunkte. Davon ist auch der höchste Berg des ganzen Bober-Razbach-Gebirges, der Kammerberg — nach andern Lesarten die Melfgelte genannt — trotz seiner 724 m nicht auszuschließen. Besuchter ist dagegen die unweit davon gelegene Spitze des Schafberges, die jener Erhebung überhaupt nur volle 80 cm nachsteht. Wir sehen hier südlich zu unsern Füßen das schöne Dorf Kammerwaldau, während sich auf der entgegengesetzten Seite Tiefhartmannsdorf von Westen

nach Osten hinzieht. Aber schon neigt sich die Sonne bedenklich nach Westen. Wir gehen ihr auf oft umgefahrenen Wegen nach und suchen noch vor ihrem Scheiden „die Kapelle“ zu erreichen. In alter Zeit soll dort ein Kirchlein gestanden haben. Heute winkt dem müden Wanderer von dieser Höhe ein freundliches Wirtshaus.

Der Kapellenberg ist unstreitig der besuchteste Punkt des ganzen Gebirgsgürtels. Er verdankt diesen Vorzug weniger seiner besonderen Höhe als der Bequemlichkeit, mit der man zu ihm gelangen kann. Über den flachen Rücken dieses Berges führt eine sehr belebte Heerstraße vom Hirschberger Thal ins Land hinaus. Alles, was aus dem Flachlande von Liegnitz her auf geradem Wege ins Gebirge will, muß über diese, 607 m aufsteigende Pashöhe. Bis zur Erreichung dieses Punktes bleibt dem Reisenden der Anblick des Hochgebirges und noch mehr der des vorliegenden, weiten Thales verborgen. Aber hier entrollt sich ihm mit einem Male die ganze Pracht der Natur. Der Wanderer, der von Schönau aus stundenlang im Schweiß seines Angesichts bergan gestiegen ist, fühlt sich durch die plötzlich dem Auge sich erschließenden Herrlichkeiten mehr als reichlich belohnt. Es giebt wenig Fleckchen auf der Erde, wo ähnlich wie hier ein Prachtgemälde ungeahnter Schönheit urplötzlich dem staunenden Naturfreunde sich erschließt. Wie viele Menschenkinder haben vor uns hier gestanden, diesen Eindruck hier empfangen und mit hinweggenommen! Friedrich Wilhelm III. bezeichnete diesen Punkt als einen der schönsten, die er je betreten habe. Auch wir, die wir doch den ganzen Tag im Genuß der herrlichsten Fernsicht geschwelgt haben, geben uns ganz dem Eindruck der vor uns ausgebreiteten Pracht hin.

Wir befinden uns hier ungefähr in der Mitte des Gebirgsbogens. Werfen wir einen Blick rückwärts, so können wir das ganze durchwanderte Gebiet nochmals überschauen. Ringförmig geordnet reiht sich Hügel an Hügel bis zum Hochgebirge hinauf. Warum sollten wir nun weiter gehen, da wir doch von hier aus, ohne unsere müden Glieder noch mehr anzustrengen, den Gebirgszug weiter verfolgen können. Seiner Aufgabe, dem Hirschberger Thale ein Schutzwall zu sein, vollkommen gerecht werdend, bildet er sich uns zur Rechten mehr und mehr zum Halbkreise, bis er, dem Reifträger zugewendet, imacken- und hohen Ferkamme sich verliert. So regelmäßig alles erscheint, wir finden dennoch nichts Eintöniges; bei aller Ebenmäßigkeit der Formen stete Abwechslung, Eigenart, Selbstständigkeit, Ideenreichtum der Natur. Jeder Punkt, jeder Gipfel bemüht, uns die Herrlichkeiten von einer anderen Seite zu zeigen. Da erhebt sich uns zur Rechten die steile, dunkelbewaldete Blücherhöhe. In einer Erhebung von 700 m setzt sich der Kamm sodann fort bis zum vielbesuchten Stangenberge, der von seinen hervorstechenden Felspartieen aus einen vorzüglichen Fernblick gestattet. Ziemlich freistehend, etwas außerhalb des Gürtels, liegt der Grunauer Spitzberg.

Besonders sehens- und besuchenswert sind die Berggruppen, zwischen denen sich der Bober nach Durchquerung der Thalebene einen Ausweg sucht. Wir kennen diesen Durchbruch schon von unseren Reisen auf der Gebirgsbahn her. Vom Hirschberger Viadukt aus haben wir die Schlucht gesehen. Wie mag es in der Hirschberger Thalebene ausgesehen haben, ehe der Bober hier einen Ausweg fand? Wie veränderte



Die Orgel. (Porphyräulen am Willenberg.)

Nach der Natur gezeichnet von H. Langenhan-Kiegnitz.

sich die Landschaft, je tiefer der Fluß sein Bett aufwühlte? Der ganze Felspalt, schroff, zerklüftet und wild, zeigt noch die Spuren des Kampfes mit der alles besiegenden Macht des Wassers. Doch eben nur diesem schier allmächtigen Gegner ist das Eindringen in den Schoß der Berge gelungen. Kein Saumpfad führt am Ufer hin, der es ermöglichte, den rasch und laut dahineilenden Fluten im kühlen Grunde zu folgen. Da haben wir ja aber am linken Ufer eine sehr bequeme Fahrstraße gesehen! Nun, das ist eine echte Sackgasse. Nicht umsonst hat die Fabrik, zu der sie hinführt, den Namen Weltende. Unterhalb derselben schiebt sich der breite Fuß des Raubschlosses so ins Flußbett hinein, daß jedes Weiterkommen im Thale unmöglich ist. Wir müßten entweder über den Sattler oder, falls wir etwa den wohlgepflegten und denkmalsreichen Schießständen im Jägerwäldchen einen Besuch abstatten wollten, den Krebsberg übersteigen.

In Wirklichkeit können wir jedoch heute weder das eine noch das andere, sind wir ja immer noch auf der Höhe des Kapellenberges. Durch die dunklen Tannen der Blücherhöhe sendet die Sonne eben ihre letzten Strahlen. Ein Weilchen noch, dann ist sie hinter dem leichten Abendgewölk verschwunden!

„Ich stand auf Bergeshalde, als heim die Sonne ging
Und sah, wie überm Walde des Abends Goldneß hing.

Des Himmels Wolken tauten der Erde Frieden zu,
Bei Abendglockenlauten ging die Natur zur Ruh.

Ich sprach: O Herz, empfinde der Schöpfung Stille nun
Und schied mit jedem Kinde der Flur Dich auch zu ruh'n!“

Den ganzen Tag war das Hochgebirge trotz des wolkenlosen Himmels nicht besonders gut zu sehen. Der Photograph würde die Situation mit „zu viel Licht“ bezeichnet haben. Das Riesengebirge war dämmerig, gleichsam verschleiert. Je näher aber der Abend heranrückte, desto klarer erschienen die Umrisse der gegenüber liegenden Bergriesen. Auch ein würdiger Vertreter des Böhmisches Kammer, der flache Brunnenberg blickte neugierig über den Koppenplan herüber. Während aber die uns allen wohlbekannten Bergspitzen im letzten Tageschein erglänzen, sinkt das zwischen ihnen und uns ausgebreitete Thal mehr und mehr in Dunkelheit. Wir vermögen schon nicht mehr die zahlreichen, in der weiten Ebene verstreuten Ortschaften von einander zu unterscheiden. Nur das unmittelbar zu unsern Füßen liegende Werbisdorf, zu welchem von der Kapelle aus die Chaussee im Zickzack hinabführt, ist noch deutlich zu erkennen. Malerisch liegt das schöne Gebirgsdorf vor uns ausgebreitet. Ein erfrischender Abendwind trägt die Klänge der Feierabendglocke herauf.

Aus dem Dunkel der ganzen Ebene tauchen nach und nach unzählige Lichter auf. In weiter Ausdehnung funkelt gleichsam Stern an Stern. Ganz deutlich hebt sich aus der Mitte des Thales das Lichtermeer von Hirschberg ab. Diesen überaus lieblichen Anblick verdanken wir ganz besonders der Beleuchtung des ausgedehnten Bahnhofes der Schlesischen Gebirgsbahn. Das Ganze ein großartig fesselndes Bild, welches uns wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ ammutet.



Der Probstheiner Spitzberg.

Vom Willenberg aus nach der Natur aufgenommen von A. Langenhan-Kleynitz.

Am nächsten Morgen statten wir vor der Trennung und Heimreise auch noch der Hogolje einen kurzen Besuch ab. Wir wählen diesen Gipfel, weil er einen umfassenden Blick über das weiter nördlich gelegene Berg- und Hügelland ermöglicht. Er wird durch ein langes Thal vom Stangenberge geschieden. Tief zwischen den beiden Bergzügen liegt Ludwigsdorf, von dem man im Scherz sagt, daß die Bewohner sich auf den Rücken legen müssen, wenn sie die Sonne sehen wollen. Nach einstündiger Wanderung erreichen wir den 721 m hohen felsigen Gipfel der Hogolje. Wir sehen hier den sogenannten äußeren Vorgebirgsgürtel vor uns ausgebreitet. Er bildet nicht einen zusammenhängenden Kamm; nur einzelne Berge von 300—400 m Höhe treten besonders hervor, so die Heßberge bei Zauer, der Wolfsberg bei Goldberg und die Berggruppen von Löwenberg. In näherem Gesichtskreise, also vor jenen abschließenden Bergen, verdienen noch zwei sofort ins Auge fallende Erhebungen besonderer Erwähnung.

Gerade vor uns, nur durch das freundliche Hohenliebenthal von uns getrennt, erhebt sich am rechten Ufer der Ratzbach der Willenberg. Viele der Reisenden, welche die neue Eisenbahn im Ratzbachtale benützen, fahren hier nicht vorüber. Auf wohlgepflegten, schattigen Wegen gelangen seine Besucher zu der freien Höhe und fühlen sich durch die herrliche Aussicht reichlich belohnt. Von ganz besonderer Schönheit ist der Blick nach dem Probstthainer Spitzberg hinüber, jenem zweiten im Vorgelände auftauchenden Berggipfel, einem Basalt-Kegele, dessen anscheinend wenig veränderte Form an die jetzt noch thätigen Vulkane Italiens erinnert und auf seine eigene frühere Thätigkeit und Entstehung hinweist. Gern verweilt das Auge auf den lachenden Fluren und schweift mit innigem Behagen über die gesegneten Auen des Flußthales. Aus der Tiefe dringt das Rauschen der eiligen Fluten. Was uns aber ferner den Willenberg ganz besonders nennenswerth erscheinen läßt, ist die wunderbar regelmäßige Anordnung der Felsmassen. Unter den krystallinischen Gesteinen ist zwar die Neigung zu säulenförmiger Gliederung nicht selten; die Particen am Süd-Abhange jenes Berges sind aber in so hervorragender Weise merkwürdig, daß auch der verwöhnte Fachgelehrte sie gern aufsucht und Abbildungen derselben in den Lehrbüchern der Geologie Aufnahme gefunden haben. Sie führen dort wie auch im Volksmunde die sehr treffliche Bezeichnung „Große Orgel“. Die diesem Aufsatz beigegebene Abbildung ist einer neueren genauen Zeichnung nach der Natur zu verdanken und giebt die Lagerung der meistens sechsseitigen Porphyrsäulen deutlich wieder.

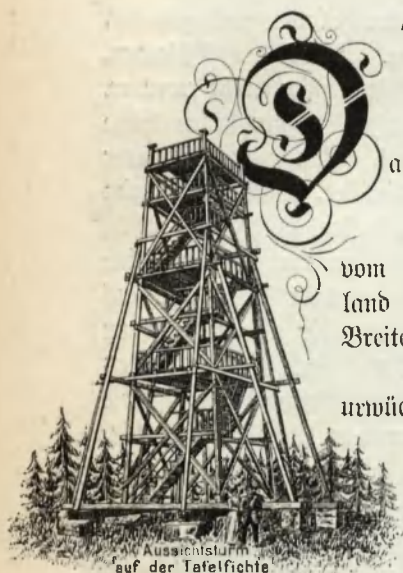
Sehr schön beobachten wir von dem bevorzugten Standpunkt der Hogolje aus, wie das niedererschlesische Gebirgsland ganz allmählich in die große, nach Norden vorgelagerte Ebene übergeht, die sich, kleine wellige Erhebungen abgerechnet, bis zur Ostsee hin erstreckt. Da die Luft noch außerordentlich rein, der Himmel wolkenlos ist, so vermögen wir mit Hilfe eines Fernglases sogar noch die Thürme der schon ganz dem Flachlande angehörenden Städte Bunzlau und Liegnitz deutlich zu erkennen.

Gottfried Müller.





Aus dem Isergebirge.



Aussichtsturm
auf der Tafelfichte

Das Isergebirge läßt sich als eine Fortsetzung des Riesengebirges in nordwestlicher Richtung auffassen. Wie jenes bildet es die Grenzwand zwischen Schlesien und Böhmen, vom Schreiberhauer Zackenthale bis in die Gegend von Friedland und Liebwerda, in einer Länge von etwa 50 und einer Breite von 20—25 km.

Das ganze Gebirge trägt in jeder Beziehung den Charakter urwüchsigter Frische. An Myriaden von Kräutern, Farren und Moosen glitzern dort an jedem Sommermorgen im Regenbogenglanze die Tautropfen; viel tausend frische Quellen rieseln aus der Erde, plätschern lustig und hurtig als Bäche an den Berglehnen hinab, sättigen die Luft mit Wasserdunst und üben vereint mit dem Windschutz, welchen die

bis 1100 m hohen Berggrücken gewähren, weit hinein in die schlesisch-böhmischen Vorländer auf Klima, Flora und Fauna mächtigen, zu allermeist günstigen Einfluß aus.

Wesentlich dabei ist noch, daß die Rämme der Iserberge nicht mit dürrem, vereinzeltem Gesträuch, auch nicht mit uralten Laubholzforsten bewachsen sind, sondern daß sich in dem großen Bezirke fast ausnahmslos ein Fichtenwald an den andern reiht. Die Fichtenwälder aber, die nur auf stetig nassem, steinigem Untergrund gedeihen, sind die Spender jener herrlichen, balsamisch würzigen, ozonreichen Luft, die Lungen, Herz und den ganzen Menschen erfrischt, die man nicht nur atmet, sondern auch schmeckt. Es ist das jener köstliche Hauch reiner, ungetriebter Naturfrische, den die großen Städte schmerzlich vermissen, jener herrliche Gottesodem, der durch die Wälder an und auf den Höhen entlang streicht, dessen Wehen den gleichen erfrischenden Einfluß hat, wie die mit Recht gerühmte Seeluft auf den friesischen Inseln und den Halligen der Nordsee, gleichviel ob er uns in Karlsthal und beim Wittighaus,

längs der Dosse, der Wittig und der Iser, im Lämmergrund, Hege-, Schwarzbach-, Steinbach-, Dorfbachthal oder auf den Rämmen vom Hochstein bis zum Heufuder und der Tafelsichte berührt.

Nicht bloß in den Läften, sondern auch in den Flüssen steigen die Iserberge helfend und fördernd zu Thale. Nach Norden zu strömt in die schlesischen Auen der Lucie, der „weiße“ Fluß der Wenden und Sorben, dem Bober zu, im Osten grenzt das Gebiet des Zacken von Schreiberhan-Petersdorf hinab bis Warmbrunn-Hirschberg, im Westen das der Zittau-Görlitzer-Neiße und auf der südlichen, böhmischen Seite treiben die Wellen der Iser mit denen der Elbe vereint der Nordsee zu.

Welch mächtigen, staunenerregenden Aufschwung haben die Gewässer der Iser und ihrer Zuflüsse, der Dosse und Raminiz, den anliegenden Bezirken allein in industrieller Beziehung ermöglicht! Wie gewaltig hat sich dort die reine Naturkraft in tausendfältigen Maschinenbetrieb und komplizierte Motorenleistung umsetzen lassen!

Und was könnten jene Ufergelände hüben wie drüben aus der Geschichte früherer Jahrhunderte bis in unsere Zeit hinein von Friedensläufen und Kriegsnöten erzählen, von Helden des Schwertes und Recken des Geistes berichten, selbst wenn sie erst mit Fuß beginnen wollten, um auf Wallensteins und Tillys Zeit, auf Friedrich den Großen, Maria Theresia, Joseph II. und endlich auf die Befreiungskriege und die 1866er Ereignisse überzugehen; wenn sie ferner an den Krobisdorfer Häuslersohn Schwedler erinnern wollten, der als Pastor in Niedervieja das glaubensstarke Jesuslied: „Wollt ihr wissen, was mein Preis“ in die Welt und Jahrhunderte hinauslang, — an Karl Maria von Weber, der in Liebfwerda den Freischütz und Oberon komponierte und das Motiv zur Wolfschlucht dort in dem Schwarzbachgrunde bei Haindorf gefunden haben dürfte, — an H. Tr. von Gersdorf, der in Meßersdorf dem Gange der Sterne und den Gesetzen der elektrischen Kraft nachforschte, — an C. Friedrich, der die Steinschneidekunst soweit förderte, daß Goethe von Weimar nach Friedeberg wallfahrtete, um sein junges Adelswappen entwerfen und in Stein festlegen zu lassen!

Vorbei die Zeiten, versunken und vergessen die Menschen! Was uns bleibt?

Die Thäler weit, die Höhen,
Du schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!

Früher wurden in den Forsten des Isergebirges die Bäume hundert und mehr Jahre alt, ehe sie der Art weichen mußten, ja es gab entlegene Reviere, in welche selbst der Förster nur selten kam. Das Holz hatte, weil zu abgelegen, zu wenig Absatz, sein gewerbliches Verarbeiten lohnte aus gleichem Grunde wenig, eine industrielle Verwertung gab es überhaupt nicht. Damals konnten deshalb die Reisehandbücher als charakteristisch hinstellen, daß die Iserberge von dichten Wäldern bedeckt seien, die sowohl stellenweis von Sümpfen und Moorgründen unterbrochen, hingegen nur sparsam von überdies schlechten, wenig begangenen Wegen durchzogen würden. Das

ist anders, besser geworden. In den Dörfern sind die Wege jetzt größtenteils chausfiiert, in den Forsten ist rationeller Betrieb eingeführt worden. Ein weitläufiges Wegenetz ist gezogen worden, kurz: Man kann wohl behaupten, daß man heute bequem nach und in dem Isergebirge reist. Wählen wir zu einer Wanderung die Waldstraße, welche neuerdings auf österreichischer Seite als wahrer Kunstbau von Haindorf aus durch die groteske Stolpichschlucht über „die Kneipe“ nach dem Wittighaus geführt wurde, und begleiten wir im Geiste Dr. Vár, Hirschberg, der sie wie folgt schildert:

„Anfangs schreiten wir durch dichten halbwüchfigen Forst, nur von ferne hören wir das Rauschen der „Schwarzen Stolpich“. Bald aber drängen sich Wasser und Straße zusammen; denn zwei riesige Felsvorsprünge, zur linken der mit einem Kreuz gezeierte „Rußstein“, zur Rechten die „Schöne Marie“, verengen das Thal aufs äußerste. Die Straße windet sich um die Felsblöcke herum und erschließt mit jeder Windung neue Bilder großartiger Romantik. Überall stürzen in Rausen die Bergwässer herab, überall sieht man Spuren gewaltiger Verheerungen durch die Naturgewalten. Kein lebendiges Wesen zeigt sich, kaum ein Schmetterling flattert durch die feuchte Luft, nur das Rauschen des Wassers dringt aus der Nähe. Buchen und Fichten umklammern mit ihren Wurzeln die Felsen. Je höher hinauf, desto steiler wird die Thalsohle. Die Straße springt auf kühner Brücke ans andere Ufer, dorthin, wo ein Riesenfelsblock sich zwischen die steilen Wände des Baches eingeklemmt hat. Hier übersieht man den ganzen Grund; aufwärts gähnt der abschließende Kessel, abwärts öffnet sich der Felseinschnitt auf die Gegend des unteren Laufes der Wittig, über der als Mittelpunkt Schloß Friedland leuchtet. Bald stehen wir an der oberen Kante des Kessels, am Wasserfall, richtiger einer Reihe von Fällen, die von Felsen zu Felsen sich stürzen. Noch weiter vorwärts in halbhohem Fichtenwalde kommt uns der Bach schon langsamer entgegen, und bald sind wir umgeben von der tiefen Melancholie der Hochfläche: „Das Auge erblickt nichts mehr als den unendlichen Forst und darüber das Himmelzelt.“

Die geschilderte Stolpichschlucht wird an Wildheit und Großartigkeit von der weiter östlich gelegenen Schlucht der Schwarzbach übertroffen. Wieder bewachen zwei Felsengiganten den Eingang in die Schlucht, rechts „die Nase“, links „der Mittagstein.“ Immer hört man den Bach, aber man sieht ihn nur selten. Ein kleiner Wasserfall von etwa 3 m Höhe eröffnet die Reihe der Kaskaden. Die Naturkräfte treiben hier ungehindert ihr Spiel; die Bäume, Kräuter und Moose stört hier niemand in ihrem üppigen Wachstum, und wenn die Sonne durch die grünen Zweige bis zu den weißen Schaumstürzen und bis auf den braunen Grund der klaren Wellen dringt, kann man sich wohl an Farben, Luft und Formen berauschen.

Eine Stunde sind wir geklettert, zuletzt durch wundervollen Buchenwald, da stehen wir vor dem obersten Wasserfalle, einem Falle, so eigenartig, wie ich noch keinen gesehen. Der Kessel, in dem wir stehen, ist kaum fünfzig Schritte breit, herrlicher Buchenwald klettert an seinen fast unersteigbaren Wänden empor. Wie hoch der Fall sei, das kann man von unten nicht übersehen; denn nicht in einem Sage stürzt er herab, sondern es ist ein staffelförmiger Felsen- und Wassersturz. Nur daß die Felsen in der Klamme übereinandergedrängt, zwischen Steinmauern festgekeilt

sitzen, während das Wasser um die Felsen herumsprudelt, in weißem Gischt durch unzählige Spalten rauscht und sich zuletzt in tiefen Becken sammelt. Die Felsen sind mit Moos bekleidet, und tragen grüne Tannen, die aus dem Wasserschwall hervorragen.

Was dem herrlichen Naturbilde besonderen Reiz verleiht, ist seine jungfräuliche Unberührtheit. Nichts ist zu sehen, was an Menschenhand erinnert. Selbst bei geringem Wassergehalt muß schon allein die gewaltige Felsenzenerie imponieren. Hier, kann man träumen, hätten die Giganten gegen die Götter gekämpft."

Der bedeutendste und besuchteste Ort auf der schlesischen Seite des Isergebirges ist Flinsberg, das 500—970 m hoch liegt.



Bad Flinsberg.

Nach einer Originalphotographie von F. Pietschmann in Landeshut.

„Perle der Sudeten“, „Engadin in Schlesien“, so hat man nicht mit Unrecht das reizvolle Flinsberger Thal genannt. Idyllisch gebettet auf sanft ansteigendem Hügel liegt der vielbesuchte Badeort zwischen den grünen Höhen des Isergebirges wie ein prächtiges Juwel in goldiger Fassung. Herrliche Aussichtspunkte überall, romantische Bergthalen, schattige Waldwege und Promenaden, einladende Ruhepunkte, hier ein schäumender Wasserfall, dort ein sprudelnder Quell, die Wiesen- und Baumgruppen belebt durch die roten Ziegeldächer des freundlichen Dorfes, das untere Thal durchströmt von dem jetzt stürmisch der Umschlingung mächtiger Granitfelsen enteilenden, jetzt spiegelklar dahinfließenden, leise murrenden Lucis: das ist Flinsberg. Erquicklich ist hier die würzige Luft, gleichviel, ob die Sonne am Himmel funkelt oder der Regen strömt. Die Wasser verlaufen sich rasch, die Wege sind stets gangbar. Wer nicht

Stubenhocker ist, sondern, ob das Wetter schön oder der Regen näßt, fleißig diese herrliche Gottesnatur durchwandelt, der wird an sich selbst erfahren, daß F Ginsberg den Vorzug vor manch vielgepriesenem Höhenkurort verdient. Und wer nicht bloß als Tourist oder Sommergast Erholung sucht, auch der Gesundheit heischende Kranke verspürt bald mächtig die Heilwirkung der F Ginsberger Quellen. Bronchial- und Aekhlkopfleidende, Blutarme, Skrophulöse, welche selbst in vorgeschrittenen Stadien ihrer Leiden nach F Ginsberg kamen, Schwache zur Schwindsucht Neigende, Tausende von Frauen, welche die Sonderkrankheiten ihres Geschlechts hierherführte, sie gedenken dankerfüllt des heilkräftigen F Ginsberg und seiner Wasser, die seit über 100 Jahren in Gestalt von kohlenäurereichen Stahlquellen zu Trink- und Baderkuren Verwendung finden

„Hoch oben zwischen grünen Bergesmaten,
Wo sich der Fichten dunkles Gezweig
Zum Himmel reckt, wo unter kühlen Schatten
Die Quellen murmeln, kleine Bäche rauschen,
Da springt ein silberklarer Born hervor
Und drängt sich sprudelnd an das Licht empor,
Wo ihn die klugen Menschen eingefangen.
Und rings umher ein Kranz von saft'gen Wiesen,
Von grünen Kuppen, Wald und Feld und Rain. —
In duft'ge Fernen saugt der Blick sich ein,
Wo einer Burg vermoderndes Gestein
Auf hoher Zinne in die Lüfte ragt. —
Und fragst nach Namen du, nach Ort und Art,
's ist Schlesiens Bergidyll, die Fserperle,
's ist F Ginsberg, unser schönes, liebes F Ginsberg!“

Es fehlt hier keines der Kurmittel erster Badeorte. Fichtennadel-, Mineral-, Rinden- und Moorbäder, Kiefernadel- und Rinden-Inhalationen (die Rindenbäder und Inhalationen sind seit mehreren Jahren von dem ersten Badearzt Dr. Adam zu einer Spezialität entwickelt), Massage, alle bekannteren Trinkwasser, Refix, Molken und nicht zuletzt gute Milch! — Außer den bekannten Naturschönheiten des Fsergebirges bietet der Aufenthalt des Angenehmen in Fülle.

Die Besucherzahl F Ginsbergs ist in den letzten zwanzig Jahren von 1000 auf 5000 Personen gestiegen; zwei Ärzte, Apotheke, Mineralwasserhandlung, Kaufläden aller Art giebt es am Orte.

Als neue Einrichtung stellt sich das Wibelius'sche Kinderheim dar, welches schwache, blutarme, skrophulöse, durch Krankheiten heruntergekommene Kinder aufnimmt, besonders aber auch für solche bestimmt sein soll, die aus schwindfüchtigen Familien stammen und also erblich belastet während der Jugendzeit ihre Atemungsorgane durch gesunde, reine Bergluft kräftigen sollen. Zu solcher Vorbeugungskur eignen sich die klimatischen und anderen Verhältnisse in F Ginsberg ganz ebenso wie in Reichenhall, Norderney und andere.

Zum Schluß sei noch einer besonders reich begnadeten Naturidylle, des wildromantischen Fierthales gedacht, das sich 6 km weit mit der Stephanshöh und dem Teufelsberg (1007 m) hinzieht.

Dasselbe kann zweifellos dem bekannten Schwarzathale zwischen Blankenburg und Schwarzburg, sowie auch den gerühmten Thälern des Schwarzwaldes an die Seite gestellt werden und im Bereiche der Sudeten eine hervorragende Stelle beanspruchen.

Unten schlüpfen und hüpfen, tosen und kosen, ringen und springen die braunen Wasser der Fier um die widerspenstigen Steinkolosse, am jähem Bergrande zieht durch die groteske Felsenescenerie eine prächtige Straße als Zeugnis der modernen Menschenkraft, zu beiden Seiten steigen gigantengleich, mehrere hundert Meter höher und fast so steil wie Kirchturmspitzen die dichtbewaldeten Berglehnen hinauf, weit und breit halten zauberische Waldesstille, anmutender Naturfrieden ihre Fittige ausgebreitet, ringsherum schwellen Farren, sprossen Moose, nicken Halme, duften Blumen, funkeln Taupropfen, glißern Dunstfäden, hoch über allem lugt der azurblaue Himmel durch, heut gerade so wie in frühesten Monen und wie in spätesten Zeitläufen.

So sind unsere heimatlichen Gefilde!

Dr. Adam.





Die Eiszeit in Schlesien.

Mit einer Karte.



aß allenthalben in unserer Provinz, wo nicht festes Felsgestein zu tage tritt, die Spuren und Reste der großen Eiszeit verbreitet sind, darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Ebenso bekannt ist die seit einiger Zeit allgemein angenommene Theorie, nach welcher alle die lockeren Bildungen des Diluviums, wie man die geologische Periode der Eiszeit bezeichnet, also die Lehme unserer Ziegeleien, Kiese und Sande der schlesischen Ebene und besonders auch die großen Feldsteine „Findlinge“ oder „Gefchiebe“, durch eine gewaltige, von Scandinavien sich über Nordosteuropa strahlenförmig ausbreitende Inlandeismasse aus dem Norden nach unseren Fluren transportiert und hier zur Ablagerung gebracht worden sind. Da es ist sogar wahrscheinlich, daß dieser größten Ausbreitung der Inlandeismasse noch eine zweite, weniger ausgebreitete Vergletscherung gefolgt sei, und manche Geologen nehmen für Norddeutschland noch eine Vergletscherung an, welche der Hauptvereisung vorausgegangen wäre. Von dieser sogenannten ersten Vereisung hat man bisher in Schlesien noch keine Spuren nachweisen können. Dagegen giebt es an mehreren Punkten des schlesischen Randdiluviums Bildungen, welche den z. B. aus der Mark bekannten „präglacialen“ Ablagerungen, deren Entstehung man also vor die Vereisung verlegt, sehr ähnlich sind. Ich meine eigentümliche, sehr feinschichtige Bänderthone, die man aus dem Hirschberger Thale, aus der Gegend von Rattowitz und aus dem Aufnahmgebiet geologischer Landesaufnahme im Waldenburger Gebirge kennt. Dem Alter nach folgt auf die Bänderthone die eigentliche Grundmoräne der Hauptvereisung, welche als „Gefchiebemergel“, d. h. als gefchiebereicher, stellenweise mergeliger Letten die tieferen Thäler unseres Gebietes erfüllt. In unveränderter Form tritt er selten zu tage; bei Breslau z. B. ist er allenthalben durch die Wasserbohrungen bis zu einer Tiefe von 20 bis 30 m angetroffen

worden, und mancher Grubenschacht in Oberschlesien hat ihn in nicht geringerer Mächtigkeit durchsinken müssen. Eine eigentliche Endmoräne dieser großen Vergletscherung hat man bisher hier in unserem Gebiete nicht nachweisen können. Da aber die Grundmoräne selbst an dem Außenrande ihrer Verbreitung durch die spätere Erosion vielfach hinweggespült ist und ihre ehemalige Ausdehnung nur durch vereinzelte, wegen ihres Gewichtes nicht mit fortgeschwemmte Findlinge, die sich z. B. am Eulengebirge bis zu einer Höhe von 550 m über dem Meere finden, angedeutet ist, so darf man wohl annehmen, daß auch eine eventuelle Endmoräne an der äußersten Grenze der Inlandeisverbreitung durch die Erosion zum Verschwinden gebracht wurde. Es ist indessen möglich, daß diese Erscheinung des Fehlens einer deutlichen Endmoräne und des sporadischen Vorkommens der äußersten Findlinge nicht erst auf sekundäre Ursachen zurückzuführen ist, sondern sich durch die Natur der Inlandeismassen selbst begründen läßt. Entsprach diese weiteste Ausdehnung nur einem zeitweiligen Vorstoß von verhältnismäßig kürzerer Dauer, waren die äußersten Gletscherenden von geringerer Mächtigkeit und zudem von ergiebigen Schmelz- und Stromwässern umspült, so war auch die Bildung einer großen Endmoräne sehr unwahrscheinlich, und jene vereinzelteten Findlinge können auch einer am Saume der Inlandeismasse in Thätigkeit tretenden Drift (d. h. Treiben von schwimmenden Eisbergen und Schollen) ihre jetzige Anordnung verdanken. Als sich dann diese erste große Vereisung zurückzog, die Eismassen an dem Rande fortschmolzen, werden ohne Zweifel die Schmelzwässer zwischen dem schlesischen Gebirge und dem zurückweichenden Gletscherrande die ehemalige Grundmoräne fast überall durchgearbeitet und umgelagert haben; so entstanden jene geschichteten Sande und Kiese, welche in unserer Provinz fast überall an die Oberfläche treten und ohne Zweifel hier die verbreitetsten Diluvialgebilde darstellen. Auch weiter nordwärts, z. B. an der Ostsee, wird die Grundmoräne der Hauptvereisung von diesen Sanden und Kiesen überdeckt, darüber folgt aber dann noch eine Grundmoräne, und man bezeichnet deswegen jene Zwischenbildungen als „interglaciale“ Ablagerungen. In Schlefien wird also die Oberfläche größtenteils von interglacialen Ablagerungen gebildet, und nur hier und da ragt die ältere Grundmoräne daraus hervor. Die jüngere Grundmoräne ist aber in unserem Bereiche nicht mit Sicherheit nachgewiesen, wenn auch diesbezügliche Annahmen oft ausgesprochen wurden. Dagegen hat man die Endmoräne dieser zweiten Hauptvereisung im Nordosten der Provinz verfolgen können. Von Küstrin aus zieht sie sich über Schwiebus, Bomst bis Lissa, und zwischen Prosna und Warthe scheint sie bei Kalisch eine östliche Fortsetzung zu finden. Was für Ablagerungen entstanden aber in Schlefien, während im Norden die zweiten Inlandeismassen eine obere Grundmoräne zur Ablagerung brachten? Im Süden unserer Provinz, am Nordrande der südlichen Sudeten und der Beskiden ist der Fuß der Gebirge von einer breiten Decke von Loß eingehüllt, der über den interglacialen Sanden und Kiesen sich ausbreitend, von Meise etwa aus über die Oder hinüber bis in das Weichselthal sich erstreckt und mit diesem nach Galizien und weit nach Polen hinübergreift. In der typischen Entwicklung aber treffen wir diese so scharf charakterisierte Bodenart auch noch an manchem erhöhten Punkte der nördlich vorgelagerten schlesischen Ebene, so z. B. am Muaberge bei

Leichnitz, in den Trebnitzer Hügeln, am Zobten und endlich bei Görlitz — immer über den glacialen Ablagerungen.

In den tieferen Theilen der Ebene und in Oberschlesien trifft man nun auch dort, wo kein Löß auftritt, über den Interglacialschottern und Sanden eine wenig mächtige Lehmlage, die nicht selten sehr lößartig wird, mitunter wenigstens eine lößartige Decke oder endlich lößartige Zwischenlagen enthält. Da liegt es nun sehr nahe, die lößartigen Lehme als die dem Löß selbst gleichwertige Bildung der Thäler anzusehen, während jener in einer gewissen Höhenlage auftritt. Nach der Annahme unserer einflußreichsten deutschen Forscher ist der Löß eine rein äolische Bildung, also entstanden durch Zusammenwehen von Steppenstaub, eine Erscheinung, die natürlich ein trockenes Klima und konstante Windrichtungen zur Vorbedingung hat. Es werden aber unter den russischen Geologen gewichtige Gründe dafür vorgebracht, daß der Löß nicht durch trockene Winde, sondern durch Schneestürme aufgehäuft wäre. Das lockere Gefüge und die doch immerhin einigermaßen bindige Beschaffenheit dieser Bodenart scheint mir doch dafür zu sprechen, daß diese vom Winde zusammengewehten Staubeilchen wenigstens zeitweilig ein solches Bindemittel zur Verfügung hatten, wie es der Schnee abgeben mußte. Schließen wir uns der letzten Annahme an, so ist der Löß wahrscheinlich während der größten Ausdehnung der letzten Vereisung entstanden, wohingegen, wenn wir der ersten Annahme folgen, die Entstehung des Löß während des Rückzuges dieser letzten Vergletscherung erfolgt sein müßte, der ja auch durch eine größere Trockenheit des Klimas bedingt war. Die Beziehungen des Lößes aber zu dem lößartigen Lehme der weniger hoch gelegenen Teile, welcher seiner Entstehung dem Niederschlagen im Wasser verdankt, veranlassen mich, die zweite der beiden Erklärungen zu bevorzugen. Wir haben es also in Schlesien von oben nach unten gerechnet mit folgenden Bildungen des Diluviums zu thun:

Spät-Diluvium: Löß der höheren und Lößlehnen der tieferen Teile der Ebene.
Schneestürme mit Annäherung des Steppenklimas.

Interglacial: Umlagerung der Grundmoräne und energische Thätigkeit der Schmelzwässer.

Früh-Diluvium: Größte Ausdehnung der Inlandeismasse, Bildung der Grundmoräne.

Präglacial: Stauwasserseen mit Bildung von Blätterthonen.

Reste der damaligen Tierwelt hat man nun mit Ausnahme der letztgenannten, anscheinend ältesten Bildungen in allen drei Stufen gefunden. Wenngleich es sich jetzt bei den älteren Funden nicht immer nachweisen läßt, so ist doch wahrscheinlich, daß die Mehrzahl der Reste, wie Mammut und Nashorn, in und auf interglacialer Lagerstätte gefunden wurden. Für Erklärungen bietet dieses Vorkommen keine Schwierigkeiten; schwieriger ist es schon, sich vorzustellen, wie ganze Kadaver in die Grundmoräne selbst kommen können. Man könnte etwa annehmen, daß die äußersten Zungen der Inlandeismasse infolge einer reichlichen Oberflächenmoräne die wandernden Tiere nicht abgeschreckt haben, so daß diese sich auf dieselben begaben und dann allerdings leicht in die Gletscherspalten gerieten.

Aus der beigelegten Karte geht deutlich hervor, wie verbreitet Reste dieser großen diluvialen Säugetiere in unserer Provinz sind; allenthalben können neue Funde erwartet werden, und es ist deswegen von größter Wichtigkeit, bei jedem neuen Vorkommnisse die Lagerungsverhältnisse auf das genaueste zu untersuchen, damit sie für solche allgemeine Schlüsse verwertet werden können. Besonders bemerkenswert ist es, wenn an derselben Lokalität sich Reste mehrerer, womöglich zahlreicher Individuen finden, wie z. B. bei dem letzten schönen Funde von Petersdorf bei Gleiwitz, wo außer von *Rhinoceros* auch zahlreiche Reste von zwei Elefantenarten nachgewiesen wurden.

Spärlicher sind dann wieder die Funde aus dem Löß, obwohl auch diese ein besonderes Interesse beanspruchen. Hat man doch vor einigen Jahren bei Predmost



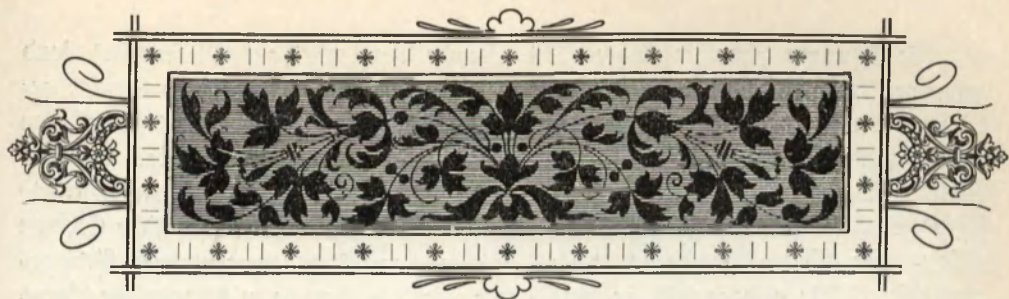
in Mähren mitten im Löß eine Kulturschicht gefunden voll von unzweifelhaften Spuren menschlicher Thätigkeit, zugleich mit zahlreichen Mammuthknochen und -Zähnen. Dieses Zusammenvorkommen von Mensch und Mammuth in Löß ist in Schlesien bisher nicht nachgewiesen worden; wohl aber sind seit vielen Jahren Spuren menschlicher Thätigkeit aus interglacialen Ablagerungen bekannt. In einer Kiesgrube bei Wondschütz unweit Wohlau wurden von Menschenhand bearbeitete Hirschgeweihe von zuverlässigen Beobachtern gefunden in einer Situation, welche eine andere als die oben gegebene Erklärung ausschließt. Durch viele andere Funde ist das Vorkommen des Edelhirsches in jener Zeit erwiesen. Besonders an der Südostgrenze unserer Provinz, in Polen bei Djcow, nördlich von Krakau, hat man die gesamte Diluvialfauna in Höhlen der Zurakalfelsen nachweisen können. In Schlesien gehören zu dieser Fauna: Mammuth (*Elephas primigenius*), Nashorn (*Rhinoceros tichorhinus*), der Moschusochs (*Ovibos moschatus*), Rentier (*Rangifer tarandus*), irischer Riesenhirsch (*Euryceros hibernicus*), aber auch Höhlenbär (*Ursus spelaeus*), Pferd (*Equus*

caballus fossilis), Elch (Alces), Ur (Bos primigenius), Wisent (Bison priscus), Edelhirsch (Cervus elaphus), vielleicht auch Damhirsch (Cervus dama), Reh (Capreolus). Bei den sieben letzt genannten Arten kommt es ganz besonders auf die Bestimmung der Lagerstätten an, da sie sich eben sowohl in Torflagern und Flußsanden finden, welche einer jüngeren Zeit, nämlich dem älteren Muvium angehören, einer Zeit, wo das Steppenklima bereits durch ein reines Waldklima abgelöst war.

Es ist wohl begreiflich, wenn das Suchen nach den ältesten Spuren der Menschheit stets einen größeren Kreis von Interessenten gefesselt hat; aber dieses Bestreben kann einzig und allein durch die eifrige geologische und paläontologische Durchforschung der jüngsten Schichten der Erdkruste zu dem erwünschten Ziele führen. Darum möge jeder, dem die eine Frage am Herzen liegt, sich auch für die andere interessieren und hinauswandern nach den Kies- und Lehmgruben der schlesischen Ebene, um die Gebeine jener ausgestorbenen Thierwelt zu sammeln und offenen Auges den Bedingungen nachzuspüren, unter denen sie an ihre Grabstätte gelangten.

Dr. Georg Gürlich.





Der Name des Riesengebirges.



Während auf Veranlassung und unter dem dauernden Schutze der böhmischen Könige, namentlich Ottokars II., der glänzendsten Erscheinung aus dem Herrschergeschlechte der Premysliden, am Südfuße des Riesengebirges seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts eine dichte Saat deutscher Siedelungen fröhlich aufsproß, blieb das Hochgebirge selbst noch etwa zwei Jahrhunderte lang eine jungfräuliche Wildnis. Nur schüchterne Versuche wurden während dieser Zeit gemacht, an der breiten Ausmündung der Thäler festen Fuß zu fassen. In das Innere wagte man nicht einzudringen. Unzugängliche Waldungen bedeckten noch die Thalsohlen und die Berghänge bis weit über die heutige Waldgrenze hinauf. Erst um 1400 erwachte in diesen Gegenden ein regeres Leben. An der Stelle des heutigen Hohenelbe wird ein Dörfchen Gießdorf erwähnt, dessen Name schon auf bergmännischen Betrieb hindeutet. Um dieselbe Zeit wurde bereits in Neudorf am Silberbach Eisenstein gebrochen, und wenige Jahre darauf wurden im benachbarten Langenau zwei Eisenhämmer errichtet. Auch im Thale der Mupa begann die Kultur langsam stromaufwärts zu dringen. Von dem langgestreckten Jungbuche löste sich die Bergfreiheit als besondere Ortschaft ab. Da zu jenen Zeiten der Betrieb des Bergbaues ungeheure Massen von Holz verschlang, so mag die Entwaldung auf der Südseite des Gebirges damals begonnen haben. Doch waren die Niederlassungen noch viel zu unbedeutend und zu wenig zahlreich, um die Physiognomie des Landschaftsbildes wesentlich zu beeinflussen. Eine bedeutende Änderung trat erst etwa ein Jahrhundert später ein. Im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts erfreute sich kein anderes freies Gewerbe in Böhmen einer gleichen Blüte wie die edle Bergbaukunst. Der Hauptanstoß zu diesem Umschwunge der Dinge ging von dem böhmischen Erzgebirge aus, hauptsächlich von der im Jahre 1517 gegründeten Bergkolonie Thal, dem späteren Joachimsthal.

Doch waren schon im Jahre 1511 „fremde Bergleute“ aus Meissen ins Land gekommen und hatten nicht allein am Hopfenberge bei Trautenau einen Stollen getrieben, den sie die Goldgrube nannten, sondern auch im „Frisengront“ zu arbeiten angefangen. Bei dieser Gelegenheit also wird der Name zum ersten Male erwähnt. Freilich darf man nicht ohne weiteres annehmen, daß derselbe auch damals (1511) schon gebräuchlich war. Immerhin verdient es Beachtung, daß das fragliche Etymon (Riese- oder Riesen-) gerade da, wo es uns in einem Ortsnamen unseres Gebirges zum ersten Male entgegentritt, in Verbindung mit dem Grunde, nicht mit dem Berge, erscheint. Die Arbeiten der Meissener Bergleute sind grotzenteils bald wieder verfallen und, wie es scheint, ohne anhaltende Nachwirkung geblieben. Einen ganz besonderen Aufschwung nahm der Bergbau aber unter der Leitung eines genialen Mannes, Christophs von Gendorf, der sich in einem der Jahre 1520 bis 1523 eine Bergwerksverleihung auf den Gründen von Giesdorf (Hohenelbe) erwirkte, 1528 von König Ferdinand I. die Verwaltung der Joachimsthaler Münze übertragen erhielt und 1530 zum Berghauptmann des gesamten Königreichs Böhmen ernannt wurde. Er starb 1563 auf seinem Schloß in Hohenelbe. Auf seine Veranlassung wohl wurden aus den bayerischen Alpen, in denen seine eigene Heimat lag, und zwar aus der Gegend von Muffee und Schwarz, erprobte Bergleute und Holzarbeiter ins Land gerufen, die wir bald zu Hunderten erwähnt finden. Schon 1549 klagt Hüttel über das „grausam fremde Volk“ und kündigt infolge ihres Holzvertriebes Verminderung des Fischreichtums und Holzenerung an. Der Holzreichtum des Gebirges wurde von jetzt ab nicht nur zum Betriebe der heimischen Bergwerksanlagen verwendet, sondern mußte auch der Unterhaltung des Rattenberger Silberbergbaues dienen, der unter den Kaisern Maximilian II. und Rudolf II. seine höchste Blüte erreichte.

Das in den Thälern und Hängen des Gebirges gefällte Holz wurde auf der Mupa seinem Bestimmungsorte zugeführt. Um die Wasserkraft in den Gebirgsthälern gehörig auszunutzen zu können, wurden zur Stauung des Wassers an vielen Thälengen sogenannte „Klausen“ angelegt, mächtige Erdbämme und Holzbauten, nachweisbar in der großen und der kleinen Mupa, im Löwengrunde, im Urlas- und Klausengrunde bei Johannishad, im Kläufelgraben oberhalb Hohenelbe und endlich im Eingange zum Längen Grunde. Überreste dieser letzten Klausen, starke Holzbalken, deren Köpfe aus den Uferböschungen herausragen, befinden sich dicht am Wege kurz oberhalb des letzten Hauses von Alt-St.-Peter, dort, wo die Bergseiten, zwischen denen der Klausenbach fließt, am engsten zusammenrücken, und werden vielen Touristen bekannt sein. Von der Mächtigkeit dieser Klausen geben uns die Berichte des Trautenauer Chronisten eine gute Vorstellung. Der Damm z. B. der großen Wasserklause im Dunkelthal „obig Marschendorf“ war 120 Ellen lang und 16 Ellen breit. War Holz genug angesammelt, so wurde die Klausen „geschlagen“ d. h. gezogen (so sagt Simon Hüttel), und die losbrechenden Gewässer rissen die Massen im brausenden Sturze mit sich fort. Um aber das Holz den Stauwässern bequemer zuführen zu können, errichtete man sogenannte Holzriesen, d. h. aus glatten Baumstämmen kunstlos gezimmerte Holzrinnen, die entweder auf dem Erdboden oder bei unebenem Gelände auf Holzböcken aufliegend in möglichst gerader Linie zur Tiefe

führen. Man unterscheidet Wasser- und Trockenriesen; bei den ersteren wird ein in das Gerinne geleitetes Berggewässer zum Fördern des Holzes benutzt, bei den letzteren wird nur das jähe Gefälle ausgenutzt. Überziehen sich die Riesebäume mit Glatteis, so entstehen die Eisriesen. Diese Holzriesen müssen sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts von allen Bergleuten des Mupa- und des Elbthales, sowie ihrer Nebenthäler herabgezogen haben, wo größere Holzbestände niedergelegt wurden. Sie erreichten oft eine recht bedeutende Länge. Diese Holzriesen am Schwarzenberg bei Johannisbad waren „500-fach lang, lenger dan 15hundert waltlochtern“. Diese zahlreichen Holzleitungen müssen in dem damaligen Landschaftsbilde einen sehr charakteristischen Zug gebildet haben. Sie blieben lange im Gebrauch. Noch im vorigen Jahrhundert wurde das Holz meist zu den Schwemmbächen „geriest“. Im Gebiete der Harrach'schen Domäne Starckenbach wurde nach Schmidts statistisch-topographischer Beschreibung die letzte Holzrieße 1799 aufgelassen. Nach zuverlässigen Angaben wurden aber noch 1875 im Thale von Groß-Mupa Holzriesen, allerdings nur für kurze Zeit, angelegt.

Diese Holzleitungen sind es nun auch höchst wahrscheinlich, die unserem Riesengebirge erst den heute allgemein gültigen Namen gegeben haben. Eine Anknüpfung an die Riesen der Sage findet in den Thatfachen keinerlei Begründung. Unsere Gebirgsbevölkerung weiß nichts von Riesen, die ehemals das Gebirge bewohnt haben sollten, und so wird es wohl auch früher gewesen sein. Die einzige Spur einer derartigen Sagenbildung findet sich 1641 bei Moscherosch (Philander von Sittewalt) in seinem *Discursus histor. politic.* S. 529: „Als ich unter dem schwedischen Volk in der Schlesie war, sagte man von einem Waghals, der war auf das Riesengebirge in Böhmen gestiegen, auf welchem das Gespenst, Riesenzahl von den Inwohnern genannt, wohnt. Als er nun hinauf kommen, sah er die ungeheuren Riesen kugeln und spazieren. Einer fragte ihn, ob er, weil er käme, sie zu besuchen, mitmachen wollte. Das habe er auch gethan. Nach geendetem Spiel hätte ein Riese dem fremden Gast einen Regel zum Gedächtnis mit sich zu nehmen erlaubt, den er auch in seinen Mantel gethan, und als er wieder zu seinen Burschen gekommen, allen Handel erzählt und den hölzernen Regel wollen weisen, der war' nun lauter zu Gold gewesen.“ Allein diese Erzählung kennzeichnet sich leicht als eine sogenannte etymologische Sage in Vermischung mit den einst unter den Bergleuten umgehenden Goldverwandlungsgeschichten. Diese Sage kann also dem Namen nicht zur Erklärung dienen, sondern muß umgekehrt aus den Ortsnamen ihre Erklärung finden. Auch die beiden Riesen am Rathhausturm zu Arnau sind wohl erst von späteren Etymologen in eine künstliche Verbindung mit dem Namen des Gebirges gebracht worden.

Will man also den ursächlichen Zusammenhang mit den Riesen der Sage festhalten, so bleibt nur die metaphorische Deutung übrig, die schon Schwentkfeld in seinem „Hirschbergischen Warm-Bade“ aufgestellt hat und die dann fast von allen folgenden Erklärern angenommen worden ist: „Der höchste aber und fürnehmste Berg wird von den Riesen der Riesenberg genannt, nicht daß Riesen, wie etliche dafür halten, darunter gewohnt haben, sondern weil er als ein hoher Riese vor den andern allen herfür raget und sich sehen lässet.“ Nach unserer heutigen Anschauung ist die

Erhebung der Koppe über die Kammlinie oder gar über die übrigen Kammgipfel allerdings wohl kaum als eine riesige zu bezeichnen, immerhin aber bedeutend genug, um die obige Erklärung als wohl möglich erscheinen zu lassen. Wie aber will man dann den Riesengrund erklären? Hier müßte man schon eine etwas gesuchte Weiterbildung annehmen. Gänzlich aber widerstrebt der obigen Deutung der Riesenhayn, der Name der Häusergruppe oberhalb des Bäckers, wo 1811 die Arsenikhütte angelegt wurde, deren weitläufige Gebäude heute leer stehen. Bei diesem Namen läßt uns die obige Deutung völlig im Stich; eine etwaige Wanderung des Namens vom Berge in den Grund und dann weiter thalabwärts wäre ohnegleichen und ließe sich auch sachlich gar nicht erklären. In diesem Falle werden wir also zu einer anderen Deutung förmlich gedrängt, und da bieten die Holzgerinne, die thatsächlich an den Berghängen des Thalgrundes gerade damals, als diese Namen zuerst auftauchten, um die Mitte des 16. Jahrhunderts, zahlreich vorhanden waren, die einzige, aber auch völlig befriedigende Deutung. Ebensowenig ist an eine übertragene Bedeutung des Wortes zu denken bei dem Riesenkamm, der die westliche Fortsetzung des weißen Flins im Isergebirge bildet. Von einer riesenhaften Erhebung oder Senkung kann hier nicht die Rede sein. Zweifellos verdankt der Kamm seinen Namen der Anlage von Holzriesen, deren Spuren wir auf der böhmischen Seite verfolgten. Eine andere Anwendung derselben Bezeichnung (Riesenkamm) auf den Hauptzug des Gebirges ist jedenfalls spätere Weiterbildung aus Riesengebirge und kann daher für unsere Frage nicht in Betracht kommen. Dagegen muß auch der letzte Zweifel verstummen gegenüber einem dritten Riesenkamme, der sich oberhalb Alt-St.-Peter zwischen Heuschöber und Planur findet. Den älteren Anwohnern ist der Ursprung des Namens noch wohl Erinnerung, und Leute, die schwerlich je eine Holzrieße gesehen hatten, wußten deren Anlage nach den Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern ganz richtig zu beschreiben. Gewöhnlich braucht man die kürzere Form Rieskamm, ja ein sehr genauer Kenner des Gebirges, der allen früheren Besuchern der Wiesenbaude wie den jetzigen Sommergästen von Spindelmühl wohlbekannte Wirt des Wiesenhauses, Joh. Hollmann, bezeichnete mir die Stelle kurzweg als die Ries. Hier haben wir also das ursprüngliche Etymon, das allen jenen Zusammenfügungen zu Grunde liegt, noch unverhüllt und in ganz gleicher Anwendung. Ist die Deutung in dem einen Falle sicher, so ist ihre Zulassung in den andern unabweisbar. Zu den Riesenkämmen gesellen sich nun als nahe Verwandte ein Riesenhain, Riesengrund, Riesenberg und zuletzt das Riesengebirge. Beachtenswert ist auch die Thatsache, daß der Riesenberg an der Stelle, wo er zum ersten Male in unser Schrifttum eintritt, bei G. Agricola im Jahre 1546, in einer etwas anderen Form erscheint, nämlich als Rifeberg. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß Agricola, der Begründer der wissenschaftlichen Metallurgie, sich des Ursprungs der Bezeichnung wohlbewußt gewesen ist. Wie also die Kläusen manchem Grunde, dessen Thalboden sie einst verriegelten, den Namen gegeben haben, so haben ganz natürlich auch die Holzriesen zur Benennung manches Grundes und Berges dienen müssen.

Einen Einwand gegen die Ableitung des „Riesengebirges“ von Holzriesen hat Böllner in seinen Briefen über Schlefien (Berlin 1793, II. Bd. S. 231 Anm.)

erhoben: „Die gewöhnlichsten Ableitungen dieses Namens erscheinen nur wenig befriedigend. Hätte man es wegen seiner Höhe das Riesengebirge genannt, so wäre nicht abzusehen, warum nicht das Erzgebirge und der Harz eben diesen Namen führen; denn zu der Zeit, wo derselbe entstand, wußte man wohl wenig von dem Unterschiede der Höhe dieser Gebirge, und den Nachbarn der beiden letzteren schienen sie gewiß ebensowohl riesenmäßig als die Sudeten den ihrigen. Eben dies könnte man fragen, wenn man die Ableitung von riesen (sich erheben) oder von Riese (sofern dies einen Ort, wo gefällt Holz von einem Berge herabgleitet, oder auch einen Schneeklumpen bedeutet, der vom Abhange in das Thal rollt) versuchen wollte. Warum hießen denn nicht alle (Kämme) Hügel Riesen oder wenigstens die Berge in Oberdeutschland, wo sich die zuletzt angeführte Bedeutung des Wortes Riese noch erhalten hat?“ Auf diese Frage könnte man mit der Gegenfrage antworten: Warum heißen nicht alle Kämme, an denen einst Holzriesen lagen, in Groß-Mupa, Klein-Mupa, Dunkelthal am Schwarzenberg bei Hohenelbe u. a. Ries- oder Riesenkämme, sondern eben nur die beiden Bergrücken oberhalb Alt-St.-Peter und westlich vom Weißen Flins? Hier tritt eben der Zufall in seine Rechte. Derartige Appellative, die ursprünglich in weiterer Anwendung gebraucht wurden, bleiben im Laufe der Zeit an einigen Punkten haften, ohne daß wir bestimmte Gründe anzugeben wüßten. Am häufigsten mag mit dem Wegfall der Anlage als dem Grund der Bezeichnung auch der Name selbst in Wegfall gekommen sein, oft genug mag er auch durch treffendere Bezeichnungen verdrängt worden sein. Zu neuen Namenbildungen mag auch der Drang nach Deutlichkeit geführt haben. Für die früher in Angriff genommenen Orte, mit deren Eigentümlichkeiten man vertrauter geworden war, fand sich wohl leicht eine genauere Bezeichnung, die einer Verwechselung mit anderen bis dahin gleichlautenden Ortsnamen vorbeugte. Ist diese letztere Annahme richtig, so ließe sich aus derselben das historische Gesetz ableiten, daß derartige allgemeinere Bezeichnungen wie Riesenkamm, Riesenberg u. a. gerade an den jüngsten Aufzeichnungen hängen geblieben sind. Für den Riesengrund wenigstens und den Riesenberg würde es zutreffen.

Daß sich der Name Riesengebirge als zusammenfassende Bezeichnung für unseren Gebirgszug in Böhmen leicht festsetzte, darf uns nicht wunder nehmen. Denn obwohl sich die erwähnten Thalsperren und Holzrinnen auch in anderen höheren Grenzgebirgen des Landes vorfanden, z. B. im Böhmerwald und im Adlergebirge, wo noch heute ein Klausenwasser die Erinnerung festhält, so waren doch diese Anlagen damals wohl kaum so mächtig und zahlreich wie die gleicher Art im Riesengebirge, und vor allem fanden sie sich nicht in den unserem Gebirge vorgelagerten niedrigeren Höhenzügen. Den Bewohnern dieser Gegenden mußte allerdings das höchste, zu solchen Anlagen trefflich geeignete Grenzgebirge als das eigentliche „Riesen“-Gebirge erscheinen. Daher taucht der Name zuerst in Nordböhmen auf, und zwar in Simon Hüttels Chronik von Trautenau im Jahre 1549, während sich auf der schlesischen Seite der alte volkstümliche Name „Schneegebirge“ länger erhielt und bekanntlich noch heute im Schwunge ist. Auch bei Hüttel ist der Name Riesengebirge noch keineswegs zum festliegenden Eigennamen erstarrt, sondern noch im

vollen Flüsse. Daneben spricht er noch 1575 in demselben Sinne von den „Hrisenpergischen Gepirgen“. Diese Bezeichnung ist ein interessanter Beleg für die Annahme, daß der Name des Riesengebirges aus dem des Riesenberges abgeleitet und weitergebildet ist.

Wichtiger ist der Umstand, daß sich Simon Hüttel des etymologischen Zusammenhanges noch wohl bewußt gewesen zu sein scheint. Auf die Schreibung „Hrisengebirge“ zwar ist an sich kein großes Gewicht zu legen. Das vorgeschlagene H ist wohl auf Einfluß des Tschechischen zurückzuführen, in dem dieser Laut vor konsonantischem Anlaut sich häufig findet. Hüttel schreibt z. B. das „hoche“ Haus mit dem den Slaven eigentümlichen harten Kehl-laute und selbst her statt er, trotz des Gleichklanges mit her = Herr. Neben dem Hrisengebirge findet sich, obwohl selten, auch das Riesengebirge. Dagegen ist es wohl nicht zufällig, daß Hüttel, wo er der Hrisen Erwähnung thut, auch stets die Schreibung Hrisengebirge anwendet. Durch diesen sprachlichen Gleichklang will er wohl den sachlichen Zusammenhang kennzeichnen. Noch deutlicher ist es, daß er höchst wahrscheinlich das Wort „Hrisenberg“ noch als Appellativum gebraucht. Im Jahre 1569 geleitete Hüttel die kaiserlichen Kommissarien, die gekommen waren, das Gebirge abzumarschieren, um die besten Stellen zur Anlage großer Wasserklausen zu ermitteln. „Sie stellten im Riesengrunde ihren Marscheid-Compaß auf und maßen bis auf die oberste Spitze des Hrisenberges.“ Sie fanden deren Höhe 1920 Ellen. Zu diesen Angaben setzt nun Hüttel hinzu: „also hoch ist der große Hrisenberg aus dem Hrisengrund hienauf. also seind die fürnembsiten berge und thal abgemarscheidet worden.“ Den Zusatz hat Hüttel wohl gemacht zur Unterscheidung des Berges von seinen niedrigeren Nachbarn, die ähnliche Anlagen trugen und also ebenfalls als „Hrisenberge“ bezeichnet werden konnten. Bald genug hat sich freilich der Name mit dem höchsten Gipfel der Schneekoppe fest verknüpft.

Um 1600 ist der Name „Riesenberg“ neben dem älteren „Koppe“ auch in Schlessien schon ganz gebräuchlich. Die Bezeichnung für den Gesamtgebirgszug „Riesengebirge“, die auf der Südseite bald nach dem „Riesenberge“ aufkam, hat auf der Nordseite ebenfalls volles Bürgerrecht erlangt. Der große Krieg, der kurz nach den besprochenen Zeiten in unserem Nachbarlande zum Ausbruch kam, schlug auch dem Gewerbefleiß unseres Gebirges manche unheilbare Wunde. In den Stürmen dieses Krieges, der in die mündliche Überlieferung unseres Volkes eine breite Lücke riß, mögen nicht allein die Holzriesen großenteils verfallen sein, sondern ist auch der etymologische Zusammenhang der von ihnen fortgeleiteten Ortsnamen in völlige Vergessenheit geraten.

Dr. Regell.





Die Entstehung der Wohnstätten auf dem Rammie des Riesengebirges.

In den frühesten Zeiten umgürteten den Riesengebirgswall undurchdringliche Urwälder, in denen sich an den Ufern der fließenden Gewässer zuweilen grüne, mit hohem Gras bewachsene Auen, ausgedehnte Teiche oder Sümpfe ausbreiteten. Zum dauernden Aufenthalt für Menschen war dieser unwirtbare Wald weniger geeignet, dagegen hausten in demselben verschiedene wilde Tiere. Der aus dem ungeheuren Waldmeere sich erhebende Wall des Riesengebirges aber war eine Wildnis, die noch keines Menschen Fuß betreten hatte.

Die ersten urkundlichen Nachrichten von dem Vordringen der Kultur in die Urwälder, welche das Riesengebirge umschlossen, erhalten wir aus dem elften Jahrhundert. Böhmen und Polen, zu denen die Landstriche des heutigen Schlesiens abwechselnd gehörten, waren ehemals der Schauplatz lang andauernder Verheerungskriege, und schon im zehnten Jahrhundert haben sich am Bober bis an den „Grenzwald“ des Riesengebirges Burgen befunden, unter ihnen besonders die Feste Blan, die heutige Burg Lehnhauß. Nach Besiegung des Polenherzogs Boleslaw Chrobry durch die Truppen des deutschen Kaisers Heinrich II. im Jahre 1004 waren in der Gegend von Trautenau die ersten Ansiedler polnische Krieger, welche auf der Flucht von den Heeresmassen getrennt wurden. Unter Wladislaus I. entbrannten 1093 neue Kämpfe zwischen Polen und Böhmen um den Besitz Schlesiens; deshalb ist zum Schutze gegen die Einfälle der Böhmen auch zu der genannten Zeit die Burg Klynast angelegt worden. Hirschberg soll ebenfalls schon ums Jahr 1002 als Marktflecken vorhanden gewesen sein. Im Osten des Riesengebirges befindet sich bei Liebau der Königshaner Paß, der schon in den frühesten Zeiten die bequemste Kommunikation zwischen Schlesiens und Böhmen war. Auch der Paß von Kleinwelt bei Schreiberhau im Westen des Riesengebirges verband die beiden jetzt genannten Länder. Es ist wohl auch anzunehmen, daß sich an diesen Heerstraßen nach und nach Ansiedler niederließen, die als Jäger, Fischer

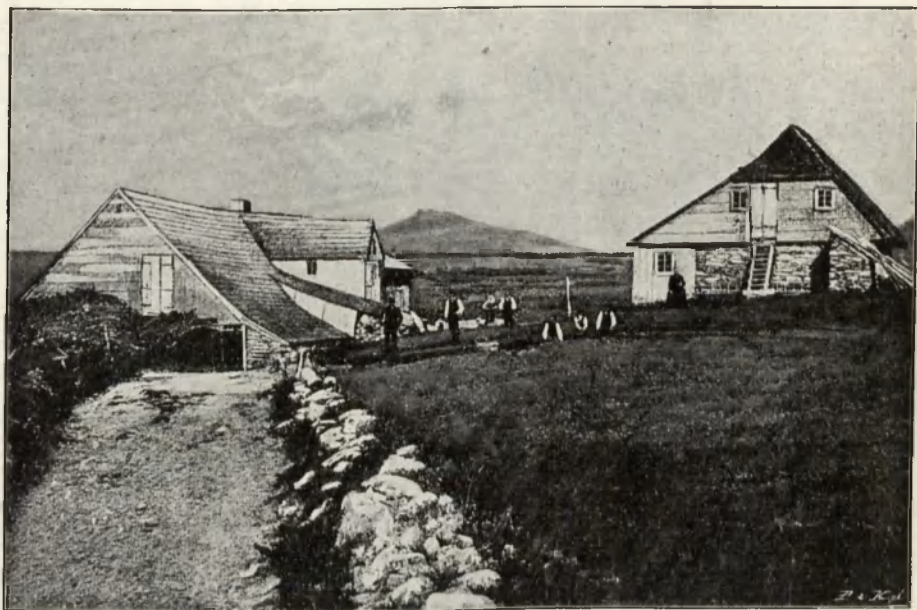
und Köhler ihr äußerst anspruchsloses Leben fristeten. Die genannten Heerstraßen dienten aber in späteren Zeiten nicht mehr allein kriegerischen Zwecken, sondern sie förderten auch den Handel zwischen beiden Nachbarreichen, so daß infolge des steigenden Verkehrs sich dieselben immer mehr belebten. Dadurch war aber genügende Veranlassung dazu gegeben, daß sich an diesen Verkehrswegen eine größere Anzahl Menschen ansiedelte, und daß diese Niederlassungen auch dauernd bestehen konnten. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß die Thäler am Nord-, West- und Ostfuße des Riesengebirgskammes eher bewohnt gewesen sind, als die an dessen Südfuße, während der Hochgebirgskamm bis dahin immer noch von den Menschen gemieden wurde.

Eine planmäßig geregelte und zwar deutsche Kolonisation in der Nähe des Riesengebirges ist aber erst seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar. Von besonderer Wichtigkeit für das Vordringen der Kultur nach dem Riesengebirge zu war die Gründung des Klosters Grüssau in dem Urwalde Gressobor (= Grenzwald) durch Herzog Heinrich den Frommen im Jahre 1240 und die Herzogin Anna im Jahre 1242. In dem genannten Jahrhunderte entstand am Fuße des Riesengebirges eine größere Menge von Ortschaften und zwar mit Einwohnern deutscher Abstammung, während die spärlich vorhandenen slavischen Bewohner immer mehr und mehr verdrängt wurden.

Die ersten Gebäude auf dem Hochgebirgskamme des Riesengebirges, welche den Menschen als Wohnung dienten, waren Jagdhütten, welche die Grundherrschaft errichten ließ. Schon im Jahre 1607 waren deren viele im Riesengebirge vorhanden, denn auch Herzog Boleslaus, der in den Wäldern des Hochgebirges oft das Waidwerk ausübte, hatte daselbst viele solcher Jagdhütten bauen lassen, um dieselben bei Eintritt von ungünstiger Witterung als Unterschlupf benutzen zu können; außerdem beherbergten dieselben zeitweilig die Beamten, welche die Forsten und den Wildstand zu überwachen hatten. Andere derartige Gebäude, die von der landes- oder standesherrlichen Verwaltung angelegt wurden, dienten amtlichen Zwecken und hießen Amtshäuser. In ihnen fanden die Beamten, denen die Überwachung des Grenzverkehrs oblag, ferner die Soldaten, welche infolge der Grenzsperrre, als 1632 und in den folgenden Jahren in Schlesien die Pest grassierte, an den Gebirgsübergangswegen postiert waren, vorübergehend Unterkunft. Solche Amtshäuser sollen am steilen Abfall des Seifenberges, im Langen Grunde, im Riesengrunde u. s. w. gestanden haben; in dieselben flüchteten sich auch im Dreißigjährigen Kriege die Thalbewohner mit einem Teil ihrer Habe.

Während die Jagdhütten und Amtshäuser nur aus besonderer Veranlassung und nur zeitweise von Menschen bewohnt wurden, waren die Häuser, welche die Walen im Riesengebirge errichteten, wohl die ersten eigentlichen Wohnstätten für Menschen. Die Walen waren italienische Bergleute, welche die außerordentlich großen Schätze von Edelmetall und Edelsteinen, die das Riesengebirge ihrer Meinung nach bergen sollte, bergmännisch heben wollten. Auf ihre Thätigkeit deuten noch eine große Menge von verfallenen Stollen, Schachten und viele Halden im Riesengebirge hin. Natürlich bauten sich aber die Italiener ihre Wohnungen in die Nähe der von ihnen angelegten Bergwerke. Solche Bergmannshäuser oder Berghäuser mögen wohl auch die Banden gewesen sein, welche schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts am

Fuße des Koppentegels, da, wo später die alte Herrenbaude sich befand, gestanden haben. Somit wären eigentlich die Walen als die ersten Kolonisten des Riesengebirges zu betrachten. Im Lärme des dreißigjährigen Krieges und infolge der höchst unlohnenden Ausbeute mögen die genannten Bergleute wohl das Riesengebirge sehr enttäuscht wieder verlassen haben. Ihre Wohnstätten teilten später aber mit den bereits erwähnten Jagdhütten und Amtshäusern das gleiche Schicksal. Da nämlich alle die genannten Häuser, die nur leicht aus Holz gezimmerte Blockhütten waren, nicht mehr benutzt wurden, gingen sie allmählich ihrem Verfall entgegen, und da sie nicht einmal ein gemauertes Fundament besaßen, verlor sich von ihnen auch jegliche Spur, sodaß es später nicht einmal möglich war, ihren einstigen Standort festzustellen.



Die Wiesenbaude.

Viele von den Flüchtlingen, die sich in den Kriegszeit in die Berge des Riesengebirges begaben, hielten sich in den letzteren nicht nur vorübergehend auf, sondern siedelten sich auf dem Gebirge an. So sollen bei Seidorf um die Annakapelle und oberhalb Agnetendorf Dörfer gestanden haben, die aber wiederum den Einfällen kriegerischer Horden zum Opfer gefallen sind. Auch die Mummelhäuser sind 1650 und die Baberhäuser 1664 von böhmischen Protestanten angelegt worden.

Ansiedlungen auf dem Hochgebirge konnten aber nur dauernd bestehen, wenn die Ansiedler eine Beschäftigung betrieben, die ihren Nahrungserwerb sicherte. Die Haupterwerbszweige für Bewohner des Hochgebirges sind aber Waldarbeit, Viehzucht und Gastwirtschaft.

Da schon im sechzehnten Jahrhundert die „Obergebirgswaldungen“, das sind die Waldungen im Riesengrunde, große Mengen Holzes nach Kuttenberg i. B. für

die Bergwerke lieferten, ist wohl anzunehmen, daß sich die mit Walzarbeit beschäftigten Holznächte in der Nähe ihrer Arbeitsstätte ansiedelten. Auch im westlichen Teile des Riesengebirges wurde später der Holzreichtum zu industriellen Zwecken ausgebeutet, was gewiß ebenfalls zu dauernden Ansiedlungen Anlaß gab.

Die älteste von allen jetzt noch vorhandenen Riesengebirgsbauden ist die Wiesenbaude, welche im Jahre 1625 angelegt wurde. Dieselbe verdankt ihren dauernden Bestand dem Umstande, daß in ihr später Viehwirtschaft getrieben wurde, zu der alsdann noch als neuer Erwerbszweig, die Gastwirtschaft kam. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war die Wiesenbaude sogar die einzige massive Baude des Riesengebirges, die zugleich die beste Herberge und Verpflegung bot.

Ein ziemlich reger Handels- und Grenzverkehr muß schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf dem Riesengebirgskamme stattgefunden haben, denn über den letzteren führten damals schon Handelswege von Schreiberhau nach Rochlitz, von Hain nach Spindelmühle, von Hoheneße über den Kamm nach Warmbrunn, von dem sich wieder Wege nach Schmiedeberg, Schwarzenthal und Freiheit abzweigten.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entstanden auf dem Riesengebirgskamme mehrere Bauden, in welchen zum Teil Viehwirtschaft und Gastwirtschaft vereint, zum Teil nur Gastwirtschaft betrieben wurde. Zu den Bauden erstgenannter Art gehört die Hampelbaude. Ihre Besitzer, sowie auch die Eigentümer anderer, an den Handelswegen gelegenen Bauden, waren zur Instandhaltung dieser Wege gegen eine kleine, jährliche Geldentschädigung verpflichtet, welche Verpflichtung mit zu den auf den Bauden ruhenden Lasten gehörte. Vornehmlich als Einkehrhäuser entstanden in der vorbezeichneten Zeit an den Verkehrswegen die Schlingelbaude, die heut nicht mehr vorhandene Tannenbaude, welche auf der Geiergucke stand, und die Kesselhofbaude. Die am Ende des siebzehnten Jahrhunderts errichtete Teichbaude könnte zu den Amtshäusern gezählt werden; denn in ihr wohnte zum Schutze und zur Förderung der im Kleinen Teiche betriebenen Forellenzucht der gräfliche Teichwärter, der besonders im Winter für Zuführung von frischer Luft zu sorgen hatte. Der östliche Teil des Riesengebirges erhielt ferner zu letztgenannter Zeit dadurch eine beständige Bevölkerung, daß sich verbannte Schweizer und Österreicher höheren Standes am südlichen Abhange des Forstkammes ansiedelten und besonders Viehwirtschaften in den jetzigen Grenzbauden gründeten. Lediglich zum Zwecke der Viehzucht mögen auch die sechs Bauden errichtet worden sein, welche in der Nähe der Stelle gestanden haben, wo sich die Bantsche in die Elbe stürzt und die den Namen Bantschen- oder Bantschefallbauden führten. Auch am Elbfall befand sich einst eine solche Baude, die später ebenfalls wie die letztgenannten Bauden verschwand. Zwischen der Schlingel- und Hampelbaude lag ehemals die Geistliche Baude, auch Pfarr- oder Koppenbaude genannt. Sie scheint zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entstanden zu sein. Ihren Namen erhielt sie davon, daß sie an den fünf Koppenfesten für die drei Cisterzienser-Mönche der zum Kloster Grüssau gehörenden Propstei Warmbrunn, die nur allein das Recht besaßen, in der Koppenkapelle zu zelebrieren, reserviert war. Außerdem beherbergte sie bisweilen die gräfliche Familie. Als nach Aufhebung der Klöster im Jahre 1810 in der Koppenkapelle kein Gottesdienst mehr abgehalten wurde, blieb

die Baude unbenutzt und ging ihrem Verfall entgegen. Die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts am böhmischen Abfall des Hauptkammes erbauten Bradler- und Leierbauden, sowie die Budel- und Martinsbauden am Südfuße des Hohen Rades waren sogenannte Sommer- oder Viehbauden. Seit Anfang dieses Jahrhunderts nutzte man die Weiden des Hochgebirges noch mehr aus, deshalb vermehrten sich auf dem Riesengebirgskamme und an dessen Abhängen die Sommerbauden immer mehr, sodaß sie besonders an den Böschungen der Thälränder größere Baudengruppen oder Dörfer bildeten.



Die Hampelbaude.

An der östlichen, über das Riesengebirge nach Rochlitz führenden Handelsstraße errichtete in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Besitzer aus den Krausebauden bei Spindelmühle-Friedrichsthal, Namens Hollmann, eine Baude, die nach ihm Hollmannsbaude oder auch nach der nächstgelegenen Ortschaft Schreiberhauer Baude genannt wurde. Die in Österreich wohnenden Verwandten des Hollmann, der auch auf böhmischer Seite Bauden besaß, bezeichneten diese Baude als „Schlesische“ Baude, und als 1787 Hollmann am Fuße des Reifträgers noch eine Baude anlegte, nannte man letztere die Neue Schlesische und die vorgenannte die Alte Schlesische Baude. Im Jahre 1790 wurde auf dem äußersten Westflügel des Kammes die Woffeckerbaude errichtet, welche auch die Neue Böhmishe Baude oder Franziskanerbaude hieß. Zwischen 1794 und 1817 scheint die Schnurrebartzbaude, die ehemalige

Johann Georgen-Baude, am Wege von Krummhübel zur Koppe entstanden zu sein. Die Rennerbaude ist 1795 als Sommerbaude errichtet worden. Die Mitte des Riesengebirgskammes erhielt im Jahre 1811 als Einkehrhaus die Petersbaude, welche etwas seitlich entfernt von dem nach Spindelmühle führenden Wege liegt. Direkt an diesem Wege, im tiefen Sattel der Mädelwiese und am Fuße der Kleinen Sturmhaube ließ der Friedrichsthaler Richter Spindler die nach ihm benannte Spindlerbaude aufbauen, die für den Verkehr viel bequemer lag als die Petersbaude und deshalb mehr bevorzugt wurde als letztere. Die 1886 durch eine Feuersbrunst zerstörte Spindlerbaude ist in ihrem Neubau viel größer und praktischer hergestellt.



Prinz Heinrich-Baude.

Da in der Koppenkapelle kein Gottesdienst mehr stattfand, erhielt Gastwirt Siebenhaar aus Warmbrunn die Erlaubnis, sie im Jahre 1824 in eine Herberge umzugestalten. Siebenhaar übte die Gastwirtschaft bis zum Jahre 1850 in der Kapelle aus, bis dieselbe ihrem ursprünglichen Zwecke wieder zurückgegeben wurde.

Mit dem fortwährend zunehmenden Besuch des Riesengebirges machte sich das Bedürfnis nach einem geräumigen Einkehrhause auf dem Westflügel des Kammes immer dringender geltend, denn die kleine Schutzhütte am oberen Rande der Schneegruben bot nur wenigen Personen die notdürftigste Unterkunft und Verpflegung. Deshalb ließ Graf Leopold Christian Gotthard Schaffgotsch an Stelle dieser Bretterhude 1837 die Schneegrubenbaude massiv erbauen. Dieselbe war also die erste Wirtschaft auf dem Kamm des Riesengebirges, welche lediglich aus Rücksicht auf

den Touristenverkehr gegründet worden ist. In jüngster Zeit ist neben der alten Schnee grubenbaude ein stattliches, massives Gasthaus erbaut worden. In den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts mußte die steinerne Hütte eines Wächters am Elbfalle einem größeren Gebäude, der jetzigen Elbfallbaude, Platz machen.

War in der Koppenskapelle auch der Gottesdienst eingestellt, so beging doch die Gebirgsbevölkerung noch die weltliche Feier der Koppenseste, und auch der Touristenverkehr nach der Schneekoppe hatte in den fünfziger Jahren noch mehr zugenommen. Die beschränkten Räume der Koppenskapelle reichten an den erwählten



Das „Deutsche Lehrerheim“ in Schreiberhau.

Nach einer Original-Aufnahme von A. Kohlroß in Schreiberhau.

Festtagen bei weitem nicht aus. Deshalb errichtete Kaufmann Stephan Mitlöchner aus Großaupa am Fuße des Koppentegels erst einen hölzernen Stall für sein auf dem Hochgebirge weidendes Vieh und verband mit diesem Gebäude vorläufig eine Marktenderbude. In den Jahren 1847 und 48 baute er die Niesenbaude. Im Jahre 1850 ließ Gastwirt Sommer auf der Schneekoppe das erste Hospiz, die Preussische Baude, errichten. Dasselbe wurde nach siebenjährigem Bestehen von Bubenhand in Brand gesteckt und gänzlich zerstört. Bald entstand ein neues Gasthaus an Stelle des alten, doch auch dieses brannte 1862 nieder und Sommer baute das Hospiz zum dritten Male. Gastwirt Blaschke aus den Grenzbauden errichtete 1868 auf der österreichischen Seite des Koppentplateaus ebenfalls ein Gasthaus, die Böhmisches Baude.

Nun entstand direkt auf dem Kamm des Riesengebirges während einer längeren Reihe von Jahren kein neues Einfahrthaus mehr, dagegen sah man an den Kammabhängen und am Fuße derselben zahlreiche Gasthäuser entstehen. Als nach Gründung des deutschen und österreichischen Riesengebirgsvereins der Touristenverkehr im Riesengebirge einer bedeutenden Aufschwung nahm, trat das Bedürfnis nach einem Gasthause auf der langen Strecke nach der Spindler- und der Niesenbaude ein. Ein aus Mitgliedern des Riesengebirgsvereins bestehender Bauverein beschaffte die Mittel zum Bau eines modernen Hotels, das in der Nähe des Mittagsteines seinen Platz erhielt, im Jahre 1889 eröffnet und Prinz Heinrich-Baude genannt wurde.

Gegenwärtig befinden sich auf einem Flächenraum von circa 540 Quadratkilometern ungefähr 1035 eigentliche Gebirgsbauden. Die zahlreichen Gastwirtschaften auf dem Riesengebirgskamme bieten nun den Touristen, deren alljährlich etwa 50 000 das Riesengebirge beleben — einzelne Tage, an denen Überfüllungen vorkommen, ausgenommen — befriedigende Unterkunft und Verpflegung.

Nicht auf dem Kamm, sondern seinem Zwecke entsprechend im geschützten Marienthale von Schreiberhau ist in den letzten Jahren auch den deutschen Lehrern eine gastliche Heimstätte geschaffen worden. Im Jahre 1897 öffnete das „Deutsche Lehrerheim“ zum ersten Male seine Pforten für diejenigen erholungsbedürftigen Lehrer, die in Schlesiens Bergen Ruhe und neue Kräfte suchten.

Von einem Lehrer geplant, von Lehrern aufgebaut und gehütet ist dieses prächtige Hotel im schönsten Teile Schreiberhaus ein beredtes Wahrzeichen der idealen Gesinnung und der Solidarität der deutschen Lehrerschaft.

W. Patzkowsky.





Hirschberg.



Eine reizende Arabeske im buntgestickten Teppich dorfbefäuter Thuren, so erscheint der Hauptort des preussischen Riesengebirges dem Wanderer, der von den Höhen am Boberdurchbruch im Nordwesten der Stadt seine Blicke über die vielgestaltige, farbenprächtige Landschaft zu seinen Füßen schweifen läßt. Es ist just die rechte Stunde zur Umschau. Ein blauer, krystallklarer Himmel wölbt sich über steinernen Trägern, die als gewaltige Gebirgsmauern ein Quadratmeilen großes Thal allseitig umschließen. In der reinen Luft ist kein Umriß verschwommen; überaus scharf hebt sich der fernste Gegenstand aus seiner Umgebung. Die Strahlen der Spätnachmittagssonne lassen die eng aneinandergedrängten Ziegeldächer der inneren Stadt in einem warmen, intensiven Rot aufleuchten, bei dessen Frische die Schatten, welche die hohen Giebel werfen, noch tiefer erscheinen. Jedes Haus ist wie mit spitzer Feder eingezeichnet. Rechts seitwärts aber löst sich das steinerne, farbige Gewirr in kleinere Gruppen auf, die meist in hellem Weiß aus dem dunklen Laubgrün zahlreicher Gärten herausleuchten. Langgezogene Hügelketten, oft mit krönendem Buschwerk, fassen das bunte Bild gegen Südosten in einen engen Rahmen, über den hinweg jedoch das Auge noch ungehindert bis zu den blauen Ketten der Grenzgebirge schweifen kann.

Man muß Hirschberg von einem hohen Punkte in der Nähe sehen, um einen Begriff von seiner malerischen Lage zu bekommen und wesentliche Züge seiner Individualität zu erkennen. Hohe Gebirge schließen es mit seinem weiten Thale von der Welt ab. Keine Länder verbindende Hauptstraße berührt es direkt; erst die Gebirgsbahn verknüpfte es nach zwei Seiten mit den Schlagadern des Weltverkehrs. Hirschberg ist eine Provinzialstadt und wird immer eine bleiben. Es ist in seiner Entwicklung auf die völlig abgesonderte Landschaft, in der es liegt, und deren natürliche Hauptstadt es stets bleiben muß, angewiesen. In Hirschberg vereinigen



Hirschberg.

Nach einer Original-Photographie von Rehnert & Co., Hirschberg.

sich, wie alle Wassertropfen, die von den Bergen herabfließen, auch alle Straßen, die das stark bevölkerte Thal durchziehen. Keines der zahlreichen großen Dörfer kann ohne Hirschbergs Vermittelung mit dem Weltverkehr in Verbindung treten. Hirschberg braucht sein Thal und das Thal braucht Hirschberg. Der Durchgangsverkehr in der Stadt ist darum auch ganz außerordentlich bedeutend. Jeder, der einmal in schöner Sommerzeit eine Bergfahrt unternommen hat, wird das Gefühl kennen, das sich auf dem Bahnhofe zeigt, wenn die Züge von Berlin und Breslau ihre Personen mit den Lokalbahnen nach Schmiedeberg und Petersdorf austauschen. Dazu denke man sich den Wagenverkehr durch die Straßen der Stadt nach dem Hochgebirge hin! Man sagt, die Chaussee nach Warmbrunn sei vor Eröffnung der Sekundärbahn im Jahre 1891 nächst der Straße von Berlin nach Charlottenburg die belebteste im ganzen preussischen Staate gewesen. Wohl möglich; denn auch jetzt noch wird der fremde Fußgänger nicht angenehm überrascht sein, wenn die zahlreichen vorüberrollenden Fuhrwerke an heißen Sommertagen die Straße in Staubwolken hüllen, die erst im Nachwindhauche völlig verschwinden.

Ein Ort mit regem Verkehr ist Hirschberg seit Jahrhunderten gewesen. Lange bevor der moderne Tourist seine Straßen durchzog und die hochentwickelte Industrie des weiten, bevölkerten Thales hier ihre Durchgangspforte fand, herrschte Leben und Bewegung in seinen Mauern. Hunderte von Webern kamen täglich aus ihren Dörfern und lieferten die Produkte ihres Fleißes in die Lagerräume weltbekannter Handelsherren. Lange Wagenzüge mit Schleierleinwand fuhren aus den Thoren der Stadt in die weite Welt. Am lebendigsten aber ging es in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges und den nicht minder bewegten der friedericianischen Feldzüge zu, obgleich hier niemals eine Schlacht geschlagen worden ist. Hirschberg hatte bei Wallensteinern und Schweden, bei Kroaten und Ungarn einen „goldenen“ Klang. Sein Kaufmann holte Dukaten aus aller Welt, die heimatlosen Söldnerscharen führten sie wieder in alle Welt. Hatte man heute Tausende erpreßt, morgen kam ein anderer Bandenführer und verstand es, die Taschen der Bürger so umzukehren, daß immer noch Hunderte herausfielen. Manch braves Soldatenherz bewahrte Hirschberg eine rührende Treue. Immer kehrte es noch einmal zurück, ließ sich die Abschiedstränen mit Schocken von Leinwand trocknen und schweres, gelbes Metall auf die schmerzenden Wunden legen, die die Trennung riß. „Abschied, Abschied, bitt're Stunde!“ 164666 Rthlr. 7 Gr. 6 $\frac{2}{3}$ Pfennig an barem Geld und Naturalien — Hirschbergs Kaufleute rechneten stets sehr genau, wo es zu bezahlen gab — hatten die Kriegsvölker Maria Theresias in den beiden ersten schlesischen Kriegen zum Dank für den Schutz der Stadt vor den Liebeswerbungen Friedrichs des Großen angenommen. Aber der goldene Strom floß auch wieder rückwärts. Mehr als zwei Millionen Reichsthaler gingen jährlich aus allen Ländern Europas, aus Ost- und Westindien für gelieferte Schleierleinwand ein, und das war nur die Summe, die bei der Verzollung angefragt wurde und nach dem Chronisten den „mehr bleibenden, inneren Wert“ repräsentierte. Der Handel war Hirschbergs Lebensquell. Im Jahre 1670 ein Trümmerhaufen, den die acht vorhandenen Bürgerfamilien vollends verließen, baute es schon von 1709 bis 1718 seine kostbare Gnadenkirche,



Das Innere der Gnadenkirche in Hirschberg i. Schl.

Nach einer Original-Aufnahme von A. Rehnert & Co. Hirschberg.

wofür dem Kaiser ein freiwilliges Geschenk von 3000 Dukaten und ein Darlehn von 100 000 Gulden, „an dessen Wiederbezahlung man sicherlich nicht dachte“, gegeben werden konnten. Ein einziger Kaufmann, den sein Erwerb bereits zum „doppelten Rittergutsbesitzer“ gemacht hatte, schenkte die Orgel im Preise von 30 000 Thalern. Was die Pracht des Gotteshauses erhöhte: Freskogemälde in den Deckengewölben, üppige Goldverzierungen am Holzwerk, Statuen, Ölgemälde am Chor und Altar, wurde geschafft, ohne nach den Kosten zu fragen.

Würdig, wie die Wohnung des Höchsten, errichteten auch die reichen Handelsherren ihre Behausungen. Sie stehen noch dicht aneinander gedrängt, den schmalen, hohen Giebel der Straße zugekehrt, in der von der Promenade umschlossenen inneren Stadt. Sie sind nicht gebrechlich und nüchtern wie die Fachwerkbauten anderer schlesischer Städte aus damaliger Zeit. In festen Steinmauern steigen sie zwei, drei und vier Stock empor, die abgeputzte Wandfläche häufig mit Wand- und Blumenornamenten verziert und auf dem Giebel, der das Dach ein wenig überragt, bildnerischer Schmuck in Barock und Rokoko. Das Erdgeschoß der Markthäuser ist soweit nach hinten gerückt, daß ein vom Obergeschoß gedeckter, nach außen von Pfeilern begrenzter, gewölbter Gang frei bleibt, der um den ganzen Platz herumführt. Händler halten hier ihre Waren feil, und an Markttagen ist das Gedränge in dem beschränkten Raume nicht gering. Der spürende Kunstfreund findet unter diesen Laubengängen manches, was der Beachtung wert ist. Hier fesselt ein verzierter Thürbogen seine Aufmerksamkeit, dort ist es eine steinerne Figur, die an der Treppe im Hausflur Wache hält. Viel Licht fällt in diese untern Räume nicht. Die Aufgänge nach den einzelnen Stockwerken sind auch meist recht finster. Aber der Korridor, auf den sie führen, ist durch Oberlicht immer hübsch hell und freundlich, und das ihn umgrenzende Geländer zeigt auf den breiten, eichenen Staketen mitunter reizende Holzschnitzerei. Nach vorn und hinten liegen die geräumigen, hohen Zimmer, deren Decke fast nie ohne Stuckverzierungen ist. In einigen ehemaligen Patrizierhäusern bedeckt die Tünche sogar vermauerte Marmorkamine. Freilich uns Modernen wollen die hohen, winkligen Häuser mit ihren finstern Treppen und unzusammenhängenden Räumlichkeiten trotz allen aufgewendeten Schmuckes nicht mehr recht wohnlich erscheinen. Wir lieben Luft und Licht. Ein Stück Himmel soll in unser Zimmer leuchten, ein Baum vor unserm Fenster schwanke. Der graue, kalte Stein ist starr und tot. Der reiche Kaufherr aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entsagte aber auch nicht der Natur, wenn er sein Heim in den düstern, schmalen Straßen aufschlug. Vor dem Thore in der Vorstadt lag sein freundliches Gartenhaus, von dem aus sein Auge über blühende Beete, lauschige Lindengänge und plätschernde Springbrunnen hinüberschaute zu der blauen Gebirgskette. Hier trank er seinen Kaffee, plauderte an milden Sommerabenden im Kreise der Freunde von fernen Ländern, die er bereiste, freute sich im Treibhause an Kaffeebäumen, Aloe, Ananas und seltenern ausländischen Blumen, zeigte dem Fremden mit Stolz sein kleines Kunstkabinett und experimentierte mit physikalischen und mathematischen Instrumenten. Da ließ sich dann der Winter drinnen schon wieder aushalten. Und schön ist so eine klare Januarnacht in Hirschberg, wenn der weiße Schnee auf den hohen Dächern im hellen Mondlicht blinkt, die

geschweiften Giebel mit ihren Schmuckaufsätzen sich scharf vom Himmel abheben und die Finsternis mit schwarzen Augen aus den Laubenbogen am Markte starrt. Tiefe Stille liegt auf dem Traumbilde, nur zuweilen unterbrochen von dem feierlichen Stundenschlage der nimmer schlafenden Zeit. Ein ernstes, zauberisches Bild, das noch bis heute nichts von seiner strengen Schönheit verloren hat, wiewohl sonst so vieles anders geworden ist.

Eine neue Zeit kam. Wild donnerte sie in den Stürmen der französischen Revolution auch an die Thore unserer Stadt, und schlug dem Handel die ersten, wirklich tiefen Wunden. Kaum fingen sie an zu vernarben, da riß der korsische Welteroberer sie brutal von neuem auf, und schnell verblutete Hirschbergs Wohlstand. Der alte Handelsherr verschwand, wie seine wohlgepflegten Gärten infolge der neuen, jedermann zugänglichen Anlagen auf dem Kavallerberge verschwanden. Nur die steinernen Denkmäler, seine Wohngebäude, seine Kirche mit den sie umgebenden, reich ausgestatteten Gräbern auf dem Friedhofe, und die milden Stiftungen reden noch zu uns Nachgeborenen von jenen goldenen Tagen. Stiller ward es in den Straßen. Die Einwohnerzahl blieb bis in die Mitte unseres Jahrhunderts dieselbe, die sie bereits vor dem siebenjährigen Kriege war. Die nüchterne, ängstliche Zeit, welche dem frischen Begeisterungsstürme der Befreiungskriege folgte, blieb in den wenigen Bauten, die sie schuf, ihrem Charakter treu. Zwar konnte sie der innern Stadt nichts von ihrer Originalität nehmen, dazu hatten die alten Herren zu fest gebaut. Aber in den Vorstädten vernichtete sie jede Individualität, die sich noch in Gärten und leichter aufgeführten Gartenhäusern erhalten hatte. Dem nacktesten Bedürfnis wurde genügt und konnte nur genügt werden. Bald glich Hirschberg in diesen Theilen andern Orten in der Provinz, wie ein Ei dem andern. Schmucklos stehen die Häuser mit der Frontseite an der Straße, ganz wie anderwärts, nur eingerichtet, recht viele Personen zu beherbergen. Bloß in einem genoß es einen Vorzug vor vielen seiner Schwestern. Ein Schimmer vom Glanz der preussischen Krone fiel in seine düstern Straßen. Vom Jahre 1822 an kamen öfters Mitglieder des königlichen Hauses zum Sommeraufenthalt nach Fischbach, und als erst Friedrich Wilhelm III. 1835 noch die Herrschaft Erdmannsdorf von den Erben des Feldmarschalls Gneisenau gekauft hatte, erfreuten sich die Bewohner unseres Thales durch Jahrzehnte des herzlichsten Verkehrs mit den hohen und höchsten Herrschaften. Freudenfeuer loderten zur Begrüßung auf den Bergen, Deputationen erschienen und wurden huldvoll empfangen. Hirschbergs Bürgertöchter setzten ihren größten Stolz darein, als Ehrenjungfrauen beim Umspannen auf dem Markte den königlichen Wagen zu umgeben. Manch ehrwürdige Bürgerfrau wird heute wieder jung, wenn sie von jenen sonnenhellen Tagen ihrer Jugend erzählt. Nur einmal verscherzte sich die Stadt auf längere Zeit die Gnade des Monarchen. Sie hatte auch ihre Revolution gehabt, — ein tragikomisches Intermezzo — und jahrelang sah sie den König nicht mehr in ihren Mauern.

Wieder schritt die Zeit vorwärts. Durch die fürstlichen Besuche und bequemeren Verkehrsmittel war das Riesengebirge allmählich dem Touristenverkehr gewonnen worden und Hirschberg in die Reihe der Fremdenorte getreten. Auf das mächtigste

wurde die Stadt durch den Bau der Gebirgsbahn gefördert, welche in Verbindung mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwunge zu Anfang der siebziger Jahre Hirschberg bis zur doppelten Größe anwachsen ließ. Hirschberg wird gern von Pensionären und Rentnern als Ruheflitz gewählt. Besonders in der Gegend des Kavalerberges trägt es ganz das Gepräge eines Fremdenortes, eines „Pensionopolis“. Stattliche Männergestalten mit militärischer Haltung verraten ehemalige Offiziere. Dort wandert bedächtig ein kleiner Trupp ruhebedürftiger Beamter den gewohnten, täglichen Spazierweg. Nicht sehr von ihnen unterscheidet sich nach dem äußern Aussehen der kleine Rentner, den seiner Hände Fleiß dahin gebracht hat, in Beschaulichkeit den Rest seiner Tage zu genießen. Ihnen allen ist der in wenigen Minuten zu erreichende Kavalerberg mit den schattigen Anlagen auf dem flachgewölbten, langgezogenen Rücken ein liebgewordener Aufenthalt. Vom Südbahange schweift der Blick über das große, malerische Thal und ruht auf dem majestätischen Bergwall, dem Sommer und Winter, Sonne und Wolken wechselnde Reize verleihen. Im Norden aber schmiegt sich die Stadt an den Fuß des Berges so dicht, daß man in die näher gelegenen Straßen hineinschauen kann.

Es ist neuerdings viel geschehen, Hirschberg zu einem gesunden und angenehmen Aufenthalt zu machen. Die Promenade auf den ehemaligen Wallgräben kann, da sie zwischen längst vorhandenen Häusern liegt, nicht anders als dürftig sein. Dafür aber hat man dem bereits vor hundert Jahren bepflanzten Kavalerberge fortgesetzte Aufmerksamkeit gewidmet und schließlich auch den gegenüberliegenden Hausberg, am Zusammenfluß von Bober und Zacken recht hübsch als Waldpromenade gestaltet. Zudem lassen sich ausgedehntere künstliche Anlagen bei der überaus großen Zahl reizendster Spaziergänge in unmittelbarer Nähe der Stadt, namentlich in der wildromantischen Sattlerschlucht, recht gut entbehren. Viel wichtiger für das Gedeihen unseres Ortes sind die in wenigen Jahren unmittelbar hintereinander erfolgten sanitären Einrichtungen, die von alten Übelständen die allermeisten beseitigten. Noch im vorigen Jahrhundert gehörte Hirschberg zu den Städten, in denen häufig genug die Zahl der Gestorbenen die der Geborenen übertraf. Heute steht es inbezug auf die Sterblichkeit nicht ungünstig da. Eine von natürlichem Hochdruck getriebene Wasserleitung versorgt uns mit dem vorzüglichsten Trinkwasser in einer Menge, die für die doppelte Einwohnerzahl noch ausreicht. Diese Lebensader in Verbindung mit der in der Anlage begriffenen Kanalisation hat einen bösen, hartnäckigen Feind vollends aus unsern Mauern vertrieben, den Typhus.

Hirschberg ist eine moderne und gesunde Stadt geworden, und in seinem Innern eine alte Stadt mit vielen intimen Reizen geblieben. Über allem aber steht eine wunderbar herrliche, großartige Natur, die aus ihrem Füllhorn die Stadt mit den herrlichsten Gaben überschüttet.

O. Fiedler.





Die Burg Kynast.^{*)}



In der nördlichen Abdachung des Riesengebirges und zwar in unmittelbarer Nähe des Dorfes Hermsdorf erhebt sich ein mit Nadelholz und Buchen schön bewaldeter Granitkegel, der nach Norden mäßig steil, nach Süden aber zum Höllengrunde jäh abfällt. Der etwa 260 m über dem Dorfe liegende Gipfel trägt die aus Tannenvipfeln hervorragenden, von mancherlei Sagen umwobenen und von kleinen und großen Dichtern mehrfach besungenen Mauern der Burgruine Kynast, welche wegen des herrlichen Ausblickes auf das Hochgebirge, wie auf das langgestreckte, anmutige Hirschberger Thal zu den Perlen des Riesengebirges gehört und ein Hauptwanderziel der demselben zusteuernenden Touristen ist.

Ein steiler, nur von einer Seite zugänglicher Bergkegel eignete sich vorzüglich als Bauplatz einer Burg, zumal wenn die Mauern unmittelbar auf Felsen gegründet werden konnten. Der Weg zur Burg wurde in der Regel so angelegt, daß er nur für einen Reiter Raum bot und daß die Hinauffsteigenden ihre linke, vom Schilde geschützte Seite den Verteidigern zuzehren mußten. Ringmauern mit Zinnen, deren Zwischenräume als Schießscharten dienten, umgaben die ganze Burg. Von vorspringenden, halbrunden Mauertürmen aus konnte der Feind mit einem Kreuzfeuer empfangen werden. Die Befestigung einer Burg, also die militärische Seite derselben, war immer die Hauptsache; die wohnliche Einrichtung kam erst in zweiter Linie in Betracht. In den Höfen befanden sich Wirtschaftsgebäude und Pferdeställe, in der inneren Burg lag das Wohngebäude des Burgherrn, Palas genannt, mit Wohn- und Schlafzimmern und Festsälen. In die Zimmer fiel das Licht durch kleine Fenster auf der Innenseite. Konnte der Feind eine Außenseite der Burg mit seinen Geschossen nicht bestreichen, so wurden nach dieser Richtung hin große Fenster angelegt, und es

^{*)} Nach urkundlichem Material, das größtenteils dem Königlichen Staatsarchive zu Breslau und dem Hofkammerarchive zu Wien entlehnt ist.

entstanden hier, da die Mauern sehr dick waren, tiefe, mit Bänken versehene Fenster-
nischen, lauschige, meist eine vortreffliche Aus- und Fernsicht gewährende Plätzchen.
Als letzter Zufluchtsort diente den Verteidigern im Falle einer Belagerung, der aus
diesen Mauern bestehende Turm (Bergfried, auch Donjon genannt), dessen unteres
Stockwerk gewöhnlich ein Gefängnis war; im obersten dagegen hauste der Burg-
wächter, der von hier aus die Umgegend beständig im Auge behielt. In den Höfen
grub man tiefe Brunnen; fand man kein Wasser, so behalf man sich mit Cisternen,
in denen sich das Regen- und Schneewasser ansammelte, welches sodann durch Sand-
schüttungen gereinigt und genießbar gemacht wurde. Auf Grund dieser allgemeinen
Gesichtspunkte folge nun eine kurze Wanderung durch die Trümmer der Burg Kynast,
von welcher von vornherein bemerkt sei, daß der kleinere Teil der auf uns gekommenen
Burgreste, namentlich die Erkerkapelle, aus dem 15. Jahrhundert stammt, der Haupt-
teil dagegen etwa aus der Mitte des 16. Jahrhunderts herrührt, wenngleich die
Anlage der Burg selbst in frühere Zeit fällt.

Von dem geräumigen Vorplatze aus, auf welchem sich jetzt die Gastwirtschaft
befindet, betreten wir durch ein Thor den ersten Hof. Rechts vom Eingange be-
fand sich, wie die in den Felsen gehauenen Krippen deutlich beweisen, ein Pferdestall
und daneben eine Cisterne; links stand die Wohnung des Burghauptmanns. Durch
den in der Südostecke befindlichen, jetzt halb abgebrochenen Rundturm gelangt man
in den Burgzwinger, der sich um die ganze Burg herum bis zum Eingangsthore
zieht. In dem geräumigeren zweiten Hofe befand sich links das Zeughaus mit
der Gerichtskanzlei, woran sich verschiedene Wirtschaftsgebäude und die Küche mit
dem ungeheuer großen Schornsteine angeschlossen. Nahe dabei ist eine zweite Cisterne
und in der Mitte des Hofes eine steinerne Säule, welche allgemein für eine Stau-
säule gehalten wird. Die daran befindlichen Vertiefungen für den Kopf des Mör-
dthäters und Eisenringe zur Befestigung des letzteren lassen diese Annahme begründet
erscheinen. In dem nun folgenden kleinen Zwischenhofe liegt links ein gewölbtes
Gemach, das gewöhnlich als Pulvermagazin bezeichnet wird. In den Zwischenhof
hinein ragt die spätgotische, aus rötlichem Sandstein hergestellte, jetzt aber ziemlich
verfallene Erkerkapelle. Nunmehr gelangen wir in den dritten und letzten Hof, auf
dessen südwestlichster Felsenecke der hohe, runde Wartturm steht. Er war ehemals
oben mit einem Kranze versehen, und über die Bedachung hinaus ragte auf hoher
Spille ein großer, vergoldeter Knopf. Das untere Geschloß des Turmes war ein
Gefängnis. Gegenüber befand sich die Wohnung des Burgherrn, welche im unteren
Stockwerke das Tafel- und ein Wohnzimmer, im oberen drei kleine Zimmer und
darüber noch 9 Kammern enthielt, also selbst für damalige Zeiten und Verhältnisse recht
bescheiden genannt werden muß. Turm und Herrenhaus waren durch eingezapfte,
schwebende Gänge mit einander verbunden.

Der Kynast hieß ursprünglich „Neuhaus“, wie eine Urkunde von 1393
bezeugt; erst später kam der jetzige Name in Brauch, welcher mit Choinasty (d. i.
eiserreicher Ort) gleichbedeutend sein soll. Wann und von wem die Burg erbaut
worden ist, darüber fehlen direkte urkundliche Nachrichten. Die so sicher klingenden
Mittheilungen des Fabulisten Naso, daß auf dem Kynastberge 1278 ein Jägerhaus

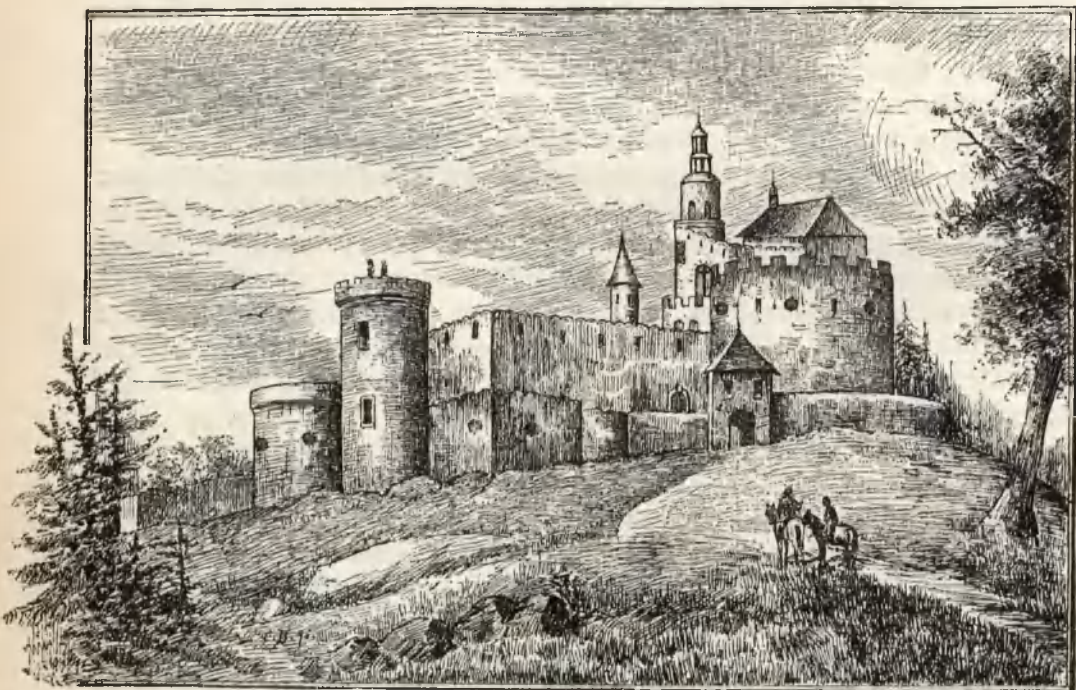
gestanden habe, welches 1292 durch Bolko I. in eine Burg umgewandelt worden, sei entbehren jeglicher Begründung. Nur aus zwei uns erhaltenen Urkunden vermögen wir über die Erbauungszeit und den Erbauer der Burg einige Schlüsse zu ziehen. 1353 verschrieb Herzog Bolko II. seiner Nichte Anna und ihrem Gemahl Karl IV. die Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, und in dieser Beschreibung sind alle Städte und Festen derselben namentlich aufgeführt; aber des Rynast wird als einer herzoglichen Burg nicht Erwähnung gethan. Dagegen befindet sich in einem Erbvertrage vom Jahre 1364 zwischen Karl IV. und dem Markgrafen Otto von Brandenburg unter den wiederum angeführten Burgen nun auch der Rynast. Es dürfte somit nicht zu gewagt erscheinen, aus diesen urkundlichen Zeugnissen den Schluß zu ziehen, daß der Rynast zwischen 1353 und 1364 erbaut worden ist. Der Erbauer muß dann Bolko II., der 1368 starb, gewesen sein. Soweit unsere Nachrichten zurückreichen, befindet sich der Rynast in den Händen der Familie Schaffgotsch. Dieses Geschlecht Schof oder Schaf ist aus Süddeutschland eingewandert und erscheint in Schlesien zum ersten Mal urkundlich im Jahre 1242, in welchem Herzog Boleslaw II. dem Ritter Siboth Schoff das Schloß Kemnitz bei Hirschberg zu erblichem Besitze überließ. Unter dessen Nachkommen ist zunächst Gotsche Schoff, der ältere, zu erwähnen, der außer den Kemnitzer Gütern auch die Burg Rynast nebst Hermisdorf und Petersdorf besaß. Sein Sohn Gotsche Schoff, der jüngere, verstand es, das väterliche Erbe bedeutend zu vermehren, und kaufte u. a. 1384 das Dorf Warmbrunn, und 1399 erwarb er noch die Burg Greifenstein. Für die von seiner Landesherrin, der Herzogin Agnes, vielfach erhaltenen Gunstbeweise erwies er sich insofern dankbar, als er der vom Adel arg beschiedenen Herzogin auf dem Rynast eine sichere Zufluchtsstätte anwies. Aus Dankbarkeit für die etwa 1402 erfolgte Geburt seines ältesten Sohnes stiftete er 1403 in Warmbrunn eine Propstei des Grüssfauer Cisterzienserordens und schloß 1420 im Alter von mehr als 70 Jahren sein thatenreiches Leben. Von seinen beiden Söhnen erbt Gotsche den Greifenstein und Hans den Rynast mit den zugehörnden Gütern. Hans wohnte auf dem Rynast und soll hier nach Angabe einiger Chronisten zwischen 1426 und 1428 eine Belagerung seitens der Hussiten erlebt haben; doch muß diese Nachricht in das große Reich der historischen Fabeln verwiesen werden. Als Hans Schoff 1469 starb, wurde die Herrschaft Rynast unter seine sechs Söhne geteilt. Der älteste, Hieronymus, der blödsinnig war, erhielt den Rynast mit Hermisdorf, wurde aber von seinem Bruder Christoph bevormundet, weshalb dieser ebenfalls auf dem Rynast wohnte und, wenn auch nicht rechtlich, so doch thatsächlich Herr dieser Burg war. Im Jahre 1479 beschloß der König Matthias, eine Anzahl schlesischer Burgen, die Sammelpunkte für Räuber und Fehden geworden waren, unschädlich zu machen. Infolge dessen wurde der Falkenstein im Kreise Löwenberg zerstört; ehe aber der Rynast an die Reihe kommen konnte, sah sich Matthias genötigt, seine Truppen aus Schlesien zurückzuziehen, und nur diesem Umstande verdankt der Rynast seine Erhaltung. Nachdem Christoph Schoff 1493 durch seinen Schwager Hans von Nimptsch, Bösehaus genannt, erschossen worden war, erhielt sein nächstjüngerer Bruder Ernst den Rynast und damit die Bevormundung des

blödsinnigen Hieronymus, welcher 1510 starb. Nimmehr erbten die Gebrüder Ernst und Kaspar den Rynast gemeinsam, verkauften ihn aber sofort an den jüngsten Bruder Ulrich, welcher bereits von seinem kinderlosen Vetter den Greiffenstein geerbt hatte, so daß nun, die fast 100 Jahre getrennt gewesenen Herrschaften Rynast und Greiffenstein wieder und zwar für immer vereinigt wurden. Ulrich Schoff wohnte bald auf dem Rynast, bald auf dem Greiffenstein und starb 1543 im Alter von 90 Jahren. Erbe seiner Burgen wurde sein Sohn Hans, der durch Heirat die Herrschaft Giersdorf am Rynast erwarb und in seinen sämtlichen Besitzungen die Reformation einführte. Auch er erreichte ein Alter von 88 Jahren. Sein einziger Sohn Hans Ulrich I. blieb unverheiratet und starb schon im Alter von 37 Jahren; deshalb fielen seinem Testamente gemäß seine Besitzungen an seinen Vetter und Schwager Christoph Schoff auf Kemnitz. Dieser hinterließ bei seinem Tode (1601) einen erst sechs Jahre alten Sohn, jenen unglücklichen Hans Ulrich II., der bekanntlich des Hochverrats angeklagt und 1635 zu Regensburg enthauptet wurde.

Sofort nach dem Tode des Freiherrn wurden die Güter desselben mit Truppen des Generals Colloredo belegt; auch der Rynast erhielt eine Besatzung von einem Lieutenant und zweiundvierzig Mann. Dem ersteren ging von Colloredo die Weisung zu, den Rynast „in guter Verwahrung und Obacht zu haben“ und von den dort befindlichen Sachen niemand etwas zu verabsorgen; der General selber aber betrachtete sich nimmehr als Herrn des Rynast und ließ die dort zurückgebliebenen Schaffgotsch'schen Pferde, sowie zu wiederholten Malen aus der dortigen Rüstkammer ganze Wagenladungen der verschiedensten Waffen in sein Hauptquartier bringen. Zwar befahl der König Ferdinand nach erfolgter Meldung dieses eigenmächtigen Verfahrens Colloredos, das auf dem Rynast befindliche Silbergeschmeide und die noch vorhandene Armatur „zu größerer Sicherheit“ nach der Festung Olaz zu schaffen, was auch geschah; doch scheute sich auch Ferdinand III. nicht, wertvolle Gegenstände aus dem Nachlasse des Freiherrn, z. B. zwei schwere, goldene Ketten, fünfundsechzig Teppiche, einige Hirschfänger, drei Hutschnüre mit diamantenen Rosen, zwei mit Diamanten, Saphiren und Rubinen besetzte Medaillons u. s. w., an die kaiserliche Kammer in Prag abliefern zu lassen. Die Schaffgotsch'schen Kinder, welche sich zu jener Zeit im Schlosse Kemnitz befanden, erhielten auf Colloredos Anregung durch den auf dem Rynast stationierten Lieutenant die Weisung, „sich zur Verhütung von allerhand Gefahr auf den Rynast zu verfügen“, weshalb sie auch bald das Kemnitzer Schloß mit dem festeren Rynast vertauschten. Da aber hier „die Gelegenheit ziemlich eng und Mangel an Wohnungen war“, auch der Lieutenant wünschte, „daß noch in die zwanzig Musketiery allhero gelegt werden möchten“, so konnten die Kinder nicht unter der Burgesatzung bleiben. Sie begaben sich zunächst nach Hermsdorf und von hier wieder nach Kemnitz, von wo sie auf kaiserlichen Befehl nach Olmütz gebracht wurden, angeblich um sie vor Kriegs- und Pestgefahr in Sicherheit zu bringen, in Wahrheit aber „um sie zur wahren Religion zu bringen und zu künftigen kaiserlichen Diensten qualifiziert zu machen“. Schon am 2. August 1636 konnte sich der Kaiser Ferdinand über die Kinder in folgender Weise auslassen: „Weil die drei Schaffgotsch'schen Söhne, derzeit im Konvikt bei den Patres der Societät Jesu zu Olmütz,

zu unserer heiligen, allein seligmachenden katholischen Kirche sich wirklich bekehret und darin nach fürgegangener Beicht und hochheiligster Communion ganz eifrig erzeiget, so wollen wir auf solche Veröhnung mit Gott alle drei aus kaiserlicher Gnade und erzherzoglicher Clemenz mit dem mütterlichen und väterlichen Gut zu bedenken und zu erfreuen allergnädigst geruhen.“ Infolge dessen erhielten sie die Herrschaft Greiffenstein zurück, welche der älteste der Söhne, Christoph Leopold, nachdem er 1641 für mündig erklärt worden war, selbständig übernahm.

Als im Dezember 1645 Hermsdorf von den Schweden ausgeplündert wurde, wagten sich diese nicht an den Kynast und zwar seiner festen Lage wegen, weshalb



Die Burg Kynast vor dem Jahre 1675.

der damalige Kommandant Antonius Pfeiffer seiner Regierung gegenüber sich dahin äußerte, diese Feste dürfe bei Leibe nicht demolirt werden, wie die Fürstentumsstände wünschten, da sie durch fünfzig Mann guter Soldaten gehalten werden könne. Im April 1649, also nach dem im Oktober 1648 abgeschlossenen westfälischen Frieden, verließen die Kaiserlichen endlich den Kynast, und der abziehende Kommandant übergab dem Rentschreiber Schwinghammer sämtlichen Proviant, Waffen, Geschütze und Munition, worüber uns ebenfalls genaue Aufzeichnungen erhalten sind. Noch in demselben Jahre erhielt Christoph Leopold Schaffgotsch auch die Herrschaft und Burg Kynast vom Kaiser zurück; die eigentliche Übergabe erfolgte jedoch erst 1650. Schmiedeberg, Kemnitz und Trachenberg aber wurden nicht zurückgegeben, sondern vom Kaiser zum Teil an Generale, die ihm Geldvorschüsse gemacht hatten, verkauft.

Der Kynast ist also niemals von einem Feinde angegriffen, geschweige eingenommen worden. Was aber Menschen nicht bewirken konnten, that die Gewalt der Natur; denn am Nachmittage des 31. August 1675 entzündete ein Blitzstrahl den schönen, hohen Schloßthurm. Durch ihn gerieten alle übrigen Burggebäude in Brand, und binnen weniger Stunden waren sie in Asche gelegt. Nun war alles Leben innerhalb der altersgrauen Burgmauern zu Ende; nur vereinzelte Freunde der Romantik bestiegen wohl den steilen Kynastkegel, um hier von Künigunden und dem graufigen Mauerritte zu träumen. Erst im Anfange dieses Jahrhunderts wurde der Besuch der Ruine allgemeiner; selbst hohe Gäste fanden sich ein. Im August 1800 bestiegen König Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin Luise den Kynast, und 1818 wurde er von dem damaligen Kronprinzen, dem späteren Könige Friedrich Wilhelm IV., und dessen Bruder Wilhelm, dem späteren Kaiser Wilhelm I., besucht. Zu jener Zeit war die Burgruine verschlossen. Ein Mann in Hermsdorf, welcher den Thorschlüssel in Verwahrung hatte und deshalb scherzhafter Weise Kommandant vom Kynast genannt wurde, führte die Fremden ein. Eine über seiner Hausthür angebrachte Tafel trug die Inschrift: „Wer den Kynast will beschauen, der muß sich mir anvertrauen.“ Erst 1822 wurde hier oben eine Schankwirtschaft eingerichtet, auch die dicke Turmmauer durchbrochen und der Turm selbst durch Anlegung einer Wendeltreppe bestiegbar gemacht. Seit jener Zeit strömten alljährlich Tausende nach dieser Perle des Riesengebirges, und von Jahr zu Jahr vergrößert sich die Schar der Besucher; denn von der 618 m über dem Meere liegenden Turmplatte übt die Großartigkeit der Burganlage, sowie der Anblick der vielgestalteten Hochgebirgskette und des reich gesegneten Hirschberger Thales auf jedes für Naturschönheiten empfängliche Gemüt einen mächtigen Zauber aus.

Heinrich Schubert.

Der Wolf und das Lamm.

(Eine Sage vom Kynast.)

Es war gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges, als der Graf Ulrich, der damals in Schlefien als kaiserlicher General kommandierte, auf seine Burg Kynast kam, um seinen Geburtstag zu feiern. Es war am 25. März des Jahres 1635, als der Graf seiner alten Gewohnheit nach, ein Gastmahl gab, wozu er die Edlen der Nachbarschaft, und überhaupt alle seine Freunde einlud, daß sie bei ihm fröhlich waren. Unter seinen Gästen war auch ein protestantischer Prediger, Magister Joh. Andreas Thieme aus Giersdorf, der in dem Rufe tiefer Gelehrsamkeit stand, und als hocherfahrener Astrolog sich seine dreimalige Vertreibung von der Pfarre, aus der Konstellation der Sterne jedesmal selbst vorhergesagt hatte. Bei der Tafel, als vielerlei im Gespräch abgehandelt worden war, und der Wein die Gemüther inniger aufgeregte hatte, kam man auch auf den Tod des ehemals so gewaltigen Wallenstein und auf seinen Astrologen Semy. Der Graf war nicht mehr zugegen, und man sprach freier, als man sonst aus Ehrfurcht für den geliebten Herrn gesprochen haben würde,

und mißbilligte gar sehr, daß ein Herr von solchem Geiste, wie der Herzog von Friedland, sich von der Astrologie habe irre leiten lassen. Da nahm der Magister Thieme das Wort und sprach: „Verzeiht, Ihr Herren, es ist an dieser geheimen Wissenschaft der Sterndeuterei wohl mehr als Ihr zu glauben scheint. Weiß doch keiner von Euch, edle Herren, wie Tag und Nacht entstehen, wie die Jahreszeiten wechseln, hat doch Keiner eine Blume wachsen sehen, und es geschieht doch Alles wirklich vor unsern Augen. Ja niemand hat noch den Zusammenhang ergründet, wodurch Leib und Seele zu Einem Wesen im Menschen sich gestalten, daß eins ohne das andre hinieden nicht scheint bestehen zu können; darum mein' ich, könnt Ihr auch nicht absprechen über den Zusammenhang, den die Konstellation der Sterne mit dem Leben der Erdbewohner hat.“ Als er solches sagte, wurde er zusehend wehmütiger, und man sah gar wohl, daß sehr traurige Gedanken seine Seele bewegten. Die Herren fragten ihn: „Warum eben dies Gespräch ihn so traurig stimme?“ Da sagte er ihnen, in diesen Tagen habe er wieder daran gedacht, wie die Konstellation der Planeten für seinen gnädigen Herrn Grafen so überaus ungünstig gewesen sei, wie Saturnus und Mars bei der Geburt des Grafen in dem vierten Hause der Sonnen eingefahren und Opposition gehalten, was, setzte er zögernd hinzu, — einen gewaltigen Tod durch kaltes Eisen andeute. Das wolle Gott in Gnaden verhüten! scholl es aus Aller Munde, aber der Stallmeister des Grafen ergrimnte, und sagte: „Ich hätte nicht geglaubt, daß in einem ehrwürdigen Geistlichen dergleichen fanatische Dinge stecken sollten, den Anfang und das Ende des menschlichen Lebens zu entdecken, da doch noch kein Fernglas geschliffen, womit man ins Kabinett der göttlichen Geheimnisse so schauen könnte, und er bitte, die Sache selbst dem Herrn Grafen mitzuteilen.“ Die Gäste beruhigten jedoch den Stallmeister, und standen von der Tafel auf, indem sie wechselseitig sich Schweigen über die Sache auferlegt hatten.

Der Stallmeister jedoch, wie das so zu gehen pflegt, zum Grafen gerufen, und von ihm befragt, was denn aus der Unterhaltung weiter geworden sei, erzählte im Eifer des Magister Thiemes Sterndeuterei. Der Graf lachte, besann sich kurze Zeit, dann befahl er dem Stallmeister, die Gäste alle für Morgen früh zu einer Jagd einzuladen, und denen, die schon abgereiset seien, nachzueilen, und sie zu bitten, sie möchten sich morgen früh zur Jagd einstellen, und dann seine angenehmen Gäste sein.

Der andere Morgen brach an und die gestrigen Gäste fanden sich wieder ein. Da ließ der Graf den Magister Thieme auf sein Zimmer entbieten, und redete ihn also an: „Ich möchte doch wissen, ob der Herr Magister in Theologia und Philosophia dergleichen Dinge erlernt, denen Menschen einen fatalen Periodum zu verkündigen; denenselben aber zu zeigen, daß alle Nativität-Stellung eitel, erbitte ich den Herrn Magister, einem Lamm die Nativität zu stellen.“ Als bald ließ der Graf ein säugend Lamm von der Herde bringen. Der Magister sträubte sich indes gar sehr, vermeinend, wie ein gar großer Unterschied zwischen einem Menschen und einem unvernünftigen Tiere sei. Indes der Graf beharrte auf seiner Bitte. Da frug der Sterndeuter nach Woche, Tage und Stunde, wann das Lamm geworfen worden, sowie nach mancherlei Dingen, die dabei vorgekommen waren, und sprach nach kurzem Stillschweigen: „Das Lamm wird der Wolf fressen!“ — Alle, die es hörten, lachten über den geistlichen

Herrn, und der Graf mit ihnen; indes riefen die Jagdhörner, und die Gesellschaft eilte in den Wald hinaus.

Inzwischen hatte der Graf insgeheim den Befehl gegeben, das Lamm zu schlachten und ganz zu braten, ohne weiter eine Ursache dem Koch anzudeuten. Es war aber in dem Schlosse Dynast ein zahmer Wolf, welcher schon länger als zehn Jahre in der Küche aus- und eingegangen und niemals weder Lebendiges noch Zugerichtetes angerührt hatte, weil er gut gehalten, der anderweitigen Kost die Fülle bekam, ja er war so zahm, daß er in der verfertigten Maschine, wie ein abgerichteter Hund, die Braten wandte. Als aber der Koch, seiner Verrichtung nach, aus der Küche ging, und eben kein anderer Gehülfe zugegen war, fraß der Wolf das Lamm. Da nun der Koch wieder in die Küche kam, und sah, daß der Wolf das Lamm verzehrt hatte, nahm er ein Stück Holz und prügelte das Tier tüchtig ab, und beruhigte sich über den Verlust, weil er meinte, daß bei der Menge delikater Speisen an dem Lamme nicht viel gelegen sein würde.

Die Jäger kamen zurück, und der Graf mit seinen Gästen setzte sich freudigen Mutes zur Tafel, sich erquickend an Speise und Trank, und in seinem heitern Sinne dem Magister Thieme scherzend zureufend: „Der Wolf hat das Lamm gefressen!“ worüber der geistliche Herr schier verdrießlich geworden wäre.

Sie waren alle fröhlich, und vergaßen bei edlem Wein das Elend der Zeit; sie hatten sich bei der Fülle der Speisen gesättiget, aber kein Lamm war aufgetragen worden. Da ließ der Graf den Koch vorfordern, und frug nach dem Lamme; der Koch aber voll Schrecken warf sich seinem Herrn zu Füßen und sprach zu aller Anwesenden Erstaunen: „Der Wolf hat das Lamm gefressen!“

„Der Wille des Herrn geschehe! Ich weiß, daß ich jederzeit meinem Kaiser treu gedienet und des Landes Bestes redlich gesucht habe, und Du, Herr wirst meine Unschuld an den Tag legen!“ Dies waren die Worte des Grafen, der tief ergriffen die Gesellschaft verließ. Der Gäste Jubel war in Trauer verkehrt, und voll Schmerz schied die eben erst fröhliche Gesellschaft von einander. —

Die Küche, wo der Wolf das Lamm gefressen hat, wenn auch halb verfallen, ist noch zu sehen bis auf den heutigen Tag.





Panorama des Riesengebirges.

Euch, Heimatberge, liebt' ich schon als Kind.
Wenn ich an Vaters Hand durchschritt die Auen
Und euren Umriß sah im Süden blauen,
Da faßte stille Sehnsucht mich gelind.

Und Winterabends, wenn die Mutter spann,
Vom Rübezahl erzählte bunte Mythen,
Da fühl' ich, wie die Wangen mir erglühten,
Da lag ich fest in eurem Zauberbann.

Nun hab' ich euch durchwandert kreuz und quer,
Ich kenne eure Höh'n und eure Gründe;
Drum zürnt mir nicht, wenn euren Ruhm ich künde;
Die Liebe wuchs, — je länger, um so mehr.

Dr. O. Bär in „In Rübezahls Revier“.
(Verlag Max Leipelt, Warmbrunn.)



Eine Kammwanderung.



in lustiges Vagantenvölklein waren wir sechs jungen Menschen-
kinder, die wir an einem Sommertage der siebziger Jahre
in aller Herrgottsfrühe die Straße von Hirschberg nach
Warmbrunn hinauswanderten, um auf diesem damals noch
nicht ungewöhnlichen Wege (heute benutzt auch der Tourist
meist die bis an den Fuß des Gebirges führenden Eisen-
bahnen) der bisher ungeschauten Welt des Riesengebirges
zuzustreben, deren liebliche und erhabene Bilder oft schon die
Phantasie des Knaben erfüllten. Noch verwehrte uns eine neidische
Wolkenswand den Blick auf die ersehnten Berge, und der trostlos graue
Himmel ließ an Einfarbigkeit nichts zu wünschen übrig. Doch das vermochte zunächst
wenig unsere erwartungsfrohe Stimmung zu trüben. Als es aber nach mehrstündiger
Wanderung immer dichter vom Hochstein heranzog und der Frühnebel sich zu rieselndem
Regen verdichtete, da wanderten wir einsilbiger unsere Straße dahin, bis ein findiger
Kopf die „unschätzbare Entdeckung machte, daß wir „vierstimmig“ seien. Und alsbald
ertönte Silchers fröhliche Weise „Ach du Klarblauer Himmel, wie schön bist du heut!“
Sei's nun, daß der Himmel das für bare Münze nahm und uns für die Schmeichelei

belohnen wollte, sei's, daß er unsere Ironie zu beschämen trachtete — ich glaube keines von beidem — kurz, er fühlte sich „angefungen“, und als wir nach dreistündigem Marsche unser erstes Reiseziel, den Rochelfall, erreicht hatten, da erglänzte die herrlichste Morgensonne, die je die Gipfel des ragenden Getammes vergoldet und ihre funkelnden Strahlen in den in sattesten Farben schimmernden Tropfenregen des Falles getaucht hatte. In kechem Sprunge rauscht hier das frische Bergkind über einen zehn Meter hohen Felsen hinab in ein tiefgrünes Wasserbecken. Mit leiser Hand berührte uns die Geschichte, als wir an einer Marmortafel in goldenen Lettern die Namen des edlen preussischen Königspaares Friedrich Wilhelm und Luise lasen, das hier in schwerer Zeit Erholung suchte. — Eine weihewolle Stimmung ergriff uns lustiges Volk, und feierlich erklangen die herrlichen Strophen „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben“ — und „Was wir still gelobt im Wald, wollen's draußen ehrlich halten“ —, mehr einem Gebete gleich und einem Gelübde, als einem Wanderfange.

Doch dem Wanderer wechseln die Stimmungen rasch! Noch heute seh' ich ihn in malerischster Stellung auf dem Fels hocken, unsern lustigen Reisegenossen, einer in dem eben durchwanderten Petersdorf für einen „Böhm“ erstandenen Blechpfeife die wunderbarsten Weisen entlockend, während wir uns mit den Nymphen des Falles — oder vielmehr der nahen Bande — in rasch improvisiertem Tanze drehen. — Raum gegrüßt — gemieden! Hinauf gieng durch den taufriischen Wald, an der heiter plaudernden Rochel entlang, der freien Höhe des Gebirges entgegen. Lustig lugte das lachende Antlitz des blauenden Himmels durch die Baumkronen, als wollte er uns locken: „Kommt nur herauf zu mir, so recht nahe!“ Nachdem wir den Baumwald durchschritten hatten, jene oberste Waldzone, die das ganze Gebirge umgürtet und den Thälern Schutz gegen Lawinen und Erdbeben gewährt, grüßte uns von grasiger Lehne die an der Grenze der Knieholzregion gelegene Alte Schlesische Bande, ein Urbild der sogenannten Winterbanden. Mit dem Rücken an den Berg gelehnt, den steinernen Fuß trotzig thalwärts streckend, scheint sie wie herausgewachsen aus dem Gebirgshoden. So und nicht anders mußte hier oben das menschliche Bauwerk aussehen, wenn es mit seiner Umgebung harmonieren sollte. Wie viele seiner Genossen, wird wohl auch dieses alte Haus die nächsten Jahrzehnte nicht überdauern. Wenn die Winterstürme über sein kaum dem Schnee entragendes Dach dahinfegen, da mag es in Todesahnungen erschauern, und es hält dann wohl nächtlicherweile grollende Zwiesprache über die neue Zeit mit den nahen Felskolossen der „Bräuhauenseiten“, mit denen es länger als ein Jahrhundert getreue Nachbarschaft gehalten —, den Berggenossen die größere Dauerbarkeit neidend.

Schon ehe wir die Grenze der Baumregion überschritten, hatte uns unser naturkundiger Freund auf den veränderten Pflanzenwuchs aufmerksam gemacht. Nun entzückten auf den saftgrünen Matten um die „Alte Bande“ die prächtigen, kraftstrotzenden Formen der Hochgebirgsflora unser Auge: der hochragende Alpenlattich mit seinen blauen Sternen, die prächtige Türkenbundsilie, der stolze Eisenhut, das tiefgelbe Goldfingerkraut, die düstere Bartschie. Gerade die schönsten Blumenzierrden unseres Hochgebirges freilich scheint die neidische Natur dem Sommerreisenden

vorenthalten zu wollen. Wenn sich Anfang Juli der große Touristenschwall in die Berge ergießt, dann ist das reizende „Habmichlieb“, das der Riesengebirgs-Verein zu seinem Wahrzeichen erkoren hat, bereits abgeblüht; von der Pracht der Alpenanemone, die bald nach der Schneeschmelze weite Strecken mit ihren weißleuchtenden Blüten überdeckt, sind nur noch die als „Teufelsbart“ bekannten Fruchtsengel zurückgeblieben; und nur dem einsamen Herbstwanderer ist der Anblick des herrlichen Enzians vergönnt, der dann die Hochthäler mit unzähligen, tiefblauen Glocken schmückt. Den Übergang vom Fichtenhochwald zum Knieholz bilden eigenartige Baumgestalten. Oft hundertjährig, hart über dem Boden ihre Äste entsendend, selten mehr als mannshoch, strecken sie wie in trotziger Klage ihre kahlen, vom Sturme zerfetzten Wipfel gen Himmel. So ist Undank der Lohn dieser verdienstvollen Wächter des Blühens und Gedeihens der Thäler. Doch die allgütige Mutter entschädigte auch diese ihre Stiefkinder. Liebevoll schmückte sie die kahlen Zweige mit lang wehenden Flechten, den „Rübezahlsbärten“, und umbettete ihren Fuß mit schwellenden Moospolstern. Das Knieholz verstand es besser, sich den rauen Mächten des Gebirges zu fügen. In meterlangen, oft armstarken Ästen am Boden hingeduckt, spottet diese Bergkiefer dem wildesten Wüten des Sturmes, und das dichte Gewirr ihrer kurz aufstrebenden Zweige trägt acht Monate im Jahre die mächtige Last der Schneedecke, ohne Schaden zu nehmen. Wahrlich, ein getreues Abbild des Menschenchlages, der diese Berge bewohnt!

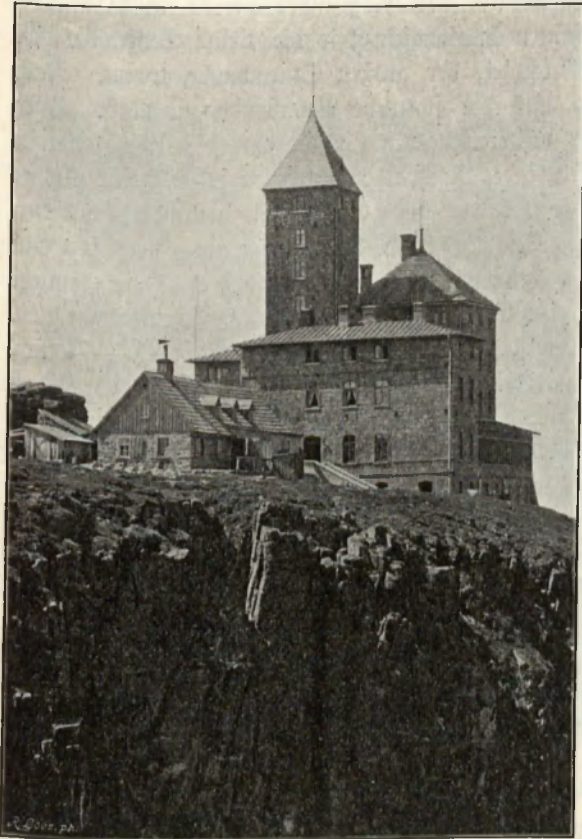
Wer an einem klaren, stillen Tage die Kammhöhe des Riesengebirges betritt, dessen Seele wird der Schauplatz erhabener Gefühle; denn hier geht ihm eine Ahnung des Unendlichen und Ewigen auf. Der entzückte Blick schweift über die lachenden Fluren in ungemessene Ferne, und nur die Unvollkommenheit des Auges setzt ihm das Ziel. Die Totenstille, die auf diesen Höhen wohnt — nur der melancholische Ruf der Schneeleerche unterbricht sie — erfüllt uns mit den Schauern der Ewigkeit.

Nicht lange gaben wir uns solchen Stimmungen hin, zumal nun der Weg auf ebener, von graugrüner Grasnarbe bedeckter Hochfläche fast genau die Grenze zwischen Schlesien und Böhmen bildend, zu fröhlicher, müheloser Wanderung lud. Und ein köstliches Wandern war's! Zur Linken die lieblichen Fluren des Hirschberger Thales, zur Rechten das Wäldermeer des böhmischen Berglandes, in schier ungezählten Wellen der Ebene zuströmend. Und über dieser Herrlichkeit der kristallene Himmelsdom, den kaum das kleinste Wölkchen trübte! War doch der einzige, weiße Nebelballen, der dort im Süden an dem mächtigen Massiv der Regelskoppe hing, dem Auge fast nicht erkennbar. Doch was ist das? Mit Wunderschnelle wächst die kleine Flocke, in wenigen Minuten zu hundert-, zu tausendfacher Größe anschwellend. Und schon kommt es über die Elbwiese dahergejagt, erst in einzelnen Schwaden, dann in immer dichterem Massen und im Handumdrehen verschwanden Himmel, Berg und Thal, verschwanden selbst die wenige Schritte voraus wandelnden Reisegenossen dem überraschten Blicke: Rübezahl hatte uns den ersten Streich gespielt und uns ein Pröbchen seiner Wetterkünste in Gestalt eines echten Riesengebirgsnebels zu kosten gegeben. Bald begann die anfangs mit lustigem Interesse

aber mit zahllosen Steintrümmern übersät ist, die eine Durchquerung zu einem recht beschwerlichen Unternehmen machen. Professor Bartsch hat uns gelehrt, daß wir hier früheres Gletschergebiet vor uns haben, wofür besonders die mächtigen Moränenwälle zeugen, die die Gruben thalwärts umgürten. Drüben an der Westwand der Kleinen Schneeegrube durchseht ein Basaltgang die Granitmassen. Diese Stelle, an welcher jenes Eruptivgestein die höchste in Deutschland bekannte Höhe erreicht, ist

für den Botaniker nicht minder interessant als für den Geologen; denn hier geben sich Vertreter der hochnordischen Pflanzenwelt ein Stellbilden mit Kindern der Alpenflora.

Noch einen freundlich dankbaren Scheideblick nach der gastlichen Schneeegrubenbaude, neben welcher sich heute ein turmgeschmücktes, schloßähnliches Gasthaus erhebt — und weiter zog unsere kleine Karawane, dem nahen Gipfel des „Hohen Rades“ entgegen. Wie die meisten Gipfel des Riesengebirges, die die mittlere Kammhöhe von 1250 m überragen, stellt sich uns das Hohe Rad als ein ungeheurer Trümmerhaufen dar, offenbar von dem Zusichzusammenstürzen einer früher viel höheren Erhebung herrührend. Während in unsern Tagen trefflich instand gehaltene Promenadenwege die Gipfel des Gebirges zugänglich



Alte und neue Schneeegrubenbaude.

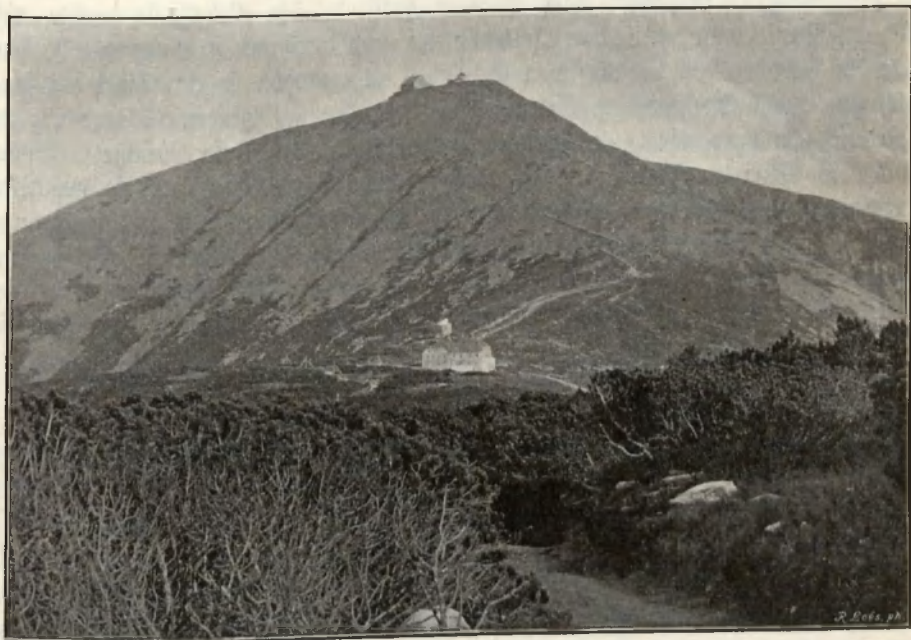
machen, galt es damals ein munteres Klettern und Springen von Felsblock zu Felsblock, und hohe Stangen bezeichneten die Richtung des kaum erkennbaren Pfades. Das Hohe Rad ist nächst der Schneekoppe und dem zweigipfeligen Brunnberge der höchste Berg des Gebirges und bietet dem entsprechend eine herrliche, allseitige Aussicht. Unser bergkundiger Begleiter, ein Hirschberger Kind, wies uns die wichtigsten Punkte: Von Norden her grüßt das ehrwürdige graue Gemäuer der Kynastburg herüber, im Osten erhebt die majestätische Schneekoppe ihr stolzes Haupt, und im Süden steigen wie düstere Mauern der Krokonojch und der Ziegenrücken auf. Zwischen uns aber und diesen mächtigen Wällen liegen die lieblichen „Sieben Gründe“, das Thal der

jungen Elbe und ihrer grünen Schwester, des Weißwassers. In diesen waldbedeckten Schluchten hausten noch am Anfange dieses Jahrhunderts Wolf und Luchs, horstete der Steinadler auf felsiger Klippe. Am sanften Abhange des Hohen Rades lagern sich gesellig kleine Baudengruppen, auf den Matten weidet stattliches Vieh, und der Herdenglocken einformiges Geläut tönt leise herauf, während das lustige Todeln und Peitschenknallen der Hirtenbuben scharfer unser Ohr trifft.

Ungern rissen wir uns los von dem reizvollen Bilde; die Strahlen der Sonne fielen schon schräger, den hintersten Winkel des Elbgrundes bereits in bläulichem Schatten lassend. Mit raschen Schritten durchmaßten wir die kleine Senke, die das Hohe Rad von seinem spitzen Nachbargipfel, der großen Sturmhaube, trennt. Nach anderthalbstündiger Wanderung lud uns die stattliche Peterbaude zur Rast. Doch wir eilten vorüber, und nach einer weiteren halben Stunde war die Spindlerbaude erreicht, die unsere müde Schar zu stärkender Nachtruhe aufnehmen sollte. Die Sonne jandte eben ihren Scheidegruß, die Kämme und Gipfel mit warmem, rötlichen Schimmer bekleidend, und aus den Thälern kroch die Dämmerung herauf. Ein feuchter Hauch strich von den Sieben Gründen herüber und mahnte uns, die trauliche Stube aufzusuchen, wo wir alsbald bei Eierkuchen und Ofener Landwein schwelgten. Der freundliche Wirt — damals lebte der biedere „alte Hollmann“ noch — konnte uns nur noch auf dem Heuboden unterbringen, was von uns mit etwas vorzeitigem Jubel aufgenommen wurde. Als die Fremde die dürftige Lagerstatt aufsuchten, schlich ich mich noch einmal allein hinaus und kletterte zur halben Höhe der Kleinen Sturmhaube hinan, die im Rücken der Baude emporsteigt. Die stille Nacht spannte ihren Sternemantel aus, und das Zauberlicht des Vollmonds erfüllte die Thäler mit geheimnisvollem Glanze. Von der düstern Wand des Elbgrundes schimmerte matt das Silberband des Pautschefalles herüber. Aus dem Häuschen zu Füßen glänzte flackernd rothes Licht. Und rings das erhabenste Schweigen; mir war, als hörte ich das Herz der Natur klopfen, und auch meines klopfte — es war eine unvergeßliche Andachtsstunde. —

Am Morgen waren wir früh „aus den Federn“, und hurtig ging's den steilen Abhang der Kleinen Sturmhaube hinan. Noch wob die Dämmerung ihre Schatten um die Knieholzbüsche, und die letzten Sterne blinzelten müde vom schwarzblauen Himmel herab. Bald war der Gipfel erreicht. Da verstummte das Gepolde der Freunde, und in wortlosem Bewundern genossen wir das unvergleichliche Schauspiel des Sonnenaufgangs. Ein fahler, gelber Schein klimmt am östlichen Horizonte herauf, und die Himmelskuppel kleidet sich in lichteres Blau. Noch verbirgt ein niederer, bläulich-weißer Wolkenwall das königliche Gestirn. Bald säumt er sich goldglänzend; und plötzlich — ein Ausruf des Entzückens! — schießt ein Feuerblitz empor, dann ein glühendes Strahlenbündel, und langsam steigt die blutigrote Scheibe herauf. Das Blau des Himmels wandelt sich in zartes Rosenrot, die sinkenden Wolken gleichen einem Flammenmeere. Wie die alten Bergeshäupter erglühn im Feuerfuß der siegenden Sonne! Zu unsern Füßen dampfen die dunklen Thäler, und tausend Tropfen diamantenen Taues schimmern an Fels und Halm. Und nun wandern wir der Sonne entgegen!

Zwei gute Stunden rüstigen Marsches, und der Fuß der erschnten Riesenkoppe war erreicht. Etwa in der Mitte des Weges bot uns die Bergwelt noch zwei ihrer herrlichsten Bilder: den Großen und den Kleinen Teich mit ihren mächtigen Felsentesseln. Schroff und düster senken sich die Kammwände zum Großen Teiche hinab, und von drunten schaut die schwarze Wasserfläche melancholisch herauf wie ein dunkles Niesenauge. Lieblicher ist der Kleine Teich, den schimmernde Wiesenflächen umsäumen. Von seinem Ufer grüßt die Teichbaude herüber, die heute ein zierliches Glockentürmchen schmückt, welches ihr ganz das Aussehen eines kleinen Kirchleins giebt. Weiter hinauf am jenseitigen Abhange liegt die alte, ehrwürdige Humpelbaude, in



Die Schneekoppe.

Nach einer Original-Photographie von F. Pietschmann in Landeshut i. Schl.

welcher der alte Tanla derzeit ein recht eigenartiges Bier gebraut haben soll — aus Tannzapfen! —

Da lag er nun vor uns, der „weltberufene Riesenberg“, eine kolossale, mit Millionen von Felsblöcken besäte Pyramide, das stolze Haupt in weiße Wolken gehüllt. Der von niederen Steinwällen eingefasste Zickzackweg brachte uns in einer guten halben Stunde zum Gipfel. Ein eifiger Wind strich vom böhmischen Riesengrunde herauf, die feuchten Nebelmassen in phantastischem Spiele um die drei Koppenhäuser jagend. Wir flüchteten eilig in die am nördlichen Absturz gelegene schlesische Baude, in deren freundlichem Speisesaale wir bei lustigem Geigenklang und einer guten Flasche Wein gar bald die gehalten Mühen vergaßen. Weniger behaglich mag noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts der Aufenthalt hier oben

gewesen sein, als nur die vor etwa zweihundert Jahren errichtete Sanct Laurentius-Kapelle dem Wanderer ein schützendes Dach bot. Hören wir, wie uns ein Gebirgsfreund aus jener Zeit (H. Herloßsohn) ein Nachtquartier in der Kapelle schildert: „— So kommen wir denn zehn Mann hoch eine steile Leiter empor auf die Galerie, wo sonst die Orgel gestanden haben mochte. Hier lagen Strohsäcke, härene Kissen und wollene Decken. Zwar war der Raum etwas kurz, und die Füße gerieten außerhalb des Staketes, welches die Brüstung der Galerie bildet; auch war es oben an dem Fenster bedeutend kühler, denn unten. Aber der Schlaf legte sich bald auf unsere ermatteten Glieder. Draußen raste der Sturm, als wollte er jeden Augenblick das morsche Gebäude über den Haufen werfen —.“ Wir umwanderten das Plateau des Koppenkegels, vergeblich nach Aussicht spähend; die Nebelhülle wollte nicht weichen. Nur einmal zerriß der Wolkenschleier, und durch den schwankenden Rahmen lachte ein Bildchen von paradiesischer Schönheit zu uns herauf: ein Stück des sonn- beglänzten, grünlichimmernden Riesengrundes mit dem glitzernden Silberbande der Klüpa und ein paar winzig ausschauenden Häuschen. Doch nur wenige Sekunden, und der Vorhang wurde wie von Geisterhand wieder zugezogen, und so wanderten wir denn wieder hinab zum Koppenplane, wo warmer Sonnenschein uns wohlthuend umfing. Zwei Stunden müheloser Wanderung durch den lieblichen Melzergrund brachten uns nach dem stattlichen Dorfe Krummhübel, und als die Sonne zum zweiten Male sank, zog unsere fröhliche Schar wieder zu Hirschbergs Thoren ein.

M. Rordorff.

R ü b e z a h l - S a g e n.

Wie Rübezahl mit den Wurzelgräbern verfährt.

Es war einmal ein Wurzelmann, der allezeit Kräuter und Wurzeln in die Apotheken trug. Dieser Mann wußte den Weg zu Rübezahls Garten, der in einem tiefen Grunde liegt, welcher der Teufelsgrund heißt. Dort hat der Berggeist seine absonderlich schönen Kräuter und Wurzeln; aber kein Mensch bekommt sie, welchem Rübezahl sie nicht gutwillig giebt. Wollte sie einer gleichwohl durch Gewalt oder Beschwörung erhalten, der müßte seiner Sache sehr sicher sein, wenn ihm Rübezahl nicht den Hals brechen oder sonst großes Unglück zufügen sollte.

Einnmal, als jener Mann etliche Wurzeln in die Apotheke nach Liegnitz brachte, ließ ihn die Frau des dortigen Kommandanten zu sich kommen und versprach ihm viel Geld, falls er ihr die rechte Weißwurzel brächte, welche in Rübezahls Garten wächst. Der Mann verspricht es, macht sich gleich auf den Weg nach Haus und von da in den Teufelsgrund. Als er eben dabei ist, die versprochene Wurzel auszugraben, kommt Rübezahl und fragt ihn, was er grabe. Der Wurzelmann entschuldigte sich, daß er ein armer Mann sei, viel unerzogene Kinder habe, und sie von Kräuter- und Wurzelsuchen ernähren müsse. Aber der Geist versetzt, dergleichen finde er genug

oben im Gebirge und solle ihm seinen Garten in Frieden lassen. Was er gegraben, möge er mitnehmen, aber nicht wiederkommen.

Die Frau des Kommandanten, welche die Wurzel gut bezahlte, wollte noch mehr haben. Der Mann also geht zum zweitenmal hin und gräbt. Rübezahl kommt wieder und spricht: Was machst Du? Hab' ich Dir nicht verboten wiederzukommen, und thust es doch? Geh', sonst wirst Du erfahren, was ich mit Dir anfangen!

Der Wurzelmann geht, ohne daß ihm ein Leides geschieht. Als er die Wurzeln abliefert, verspricht ihm die Frau noch viel mehr Geld, wenn er zum drittenmal hinginge. Wirklich! das Geld verlockt ihn, daß er zum drittenmal hingehet und gräbt. Der Geist kommt wieder und fragt ihn, was er da mache? Ob er ihm nicht das Wiederkommen verboten habe? Damit nimmt ihm Rübezahl die Hacke aus der Hand. Der Mann ist dreist genug, sie wieder zu ergreifen und weiter zu hacken. Er solle aufhören, ruft der Geist, es sei Zeit. Aber jener kehrt sich an nichts, sondern hackt immer frisch zu. Hierauf entreißt ihm Rübezahl die Hacke und wirft sie fort. Als der verblendete Mann aber aufs Neue nach ihr langt, nimmt ihn der Geist beim Kopf, führt ihn mit sich in die Luft und zerreißt ihn also in Stücken, daß nichts mehr von ihm übrig bleibt, als ein Pelzärmel. Diesen hat sein vierzehnjähriger Sohn, der mit dabei gewesen, nach Hause gebracht.

Wie Rübezahl sich als Holzhauer verdingt.

Eines Tages kam Rübezahl zu einem Bürger in Hirschberg, der eben eines Holzhauers bedurfte, bot sich als solcher an, und forderte zum Lohn für seine Mühe nicht mehr als eine Hücke Holz. Der Bürger, ganz vergnügt, so wohlfeilen Handels davon zu kommen, zeigt ihm mehrere Fuder und erbietet sich ihm noch Leute zur Hülfe zu geben. Aber Rübezahl entgegnet, er wolle das schon allein bezwingen. Darauf fragte ihn der Bürger, weil er keine Art bei ihm gewahr wird, wo er die Art habe? Ich will bald eine kriegen, antwortete Rübezahl. Damit nimmt er sein linkes Bein, zieht solches mit dem Fuße aus der Lende heraus, und haut wie rasend auf das Holz ein, welches im Umsehn kurz und klein gespalten wird, nicht anders, als ob die schärfste Art darauf herumwirtschaftete. Inzwischen rief der Bürger, welcher Unrat merkte, dem seltsamen Holzhauer einmal über das andere zu: er solle einhalten und sich aus dem Hause packen. Aber Rübezahl erwiderte: nicht eher, als bis ich das Holz klein gemacht habe und meinen Lohn davon trage. Während solchen Hin- und Herstreitens wurde Rübezahl mit dem Hauen fertig, steckte sein Bein wieder an Ort und Stelle, packte das ganze geschlagene Holz, welches ein gutes Häuflein von vier Klastern war, auf seinen Rücken und spazierte damit, als dem ausbedingenen Lohn, trotz allem Schreien und Wehklagen des Bürgers, hinweg. Man muß aber wissen, daß dieser Bürger, welchem Rübezahl so übel mitspielte, das Holz durch etliche arme Bauern weit aus der Ferne hatte herfahren lassen und die Bauern um das Fuhrlohn geprellt hatte. Denen warf nun Rübezahl jetzt das geschlagene Holz zum Ersatz vor die Thüre.

Rübezahl und der Schuhknecht.

Zwei Meilen vom Riesengebirge ist ein Städtchen gelegen, woselbst ein Schuhknecht bei einem Meister in Arbeit stand. Dieser Gesell hatte die Gewohnheit, wenn er mit andern seines Gleichen einen guten Montag gemacht hatte, nach dem Gebirge zu spazieren, wobei er, als ein lustiger und vorwitziger Kopf, es nicht lassen konnte, Rübezahl ohne Aufhören zu necken, herauszufordern und mit allerlei Schimpfnamen zu verhöhnern. Komm herunter, rief er ihm zu, komm herunter, Rübenschwanz, zeig was du für Künste kannst! Dergleichen lose Reden machten den Berggeist oft so böse, daß er ein grausiges Wetter zusammenblies, um es dem Spötter auf den Kopf zu schicken. Weil aber der Gesell so klug war, niemals auf das Gebirge selbst zu kommen, und Rübezahls Gebiet zu betreten, ging er allemal unbeschädigt wieder davon. Gleichwohl sollte die Rache nicht ausbleiben. Nach einiger Zeit nahm der Gesell von seinem Meister Abschied, um weiter zu wandern. Er wußte aber nicht, daß ihm Rübezahl heimlich in sein Felleisen einen silbernen Becher samt etlichen silbernen Löffeln und schönen Schaupfennigen, welche dem Meister gehörten, hinein praktiziert hatte. Kaum war er fort und zog lustig singend seines Weges, so traf es sich, daß der Schuster ein neues Schaustück zu den übrigen legen wollte, und den Raub gewahr wurde. Da sich die Hausgenossen hoch und teuer verschworen, daß sie kein Teil daran hätten, fiel ihm alsbald der gereifte Gesell ein, der ihm dies Schelmenstück habe spielen können. Also rannte er ihm nach, und als er ihn ungefähr zwei Stunden von dem Städtchen erreicht hatte, hielt er ihn an und fragte scharf, ob er nicht das und jenes aus Versehen habe mitwandern heißen. Der gute Bursch, in seiner Unschuld, antwortete getrost, daß er von all den bezichtigten Sachen nichts wisse. Zum Verweis läge sein Känzlel da, welches er freiwillig aufmachen und alles, was drinnen sei, hervorlangen wolle. Damit griff er nach seinem Reisefack und leerte ihn bis auf den Grund, wobei ihm plötzlich aber, zu nicht geringem Schreck, die Silberstücke des Meisters in die Hand kamen. Es half ihm wenig, daß er seine Unschuld beteuerte und behauptete, man müsse ihm das zum Possen hineingesteckt haben. Der Schuster ließ ihn gefangen nehmen, zurückbringen, und das Gericht, vor welchem er klagte, verurteilte den armen Burschen, als ein Dieb gehangen zu werden. Als nun, dem Anscheine nach, die letzte Nacht seines Lebens gekommen war, und schon der Morgen nahte, wo er, trotz aller Unschuld, eines schmachlichen Todes sterben sollte, öffnete sich plötzlich die Thür seines Gefängnisses, Rübezahl trat herein und fragte ihn, was er hier mache. Was soll ich machen? jammerte der Arme, ich, der ich nichts verbrochen habe, soll diesen Morgen als ein Dieb an den Galgen gehängt werden. Hierauf gab sich Rübezahl zu erkennen, und führte ihm alle die Spott- und Schimpfreden zu Gemüt, welche der vorwitzige Gesell früher gegen ihn ausgestoßen, und womit er sein gegenwärtiges Schicksal wohl verdient habe. Dennoch wollte er ihn nicht ganz verderben lassen, sondern wiederum erlösen. Sogleich befreite er ihn von den Ketten, mit denen der Gesell angeschlossen war, warf ihm seinen Mantel über und hieß ihn frank und frei hinausgehen. Kein Wächter hielt ihn auf, und es währte nicht lange, bis er das Städtlein im Rücken

hatte, während Rübezahl sich selbst die Ketten anlegte und ruhig den Tag erwartete. Kaum war der Morgen angebrochen, als sich ein Geistlicher im Gefängnis einstellte, um den vermeintlichen armen Sünder auf sein letztes Stündlein vorzubereiten. Aber o wehe, welcher Unbußfertigkeit mußte er hier begegnen! Denn als der Geistliche ihn ermahnte, seine Sünden zu bekennen und andächtig zu beten, stellte sich Rübezahl zwar sehr aufmerksam, sagte aber zuletzt nichts weiter als: Paperlapapp! und das wiederholte er so oft, als ihm angemutet wurde, Buße zu thun und zu beten, wohl an die hundertmal! Also mußte man ihn unbekehrt zum Thore hinausführen, und während man ihn schon am Galgen aufknüpfte, rief Rübezahl sein Paperlapapp immer lauter und schnitt so wunderliche Fragen, daß sich niemand des Lachens erwehren konnte. Als aber der Henker die Leiter wieder hinabstieg und diese wegzog, da ging erst das Erstaunen los! denn nicht ein Mensch, sondern ein großes Stroh-
bünd, welches hin- und herzappelte, hing am Galgen, wie jedermann sich deutlich überzeugen konnte. Darüber soll das Städtlein bis auf den heutigen Tag seine Gerechtigkeit und Gerichte verloren haben.





Motto: „Kennst du mich Guter nicht mehr? Und käme diese Gestalt dir,
 „Die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
 „Andere kommen und gehn, es werden dir andre gefallen,
 „Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
 „Aber du vergesse mich nicht! —
 „Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
 „Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
 „Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
 „Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt.“

(Aus Göthes *Euphrosyne*.)

Trompta Maria.



Wo sind sie nur samt und sonders hin, jene merkwürdigen Künstler,
 jene originelle Musik: die Trompta Maria, das Harmonisflitt, die Schlagzither, der Dudelsack, die Hummeln
 und Harfen und Schalmeyen, die noch vor wenigen Jahrzehnten
 unserem Gebirge ein ganz eigenartiges Gepräge verliehen? Scheint
 doch nun selbst die Harfe, die einst so charakteristisch für das
 Leben und Treiben in unsern Gebirgsbauden war, für immer
 verstummt zu sein! — Ja, wo sind sie hin? — Ältere Leute,
 in deren Erinnerung

jene Gestalten, vor allem die Trompta Maria, noch fortleben,
 werden darin dem Schreiber dieser Zeilen beipflichten, daß mit
 dem Verschwinden jener seltsamen Künstler, —

die zumeist zu dreien, unstät, bald in dieser, bald in jener Baude,
 zuweilen aber auch vereinzelt und im Freien, ihre originellen Weisen

ertönen ließen — unserem Riesengebirge eine sehr merkwürdige und
 charakteristische Eigentümlichkeit verloren gegangen ist. Hatten
 doch einige dieser Künstler einen wohlverdienten Ruf, der weit
 über die Grenzen von Ribezahls Reich hinausging. Unter
 anderem sei erwähnt, daß die Trompta Maria von Hochstadt
 in Böhmen demaleinst nach Karlsbad berufen wurde, um vor
 dem allgewaltigen Kaiser Nikolaus von Rußland zu debütieren.
 Und 1840 berief der

für alle, die seine Herzensgüte und seinen regen Geist kannten, unvergessene Graf Emno Schaffgotsch, aus unserem Gebirge acht Schalmeienbläser nach Breslau, die Se. Majestät König Friedrich Wilhelm IV. bei der Huldigung Breslaus mit dem Ruhreigen begrüßten. (Von diesen Künstlern lebt gegenwärtig nur einer noch: der Herr Gerbermeister Rilke in Warmbrunn.)

Die Schalmei, welche die Gebirgsbewohner heutzutage weder zu blasen, noch anzufertigen verstehen, wurde noch 1856, vielleicht noch in der darauf folgenden Zeit, recht effektiv am Zackelfall geblasen.

Und wie meisterlich, wie sonst vielleicht nur noch in den steirischen Alpen, wurde einst in unserem Riesengebirge die Harfe gespielt! Indessen, wie es in dem von uns gewählten Motto heißt: „Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.“ — Ja, wer ist denn aber dieses „größere Talent“? Wir alle, die wir „noch wandeln im Lichte“, wir wissen es; es ist: — — der Leierkasten! — —

Wir übergehen absichtlich allerlei sonstige moderne Musik, die in neuerer Zeit dem müden Wanderer in manchen Bauden geboten wird; sie ist fast durchweg eben so trivial und ebenso „stimmungswidrig“, als der Leierkasten, welcher daher recht wohl als Sammelname für alle diese Produktionen gelten kann.

Zu dem Netz von Flachlands-Promenadenwegen, welches gegenwärtig unser ganzes Gebirge überspannt und durch welches unseren Bergen „vieles gegeben aber auch manches genommen“ wurde, paßt nun freilich jenes größere Talent: der Leierkasten, und all die moderne Radau-Musik unzweifelhaft ganz gut; aber das durch jene Wege-Anlagen in Verbindung mit der trivialen Musik dem heutigen Touristen sich aufdrängende Stimmungsbild — wie so ganz verschieden, so verändert ist es doch gegen jenes eigenartige, ich möchte sagen: Hochgebirgs-Stimmungsbild von früher, dessen wir Alten uns still und gern noch erinnern.

Wir können und wollen ja dem jungen Zeitgeist keinen Knüppel zwischen die Räder werfen; der moderne Mensch findet ja das heutige Stimmungsbild vermutlich viel schöner! Wem fielen dabei nicht Fritz Reuters Bemerkung ein: „Wer's mag, der mag's; und wer's nicht mag, nun der mag's wohl nicht mögen.“ Unzweifelhaft aber paßte in jenes frühere Stimmungsbild, dessen Hochgebirgs-Charakter noch nicht durch die Flachlands-Promenadenwege beeinträchtigt war, sehr harmonisch jenes fahrende Künstlervölkchen hinein, das nun „als Schatten vom Namen getrennt“, nur noch in der Erinnerung älterer Gebirgsbewohner fortlebt; und auch bei diesen meist nur als „schwankende Gestalten“, die früh sich einst dem trübten Blick gezeigt.

Wir aber steht sie noch lebendig vor Augen, die schlanke, hohe Gestalt der Trompeta Maria! Es war 1845 oder 47 am Hohen Rade, etwa am unteren Ende des damaligen beschwerlichen Stufenweges, wo noch jetzt die Trümmer einer runden, steinernen Schutzhütte zu erblicken sind. Das Ohr vernahm ihre Melodie, lange bevor der vorüberwallende Nebel dem Auge gestattete, sie zu erblicken. Sie lehnte sich an die breite, mit Kriegsmedaillen geschmückte Brust eines hoch aufgerichteten, hünenhaften Mannes, der gar meisterlich, wie einst Hagens treuer Heergeselle, Volker der Fidele, den Bogen zu führen verstand.

Alle bis jetzt erlangten Mitteilungen stimmen darin überein, daß sowohl der Künstler, als seine Trompeta Maria einzig in ihrer Art in unserem Gebirge gewesen sind; dies schließt aber immerhin mancherlei mögliche Irrtümer und Verwechslungen nicht aus. — Wer war der Künstler, welcher, eine Art Paganini, der einzigen Saite seines merkwürdigen Instrumentes die wundervollsten Töne und Melodien zu entlocken verstand?

Herr Kaufmann Hajek in Swarov bei Tannwald giebt hierüber folgende Mitteilungen:

Der Künstler hieß Joseph Rechziegl und hatte seinen Wohnsitz in Hochstadt an der Iser; er wurde „der Tromarin-Spieler“ genannt. Er starb etwa um das Jahr 1880 im Alter von nahezu achtzig Jahren; und zwar, nachdem er dem „größeren Talent“ — dem Veierkasten — allmählich im Hochgebirge hatte weichen müssen, in so dürftigen Verhältnissen, daß er seine „Tromarine“ einem Bäcker für Brot in Pfand geben mußte. Nach seinem und des Pfandleihers Tode wurde das Instrument, das einst vor Kaiser Nikolaus sich hören lassen durfte, für anderthalb Gulden in der Gegend von Držkov (in Böhmen), von dort später für 15 Gulden nach Ober-Polaun verkauft; von hier ab scheint jede weitere Spur sich verloren zu haben. Herr Hajek bemerkt noch, daß der Bogen der „Tromarine“ etwa 25—30 cm Länge hatte, und daß, sofern sein Gedächtnis ihn nicht täusche, der Resonanzkörper eine an den Längsseiten etwas ausgeschweifte, birnförmige Gestalt (also eine den modernen Saiten-Instrumenten ähnliche Form) gehabt hätte. Wir geben diese Mitteilungen so ausführlich wieder, weil sie, wiewohl absolut zuverlässig, es immerhin zweifelhaft erscheinen lassen, ob die „Trompeta Maria“ vor 1850 und die „Tromarine“ Rechziegls (der wohl derselbe Fiedelmann ist, welcher unter dem Namen „Der Liebesgeiger“ auch jüngeren Touristen in Erinnerung ist) identisch sind. Wir kommen später hierauf zurück; allein selbst der geduldigste Leser wird meine Vermutungen in betreff des Künstlers nun mit der Frage unterbrechen: „Ja, das ist alles ganz gut, aber wer ist denn nun eigentlich diese Titelheldin, diese rätselhafte „Trompeta Maria?“

Nun die Trompeta Maria war ein im 14. bis 16. Jahrhundert und darüber hinaus in Deutschland sehr beliebtes Streich-Instrument, welches ursprünglich „Tromba marina“ hieß und in früherer Zeit in der englischen Marine als Signal-Instrument diente. (Sie muß, namentlich so lange eine Rindsblase den Steg ersetzte, einen sehr lauten, weithinschallenden Klang gehabt haben.) Sie ist auch heutzutage noch nicht ganz verstummt und tot, sondern soll unter dem Namen: „Kornengeige“ noch gegenwärtig in manchen Klöstern gespielt werden. In unserem Gebirge hat der Volksdialekt den ursprünglichen Namen „Tromba marina“ vielfach umgestaltet. In ihrer eigentlichen Heimat, der Gegend von Hochstadt in Böhmen, nannte man sie „Tromarine“, in Schreiberhau und den Schlesischen Bauden: „Trompeta Maria“, „Trompte Marie“, auch „Maria Trompte“, in der Spindler-Baude u. a. D. „Trompet-Marie“, in anderen Gegenden auch wohl „Trompetengeige“ oder „Timpanischiza“. Noch andere Bezeichnungen, wie „Trumnschait“, „Kumpel-Marie“, „Bumbaßgeige“ u. dergl. mehr dürften auf die verschiedenen Entwicklungs-Phasen ihrer Gestalt zurückzuführen sein. Wie andere Damen hat nämlich auch die Trompeta Maria erst im reiferen Alter an

Umfang zugenommen, d. h. sie war ursprünglich brettartig und bekam erst später einen (allerdings sehr primitiven) Resonanz-Körper. Wer sich für diese Entwicklungsphasen interessiert, der frage in Tannwald nach der „Gelben Eck“, wo der liebenswürdige Besitzer seine, nun freilich wohl längst außer Kurs gesetzte „Mumpel-Marie“ bereitwillig vorstellt: ein langes, schmales, kreuzartiges Brett, auf welchem die einzige Griffsaite über eine Rinds- oder Schweinsblase geführt, mit einem sägeförmigen Holzstück (kein Haar-Bogen!) gestrichen wurde. Die oben und unten dem Brett angefügten Janitscharen-Musik, die an den nun auch verschwundenen Universal-Künstler in der Spindlerbaude erinnert, ist in bezug auf unser Thema unerheblich.

Das Museum des Riesengebirgs-Vereins in Hirschberg enthält einige sehr merkwürdige alte Musik-Instrumente aus unseren Bergen; unter anderem auch eine „Trompta Maria“, die ein Herr Dresler in Reundorf bei Greiffenstein unter dem Nachlaß seines Großvaters vorgefunden hatte. Die große Länge des Instrumentes im Verhältnis zu dem kleinen, primitiven Resonanzkörper, die Ausrüstung mit nur einer einzigen Griffsaite, deren Bearbeitung eine sehr große Kunstfertigkeit bedingt, erregen unser Interesse.*)

Wenn die Tromarine Rechziegls, wie Herr Hajek sich zu entsinnen glaubt, in ihrem Längendurchschnitt eine etwas ausgeschweifte, annähernd birnenförmige Gestalt hatte, dann wahr wohl möglicherweise der Künstler derselbe, dem ich und andere vor 1850 gelauscht haben; allein das Instrument, wie es Herrn Hajek vorschwebt, muß ein neueres, moderneres, gewesen sein. Meine Trompta Maria, wie ihre Erscheinung 1845 oder 1847 sich meiner Erinnerung so lebendig eingeprägt hat, glich genau dem Instrument im Hirschberger Museum, dessen Aublick einen 84 jährigen Herrn kürzlich zu dem Ausruf veranlaßte: „Das ist ja die Trompta Marie, die ich 1838 oder 39 in der Wiesenbaude spielen hörte!“

Ein jetzt hochbetagter Nachkomme des „alten Hübner“ aus den Grenzbanden, der Buchbindermeister Herr Hübner in Warmbrunn, berichtet, daß in seiner Kindheit öfters drei Musikanten aus Hochstadt und Starkenbach in Böhmen in der „Hübnerbaude“ aufgespielt haben, von welchen der eine die „Trompta Maria“, der Zweite den Dudelsack, der Dritte das „Harmoniflitt“ (es war dies ebenfalls ein höchst originelles, im Riesengebirge früher heimisches Instrument, welches, wenn ich nicht irre, auch „Summel“ genannt wurde) spielte. Das Harmoniflitt war eine Drehleier mit einer Klaviatur von fünf bis sechs Tasten, welche der einzigen, durch ein Mädchen in vibrierende Schwingungen gebrachten Saite des Instruments, seltsame, summende Töne entlockte.

Die Toten reiten schnell, und ebenso schnell wächst hinter ihnen das Gras; die treue Anhänglichkeit und Freude an der Heimat, die unseren Gebirgsbewohnern noch nicht ganz abhanden gekommen ist, wird ihnen ohne die Kenntnis der Geschichte ihrer Vergangenheit leider wohl mehr und mehr verloren gehen; zumal nur diese es bewirken kann, daß der Bevölkerung das Eigenartige und Merkwürdige wenigstens

*) Der Resonanzkörper ist nicht birnförmig, sondern hat gradlinige Kanten.

teilweise erhalten bleibt. Vielleicht lüften weitere Forschungen den Schleier der Vergangenheit wenigstens noch in so weit, daß so merkwürdige Erscheinungen, wie es unter anderem jene Künstler und ihre Instrumente waren, nicht gänzlich in Vergessenheit geraten.

Der Sage nach giebt es in unseren Bergen ein „verwünschtes Schloß“, in welchem „man“ in einer Johannis-Mitternacht allerlei Gestalten um einen großen steinernen Tisch herum sitzen gesehen hat. Ist es die „Abendburg“, oder der „Hausberg“? Oder sonst ein „verthaner“ Ort? Gleichviel! Jene Gestalten, wer könnten sie sonst denn sein, als Rechziegl und all die anderen wunderlichen Gefährten der Trompta Maria? Möglich, daß jener „verthane“ Ort die Tumpsa-Hütte wäre; wenigstens macht folgendes alte Liedchen diese Annahme plausibel:

Am Berge ragt der Tumpsa-Stein,
Dort ist gut rasten und träumen!
Es braust der Wald und die Raben schrei'n,
Wildwässer stürzen und schäumen.

Vorüber, vorüber die Wolken ziehn,
Grauneblige Schatten und Schemen;
Dazwischen kling'ts wie Melodien
Der Trompta Maria von Böhmen.

Horch! „Hab mich lieb!“ „Vergiß nicht mein!“
So klingt und klagt's in den Lüften:
Schlaf', Trompta Maria: ich denke dein!
Schlaf' sanft in den felsigen Gräften!

Hauptmann Cogho.





Buchwald, Fischbach und Erdmannsdorf.



„Der süße Wunderschein auf allen Fluren,
Des Tages Glanz, licht, wie der junge Mai,
Die Felsen, die in kräftigen Konturen
Den Himmel stürmen, mächtig, groß und frei,
Und überall der Liebe stille Spuren:
Das bleibt dem Herzen ewig jung und neu!
Denn wo die Kunst sich zur Natur gestaltet,
Da wird des Lebens schönste Pracht entfaltet.“

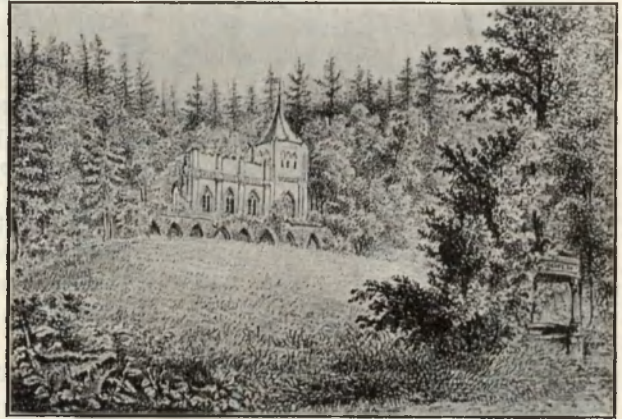


So faßte einst der junge Theodor Körner die unvergeßlichen Eindrücke zusammen, die er auf seiner Riesengebirgswanderung im Jahre 1809 im Park von Buchwald beim Besuch des Grafen Reden empfangen hatte. Mit derselben Frische wirken sie auch heut noch auf den verständnisvollen Besucher. Die grünen Rasenlehnen, die wundervollen Gruppen alter Laub- und Nadelbäume, die waldigen Hügelketten im Hintergrunde und darüber der blaue Hochkamm der himmelanstrebenden Riesenberge: alles vereinigt sich hier zu einem unübertroffenen Bilde von großartiger malerischer Wirkung. In der That, hier hat, um mit unserem Dichter zu reden, die Natur „die große Weihe hoher Kunst empfangen“, und diese wiederum sich in vollkommenster Weise „zur Natur gestaltet“. Stundenlang kann man hier Thäler und Hügel durchwandern und immer neuer Nah- und Fernblicke sich freuen, ohne zu merken, wo die Kunst aufhört und die Natur beginnt. So meisterhaft hat Graf Reden als begeisterter Verehrer der englischen Landschaftsgärtnerei alles, was die Natur hier an Wald und Wiese, Gebirge und Wasser in herrlicher Fülle bot, in den reizvollsten Naturpark zu verwandeln gewußt.

Nach dem Tode des Grafen Reden führte seine ihm ebenbürtige Gemahlin, Friederike geborene Freiin von Niesel, seine Schöpfungen in seinem Geiste fort. Die von ihm gestiftete Bibelgesellschaft, die noch heute segensreich wirkt, und andere Wohlfahrtseinrichtungen brachte ihr thatkräftiger Geist zu hoher Blüte. Was könnten

die Häuser und Hütten Buchwalds, die sich so traulich an die umbuschten Hügel schmiegen vom Walten dieser Edelfrau erzählen, die man mit Recht die Wohlthäterin des Riesengebirges genannt hat! Sie bildete den Mittelpunkt eines glänzenden Kreises hochgestellter Männer und Frauen, die durch die Reize Buchwalds und den hohen Geist der seltenen Frau angezogen wurden; Prinzen und Könige sah sie oftmals unter ihren Gästen. Aber den weitgehenden Einfluß, den sie so, besonders durch das Vertrauen der preussischen Herrscher, ausübte, benützte sie nur zur Förderung christlicher Liebeswerke und zur Linderung der Noth in ihren geliebten Bergen. Da waren es besonders die Spinner und Weber, die in den schweren, mehrfach wiederkehrenden Nothstandsjahren an ihr die treueste Helferin fanden. Sie war es, die den König Friedrich Wilhelm IV., der ihr seit seinen Kinderjahren in Verehrung und Freundschaft zugethan war, bestimmte, die uralte norwegische Holzkirche von Wang in den Jahren 1842

bis 1844 auf der hochragenden Berglehne von Brückenberg aufzurichten zu lassen. Auf dem Kirchplatz der Pfarrei Wang, an einem der schönsten Punkte unseres heimischen Gebirges, steht ein schönes Marmordenkmal zum bleibenden Gedächtnis der hochdenkenden Frau, der das Riesengebirge neben reichen Wohlthaten für seine Bevölkerung die Erschließung und Erhaltung so mancher Stätte von unvergleichlicher Schönheit und zugleich einen



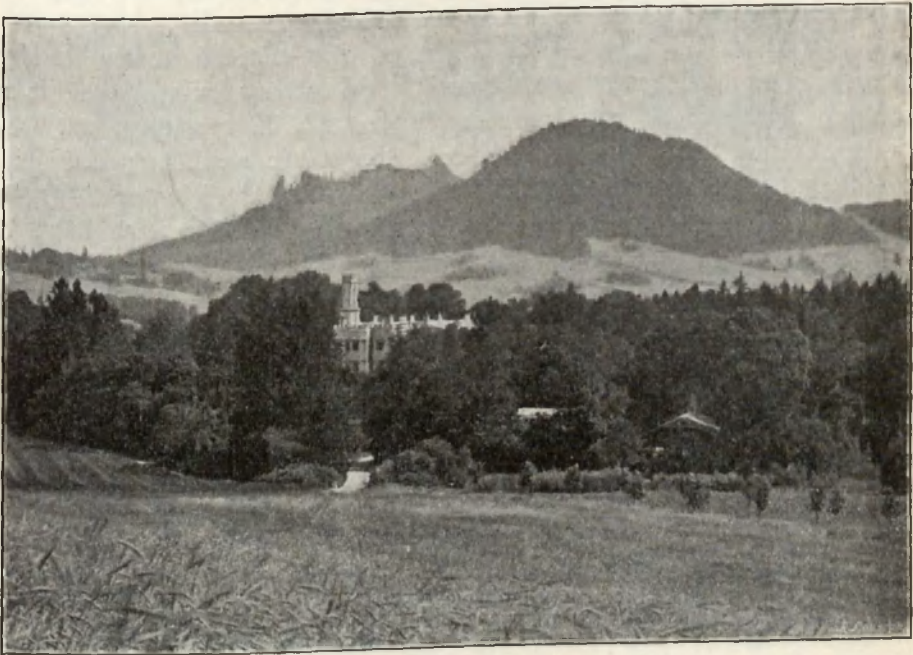
Die Abtei in Buchwald.

Nach einer Ansicht von E. W. Knippel in Schmiedeberg.

großen Theil der Aufmerksamkeit und Liebe verdankt, die sich ihm seit den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts in steigendem Maße zugewandt haben.

Wie Buchwald, so verdankt das eine Wegstunde nordöstlich gelegene Fischbach seine Berühmtheit den früheren Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Im Jahre 1822 erwarb Prinz Wilhelm von Preußen, ein Bruder König Friedrich Wilhelms III., die Herrschaft Fischbach, und bald wurde das schöne Thal unter den Falkenbergen sein und seiner Gemahlin, Prinzessin Marianne, Lieblingsaufenthalt. Noch heute atmen die unverändert erhaltenen Räume des Schlosses den Geist, der dieses edle Fürstenpaar erfüllte. Traulich und wohnlich sind die Zimmer und Säle eingerichtet, aber bei aller Festigkeit, Güte und Echtheit der verwendeten Stoffe bewundert man die Einfachheit, in der damals auch die Höchsten des Staates lebten. Es fehlt wohl nicht an prachtvollen Vasen und auserlesenen Geschirr, an Kunstwerken in Glas, in Holz-, Stein- und Elfenbeinbildnerei, an Meisterstücken kostbarer Juwelierarbeit, aber das Ganze macht doch den Eindruck jener allem äußeren Prunk abgewandten Lebens-

haltung, wie sie dem Hohenzollernhause eigentümlich war. Als Rittersitz ließ Prinz Wilhelm sich das Schloß ausbauen. Es sollte mit seinem breiten Graben und hochragenden Turme, an dem das Templerkreuz nicht fehlt, mit seinen Zimmern und Ecktürmchen, mit seinen Brücken und Rüstungen die Bewohner in die ritterliche Zeit des Mittelalters zurückversetzen, auf das man in den Jahren der Unterdrückung vom Elend der Gegenwart hinweg mit vaterländischer Hoffnung zu blicken gelernt hatte. Vortretende Gallerien, stille Erker mit lauschigen Sitzplätzen, die gotischen Formen an Gemäuer und Holzwerk zeugen von demselben Geiste; echte alte Glasmalereien in leuchtenden Farben erfreuen Auge und Gemüt. Der Hauch einer edlen Romantik,



Schloß Fischbach.

Nach einer Original-Photographie von F. Pieschmann in Landesht i. Schl.

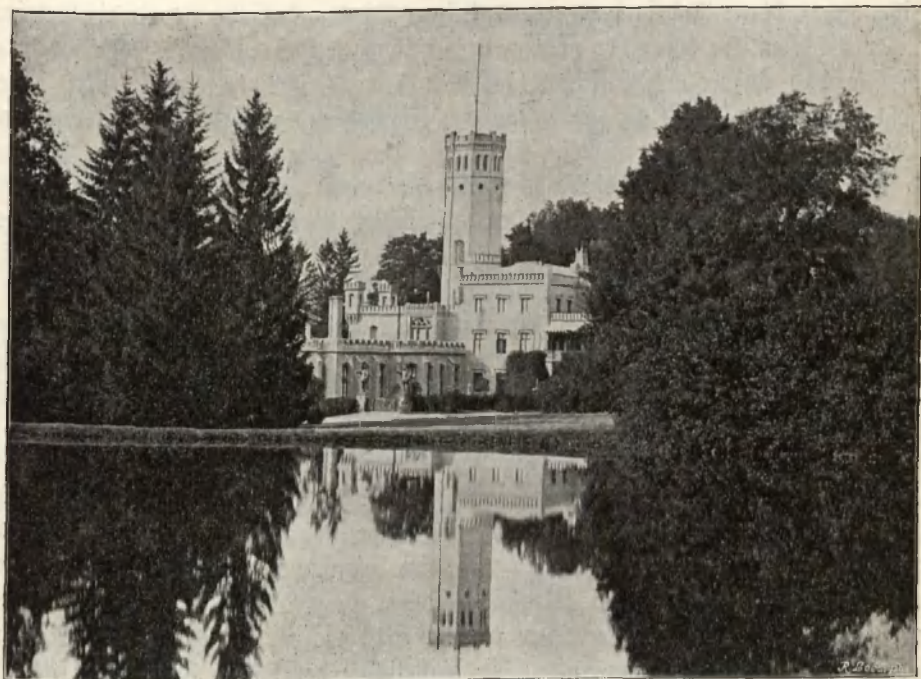
der Sinn für Deutschtum und Christentum in inniger Verbindung, wie er in den Helden und Säugern der Befreiungskriege gelebt hatte, weht dem Besucher überall entgegen. In dieser großen Zeit hatten Prinz und Prinzessin Wilhelm eine hervorragende Stellung eingenommen. Welch ritterlicher Sinn den Prinzen befeelte, bezeugt seine Absicht, sich dem Unterdrücker Napoleon als Geisel zu stellen, um eine Erleichterung der vernichtenden Bedingungen des Tilsiter Friedens zu erlangen. Er reiste auch 1808 nach Paris, und seine Gemahlin war bereit, ihm in die Höhle des korymbischen Löwen zu folgen; aber an Napoleons kaltem Egoismus scheiterte des Prinzen hochherziges Anerbieten. Doch blieb er in den Folgejahren die Stütze aller Gutgesinnten, welche die Abschüttelung des Jochs der Fremdherrschaft vorbereiteten und nahm an den Feldzügen in Deutschland und Frankreich ruhmreichen Anteil.

Seine Gemahlin aber, seit dem Tode der Königin Luise die erste Frau am preussischen Hofe, wurde zur selben Zeit durch Begründung des „Frauenvereines zum Wohl des Vaterlandes“ die Leiterin aller edlen weiblichen Bestrebungen zur Unterstützung der Kämpfer und zur Vinderung der Kriegsnot und blieb auch in den Friedenszeiten der Mittelpunkt eines schönen Kreises edler Geister. Könige und Fürsten, vor allem auch die Helden und Staatsmänner der Befreiungskriege sammelten sich dort, und der alte Reichsfreiherr von Stein schreibt davon (1828): „In diesem Schmiedeberger Thal ist ein seltener Verein edler und ausgezeichneten Menschen. Nichts übertrifft das Bild des auf inneren Frieden, religiösen Sinn, geistige Bildung gegründeten Familienglücks der Bewohner von Fischbach. Möge es lange wohlthätig, Heil verbreitend auf alle, die mit ihm in Beziehung stehen, ungetrübt fortdauern!“

Verlassen wir das Schloß, das im Schatten seiner alten Bäume von der längst vergangenen Zeit des Glanzes und Glückes still zu träumen scheint, so nimmt uns der schöne Naturpark auf mit herrlichen Linden- und Eichengruppen, mit feinen blizenden Teichen und weiten Wiesenflächen, über welche die kühnen Felsenspitzen der Falkenberge herniedergrüßen. Dorthin lenkt sich mit Vorliebe der Schritt der Bergreisenden. Nach einem kleinen Stündchen genußreichen Wanderns durch das malerisch an der Fischbach sich hinziehende Dorf und an den lieblichen Abhängen des Falkenberges hinauf, erreichen wir an halber Höhe ein hübsches Schweizerhaus, die gastliche Försterei. Das Auge kann sich hier nicht satt sehen an der schönen Aussicht, die auf der einen Seite sich nach dem Thal von Fischbach, auf der anderen nach dem lieblichen Boberthal öffnet, überragt von den weithin leuchtenden Türmen und Häusern des hochgelegenen Städtchens Kupferberg. In einer kleinen halben Stunde erreichen wir nach schöner Waldwanderung den Gipfel des Falkensteins, den die Prinzessin Wilhelm mit einem mächtigen Kreuz hat schmücken lassen. Ein unvergeßliches Bild bietet sich hier dem bewundernden Auge dar. In schwindelnde Tiefe stürzt der Fels jäh hinab; leises Waldesrauschen aus dem dunklen Grün uralter Fichten und ehrwürdiger Tannen ist der einzige Laut, der in der tiefen Einsamkeit zum Ohre dringt. Entzückt schweift das Auge über den ernsten Vordergrund hernieder zu dem lachenden Thale, in dem Fischbach im glücklichsten Frieden strahlenden Sonnenglanzes liegt. In schönem Wechsel breiten sich Felder und grüne Wiesenmatten aus, umrahmt von dunklen Waldungen. In reizvoller Anmut ziehen die sanften Höhen der Vorberge des Riesengebirges dahin, in herrlichem Aufbau allmählich zum Hochgebirge aufstrebend, das in majestätischer Größe mit seinem Gesamtzuge vom Schmiedeberger Kamm bis zum Schreiberhauer Hochstein das prachtvolle Bild abschließt. Wir nehmen Abschied mit den Worten, die einst König Johann von Sachsen in die Erinnerungsmappe des Schlosses Fischbach eintrug: „Lebe wohl, herrliches Land, wo zwischen den Riesengestalten der erhabenen Natur, Kunst und Natur, Kunst und Geschmack den Aufenthalt der freundlichsten Gastfreundschaft verschönern. Lang wird Dir dankbar noch eine Erinnerung zugewendet bleiben.“

Eine Wanderung von einer Meile in westlicher Richtung führt uns nach Erdmannsdorf. Die Straße, der wir durch Wiesen, Wald und die Lomnitzer Heide nördlich vom Gneisenauberge folgen, heißt der Königsweg. Ihn ließ König Friedrich

Wilhelm III. zu schnellerer Verbindung mit Fischbach anlegen, als er 1832 Schloß Erdmannsdorf von Gneisenaus Erben gekauft hatte. Die Freude an dem Frieden und der Schönheit der Gebirgslandschaft, die ihn bei mehrfachen Besuchen in Fischbach lebhaft angesprochen hatte, wollte er auch auf einer eigenen Besitzung genießen. Dazu eignete sich Erdmannsdorf in hervorragendem Maße. Gneisenau, der 1816 das Gut erworben hatte, hatte schon viel geschaffen. „Ich lebe in den Freuden und Erwägungen einer neuen Schöpfung“, hatte er damals geschrieben, „die Natur hat trefflich vorgearbeitet. Die Gegend ist himmlisch, die Mittagszeit — nach dem Ramm



Schloß Erdmannsdorf.

Nach einer Original-Photographie von F. Pietschmann in Landeshut i. Schl.

des Riesengebirges — großartig, die Mitternachtszeit — der Blick in die Lomnitzniederung — höchst lieblich. Ich hoffe mit einiger Verstandesaufstrengung eins der schönsten Güter zu bilden, die die Erde hat.“ So ist es in der That geworden, zumal seit die Huld des Königshauses sich diesem bevorzugten Thale zuwandte. Die Schöpfung des herrlichen Kunstparks wurde 1836 durch den Gartendirektor Lenné in Angriff genommen und in einer Weise durchgeführt, die ihn zu einer hervorragenden Sehenswürdigkeit machte. Auch die schöne evangelische Kirche, in den Jahren 1836—40 nach Schinkels Entwürfen im byzantinischen Stil ausgeführt, dient der Landschaft zu besonderer Zierde. Später ließ Friedrich Wilhelm IV. den Turm, der dem Glockenturme von San Marco nachgebildet ist, mit seiner heutigen Spitze versehen und führte damit das fromme Werk seines Vaters zu künstlerischer Voll-

endung. Mehrfach hat Friedrich Wilhelm III. hier im Kreise der königlichen Familie gewohnt, die damals eine ganz besondere Anhänglichkeit an das Riesengebirge zeigte. Die Regierungszeit des kunstsinigen und naturfrohen Königs Friedrich Wilhelms IV. brachte Erdmannsdorf den höchsten Glanz. Oft nahm er hier für längere oder kürzere Zeit seinen Sommeraufenthalt. Durch ihn erhielt das Schloß nach Plänen von Stüler seine heutige Gestalt und Einrichtung. Unablässig wurde an der Verschönerung des Parkes gearbeitet. Die liebliche und großartige Natur lockte den König immer wieder hierher, und daneben zog ihn vor allem der Verkehr mit der Gräfin Neden auf dem benachbarten Buchwald, die wie eine mütterliche Freundin zu ihm stand, deren Rat in großen und kleinen Dingen, besonders was die Arbeiten thätiger Nächstenliebe betraf, er nicht gern für längere Zeit entbehrte. So sorgte er auch für das äußere Wohl seines geliebten Thales und Gebirges. Auf seinen Befehl wurde von 1840 an die großartige Flachsgarnspinnerei Erdmannsdorf aus Mitteln der Seehandlung errichtet. Sie sollte dem schweren Nothstand der Spinner und Weber des Gebirges Abhilfe schaffen, aber auch dem ganzen Webergewerbe Schlesiens durch Benutzung der neuesten Hilfsmittel zeigen, wie es den gefährlichen Wettbewerb mit England erfolgreich bestehen könne. Die Anlage, seit 1872 im Besitze einer Aktiengesellschaft, steht auch heute noch in Blüte.

Mit dem Jahre 1861 fiel die Herrschaft Erdmannsdorf als Schatzkammergut an die Krone Preußen. Kaiser Wilhelm I., der als Prinz von Preußen mehrfach dort gewohnt, hat es während seiner Regierungszeit nicht betreten. Kaiser Friedrich III. besuchte Schloß Erdmannsdorf im September 1857 zum ersten Male; dann hat er 1859 wieder mit seiner jungen Gemahlin und dem erstgeborenen acht Monate alten Prinzen, dem jetzigen Kaiser Wilhelm II., im Gebirge gewohnt, und zuletzt 1866. Auch nach der ruhmvollen Beendigung des österreichischen Krieges hielt sich der Kronprinz hier auf. Mit dem Besuche der im Johanniter-Krankenhaus Bethanien, im Kavalleriehaus und in den Marstallgebäuden eingerichteten Kriegslazarette, wo verwundete Preußen und Österreicher untergebracht waren, wechselten Ausflüge ins Gebirge und in die Umgebung ab. Die Deutseligkeit der hohen Herrschaften gewann aller Herzen; besonders verkehrten sie auch gern mit den Zillerthalern, deren frische Natürlichkeit den damaligen Kronprinzen sehr anzog.

In den folgenden Jahren kam nur selten Besuch aus dem Hohenzollernhaus nach Erdmannsdorf. Um so größer war der festliche Jubel, mit dem Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen am 24. Mai 1888 nach ihrer Vermählung hier empfangen wurden. Seitdem wurde Schloß Erdmannsdorf wieder mehrfach von Gliedern der königlichen Familie als Sommeraufenthalt benutzt.

Kölbing.





Gras Friedrich Wilhelm Reden.



Sraf Friedrich Wilhelm Reden wurde 1752 zu Hameln in Hannover geboren. Sein Onkel, in dessen Hause zu Clausthal im Harz er seine Kinderzeit verlebte, war Berghauptmann in kurfürstlich-hannoverschen Diensten und verwaltete als solcher auch die Bergwerke des Oberharzes, soweit sie zu Hannover gehörten. Durch ihn wurde die Aufmerksamkeit des Knaben auf nutzbare Minerale gelenkt und die Neigung, sich dem Bergbau und Hüttenwesen zu widmen, schon früh geweckt. Seine wissenschaftlichen Studien, durch die er sich für das Bergfach vorbereitete, betrieb er auf der Universität Göttingen. Nach Beendigung derselben erweiterte er seine Kenntnisse durch Reisen nach den berühmtesten Bergwerksorten Englands, Schottlands und Spaniens, von denen er die Überzeugung mitbrachte, die Einrichtungen und Verfahrensweisen der Engländer bei Förderung und Gewinnung nutzbarer Mineralien seien unter denen, die er kennen gelernt habe, die vorzüglichsten. Mit dieser Überzeugung verband sich zugleich der lebhafte Wunsch, recht bald Gelegenheit zu finden, die im Auslande erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen in einem einflussreichen Berufskreise innerhalb Deutschlands verwerten zu können, und dieser Wunsch wurde unerwartet schnell erfüllt.

Nachdem 1768 König Friedrich der Große zur Verwaltung des gesamten Berg- und Hüttenwesens aller seiner Provinzen ein besonderes Ministerium geschaffen hatte, berief er 1777 den bisherigen sächsischen General-Bergwerks-Kommissar, Freiherrn von Heynitz, den Gründer der Bergakademie zu Freiberg, an die Spitze dieses Ministeriums, das seinen Sitz in Berlin hatte. Dieser ausgezeichnete Fachmann überzeugte sich im Jahre 1778 bei dem Besuch der Hauptorte des schlesischen Bergbaues von dem großen Reichtum an noch unbenutzten Mineralschätzen und verlegte das schlesische Bergamt von Reichenstein nach Breslau. Er schlug in demselben Jahre dem Könige die Ernennung des damals 27 Jahre alten Freiherrn von Reden, dessen außergewöhnliche Befähigung er erkannte, zum Oberberghauptmann von Schlesien vor, worauf der König demselben 1779, unter gleichzeitiger Erteilung der

Hofcharge eines königlichen Kammerherrn, die Leitung des gesamten schlesischen Bergbaues übertrug, die er trotz vieler und großer Hindernisse fünfunddreißig Jahre lang mit außerordentlichem Erfolge ausübte.

So eifrig und mit so unermüdlicher Sorgfalt der große König bestrebt war, die Gewerbe und Handelszweige seiner Länder zu kräftiger Blüte zu bringen, so gering war doch seine Bereitwilligkeit, aus Staatskassen große Summen zum stärkeren Betriebe des Bergbaues herzugeben. Ohne den Besitz der zur Neueinrichtung des Gruben- und Hüttenbetriebes nötigen Gelder war aber selbstverständlich ein Auf-

schwung des schlesischen Bergbaues nicht ins Werk zu setzen. Der König befahl, die Bildung von Gewerkschaften anzuregen, um das unentbehrliche Bau- und Betriebskapital durch Beteiligung von Privatpersonen aufzubringen, was auch Minister Heynitz für gut befand. Der Oberberghauptmann suchte jedoch von vornherein die Benutzung von Privatgeldern zu vermeiden, um der Staatskasse den von ihm mit Sicherheit erhofften, erheblichen Gewinn ungeteilt zuzuwenden. Auf seine Veranlassung schlug deshalb der



Staatsminister Graf Reden.

Minister von Heynitz dem Könige vor, an Stelle der Bleigrube bei Silberberg, welche wegen ihrer geringen Ergiebigkeit seit 1754 außer Betrieb gesetzt war, die Bleigewinnung bei Tarnowitz wieder zu eröffnen, damit die großen Geldsummen, die für Blei außer Landes gingen, da in königlichen Landen sonst nirgends dies für die Armee unentbehrliche Metall zu finden sei, dem Lande erhalten blieben. Da nach diesem Vorschlage das Unternehmen die Genehmigung des Königs erlangte, so konnte im

Frühjahr 1784, nachdem es gelungen war, die Ansprüche des Grafen Henckel als Grundbesitzer der Grubenfelder zu befriedigen, die Grube eröffnet werden. Das bescheidene Betriebskapital, welches sich für das erste Jahr ihrer Wiederaufnahme auf 9786 Thaler belief, schloß der König vor, und das mit einer Schmelzhütte verbundene Bergwerk erhielt den Namen Friedrichsgrube.

Obgleich nun durch ein Probegruben sich eine staunenswerte Mächtigkeit des Bleivorkommens erwies, so kam der neueröffnete Bergbau doch bald in die Gefahr, wegen unterirdischer Grubenwässer wieder aufgegeben werden zu müssen. Man berechnete die Anlagekosten des nötigen Wasserhebewerks auf nicht weniger als 48000 Thaler, und die Betriebskosten, wenn die Hebung des Wassers mit Pferdekraft bewirkt werden müsse, auf jährlich 14000 Thaler. Wiederum wurde der Vorschlag

erneuert, durch Aktien von Privatunternehmern diese Gelder aufzubringen. Der Oberberghauptmann von Reden wies jedoch bei Gelegenheit einer Besichtigung der ober-schlesischen Bergwerke durch den Bergminister von Heynitz im Jahre 1786 nach, daß durch Aufstellung einer englischen Dampfmaschine, die man zu jener Zeit „Feuermaschine“ nannte, die Hebung der Wässer bei der Friedrichsgrube nur einen jährlichen Kostenaufwand von 3700 Thalern verursachen würde, und beantragte und empfahl die Anschaffung von zwei dergleichen Maschinen aus Staatsmitteln, indem er die zweite für eine Grube bei Rotenburg an der Saale zu verwenden vorschlug. Da nun König Friedrich kurze Zeit vor seinem Tode, dem Antrage Redens gemäß, die Gelder für beide Maschinen aus der Staatskasse bewilligte, so konnte Reden, nachdem er kurz nach der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms II. in den Grafenstand erhoben worden war, mit dem damaligen Geheimen Oberbergrat, dem späteren Ministerpräsidenten Freiherrn von Stein, und dem Grafen Schlabrendorf im Herbst 1786 nach England reisen, um die Anwendung der Dampfkraft in den englischen Bergwerken und die Verhüttung der Erze zu studieren und die beiden ersten Dampfmaschinen für die preussischen Bergwerke zu kaufen. Dieselben wurden, soweit es sich thun ließ, zu Wasser transportiert. Die schlesische kam die Oder herauf bis Oppeln, von wo sie auf der Achse bis zur Friedrichsgrube gebracht wurde. Sie bewährte sich so gut, daß man schon bis 1804 in dem Stadtrevier von Tarnowitz vier solche Maschinen in Benutzung stellte. Die Ausbeute der Friedrichsgrube war auch schon in den ersten Jahren nach ihrer Wiedereröffnung eine so lohnende, daß sie die Hoffnungen, welche Reden auf ihre Ertragsfähigkeit gesetzt hatte, nicht nur erfüllte, sondern sogar übertraf.

Zu gleicher Zeit, als der rüstige Berghauptmann das Blei- und Silberbergwerk bei Tarnowitz wieder in Betrieb setzte, war er auch bemüht, der Eisenproduktion und Steinkohlenförderung in Schlesien einen kräftigen Aufschwung zu geben. Bis zu Redens Eintritt in die Leitung des schlesischen Bergwesens hatte das schlesische Eisen wegen seiner geringen Brauchbarkeit nur wenig Absatz gefunden. Daß sich aus dem massenhaften Vorkommen von Eisenstein in der Nähe von mächtigen Steinkohlenflözen ein bedeutender Gewinn erzielen lasse, diese Überzeugung hatte Reden, wie schon erwähnt, auf seinen Reisen in England gewonnen. Er entschloß sich also, nachdem er die ergiebigen Braun- und Thoneisensteinlager Oberschlesiens, sowie die dabei befindlichen Steinkohlenflöze kennen gelernt hatte, diesen Gewinn zum Vorteil des Landes und seiner Bevölkerung herbeizuführen, wenn er auch die großen Hindernisse, die der Ausföhrung desselben entgegenstanden, nicht verkannte. Zu diesen Hindernissen gehörte die Schwierigkeit, die zum besseren Betrieb der Gruben und Hüttenwerke erforderlichen Kapitalien, welche sich in den ersten Jahren schwerlich zinsbar erweisen konnten, aufzutreiben, außerdem der niedrige Bildungsstand der Bevölkerung Oberschlesiens, aus welcher die Unterbeamten und Bergarbeiter entnommen werden mußten, ebenso die geringe Volkszahl und Armseligkeit der den Fundstädten der Mineralien nahe liegenden Städte, ferner die große Unfruchtbarkeit des benachbarten Ackerbodens, welche die Erzeugung billiger Lebensmittel erschwerte, und endlich der gänzliche Mangel an brauchbaren Verkehrswegen. Doch die

umsichtigen Maßregeln, die Graf Reden zur Erreichung seiner Zwecke ergriff, die feste Zuversicht auf endliches Gelingen des Unternehmens, welche in der Überzeugung von der Richtigkeit seiner Ansichten wurzelte, nicht zum wenigsten aber auch die ihm in hohem Grade verliehene Gabe, sich die Herzen der Hoch- und Niedriggestellten zu gewinnen, ließen ihn allmählich alle Hemmnisse seiner Unternehmungen überwinden. Zuerst regte er die Auffuchung der Eisenlagerstätten in den verschiedenen Gegenden Oberschlesiens an und suchte ihre Mächtigkeit, sowie die Güte ihres Erzes festzustellen. Hierauf erleichterte er die Förderung der Erze durch allerhand mechanische Vorrichtungen, z. B. durch Aufstellung von Pferdegöpeln, durch Anlage von schiffbaren Stollen u. s. w. Dann verbesserte er das Schmelzverfahren nach der in England beobachteten besten Methode und nach unablässig selbst angestellten Versuchen. Ebenso strebte er unermüdlich nach Vervollkommnung der weiteren Bearbeitung des Roheisens, um die verschiedenen Arten des Metalles in möglichst bester Güte herzustellen. Durch den Bau von Land- und Wasserstraßen, sowie durch Bewirkung eines Einfuhrzolles und Verbotes, schwedisches Eisen einzuführen, verschaffte er dem inländischen Eisen vermehrten Absatz und den Hüttenwerken einen besseren Ertrag.

Wie vor Redens Wirksamkeit die Produktion des schlesischen Eisens eine sehr geringe war, so erreichte auch die Förderung und Benutzung der Steinkohlen eine nur unbedeutende Höhe. In Oberschlesien ließ der große Holzreichtum der Gegend und die geringe Zahl der Einwohner jener Landschaft die Verwendung der Steinkohlen zwar für entbehrlich erscheinen, als sich jedoch der Absatz der Kohlen, somit auch die Zahl der Gruben bedeutend vermehrte, erwies sich der niedrige Preis und das reichliche Vorhandensein brauchbarer Hölzer in der Nähe der Gruben als ein den Bergbau sehr fördernder Umstand. Reden gewährte den Kalk- und Ziegelofen-Besitzern bei Erbauung von neuen Öfen, die für Steinkohlenfeuerung eingerichtet wurden, bedeutende Prämien Gelder, ebenso beim Betriebe von Bleichen, Brauereien und Brauntweinbrennereien, und war bemüht, in öffentlichen Gebäuden, z. B. Gerichts-, Post- und Gefängnislokalen, Steinkohlenheizung einzuführen, sowie er auch in holzarmen Gegenden dieselbe für Privatwohnungen empfahl. Um das Vorurteil zu widerlegen, die Steinkohlenheizung sei der Gesundheit in hohem Grade nachtheilig, ließ er seine eigenen Wohnzimmer im Schlosse zu Buchwald mit Steinkohlen heizen und bediente sich sogar in mehreren derselben der englischen Kamine, in denen die Flamme auf einem Roste offen brannte. Überall verbreitete er Zeichnungen und Beschreibungen von Öfen, die für Kohlenfeuerung berechnet waren. Natürlich war sein Streben auch dahin gerichtet, in den Eisenschmelzöfen und Hüttenwerken die Holzfeuerung zu verdrängen. Seinen unermüdlichen Versuchen gelang es endlich auch, mit entschwefelter Kohle die Schmelzung des Eisenerzes bewirken zu können. Im September 1796 konnte bei Gleiwitz der erste Hochofen mit Coaks in Betrieb gesetzt werden, dem bis zum Jahre 1800 drei andere der Königschütte folgten. Damit war der Anfang zu einem bedeutenden Kohlenverbrauch bei Herstellung des Eisens gemacht, wenn auch die Abschaffung der Holzfeuerung dabei im allgemeinen nur allmählich erfolgte.

Von Redens Thätigkeit in betreff der Gewinnung von Zink aus Galmei und Zinkblende berichtet uns Valentin Weigel in seiner Beschreibung von Schlesien:

„Ehedem geschah das Rösten des Galmei bei Holzfeuer im Freien. Um Holz zu sparen, entschloß sich das Königliche Bergamt, in Scharley einen Ofen zum Rösten mit Steinkohlen nach Zeichnungen, die von Bergwerks-Officianten auf ihren Reisen in England aufgenommen waren, anlegen zu lassen. Zwar fanden sich beim ersten Probebrände verschiedene Fehler, die aber nach der Zurückkunft des jetzigen Oberberghauptmanns, Grafen Reden, aus England nach dessen Anweisung so gut abgeändert wurden, daß der auf diese Art gebrannte Galmei in den Messingwerken beliebter ist, als der mit Holz geröstete.“

Nicht lange nach dem Beginn des neuen Jahrhunderts gewann der Wirkungskreis des Grafen eine noch bedeutend größere Ausdehnung, als er bisher gehabt hatte. Als nämlich im Jahre 1802 der Tod des Ministers von Heynitz erfolgte, wurde Reden von Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm III. zum Dirigenten der gesamten Bergindustrie des Königreichs Preußen ernannt. Nun fand er Gelegenheit, sich auch in anderen Provinzen des Staates ebenso erfolgreich thätig zu zeigen als bisher in Schlesien. In aufrichtiger Ergebenheit ehrten und liebten ihn seine Untergebenen und Beamten in allen Provinzen als den menschenfreundlichen Vorgesetzten, der unablässig darnach strebte, den Bergleuten und Beamten ein höheres Lohn und eine bessere wirtschaftliche Lage zu verschaffen. Durch den sich allmählich in weite Kreise verbreitenden Ruf von Redens Schöpfungen und Einrichtungen in den Gruben und Hüttenwerken wurden viele Personen veranlaßt, sich die neuen Veranstellungen anzusehen und sich womöglich dabei zugleich die Bekanntschaft des allgemein geschätzten Mannes zu verschaffen. Zu diesen Besuchern der schlesischen Bergwerke in jener Zeit gehörte auch der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, der im August 1790 mit seinem Geheimen Legationsrath, dem Dichter Göthe, unter Redens Führung von Breslau aus Oberschlesien und die Salzwerke von Wieliczka bereiste.

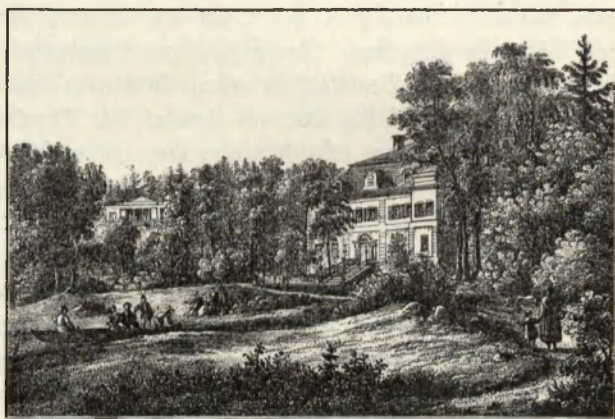
Obwohl Reden ein wohlverdientes Ansehen genoß und er von seinem hohen Landesherrn als erneutes Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste den roten Adlerorden erster Klasse empfing, brachten die politischen Ereignisse es mit sich, daß seine Amtsthätigkeit nach 27 Jahren ein schnelles, unerwartetes Ende nahm. Nach dem Kriege von 1806 und 1807, als Preußen durch den Frieden zu Tilsit alle seine Länder zwischen Elbe und Rhein, sowie auch Danzig, verlor und sich zur Zahlung von 150 Millionen Thalern Kriegsschädigung verpflichten mußte, wurde es notwendig, sowohl die Staatsausgaben, wie auch die Zahl der Staatsdiener zu verringern. Infolge dieser Nothwendigkeit erhielt Graf Reden, wie viele andere hohe Beamte, durch eine Cabinetsordre des Königs, welche seine erfolgreichen, treugeleisteten Dienste in ehrenden Worten anerkennt, seine Dienst-Entlassung. Mit schmerzlichen Empfindungen trennte er sich von seinem amtlichen Wirkungskreise, wie von den Beamten und Arbeitern desselben und suchte und fand in den letzten acht Jahren seines Lebens hauptsächlich Beschäftigung und Freude in der sorgfältigen Verwaltung der beiden mäßig großen Dominialgüter, die er in Schlesien besaß, von denen Buchwald mit Quirl im Hirschberger und Schwedelndorf mit Wilmsdorf im Gläzer Kreise liegt.

Auf dem am Fuße der Schneefoppe, 10 km von Hirschberg entfernten Gute Buchwald, das er 1785 kaufte, hielt er sich seit Erwerbung desselben mit Vorliebe

auf und legte in dem zwischen bewaldeten Bergen, spiegelnden Teichen, grünen Wiesen und fruchtbaren Feldern liegenden unteren Teile des Dorfes jenen herrlichen Park an, der den Namen Redens und Buchwalds weit und breit berühmt machte und, nachdem er während seines hundert Jahre langen Bestehens die Herzen Tausender erfreut hat, auch heute noch durch die Schönheit seiner Landschaftsbilder alljährlich und beständig Hunderte von Naturfreunden anlockt und entzückt.

Mit der christlichen Liebe, die den Grafen bewog, eifrig für die Wohlfahrt derer, die ihn umgaben, besorgt zu sein, verband sich bei ihm auch die glückliche Gabe herzzgewinnender Freundlichkeit gegen jedermann, welche auch in den verschiedenen Kreisen, mit denen er verkehrte, lebhafteste Anerkennung und Erwidierung fand. Das väterliche Verhältnis, in dem er zu seinen Unterthanen stand, und die Verehrung und Liebe, die ihm von denselben zu teil wurde, zeigte sich unter anderm auch recht deutlich bei Gelegenheit seiner im August 1802 erfolgten Vermählung.

Noch viele Jahre nachher beschrieben Teilnehmer gern die Einzugsfeierlichkeiten in Buchwald und priesen sie mit Begeisterung. Am 20. August 1802 bestieg Reden mit seiner jungen Gemahlin und zwei ihrer Schwestern den Gipfel der Schneekoppe. Zwei Jahre zuvor war ihm die hohe Auszeichnung zu teil geworden, Ihre Majestäten



Schloß Buchwald.

Nach einer Ansicht von E. W. Knippel in Schmiedeberg.

den König Friedrich Wilhelm III. und dessen Gemahlin, die hochgefeierte Königin Luise, nachdem dieselben im Schlosse zu Buchwald übernachtet hatten, auf die Schneekoppe und als seine Gäste nach Buchwald zurück begleiten zu dürfen.

Im Juli des Jahres 1803 wurde er von Sr. Majestät dem Könige zum Staats- und Bergminister ernannt. Nun wirkte Reden in den nächsten Jahren nach seiner Vermählung rastlos mit Eifer und Glück für sein wichtiges Amt, indem er abwechselnd in Buchwald und Berlin wohnte oder sich auf amtlichen Reisen befand. Obgleich er auch schon in jener Zeit zuweilen körperlich leidend war, hielt ihn doch nichts ab, mit äußerster Gewissenhaftigkeit die Pflichten seines Berufs zu erfüllen, bis er durch die politischen Zeitereignisse 1807 seine Entlassung aus dem Staatsdienste erhielt.

Nun schenkte ihm Gott noch acht glückliche Lebensjahre, in denen er sich durch die Verwaltung seiner Güter, die Beschäftigung mit allerhand landwirtschaftlichen Versuchen und durch den geselligen Umgang mit seinen zahlreichen Verwandten, Freunden und Nachbarn erfreute. Auch in dieser Zeit leistete er dem in schwieriger

Lage und großer Bedrängnis befindlichem Staate wertvolle Dienste durch treue Anhänglichkeit an das Königshaus, weise Ratschläge, reiche Beisteuern und steten, unverzagten Mut, womit er seines Freundes, des Ministers Stein und dessen Nachfolgers Hardenberg, Unternehmungen zur Wiederaufrichtung des von Napoleon niedergeworfenen Staates unterstützte. Er schenkte sein kostbares, silbernes Tafelservis der Staatskasse und gewährte, als Stein 1809 aus Berlin entfliehen mußte, weil Napoleon den Befehl gegeben hatte, ihn zu verhaften, dem Flüchtigen nicht nur in seinem Schlosse zu Buchwald, wo mehrere Diener Stein kannten, einen einstweiligen Zufluchtsort, sondern vermittelte auch seine Flucht von da über die böhmische Grenze, was nicht ohne Gefahr war. Da nämlich sowohl in Hirschberg wie in Schweidnitz französische Besatzungen standen, verkehrten nicht selten deren Streifpatrouillen auf den Straßen zwischen diesen Städten, weshalb leicht der Fall eintreten konnte, mit einer solchen zusammenzutreffen. Da aber ein längeres Verweilen in dem vom Feinde besetzten Schlesien nicht ratsam war, so fuhr Reden am 13. Januar 1809 mit Stein und dem befreundeten Grafen Gessler, der in Schmiedeberg wohnte, von Buchwald über den Schmiedeberger Paß und von da der böhmischen Grenze zu. Glücklicherweise am Grenzort angelangt, wo die Gefahr, den Franzosen in die Hände zu geraten, vorüber war, holte die Reisenden ein unansehnlicher, nur mit einem Pferde bespannter Schlitten ein, in welchem eine einzelne, dicht verhüllte Frau saß, die, als sie sich näherte, als die Gemahlin des Grafen Reden erkannt wurde. Sie war ohne Wissen ihres Gemahls immer in geringer Entfernung dem Schlitten der Reisenden nachgefolgt, weil sie ihren Gatten in der Gefahr nicht verlassen wollte. Graf Gessler und Stein reisten nun mit Reisepässen versehen ungehindert über Trautenau nach Prag, und Reden kehrte mit seiner Gemahlin wieder nach Buchwald zurück. Später unternahm es Reden noch zweimal, von Buchwald aus mit Stein, der von Prag herbei kam, in Trautenau zusammen zu treffen, um Steins Ansichten über verschiedene Staatsangelegenheiten zu erfragen und dieselben nach Berlin zu übermitteln.

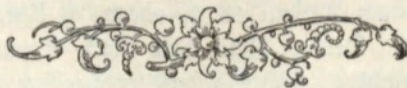
Das Lungenleiden, welches den Grafen schon seit Jahren belästigte, trat im Frühjahr 1812 nach einer Rückkehr von Berlin, wo er mit seiner Gemahlin einen Teil des Winters verlebt hatte, besonders heftig auf. Während des Sommers aber kräftigte sich sein körperlicher Zustand wieder. Er konnte ausfahren und ausreiten, beobachtete mit großer Aufmerksamkeit den Lauf der unruhvollen Zeitereignisse und freute sich mit Begeisterung der preussischen Siege in den Jahren 1813 und 1814. In ganz besonders lebhafter Weise erfreute sich der Graf der frohen Nachricht von dem Siege, den Blücher und Wellington am 18. Juni 1815 bei Belle-Alliance über Napoleon errungen hatten. Schon am 30. Juni ward er bettlägrig und starb nach dreitägigem Krankenlager am 3. Juli 1815, abends 8 Uhr, an den Folgen seines langjährigen Brustleidens. Den 7. Juli, bald nach Sonnenuntergang, wurde der Sarg, der seine Leiche enthielt, während das Grabgeläut des Sterbeglöckchens auf dem Turme des Kirchleins im nahen Fichtenwalde wehmütig-klagenden Widerhall weckte, in das Gruftgewölbe der Abtei beigesetzt, wo er 39 Jahr vereinsamt stand, bis am 19. Mai 1854 ein zweiter neben ihm Raum fand, welcher die sterbliche

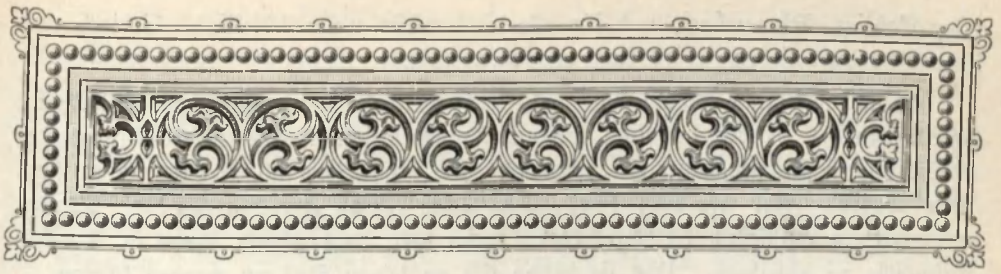
Hülle der Gemahlin des Grafen, die er so innig geliebt hatte, barg. „Sein Lebensende war uns schmerzhaft, fürs Vaterland trauervoll und selbst für Fremde und Ausländer nicht ohneummer.“ Diesen Ausspruch des Tacitus aus „Agricola“ setzte James Riddel unter Nedens Bild, welches Fräulein Caroline von Nidesel, des Grafen Schwägerin, nicht lange vor seinem Todestage meisterhaft gezeichnet hatte und Riddel lithographieren ließ. Wie aufrichtig Graf Nedens Tod von den Bewohnern der Orte Buchwald und Quirl und den schlesischen Bergleuten betrauert wurde, das offenbarte sich durch das immer wiederholte liebevolle Andenken an den menschenfreundlichen Mann. „Als unser seliger Herr Graf noch lebte“, oder „Unser guter Herr Graf sagte oft“, oder „Wenn das unser alter Herr Graf sähe“, diese und ähnliche Worte, die man aus dem Munde der dortigen Dorfleute viele Jahre nach seinem Tode oftmals vernahm, bewiesen, wie die Erinnerung an ihn stets in ihren Herzen lebendig war. Und heute noch, wenn Bergleute Oberschlesiens ein frohes Gedenkfest feiern, dann zünden sie zuweilen das Grubenlicht an, welches Nedens Statue an dem Denkmal in der Hand hält, das König Friedrich Wilhelm IV. ihm 1854 bei Königshütte errichten ließ, und bei dessen Enthüllung der König selbst gegenwärtig war, um den Mann zu ehren, der ihnen nicht nur in der Grube, sondern auch außerhalb derselben als Vorbild vorleuchtete.

Nedens langjähriger Freund, der Minister von Stein, schrieb 1817 in einem Briefe an dessen Witve über den Dahingeshiedenen: „Sein heller Blick, der Reichtum seiner Erfahrungen, die Klarheit, womit er das Ziel des Strebens bei jeder Unternehmung bestimmte, die Beharrlichkeit ohnegleichen, womit er es erwog und das Vollkommenste schaffte, würden jetzt bei dem großen Umfange des preussischen Bergbaues tausendfachen Segen und Nutzen bringen. In tiefster Demut erkenne ich, daß dem Minister von Heynitz, meiner vortrefflichen Mutter und dem Beispiel Nedens ich die Entwicklung und Richtung meiner Anlagen zu danken habe.“

In demselben Jahre (1817) äußerte sich Göthe über Nedens: „Ich habe ihn nicht nur gekannt, ich habe ihn geschätzt, geliebt und die herrlichsten Tage und Nächte an seiner Seite verlebt, — denn wir sind zusammen gereiset, — und doch vermag ich nicht, ihn als Bild zu gestalten, noch mit wenigen Worten zu sagen, wie er eigentlich war, auf welche Weise er sich im Leben bewegte, welche Anmut und Würde ihn umkleidet hat; denn das war eben das Ausgezeichnete bei ihm, daß keine Eigenschaft hervorstechender schien als die andern, sondern alle sich in gleichem Grade in ihm entwickelt und ausgebildet hatten zu einer seltenen Größe.“

Th. Eisenmänger.





Die Einwanderung der Zillertthaler.



er von den Tausenden, die jährlich unserm schlesischen Gebirge zueilen, hat schon in Mittelzillertthal geraftet und sich im Geiste versetzt in jenes liebliche Thal der Ziller, des schönsten in Tirol, der Heimat des ausgewanderten Völkchens, das uns hier begegnet?

Gar viele haben es schon gethan; gar viele haben sich gefreut über die schmucken Tirolerhäuschen der Kolonie, sind gelustwandelt im Parke von Erdmannsdorf, haben die prächtigen Anlagen in der Umgebung des königlichen Schlosses bewundert, haben am Kirchlein in stiller Andacht gestanden, da, wo unter dem Medaillon Friedrich Wilhelms III. der deutsche Knabe dem Tiroler Ruben die Hand reicht, und — als der Bahnzug sein Glöcklein klingen ließ, sind sie mit sekundärer Schnelligkeit höher hinauf gereist, dahin, wo aus dem Melzergrunde die Schneekoppe hinauf in die Wolken ragt. Sind einige von ihnen aber auch schon einmal hineingegangen in ein solches Tirolerhäuschen; haben sie sich durch einen der im Jahre 1837 aus ihrer Heimat Vertriebenen erzählen lassen von den Drangsalen, die sie erduldet, von dem, was sie ihres Glaubens willen daheim ließen, von den Mühen der Auswanderung und von der Gnade des Königs, ihres neuen, guten Landesvaters? „Gott schütze Friedrich Wilhelm III., das ist mehrere Male in Holz geschnitten an den Balkonen, die jedes Haus umgeben, zu sehen und steht in glänzenden Buchstaben in den Stübchen der Häuser, und „Gott vergelt's König Friedrich Wilhelm III.“, das spricht aus jedem Worte der Bewohner. Als ich 1887, dem Jubiläumsjahre der Kolonie, in jenem schönsten Teile Schlesiens weilte, habe ich mir eine ausgewanderte Tirolerfamilie aufgesucht, — es lebten noch drei Mitglieder derselben, — und habe mir die Geschichte ihres Sammers und ihres Glückes erzählen lassen, und was ihnen selbst entfallen — sie standen im Alter von beinahe 80 Jahren — das habe ich ergänzt aus einer Arbeit des um die Geschichte Schlesiens hochverdienten

Max Beheim, Schwarzbach, und für alle die, welche unser schlesisches Gebirge und seine Bewohner lieben, sei es kurz zusammengefaßt.

Eine entseßliche Wahl war es, vor welche die evangelischen Zillerthaler gestellt waren. Wieder katholisch werden, Translocation in eine andere Gegend des österreichischen Staates, oder auswandern? Sie entschlossen sich, das letztere zu thun. Aber wohin? Am 27. Mai 1837 überbrachte Fleidl, der Sprecher der Tiroler, persönlich ein Bittgesuch an Friedrich Wilhelm III., dahingehend, ihnen in Preußen Aufnahme zu gewähren. Und sie hätten sich an keinen Besseren wenden können.

„Die Zillerthaler Angelegenheit war ihm eine Gewissens- und Gemütsache; besonders war ihm die religiöse Seite derselben wichtig.“ So sandte der König sofort Hofprediger Strauß nach München, wo derselbe eine Deputation der Zillerthaler empfing, damit er ihre religiöse Gesinnung erforsche und beobachte, „ob sie auch nicht etwa separatistisch wären.“ Und als dieser bestätigen konnte, daß sie ihren Glauben allein auf dem Boden der heiligen Schrift und der Augsburgischen Confession gründeten,



Johann Fleidl,
evangelischer Zillerthaler.

als er auch über die numerische Größe der Kolonie dahin gehende Aufschlüsse geben konnte, daß von 242 Erwachsenen und 144 Kindern die Auswanderung feststand, begannen sofort die Unterhandlungen mit dem österreichischen Staatsmanne Metternich über die Art und Weise der Auswanderung.

Vier Monate nur war ihnen Frist gestellt; was sie während dieser Frist an unbeweglichem Eigentum nicht verkauften, mußten sie im

Stiche lassen. Dem persönlichen Einflusse des Königs gelang es, schließlich die härtesten Bestimmungen zu beseitigen und die Frist teilweise zu verlängern.

Nun wurde in Eile verkauft, was verkauft werden konnte, und das übrige gepackt, und unter Thränen schied man von den heimatlichen Bergen, zurücklassend, was bisher lieb und teuer war.

In welchem Teile Preußens aber sollten die Ausgewanderten untergebracht werden? Ihre Berge wollten sie nicht missen, und getrennt wollten sie auch nicht werden. Das waren die zwei Bedingungen, an welchen sie mit eiserner Zähigkeit hingen, und die es schwer machten, einen Ansiedelungsort zu finden. So hatte sich der König eine Liste der Domänen einreichen lassen, die 1838 pachtfrei wurden. Es waren eine ganze Anzahl, aber keine genügte für die Zillerthaler, bei welchen für die Familie 60 Morgen gerechnet wurden, und keine hatte auch nur die geringste Ähnlichkeit mit der Heimat.

Der Oberpräsident von Posen wünschte sehnlichst, daß seine Provinz durch die Auswanderer kolonisiert würde, allein der König antwortete ihm, „daß er es zwar an sich für wünschenswert halte, die Provinz Posen zu kolonisieren, und zwar durch evangelische Deutsche, daß er aber doch mit Rücksicht darauf, daß, da der Ansiedelung der Zillertthaler in einer ihrer bisherigen Heimat so sehr verschiedenen Gegend, und in einer Provinz, in welcher die Sprache ihnen so völlig fremd ist, mehrfache Bedenken entgegenstehen, er davon absehen müsse.“ Er schrieb vielmehr an den Oberpräsidenten von Schlesien: „Die Inclinanten haben sich mit der Bitte an mich gewandt, sie aufzunehmen und nicht von einander zu trennen. Ich bin gesonnen, diese Bitte zu erfüllen, und ich halte den gebirgigen Teil von Schlesien für den geeignetsten zur Ansiedelung“, und bald darauf äußerte der König in einem zweiten Schreiben den Wunsch, die kleine Kolonie in die Gegend von Erdmannsdorf zu verpflanzen.

Doch zunächst konnte an eine definitive Ansiedelung überhaupt nicht gedacht werden. Wußte man doch nicht einmal genau die Zahl, die Mittel, die Erwerbszweige der Auswanderer. So sollten sie denn zunächst interimistisch und zwar in Schmiedeberg untergebracht werden. Dies wünschte der König, und dazu hatten auch Bürgermeister und Stadtverordnete im Namen der Stadt ihre Bereitwilligkeit erklärt. Und so räumte denn jeder Bürger Schmiedebergs, der nur irgend konnte, ein Stübchen ein für die Zillertthaler. Nicht nur die Wohlhabenden, sondern auch die Minderbemittelten wollten sie aufnehmen auf ein Jahr und zwar manche fast umsonst. „Das vermögendste, aber auch schwierigste, seltsamste Mitglied der Stadt“, Gebauer, gab allein 16 Stuben und Kammern für 70 Personen her.

So war alles bereit. Doch da stellte sich ein grimmiger Feind ein, der alles zu nichts zu machen drohte, die Cholera. In Schmiedeberg starben allein 46 Personen und in den umgrenzenden Ortschaften 209.

Doch die Zillertthaler waren längst unterwegs, und man mußte es dabei belassen, in der Hoffnung, daß die Pest bald wieder erlöschen würde. Und diese Hoffnung täuschte nicht; denn als in den ersten Wochen des Septembers zwei Deputierte als Vorboten erschienen, war die Epidemie im Erlöschen. Bald darauf trafen nun die Bände der Auswanderer über den sogenannten Schmiedeberger Paß in Schmiedeberg ein und zwar

am 20. September 1837	. .	116 Personen,
= 23. „ 1837	. .	218 „
= 2. Oktober 1837	. . .	62 „
= 17. „ 1837	. . .	26 „

Zusammen 422 Personen.

Herzlich wurden sie in Schmiedeberg bewillkommenet. „Der Herr Bürgermeister und so viele andere aus der Stadt waren da und sprachen uns so freundlich zu. Ach, da freuten wir uns so, und alles hat geweint.“ So schilderten mir die Tiroler selbst ihren Empfang. Bürgermeister Flügel aber sagt von demselben: „Es war ein wahrhaft rührender Anblick, in der Dunkelheit die guten Leute zu bewillkommen, und ich kann nicht leugnen, daß ich mich über meine Schmiedeberger recht sehr gefreut habe, wie sie in so guten und so schlechten Kleidern, in starken Stiefeln und Damenschuhen

der Bitterung Troß boten und ebenfalls den Ankommenden ihre wirklich herzliche Bewillkommung ausdrücken wollten."

Beschäftigung für die Frauen schaffte die Gräfin Reden. Sie selbst lehrte sie spinnen und kaufte ihnen Wolle zum Stricken. Die Miete für die erste Zeit bezahlte der König, und als Mißhelligkeiten entstanden, da die Zillerthaler den Schmiedeberger Handwerkern Konkurrenz machten, gab der König den bestimmten Befehl, jetzt sofort mit dem Ankauf der Grundstücke zu beginnen.

Wieviel Land sollten nun aber die Zillerthaler bekommen? So viel, als jeder in Tirol gehabt hatte. Aber wieviel war das? Die Tiroler hatten nach Bautagwerken



Tirolerhaus in Zillerthal.

gerechnet. Über diese konnten sie auch nur sehr ungenaue Angaben machen; aber es wurde schließlich ermittelt, daß ein Bautagwerk ungefähr vier Morgen preußisch betrug.

Als ehemaliger Besitzstand ergab sich da 747 Morgen Ackerland, 121 Morgen Gartenland, 526 Morgen Wiese, 1117 Morgen Waldung und 907 Morgen Hutung. Der verhältnismäßigen Fruchtbarkeit entsprechend betrug dies ungefähr 1153 Morgen schlesisches Land. Wo sollte soviel zusammenhängendes Land hergenommen werden?

Da erbot sich der König von seinem schönen Erdmannsdorf so viel zu geben, als fehlen würde und so wurde endlich gekauft:

- 1) das Vogt'sche Vorwerk in Seidorf, für zehn Familien,
- 2) in Erdmannsdorf sieben Rustikalstellen und
- 3) vom Erdmannsdorfer Schloßbezirk die fehlenden 1215 Morgen.

75 oder 108 *M* wurde der Morgen gerechnet, und wer bezahlen konnte wurde sofort Besitzer. Die übrigen bekamen es in Erbpacht, welche jedoch jederzeit in Besitzstand umgewandelt werden konnte. Die herrschaftlichen Hofdienste und Abgaben wurden erlassen, und die Dominialländer wurden nicht mit neuen belastet. Das Ganze bekam den Namen „Zillerthal“ und teilte sich in Mittel-, Nieder- und Hohenzillerthal. Mittel-Zillerthal ist selbständige Dorfgemeinde mit Gemeindevorstand und eigener Schule.

Nun ging's, nachdem der Winter vorüber war, an den Bau der Häuser. Der König zog die teure, aber stilvollere Tirolerbauart vor.

Ein mittleres Tirolerhaus stellte sich auf 5300 *M*, und der ganze Bauetat betrug 263 400 *M*. Es war jedoch Gefahr da, daß man vor Beginn des neuen Winters den Bau, der unter der Leitung eines Regierungsbauführers stand, nicht vollenden würde; doch da schrieb der König an den Oberpräsidenten von Schlesien:

„Ich kann das unter keinen Umständen gestatten und trage Ihnen hiermit auf, den Regierungspräsidenten zu veranlassen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu Hilfe zu kommen, damit die Gebäude, unbeschadet der erforderlichen Sicherheit in der Ausführung, vor Eintritt den Spätherbstes vollendet werden.“ Und nun ging's! Am 1. Dezember 1838 waren schon 47 Häuser bezogen.

So steht denn Zillerthal da als ein Beispiel höchster königlicher Gnade und Liebe. Über 350 000 *M* sind in der Zillerthaler Angelegenheit aus der königlichen Schatulle geflossen. Und im Sinne ihres königlichen Vaters und Großvaters haben auch die Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. fortgefahren, für die Zillerthaler zu sorgen. Lange Zeit wurden die armen Zillerthaler unterstützt, und nicht umsonst flehten die Kolonisten, als sie bei Auflösung des Komitees um fernere Fürsorge baten, „damit der Baum nicht verdorre, auch nicht ein kümmerliches Ansehen gewinne, und dem königlichen Pflanzler und dem Vaterlande Früchte bringe.“ Nun, seine Früchte hat der Baum dem Vaterlande schon gebracht. „Wenn nur unser Kronprinz zum Jubiläum kommen könnte“, sagte jene Tirolergreisin 1887 zu mir, „dann würde ich ihm dies Bild zeigen und sagen: das ist der Bub, den Du an der Hand im Erdmannsdorfer Parke herumgeführt hast, er ist wie ein tapferer Schütz bei Wörth gefallen — und er war mein Sohn.“ Mit besonderer Freude erzählte sie, daß sie auch ihren König und ihren Kronprinzen „Du“ nennen dürfen, wie sie es gegen jedermann thun.

Und wie ist es mit der Befürchtung geworden, die sie auch für den Fall aussprachen, daß sie von einander getrennt würden: „daß sie ihre Nationalität verlieren würden?“ Trotzdem sie zusammen geblieben sind, von ihrer Nationalität haben sie wenig bewahren können. Selten begegnet man einem, der den spitzen Tirolerhut trägt und die grüne Soppe. Nur wenig hört man vom jüngeren Geschlechte noch die Tirolermundart sprechen. Jung-Zillerthal ist in Schlesien aufgegangen, und es befindet sich bei diesem Wechsel nicht unglücklich.

G. Wende-Eiegütz.





Hohenfriedeberg.



Son dem Städtchen Hohenfriedeberg wußte man wohl nur im allerengsten Kreise etwas, hätte nicht hier Friedrich der Große am 4. Juni 1745 die vereinigten Österreicher und Sachsen geschlagen und dabei einen seiner glänzendsten Siege erfochten. Hohenfriedeberg würde von Fremden kaum besucht werden, böte nicht die „Siegeshöhe“ einen Rundblick über das Schlesierland, wie er nur auf wenigen der Sudeten-Vorberge zu finden ist.

Der Name des Berges deutet schon auf seine Verbindung mit der Schlacht; sie fand hier ihren Abschluß in einem Vorüberzuge der erbeuteten Fahnen und Gefangenen — darunter mehrere Generale -- vor Friedrich dem Großen. Damals führte die Anhöhe noch den weniger schwungvollen Namen Galgenberg, allerdings mit Recht, denn auf ihm befand sich das Hochgericht. Auf dem Grunde des ehemaligen Galgens ist ein Denkmal der Schlacht errichtet worden, ein hoher Hallenbau, der sich zu einem Aussichtsturm verjüngt.

Nur 400 m steht der Beschauer hier über dem Meeresspiegel, und doch durchstreift das entzückte Auge einen weiten, blühenden Umkreis.

Zunächst zieht das Städtchen Hohenfriedeberg selbst den Blick auf sich. Es schmiegte sich an den Fuß des Berges und klettert an ihm hinan, die letzten Häuser bis zur Hälfte seines Gipfels, der etwa zwanzig Minuten von dem Ringe entfernt ist. Man sieht von oben deutlich, wie sich vom Ringe aus das Städtchen in Kreuzform ausdehnt. Der Langbalken dieses Kreuzes liegt in der Richtung des Bergabfalles, seinen Querbalken flankieren die evangelische Kirche links und die katholische rechts; beide wie treue Hüterinnen in die freundlichen Straßen und Gassen der Stadt hineinschauend.

Die Sage rankt ihr blütenreiches Gezeig um die Entstehung dieses trauten Städtchens, dessen Bedeutung leider nur in der Vergangenheit liegt, wie die gegenwärtige Einwohnerzahl von nur 800 Seelen beweist.

Und doch hat seine Umgebung so viele offenbare und noch mehr verschwiegene Reize.

Wir überschauen von unserer Warte sanfte und steilgeböschte Bergrücken, die bis in die unmittelbare Nähe der Stadt heranziehen. Dichte Wälder gemischten Bestandes bedecken ihren Rücken. Zwischen ihnen dehnt sich mancher Wiesengrund, umsäumt von stattlichen Obstbaum-Alleen, aus. Wie ein Vogel aus dem Neste, so lugt hier und da ein Bauerngehöft oder eine romantische Mühle mit ihrem roten Dache aus Laubgrün und Blütenschnee hervor.

Über die Stadt hinaus aber schweift der Blick in die schlesische Ebene, mit ihren vielfarbigen Fruchtgefilben, ihren langgedehnten, reichen Dörfern, mit den roten, freundlich winkenden Ziegeldächern, entlangziehend an Bächen und Flüssen, deren Lauf ein dunkler Streifen sie begleitenden Waldes oder Gebüsches bezeichnet. Es ist

ein lachendes, herz-
erfreuendes Bild,
doppelt wirkungs-
voll, weil ihm die
Umrahmung nicht
mangelt.



Die Siegeshöhe bei Hohenfriedeberg.

Sie bildet eben-
wärts das Zobten-
gebirge und die
Gruppe der Strie-
gauer Berge.

Beide Berg-
massen zeigen so
gefällig geschwun-
gene, charakteristi-
sche Linien, wie

man sie an verhältnismäßig so niedrigen Bergen sehr selten findet.

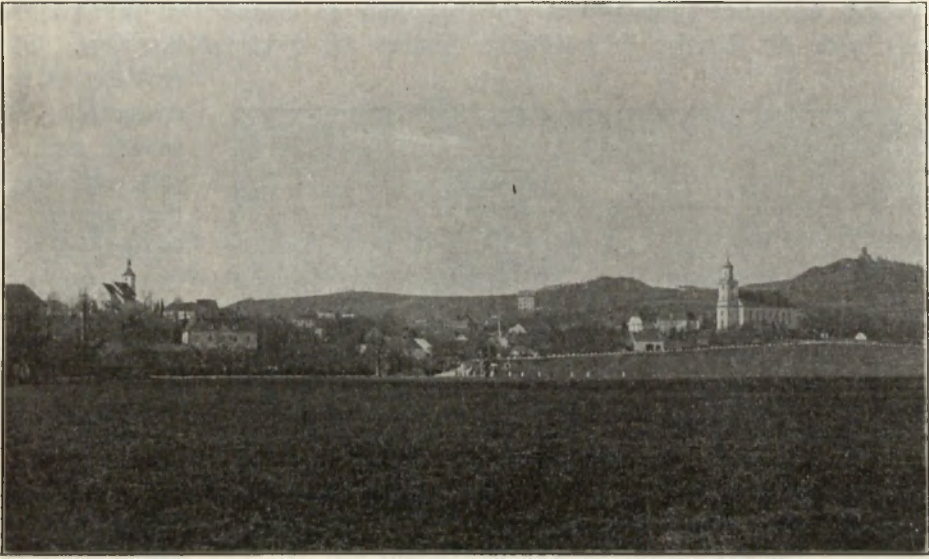
Wie ein stolzer Heerführer scheint der Zobten seinen bescheideneren Nachfolgern, dem Weiers- und Kölschenerberge, voranzuschreiten; denn der ganze Zug macht hier mehr den Eindruck von etwas Vorwärtstrebendem, als müßig Stillstehendem. Und auch die Umrißlinie der Striegauer Berge ist auffällig, vom Volksprüchlein trefflich charakterisiert, wenn es sagt:

„Bei Striegau liegen drei Berge,
Ein Striezel und zwei Quärge.“

Sage, Geschichte und Wetterprophetie verleihen dem Zobten einen besonderen Glanz im Auge jedes Schlesiers, und auch die Striegauer Berge haben ihren Platz in der vaterländischen Geschichte gefunden.

Bei ihnen begann das mächtige Ringen, das dem Namen Hohenfriedeberg Unvergänglichkeit verlieh. Sie verbargen nämlich dem allerdings nicht allzu „weit-
sehenden“ Prinzen von Lothringen die Bewegungen Friedrichs, als er vom Galgen-

berge aus am 2. Juni 1745 Anschau nach den Preußen hielt. So vermutete er den König, der ihn mit seinen 75 000 Österreichern und 30 000 Sachsen so ungehindert durch die Pässe des Riesengebirges ziehen ließ, im festen Lager bei Breslau, das er mit seinem guten Glase ja auch von hier aus zwischen dem Zobten und den Striegauer Bergen liegen sah. In aller Bequemlichkeit ließ sich darum ohne jedes Kartenwerk der weitere Plan entwerfen; denn hier liegt ja das ganze Land wie eine riesige Karte zu Füßen. Es wurde beschlossen, Striegau zu besetzen, das mit seiner turmlosen, hochgewölbten Peter=Paul=Kirche zum Greifen nahe vor uns am Fuße der Berge liegt, dann Jauer, das wir weiter links erblicken, von jenen durch



Hohenfriedeberg mit der Siegeshöhe und dem Siegesdenkmal.

jaunfgeschwungene, dunkelbewaldete Berge getrennt, und endlich Liegnitz, das noch weiter links in duftig, blauer Ferne zu erkennen ist. So mußte es möglich sein, den unvorsichtigen König abzuschnelden und morgen wieder einmal standesgemäß in Schweidnitz zu frühstücken, das mit seinem hohen Jesuiterturme vom Fuße des Zobten so freundlich heran zu winken schien.

Der Lothringer ging bald an dieses verhängnisvolle Werk und stieg gerade ab vom Galgenberge nach Hausdorf, dem nächsten Nachbardorfe der Stadt, dessen Schloß, in dichtestes Grün gebettet, wir von unserem Standpunkte erblicken können. Hier nahm er Hauptquartier. Nach Hohenfriedeberg legte er den rechten Flügel der Österreicher, nach Rohnstock, das uns heute besonders durch das hochtürmige Schloß des Grafen Hochberg, mitten im prächtigen Parke gelegen, auffällt und in seine Nachbardörfer Hünthersdorf und Thomaswalbau sein Centrum; als linker Flügel sollten die Sachsen zunächst Striegau besetzen. Da aber lag der Hase im Pfeffer; denn das hatte der König schon besetzen lassen, und so waren die Sachsen kaum imstande, in der

Nacht mit unglaublicher Anstrengung einige Geschütze auf den spitzen Georgsberg, den vordersten der Striegauer Berge — von uns aus gesehen — zu bugfieren, eine Anstrengung, die sich nachher als von sehr zweifelhaftem Werte zeigte. Die Hauptmacht des Königs lag dort rechts von Striegau, wo wir an die dunkle Gebüsch-Begleitungslinie des Striegauer Wassers die Dörfer Gräben und Halbendorf eingebettet sehen.

Hätten wir nun von der Siegeshöhe aus jenes Schlachtendrama als ungefähredete Zuschauer beobachten können, so würde unser gut preußisches Herz zwischen Bangigkeit und Jubel geschwankt haben.

Mit Bangigkeit hätten wir den Übergang der preußischen Armee über das Striegauer Wasser bei Gräben vermittelt einer einzigen, schadhaften Brücke beobachtet, die schon hinter den ersten zehn Schwadronen zusammenbrach, mit Bangen auf das Geschützfeuer der Sachsen vom Georgenberge herabgesehen, das schon um 4 Uhr morgens begann, mit Jubel aber die Vertreibung der Sachsen durch General de Manlin und die Auffindung einer Furt bei Gräben durch General Zietzen, und den glänzenden Angriff des Garde du Corps-Regiments und des Kürassier-Regiments Prinz von Preußen und der preußischen Grenadiere auf die Sachsen, der schon früh 7 Uhr mit deren gänzlicher Niederlage endete, begrüßt.

Mit bangem Herzklopfen hätten wir dann später gesehen, wie sich bei einem Angriffe des Prinzen von Anhalt mit der preußischen Infanterie auf das österreichische Centrum bei Günthersdorf und Thomaswaldau plötzlich eine klaffende Lücke zwischen den preußischen Regimentern bildet, durch die der Feind eben im Begriff ist, die preußische Schlachtordnung zu durchbrechen und so den Sieg an sich zu reißen.

Da durchzieht uns mit einem Male ein freudiger Schreck. Aus dem Thal, das sich zum Striegauer Wasser senkt, bricht gleich einer lichtblauen, bligenden Wolke ein Reitergeschwader hervor. Das sind die Baireuther Dragoner, an ihrer Spitze ihr Oberst von Schwerin. Wir sehen sie in rasender Schnelligkeit über den ebenen Plan dahinjaulen, die große Entfernung in unglaublich kurzer Zeit zurücklegend, durch die Lücke der Infanteriestellung hindurch. „Und nun werden sie ungeordnet in die dichten Haufen der feindlichen Gewehre stürzen, der sicheren Vernichtung entgegen!“ rufen wir, unendlich günstig bei diesem Anblick. Doch wieder weicht die Angst dem Jubel, als wir sehen, wie die Baireuther ihren etwas brüchig gewordenen Ruf als schneidige Reiter glänzend wieder herstellen, indem sie mit einem Schlage vor der preußischen Infanterielinie wie Mauern stehen, sich dann blitzschnell angesichts des Feindes, in drei Kolonnen formieren — daß dieser gaffend schon das Schießen vergißt — und nun mit doppelt vermehrter Wucht sich auf die bestürzten österreichischen Infanterie-Bataillone werfen, deren zwanzig im Augenblick überreitend, 66 Fahnen und mehrere tausend Gefangene erbeutend.

Wir haben hier im Geiste einem Ereignis zugeesehen, von dem Friedrich der Große schrieb:

„Eine so einzige, glorreiche That verdient in den Büchern der preußischen Geschichte mit goldenen Buchstaben angemerkt zu werden.“

Sie war der Höhe- und Entscheidungspunkt der Schlacht und ist von dem Könige durch einen Gnaden- und Ehrenbrief, durch ein neues Siegel, durch besondere Siegeszeichen auf den Fahnen des Regiments und durch Erhebung seines Generals von Gefrier in den Grafenstand dankbar geehrt worden.

Heillose Flucht der Sachsen und Österreicher war die nächste Folge dieser Heldenthat.

Die Flucht vollzog sich durch das Bergland, das wir von der anderen Seite der Siegeshöhe aufsteigen sehen, wo Bergwelle sich vor Bergwelle legt, immer höher und höher aufsteigend bis zum Gipfel der Schneekoppe, die gerade noch, von zwei näheren Bergen flankiert, sichtbar ist.

Die Flucht ging vorüber am Hoch- und Sattelwald, deren charakteristische Formen sich aus dem vielgestaltigen Gewimmel der Berge des Waldenburger Gebirges emporheben, vorüber an Volkenhain, dessen sagenumspinnene Ruine, die Volkoburg und ihre noch stattlichere Schwester die Schweinhausburg, von hoher Warte zu uns herüber winken.

Die Zahl der Waldgründe und Aussichtspunkte, der verschwiegenen, traulichen Waldwiesen, der glitzernden Wasserläufe und schilfumsäumten Teiche, die das uns rings umgebende Land birgt, ist so groß, daß sie schon Hohenfriedeberg manchem unvergeßlich machten, der seine großen und kleinen Reize näher zu studieren nicht versäumte. Unvergeßlich aber wird es in der Geschichte bleiben; denn in der Schlacht, die seinen Namen trägt, stand wieder einmal, wie so oft vor- und nachher, die ganze Existenz des preußischen Staates auf dem Spiele, und wohl mit Recht dürfte der Dichter von ihr singen:

„Hohenfriedeberg, Deutschland halfst Du bauen!“

f. Sommer.

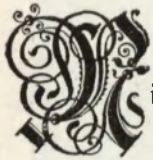




Bolkoburg und Burg Schweinhaus.



„Es grüßt euch viele tausend Mal
Der Herr der Berge, Rübezahl.
Er schützt mit seiner starken Hand
Das Bolkenhainer Oberland.“



W icht die Großartigkeit des benachbarten Hirschberger Thales mit seinen dunklen Riesenbergen darfst Du, Wanderer, im Bolkenhainer Oberlande suchen; aber eine liebliche Gegend, die in kleinem Rahmen viel Naturschönheiten faßt, findest Du ganz gewiß. Und willst Du diese Kleinode im Geiste schauen, lieber Leser, so folge mir und laß uns dabei ein wenig plaudern von längst vergangenen alten Zeiten.

Wir schreiten von der Bolkenhainer Oberstadt aus an Gärten entlang, vorüber an kleinen, in Grün gebetteten Häusern. Die Kapelle unweit der Burg heißt uns das erste Mal Rast halten. Die Mutter Gottes, den Gekreuzigten in den Armen, zu ihren Füßen zwei Engel, — das Kirchlein aber im Schatten majestätischer Linden — ein trauliches Bild der Liebe, des Friedens bei jenen Mauern, die einst so manchen blutigen Kampfesstrauß geschaut. Am Eingange der auf einem gewaltigen Basaltfelsen ruhenden Bolkoburg steht ein Häuschen; seine Bewohner dienen den reisenden Fremden als Führer. Die Burg ist Ruine; aus Staatsmitteln wird sie jedoch in ihrem gegenwärtigen Zustande erhalten, und ein kaiserliches Geschenk ermöglichte vor einigen Jahren größere Reparaturen. Vorüber an dem früheren Turnierplatze, der heut zum Tummelplatze der Bolkenhainer Jugend geworden ist, gelangen wir durch den äußeren in den inneren Burgraum. Der westliche Teil der Burg läßt, da er besser als die übrigen Teile erhalten ist, auf spätere Erbauung schließen. Der innere große Raum hier, die „gute Stube“, wie die Führerin ihn gewöhnlich nennt, wird umgeben von einem Altane, den einst besonders die Burgeschönen benutzten. Manch junger Ritter mag mit Liebessehnen dahin geschaut haben; wohl ihm, wenn droben winkten holde

Augen, freundlich lachte roter Mund. Ein Weinkeller befindet sich unter diesem Raume, in ihm eine mächtige cylinderförmige Welle, eines jener Verteidigungsmittel, welche man anrückenden Feinden entgegenrollte. Unter dem Rüstsalle im nördlichen Teile der Burg erblickt man eine runde Öffnung. Es ist dies der Anfang des unterirdischen Ganges, welcher einst zur Burg Schweinhaus führte, nunmehr aber zerfallen ist. Hier soll das Gemach gewesen sein, in welchem ein Burgherr seine Tochter vor Nachstellungen bewahrte, und mit dem daselbst getroffenen Burgnachbar einen ernststen Waffengang machte. — Schreiten wir nunmehr an der Hauptfront der Burg entlang. Jene Nische dort im alten Rittersaale war einst der Sarg eines



Volkshain mit der Volkburg.

Nach einer Original-Aufnahme von F. Schröter in Volkshain.

eingemauerten Ritterfräuleins; in dem mittleren Raume hörte man ehemals Scherz und Sang der Ritterknappen; hier in dieser Öffnung, in der früheren Wohnung des Burgpfarrers, will man vor mehreren Jahrzehnten ein steinhartes Brot und eine mit feurigem Traubenblute gefüllte Flasche gefunden haben. — Der Turm ist offenbar eines der ältesten Bauwerke und nach der Beschaffenheit des Materials und der Bauform anderen uralten Türmen, z. B. dem Striegenturme in Zauer, ähnlich. In einer Mauerstärke von 5 m ragt er 25 m hoch empor; 25 m tief soll er auch in den Felsen gebaut sein. In diesem unteren Teile des Turmes befindet sich das graufige Burgverließ. Gar mancher hat hier ein schreckliches Ende gefunden, wofür die Knochenreste, die man Anfang dieses Jahrhunderts aus dem Burgverließ herausgeschafft hat, ein beredtes Zeugnis ablegten. — Auf einer schmalen Treppe, die durch mehrere

Schießscharten spärlich erleuchtet wird, ersteigen wir den dunklen Turm und halten von seiner steinernen Plattform aus Umschau.

Da siehst du die Vorberge des Riesengebirges; da schaust du den großen Bau mit seinen friedlichen Gebirgshütten; da erblickt dein Auge im dunklen Blau den Hochwald und den Sattelwald; da grüßt aus weiter Ferne der Vater Zobten, und durch graublaue Nebel lugt die Gule hervor.

Inmitten dieses Rahmens bewaldete Hügel und zwischen ihnen gesegnete Gefilde, „wo im blumigen Thal rasch die Reize fließt, wo im Sonnenstrahl der Obstbaum grüßt, — wo durch Laubeszgrün rote Dächer sehn“. Wahrlich man glaubt sich in eine Landschaft Thüringens versetzt. Vor allem aber ist es die Burgruine Schweinhaus, auf die wieder und immer wieder unser Blick fällt. Zwar heute noch größer und umfangreicher als die Volkoburg, zeigt sie doch viel deutlicher als diese, was der Zahn der Zeit vermag. Und doch ist ihre Geschichte bei weitem nicht so leidensreich als die unserer Volkoburg. Ja, eine Leidensgeschichte tritt vor unser geistiges Auge, wenn wir hinein in die Annalen der Volkoburg schauen.

Laß dir ein wenig davon erzählen. In grauen Sagenschleier gehüllt ist die Kunde, welche uns die Chronisten über die Entstehung der Burg bringen. Danach soll der heidnische Fürst Volkenhain es gewesen sein, welcher im 7. Jahrhundert auf dem Berge nordöstlich von der Stadt zum Schutze derselben Turm und Schloß anlegen ließ. Die Geschichtsforschung aber vermag nur festzustellen, daß die Burg am Ende des 13. Jahrhunderts von Bolko I. von Schweidnitz erbaut worden ist. Sie sollte ein Schutz sein gegen die Einfälle der Böhmen; hier wollte Bolko einen Ruheplatz bei seinen Jagden haben; hier wollte er gewiß auch seine Schätze aufbewahren. Nachdem die Volkonen bis 1392 im Besitze der Burg gewesen, fiel sie samt der Stadt an die Krone Böhmens und wurde Pfandbesitz böhmischer Edelleute. Unter diesen beginnt eine Zeit reichsten Leidens für die Burg. Während der Hussitenkriege wurde sie arg mitgenommen. Der Burgherr Hain von Tschirn und sein Gast, der berühmte Breslauer Domprobst Nikolaus Gramos, brachten die Volkoburg in den Ruf eines argen Raubnestes. Bei den Kämpfen der Schlesier gegen den Böhmenkönig Podiebrad nahm dieser 1463 die Burg ein, und schon zwölf Jahre später belagerten sie die Breslauer und Schweidnitzer, um dem Raubritter Hans von Tschirn das Handwerk zu legen. Die arg zerstörte Burg mußte sich nach kräftiger Gegenwehr ergeben. Im Pfandbesitze der Familie von Salza (1532—1570) durchlebte die Burg ihre Glanzzeit; 1590 wird sie erbliches Eigentum des Herrn von Logau und 1598 der Familie Jedlitz. Dieses Geschlecht mußte die Drangsale mit durchleben, welche der dreißigjährige Krieg Burg und Stadt Volkenhain brachte. Im Herbst 1646 belagerten die Schweden die Burg; 1500 Kanonenschüsse, deren Spuren noch heute am Turme sichtbar sind, hat die Burg ausgehalten, ehe sie sich ergab. 1703 fielen Burg und Stadt wie die umliegenden Ortschaften an das Kloster Gräffau, dessen Verwaltung sich die Instandsetzung der Burg recht angelegen sein ließ. Als aber 1810 sämtliche Klöster und Stifte aufgehoben wurden, ging mit Gräffau auch die Volkoburg in den Besitz des preussischen Staates über.

Wir verlassen die altersgraue Stätte. An der Ostseite der Stadt entlang führt uns der Weg, an freundlichen Gärten vorüber, durch eine schattige Lindenallee auf die liebliche Wilhelmshöh'. Hier inmitten wohlgepflegter Anlagen, unter dunklen Föhren und grünendem Gesträuch, umjauchzt von lustigem Vögelgezwitscher ist es gut sein. Doch aus der frischfröhlichen Gegenwart schweift unser Geist zurück in die längst vergangene, bedeutungsvolle Zeit; flieht doch um jedes hölzerne Kreuz dort die Sage ihren grauen, losen Schleier. Held Roland, der Paladin des großen Frankenkaisers Karl, soll hier die Bewohner Volkenhains gezwungen haben, vor dem Kreuze die Knie, den Weltheiland anbetend, zu beugen. — Noch kurze Rast, und dann am Amtsgerichtsgebäude vorbei der Richardshöhe zu. In idyllischer Schöne schmiegt sie sich, die Tochter, entlang den Füßen der stolzen, greisen Mutter — der Volkoburg. Was kümmert es uns, daß auf der Höhe, die wir entlang schreiten, der Galgen einstmals seinen traurigen Zweck erfüllen mußte. Es war einmal!

Näher und näher sind wir der Schweinhausburg gekommen. Phantastisch starren ihre Mauern in die Luft; mit stillem Ernste schauen sie zu uns herüber. Sie lassen ahnen, welch großartigen Anblick einst die Burg in ursprünglicher Größe und Schöne mag geboten haben; erhebt sich doch noch heute der Hauptturm mächtig zwischen den südwestlichen Seitenflügeln und an übrigen jüngeren Bauten in malerischer Verschiebung. — Wir nehmen unsern Weg durch das Dörfchen Schweinhaus und haben von hier aus eine wirklich pittoreske Ansicht von der Burg. Hier sehen wir nur altersgraue Mauern über terrassenförmig aufsteigendem Thonschiefer drohend aufgethürmt. Nachdem wir die mit Eichen bewachsene Anhöhe erstiegen, öffnet uns der Führer das Eingangsthor und leitet uns in die geräumige Halle. Rechts und links davon schauen wir einen Saal mit Nebentuben, Gewölben, einen Turm ohne Treppen mit Seitenhallen, unter denen sich Kellerräume befinden. Aus der Halle gelangen wir in den freiliegenden Schloßplatz und erblicken hier den Anfang des schon erwähnten unterirdischen Ganges, welcher nach der Volkoburg geführt haben soll. Ein unterirdischer Eingang zu einem Wachturme und ein niedriger, gewölbter Gang, der unter der Burg fortläuft und beim Eingangsthor mündet, erregen ebenfalls unser Interesse. — Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts führten bequeme Treppen aus Sandstein bis zur Zinne der Burg. Der größte Teil derselben war vollständig überdacht. Doch wie ganz anders sieht es nunmehr aus.

„Ihre Dächer sind zerfallen,
Kühler Wind streicht durch die Hallen!“

Zerstörende Menschenhände haben sich erfolgreich an ihr versucht. Trotz unserer steinreichen Gegend sind die Steine der Burgmauern vielfach zu anderweitigen Bauten verwandt worden. Der Verfall der Burg ist um so mehr zu beklagen, als sie eins der wenigen Denkmäler vergangener Jahrhunderte ist, das uns an Ritterglanz und Ritterherrlichkeit, nicht aber an die Schatten des Rittertumes erinnert; hatten doch die Herren von Schweinichen einen gar guten Ruf im Schlesierlande, und die Schweinhausburg war immerdar ein Hort edlen Ritterfinnes und hoher Rittertugenden. Hören wir darum etwas davon.

Das Jahr der Entstehung der Burg, die früher den Namen Scwina führte, ist eben so unbekannt, wie der Ursprung ihrer Erbauer, derer von Schweinichen. Vielleicht stammen sie aus dem böhmischen Geschlechte der Swinkas; vielleicht gehören sie auch zu den Nachkommen der deutschen Geschlechter, die im 13. und 14. Jahrhundert aus Thüringen in Schlesien einwanderten. Die Geschichtsforschung hat die Abstammung des Rittergeschlechtes eben nicht feststellen können.

Als erster urkundlich genannter Burgherr von Schweinhaus tritt 1343 Henricius von Schweinhaus auf. Das war ein gar wackerer Held; weder Lanze noch Schwert vermochten ihn zu Falle zu bringen, nur zuweilen der Wein der Kellermeister zu Leubus und Grüssau. Seiner Freundschaft mit dem böhmischen Könige war es zu danken, daß die Schweinhausburg verschont blieb, als böhmische Krieger die Volkoburg belagerten. Spürlos gehen auch die Hussitenkriege an Schweinhaus vorüber. Das schlaue berechnende Verhalten des damaligen Burgherrn hielt die rohen Horden von der Burg zurück. Und als Volkshain 1468 von Bürgern der Stadt Breslau und Schweidnitz wegen arger Räubereien des Burggrafen der Volkoburg, Hans von Tschirn, eingenommen wurde, blieb Schweinhaus abermals verschont, lebte doch der Burgherr Gänzel in unerschütterlicher Treue mit dem Böhmenkönige und kämpfte mit gewaltiger Kraft gegen die benachbarten Raubritter und Wegelagerer. Noch Jahrhunderte lang durften sich die Herren von Schweinichen im ungestörten Frieden ihres Besitztums erfreuen; ihr gastlich Haus war allenthalben bei den Rittersn bekannt.

„Da droben auf hohem Berg
Da steht ein altes Haus.
Es schreiten des Nachts und des Mittags
Viel Rittergestalten heraus.
Die weilend in herrlichen Tagen
Hier fröhlich am gastlichen Herd.
Sie haben viel Schlachten geschlagen,
Sie haben viel Becher geleert.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde das Stammschloß völlig umgebaut und erweitert; aber schon im Jahre 1713 verließen die Schweinichen für immer die Burg, und es beginnt nunmehr ihr allmählicher Verfall. Mehrmals hat sie mit den dazu gehörigen Gütern die Besitzer gewechselt und befindet sich gegenwärtig im Besitze des Reichsgrafen Hoyoß auf Lauterbach.

Wohl ist die stolze Ritterburg von zerstörenden Mächten arg mitgenommen; wohl drängt sich uns bei näherem Beschauen ein beruhigendes Gefühl ob ihrer Existenz auf; aber es soll uns drob nicht bangen; denken wir nur an die Macht des Berggeistes:

„Er schüßt mit seiner starken Hand
Das Volkshainer Oberland.“

Raupach.





Eine Pfingstfahrt ins Schweidnitzer Bergland.



Sonst war er ja ein guter Kerl, wenigstens für einen Großstädter, mein Freund Kuhnert aus Breslau, keiner von denen, die nur in Berlin „leben“ und überall sonst nur „vegetieren“ können; aber als ich ihn nach mancher gemeinsamen Riesengebirgswanderung nun einmal einen kleinen Rundgang durchs Schweidnitzer Bergland vorschlug, da zog er doch, gut „schläfch“ gesagt, einen „Klunzch“ und gab schließlich wohl bloß aus Rücksicht auf meinen ihm bekannten Lokalpatriotismus seine Zustimmung mit einem sauer süßen: „Na meinetwegen!“ Recht verlegen freilich fühlte ich mich, als ich während der 25 Minuten Verspätung seines Zuges Muße hatte, unser stilvolles Bahnhofsgebäude zu mustern und mich zu fragen, was dieses erste Bröbchen von Schweidnitzer Herrlichkeit wohl für schlechte Wike über mein Haupt heraufbeschwören würde. Ein glücklicher Zufall ließ es den Ankömmling nicht beachten, und als wir zwischen dem stattlichen Hotel Thamm und der Riesenanzeige der Pilsener Bierhalle hindurch auf den Wilhelmsplatz kamen, als uns die mächtigen Bogenfenster der Braukommune in elektrischem Lichte entgegenstrahlten, und endlich die breiten, behaglichen Alleen der Wilhelmsstraße zugleich mit dem würdigen Rohbau unseres Justizpalastes seine Augen fesselten, da hörte ich ihn ein „hm, nicht übel!“ in den Bart brummen. Der Rückschlag blieb nicht aus. Über die enge Bögengasse wollte er sich schief lachen. Ich hätte ihn an seinen heimischen Keizerberg gemahnen können, der auch keine Via triumphalis ist, indes ich zog es vor, ihn zu erinnern, daß die Bürger der alten Pflaumenstadt, deren Schwelle wir eben überschritten, nicht so auf Licht und Luft, als auf enges, behaglich-sicheres Zusammen-drängen um die Burg ihres Herzogs Volko gesehen haben. Unter Entfaltung irthöflicher Gelehrsamkeit gelangten wir auf den Markt. Ach! Nun hatte ich gewonnen! Das altehrwürdige Rathhaus mit seinem reizend koketten Barackenbau, der sogenannten Ratskapelle, seinem hohen Turme, dessen 101 m hoher Nachbar, der höchste Schlesiens,

von der katholischen Pfarrkirche herüber grüßte, das geschmackvolle, vom Bogenlicht bestrahlte Gängel'sche Haus, der breite Paradeplatz, die plätschernden Springbrunnen an allen Ecken, glänzende Auslagen in breiten, spiegelglasgeschmückten, hellerleuchteten Schaufenstern und endlich das ebenso „ritterrauhenhochgeheilig“ wie urbürgerlich ammutende „Hotel zur Krone“ hatten den Spötter besiegt. Und vollends der Stammtisch da hinter der Mollwand, die unfidelen Gesichter, die ihn hinter ihren kleinen Flakonchen so launig anblinzelten, das war so sein Fall. „Paulus“, sagte er, „du hast recht; euer Schweidnitz ist doch ein hübsches Nest!“ Und die Gläser klangen zusammen. Es drohte ein langer Abend zu werden; indes unsere morgigen Pläne mahnten zum Ausbruch. Kuhnert schlief noch den Schlaf der Gerechten, als ich am nächsten Morgen mit den Worten vor sein Bett trat: „Der May ist gekommen!“ So hieß nämlich der Kutscher. Schnell war er auf; mit Ränzel und Plaid bewaffnet, schwangen wir uns auf die leichte Kalesche, die uns die Meile bis zu den Bergen abnehmen sollte, und



Das Rathaus in Schweidnitz.

Nach einer Photographie von B. Kloss in Schweidnitz.

fort ging es, die merkwürdige Hochstraße hinab, mit der sich die Stadt zum Weistritthal absenkt, während das Trottoir, die alte Höhe fast behaltend, endlich zwei geländerbewahrte Stockwerke hoch über dem Jahrdamm sich erhebt. — Übrigens historischer Boden ersten Ranges. Hier dies Gäßlein hinaus zogen einst die Evangelischen des Herzogtums, als endlich die nach dem Westfälischen Frieden ihnen zustehende Friedens-

kirche am 21. September 1652 abgesteckt wurde, die heute noch ein bloßer Holzfachwerkbau, an jene Zeit mit ihrem Gewissenszwange mahnt. Da in dieselbe Straße bog 1572 Ritter Taufdorf mit seinem berauschten, handelsüchtigen Genossen Franz Freund ein, kurz vor einem Wortwechsel, der dann, in Thätlichkeiten ausartend, Freund's Fall im Zweikampf und die widerrechtliche Hinrichtung des abligen Thäters zur Folge hatte. Auf dieses Geschichtchen aus dem Streit des Bürgerthums mit der scheel angesehenen, unwohnenden Ritterchaft folgt auf dem Pfade unserer rückläufigen Geschichtsbetrachtung eine Erinnerung an den „Pöhlerei“ genannten Münzstreit um 1520 zwischen dem von Paul (damals Pohl gesprochen) Monau geführten Räte und den nicht vollberechtigten Handwerkern; die Münzgasse heißt nach Monaus Münzstätte, wo er die nach ihm „Pöhlen“ genannten Weisgrofschen schlug.

Und endlich langen wir beim Grundhose an, dem angeblich und vielleicht auch wirklich ältesten Hause der Stadt. Das Gedränge von Herbergen in der Niedervorstadt mahnt uns an den erst 1864 gefallenem Festungsgürtel, mit dem Friedrich der Große die Stadt umzog. Wer da nach Thores Schluß kam, mußte draußen nächtigen. An Stelle dieses steinernen ist nun ein grüner Promenadengürtel getreten, der parkähnlich breit die Stadt fast völlig umschließt und mit seinen herrlichen Rundblicken von Volkso- und Kiebelhöhe, seinem Moltkegrunde, seinen Springbrunnen eine sorglich gepflegte Zierde der Stadt bildet. An dem eingemeindeten Dorfe Klatzkau entlang, dem Industriebezirke der Stadt, wollen wir ins Freie; hier donnert die Kesselschmiede der Maschinenfabrik Främb's & Freudenberg, da erhebt sich Franciscis Thonwarenfabrik, da die berühmte Orgelbauanstalt von Schlag. Eine scharfe Wendung rechts und wir nehmen die Richtung grade auf das Gebirge zu.

Ein gradliniger, unabsehbarer Wall dehnt sich, unserer Fahrtrichtung quer vorgelagert, der Nordrand desselben deutschen Mittelgebirges hin, dessen Südrand, den Schwäbischen Jura, die Donau umspült. Und das nun, was zwischen dem nordsüdlichen Oberlauf der Glager Steine (bei Friedland-Halbstadt im Westen) und dem langgestreckten, zweigipfligen Rücken der dort links aufragenden hohen Eule (1000 m) im Osten liegt, ist unser Schweidnitzer Bergland. Kein orientierender Kamm ist vorhanden; der Lauf der Weistritz muß unsere Richtschnur bilden. Im Oberlaufe, bei Wüstegiersdorf, geht der Fluß, der allgemeinen Sudetenrichtung gemäß von Südoften nach Nord-Westen; bei Kynau biegt er im rechten Winkel plötzlich um, um auf kürzestem Wege dem Gebirgsrande und der Ebene zuzueilen. Gerade wo er sie erreicht, zeigt man unter ragenden Kiefern, dicht an der Chaussee, die Stelle, von der Friedrich der Große die den siebenjährigen Krieg entscheidende Schlacht von Bunkersdorf (21. April 1762) leitete. Nach einer Stunde lustiger Fahrt, schon mitten in den Bergen, in dem von Ansiedelungen dicht besetzten Thale von Oberweistritz, halten wir vor dem Hauptquartier unserer heimischen Wanderer, vor Schäfers Brauerei. Nun geht's ans Bergsteigen! Ein herrlicher Morgen! Thaufrisch strahlt uns das Grün von Baum und Strauch entgegen, munter plätschert das Wasser der Weistritz, wo es nicht ein neidischer Mühlgraben ihr entzog. Schon dreiviertel Stunden anstrengenden Kletterns haben wir hinter uns, da erhebt sich vor uns das mächtige Aussichtsgerüst der „Seylerhöhe“. Behaglich auf der höchsten Plattform frühstückend, übersehen wir die reizvolle Gegend. Gerade vor uns streicht das untere Weistritzthal von links nach rechts; wie aus der Spielschachtel gepackt blinken mit ihren roten Dächern die Häuser des Dorfes herauf, mächtig ragt der Kirchturm empor, und stolz hebt sich das Schloß des Grafen Pückler von der waldbedeckten, jenseitigen Thalwand ab. Uns gegenüber mündet ein linkes Seitenthal der Weistritz ein, dasselbe, in dem weiter oben inmitten eines köstlichen Bergkessels an plätscherndem Bach die „Goldene Waldmühle“ liegt. Da, wo wir hoch oben hinter dem Waldmühlthal Hochgiersdorf blinken sehen, biegt unten das Thal scharf nach links und steigt, dem Hauptthal der Weistritz nun parallel gehend, langsam über Dittmannsdorf und Neußendorf zum Fuß der Waldenburger Berge auf. Auf dem Rücken jenseits des Dittmannsdorfer Thales aber zieht sich von Hochgiersdorf aus nach links hin die endlose Baumreihe

der an kostbaren Blicken reichen Schweidnitz-Waldenburger Chaussee, unser Panorama abschließend. Doch die Zeit mahnt zum Aufbruch; wir kehren dem Weistritzthale den Rücken, um der „Hohen Eule“ zuzustreben. Noch trennen uns drei dem Weistritzthale und dem Eulengebirge parallele Thäler von letzterem, uns zunächst das von Ludwigsdorf, weiter das von Leutmannsdorf und endlich das des Milnischbachs, alle drei der Ebene sich öffnend. Unsere Sache ist es, den alle drei gegen Westen abschließenden, von der Eule angehenden Höhenzug zu erreichen, der uns zu dieser führen soll. Auf köstlichen, einsamen Waldespfaden, wie auf Moosteppeichen dahinschreitend, erreichen wir die „Kurde“, den Mittelpunkt des Ludwigsdorfer Kesselthales. Im Gegensatz zu dem lärmenden Verkehr im Weistritzthal umgibt uns wohlthuende Stille, nur von dem Gemurmel eines Wässerleins oder dem Geraschel eines Rehes unterbrochen, das in flüchtigen Sätzen im nahen Dickicht Schutz sucht. In abermaligem scharfen Anstieg erreichen wir die abgelegene Waldwiese des „Toten Jungen“, wie ein Stein mit Inschrift kündet, nach einer Mordthat so benannt. Bald darauf stehen wir auf dem weiten Ausblick gestattenden Kamme, der unser Thal vom Leutmannsdorfer trennt. Da dehnt es sich hin, vom innersten Thalwinkel bis weit hinaus in die Ebene, das sieben Kilometer lange Weberdorf. Hängen doch nach dem letzten Handelskammerbericht in der Umgegend von Schweidnitz noch 4304 Familien mit 7702 Webstühlen trotz alles Abredens an der längst nicht mehr lohnenden Handweberei, die es doch nun einmal weder an Menge der Erzeugnisse, noch an Billigkeit und Gleichmäßigkeit der Ware mit dem Maschinenbetrieb aufnehmen kann. Uns bleibt das Dorf links, wir haben jenen erwähnten Höhenkamm erreicht und wandeln auf dem „Michelsdorfer Kirchenvog“, auf dem die Evangelischen dieses abgelegenen Erdeminkels vor Jahrhunderten der Schweidnitzer Friedenskirche trotz der zwei Meilen Entfernung allsonntäglich bei jedem Wind und Wetter zustrebten, nach Heinrichau. In flüchtiger Einklehr bei Beckers erfahren wir die neuesten Neuigkeiten der Umgegend, wieviel Leute wieder von weither zu den Wunderkuren des Kaufmann Dreßler herbeigeströmt und „nachdem alle Ärzte sie aufgegeben hatten“, geheilt seien, wie die Baptistengemeinde zunehme u. a. m. Noch einmal scharf bergan, und wir sind bei dem hochgelegenen Gasthause zu den Sieben Kurfürsten. Ein vortreffliches Mahl und ein guter Trunk lohnen unseren Marsch, und mit frischen Kräften geht's hinan zu dem mächtig aufragenden Aussichtsturm auf der hohen Eule, der 1866 von den Gebirgsvereinen der Umgegend unter opferfreudigster Mithilfe des Fabrikbesizers Wiesen in Wüstewaltersdorf errichtet ward.

Hier oben genießen wir in der That einen prächtigen Rundblick. Da grüßt aus der Ebene der alte Vater Zobten herüber, dessen Kapelle deutlich zu sehen ist. Da liegt Schweidnitz, da Reichenbach, von dem die Fahrstraße über Peterswaldau sich nach den Sieben Kurfürsten heraufwindet. Da sinkt, etwa von den Sieben Kurfürsten aus, hinter dem „Hohen Hahn“, das Thal der Milnisch nach Leutmannsdorf ab, ein einziger herrlicher Hochwaldtempel, dessen Perle der im innersten Thalwinkel gelegene „Kroatenbrunnen“ ist. Wenn wir jenen Bergrücken, auf dem wir kamen, verfolgen, von dem die drei Thäler der Ebene zuginen, so sehen wir, daß westlich von ihm die Richtung der Thaleinschnitte eine andere wird. Hier gehen abermals

drei Thäler dem Wüstegiersdorfer Oberthal der Weistritz parallel, die von Heinrichau, von Wüstenwaltersdorf, was mit seinen schmucken Kirchen und den Fabrikgebäuden der großen Firma Websky, Hartmann & Wiesen aus der Tiefe herausschimmert, und von Zauernig. Weiterhin folgt das von der Dittersbach-Neuroder Eisenbahn durchlaufene breite Oberthal der Weistritz selbst mit Wüstegiersdorf, einem von großartigen Spinnereien, Bleichereien, Färbereien und Webereien erfüllten, völlig stadtähnlichen Dorfe mit eigenem Amtsgericht, dem Lieblingsaufenthalt junger Referendare während der „ersten Station“. Jenseits Wüstegiersdorf aber liegt, hinter dem Johannisberger Grenzgebirge, das reizende Braunaue Ländchen, von der Glazer Steine in hier nur südöstlich gerichteten Laufe durchströmt. Das Städtlein selbst freilich mit seiner Benediktinerabtei, dem eigentlichen Entstehungsherd des dreißigjährigen Krieges, verbirgt uns eine Anhöhe; aber das Gebirge von Maria Stern mit Kapelle und Forsthaus ist deutlich zu erkennen.

Wenig oberhalb des Weistritzknies bei Rhynau gehen drei Seitenthäler von dem Hauptthale aus. 1. das Lomnitzthal, als Dreiwasserthal in lauschiger Waldeinsamkeit zum Fuße des Heidelbergs aufsteigend, von dem sich auf der entgegengesetzten Friedländer Seite das Gebäude zu Dr. Brehmers berühmtem Sanatorium Görbersdorf abseht. 2. das Steinsbachthal, wohl der Glanzpunkt der ganzen Gegend, von den zackigen Höhen des Hornschloßkammes begleitet. 3. das Thal von Charlottenbrunn mit seinem denkfürstlichen „Karlshain“.

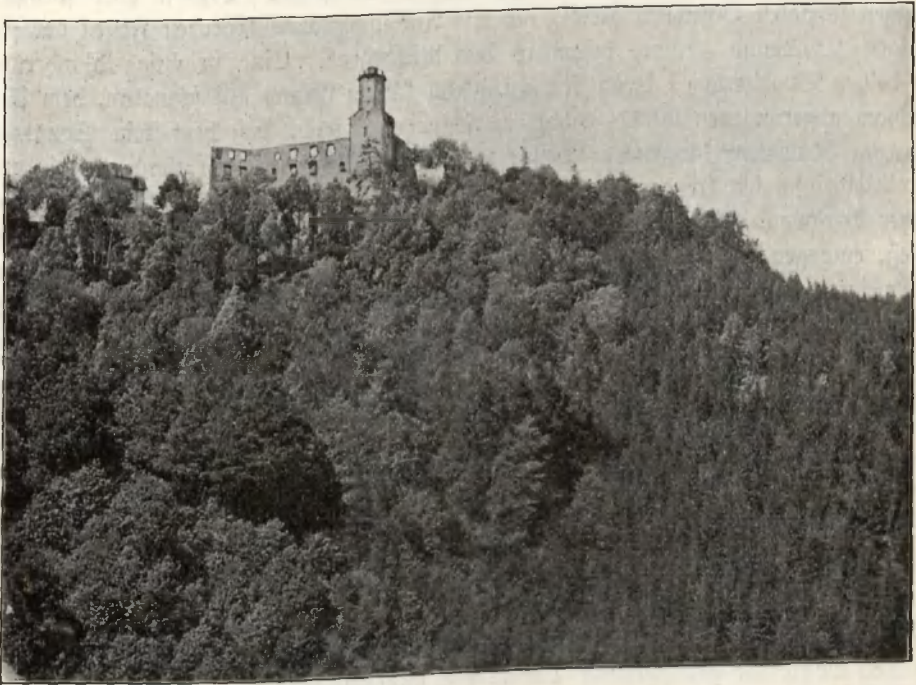
Doch es ist Zeit zum Abstieg. An den Sieben Kurfürsten harret schon der Wagen. Ein saures Stück Arbeit ist's für die Pferde; doch Vater May hält auf ein leistungsfähiges Gespann; so bringt uns eine zweistündige Fahrt nach Rhynau, unsern in Aussicht genommenen Nachtquartier.

Es war ein herrlicher Abend. Prächtig hob sich, vom Mondlicht geisterhaft fahl beleuchtet, oberhalb des niedlichen Renaissance-Schloßchens, was der jetzige Besitzer der Herrschaft, Baron Jedlig, bewohnt, das alte Burgenmauer mit seinen ragenden Türmen vom dunkeln Nachthimmel ab. Gar manche Sagen, mit denen die Zeit die Ruinen umspinnen, tischte uns der Wirt auf, während wir bei einem kühlen Glase Bier die Erlebnisse des Tages und den Plan für morgen durchsprachen.

Früh am nächsten Morgen stiegen wir zur Rhynsburg hinan, dem weithin kenntlichen Wahrzeichen des ihren Fuß umschlingelnden Schlesiethals. An dieser einzigen Stelle hat Landstraße und Flußlauf, Prosa und Poesie sich getrennt und während jene sich mühsam den Anstieg des „Hennusteins“ hinaufarbeitet, schwenkt dieser links und eilt einem wahren Idyll von Berg, Wald und Wasser zu, über dem sich das alte Gemäuer der Ruine schließlich als eindrucksvolle Krönung abhebt.

Nach dem Gasthof zurückgekehrt, lassen wir uns nach der Höhe des Rückens fahren, der das Dittmannsdorfer Thal von dem unsern trennt; dann bringt uns ein nach links abgehender Waldpfad nach dem höchsten Gipfel jenes Kammes, der felsengekrönt „Münsterhöhe“ mit ihrer einzigartigen, viel zu wenig gekannten Rund-
sicht über unser ganzes Bergland. Dann geht es über das hochgelegene Dorf Wäldchen, in dem ein gußeisernes Monument den Lindenstamm nachahmt, an dem Friedrich der Große einst, Rast haltend, sein Roß gebunden, nach dem niedlichen Badeort

Charlottenbrunn. Schon wartet unser das vorausbestellte Mahl auf der Terrasse des altbewährten Grundhofes. Nachdem wir dasselbe eingenommen, geht's das Thal hinauf, bis dahin, wo es zwischen dem mächtigen, oben verwachsenen „Schwarzenberg“ links und dem vom Eisenbahntunnel durchstochnen „Dohsenkopf“ rechts beim Nesselgrunde endet. Auf steilem Stufenwege erklimmen wir den jäh aufsteigenden Porphyrgipfel des letzten Berges. Eine ganz neue Landschaft entrollt sich unsern stauenden Blicken. Da fließt zu unsern Füßen der Hellabach vom Schwarzen Berge über Dittersbach und Waldburg nach Altvasser, während ihm parallel, in einiger



Die Kynsburg.

Nach einer Photographie von C. Saur in Schweidnitz.

Entfernung der Salzbad vom Hochwald her das berühmte Bad Salzbrunn durchzieht, beide durch die Wilhelmshöhe getrennt, bis endlich beide, im rechten Winkel links schwenkend, der eine im Salzgrunde, der andere im Fürstensteiner Grunde die Thalschwand durchbrechen und, zur Polznitz vereinigt, der Zirla zufließen. Da liegt sie unten, von Rauch geschwärzt, die alte Bergstadt; weit und breit ist der Boden unterwühlt von schwer arbeitenden Hauern, die aus tiefem Schacht in lebensgefährlicher Thätigkeit „das Kohl“, wie sie die Kohle nennen, zu Tage fördern. Da ragen die gewaltigen Fördermaschinen in die Luft, da strecken sich mächtige, bei Nacht oft prächtig glühende Halben tauben Gesteins immer weiter hinaus von dem Grubenwerk, und da eilen, das Lämpchen in der Hand, bleichen Antlitzes, die geschwärzten Gestalten der eben entlassenen „Tagssichter“ der oft fernen Heimat zu. Wird ihnen das Glück noch

oft beschieden sein, oder wird man auch sie eines Tages, ein Opfer schlagender Wetter, als bis zur Unkenntlichkeit verkohlte Leichname heimbringen? Mit herzlichem „Glück auf!“ eilen wir, am Fuße des Berges angekommen, an ihnen vorüber und besteigen den Wagen, der uns nach Fürstenstein bringen soll. Unser Besuch gilt zuerst der alten Burg, einer künstlichen Ruine, vom Grafen Hochberg 1801 errichtet, als die Königin Luise hier einem Turnier des schlesischen Adels bewohnte.

Von der Terrasse hat man einen herrlichen Blick in das wildgezackte Felsengewirr da unten, tief uns zu Füßen glitzert der Bach, von dessen Ufern mächtig Baumriesen ihre Häupter fast bis zu uns emporstrecken. Drüben aber springen, riesigen schmalen Bastionen gleich, die mit Aussichtsplätzen bedeckten Felsen der jenseitigen Thalwand hervor, besonders das Riesengrab. Eine prächtige Wanderung, an heißen Sommertagen durch den entzückend kühlen Grund auf schmalem, dem Fels mühsam abgerungenen Pfade dahin zu schlendern, froh, daß heut kein Sonntags-ertrazug Tausende lärmender Großstädter hierher befördert hat, sondern wir uns der Waldeinsamkeit freuen können. Endlich öffnet sich die düstere Schlucht, und von hoher Bergwand glänzt uns die neue Burg, die Sommerresidenz des Fürsten von Pless, entgegen. Sie ist älter als die sogenannte alte; denn Herzog Bolko I. von Schweidnitz hat sie um 1100 errichtet. Bei der neuen Schweizerei harrt unser Fuhrwerk, und in kurzer Zeit erreichen wir, an den großen Kramsta'schen Leinwandwebereien und Bleichen vorbei, das kleine, aber gewerbfleißige Städtchen Freiburg mit seinen Regulatorenfabriken. Um dem Bahnhof nahe zu sein, halten wir bei Dr. Rutters Brauerei und nehmen in der geschmackvoll ausgestatteten altdeutschen Stube den Abschiedstrunk ein. Des trefflichen Saftes und der ausgezeichneten Bewirtung, die uns hier bewährtermassen zu teil wurden, hätte es nicht erst bedurft, um meinem Freunde, als er nach beendetem Souper seine Cigarre angeglommen hatte, jenes behagliche Schmunzeln abzunötigen, das ich als eine stumme und doch so beredte Verdolmetschung seiner innersten Zufriedenheit an ihm von je her kannte. „Nun, was meinst Du? Bereust Du's, gekommen zu sein?“ Er antwortete nicht; so weit wollte der großstädtische Dünkel sich nicht preisgeben. Aber das Glas erhob er, und als die Schoppen zusammenklangen, da sagte er nur die Worte: „Proßt, altes Haus, ich komme wieder!“

Dr. Worthmann.





Steinkohlenbergbau im Waldenburger Gebirge.

Das Waldenburger Gebirge, welches die Verbindung zwischen dem aus Granit, Gneiß und Glimmerschiefer zusammengesetzten Rieser- und dem aus Gneiß bestehenden Eulengebirge herstellt, verdankt seine Entstehung bedeutend späteren Erdbildungsperioden als jene. Als die genannten Gebirge bereits als mächtige Inseln aus dem Urmeere emporragten, bildete das Gebiet, welches heute vom Waldenburger Gebirge eingenommen wird, noch ein gewaltiges Thor, durch das die Wasser aus Schlesien nach Böhmen ungehindert hin und her fluteten. Diese Ebene erstreckte sich von Schaplar bis nach Charlottenbrunn und von Landeshut bis nach der Grafschaft Glatz.

Wie das Becken allmählich ausgefüllt worden ist, läßt sich nur mutmaßen. Jedenfalls lagerten die Gewässer herangeschwemmte Massen ab, so daß sich eine Art Schlamm bildete, der dann versteinte und den man nunmehr als Thonschiefer bezeichnet. In dieser, zwischen Nieder-Adelsbach und Alt-Reichenau zu Tage tretenden Schicht, dem Devon, sind bis jetzt noch keine Versteinerungen gefunden worden.

Der Uferrand der Bucht war für die Ablagerung der nun folgenden Schichten maßgebend. Man bezeichnet diese Formation als den Kulm. In ihm sind namentlich größere und kleinere Bruchstücke von Gneiß und Schiefer vorhanden, doch ist zeitweise und dann fast ausschließlich fein zerriebenes Material dieser Gesteine, das ursprünglich eine thonige und sandigthonige Beschaffenheit besaß, zur Ablagerung gelangt. Diese Materialien bilden jetzt die Thonschiefer, Gramwacken- und Gneißsandsteine. Mehr oder minder stark gerollte Gesteins-Bruchstücke bilden in bunter Zusammenhäufung die Konglomerate. Diese Gerölle führenden Schichten bauen zwei mächtige Stufen des Kulm auf: die Stufe der Gneißkonglomerate und die der grauen Konglomerate, zu denen noch diejenige der Thonschiefer und dichten Gramwackensandsteine kommt. In dem Kulm sind an verschiedenen Orten Versteinerungen von Pflanzen und Tieren gefunden worden.

Die Formation des Kulm ist die Unterlage der wichtigsten aller in diesem Gebiete vorkommenden Formationen; denn über ihr lagert das Obercarbon oder das produktive Steinkohlengebirge.

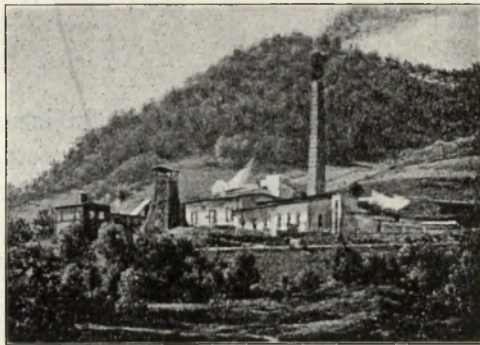
Am Ende der Kulmperiode fand wahrscheinlich eine Hebung des ganzen Beckengrundes statt. Auf dem feuchten Boden entwickelte sich bald eine üppige, wenn auch innerhin einförmige Flora, zu deren Gedeihen die feuchtwarme, mit Kohlensäure gesättigte Luft nicht wenig beitrug. Freilich erreichte diese Flora höchstens in stillen, abgelegenen Büchten jene üppigkeit, die sie im obereschlesischen Steinkohlengebiete erlangt hat. Fortgesetzte, durch Porphyrerausbrüche hervorgerufene Hebungen und Senkungen des Bodens, sowie heftige Strömungen und Brandungen unterbrachen das Wachstum der Riesenwälder. Daher kommt es, daß im Waldenburger Steinkohlenrevier Flöze von der Mächtigkeit der obereschlesischen vollständig fehlen; erreichen doch nur wenige eine Stärke von 2 bis 3 m; dagegen giebt es eine ganze Anzahl, die weniger als 1 m stark sind. — Die einzelnen Kohlenflöze sind wieder durch Schieferthone, in denen häufig versteinerte Kohlenpflanzen vorkommen, getrennt.

Übrigens hat sich die Kohlenbildung in zwei zeitlich weit auseinanderliegenden Pe-

bis dreißig Flöze, dieser neunzehn bauwürdige Flöze; doch ist die Mächtigkeit der Flöze beim Hangendzuge größer und die Güte der Kohlen besser, als bei dem Liegendzuge. Der Verlauf der Schichten ist aber häufig unterbrochen, denn während der ganzen Periode fehlte es nicht an vulkanischen Eruptionen. Durch sie wurden jene Höhen wie Hochwald, Hochberg, Schwarzeberg u. s. w. geschaffen, welche, die äußeren Formen eines Eruptivgesteines an sich tragend, der Landschaft einen bestimmten Charakter verleihen und die malerische Umgebung des Hauptfizes einer mannigfaltigen Industrie bilden.

Auf die Steinkohlenformation folgen die verschiedenen Stufen des Rotliegenden und der Kreideformation. Nach Ablagerung des Rotliegenden folgten neue Ausbrüche des Erdinnern, durch welche die aus Melaphyr bestehenden Berge — der Storchberg und Buchberg — und die aus Porphyrir gebildeten Bergzüge des Reimsbachthales gebildet wurden.

Unter den mannigfaltigen Industrien des Waldenburger Berglandes nimmt der Kohlenbergbau die erste Stelle ein. Die ersten Anfänge desselben in diesem Gebiete gehen bis in den Anfang des 16., vielleicht sogar bis in das 15. Jahrhundert



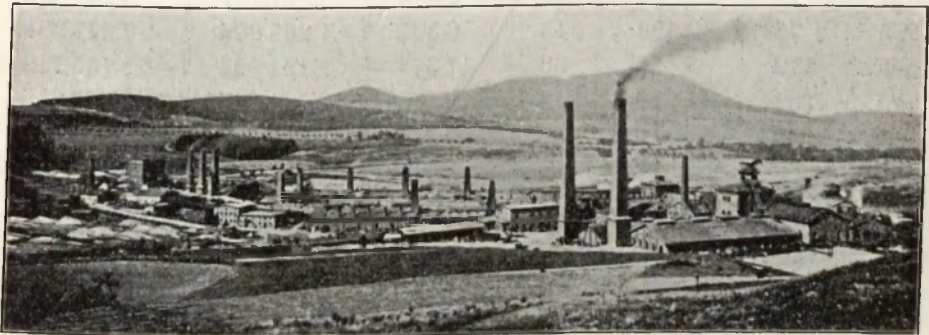
**Hedwig - Schacht
in Hermsdorf bei Waldenburg.**

rioden vollzogen. Die Kohlen treten nämlich in zwei Schichten auf, welche durch ein 900 bis 1000 m starkes Sandsteinmittel getrennt sind. Man bezeichnet die ältere der beiden Schichten als den liegenden, die jüngere als den hangenden Flözug. Jener enthält

zurück. Die ersten bestimmten Nachrichten stammen aus dem Jahre 1594, in welchem der Rat zu Schweidnitz, auf eine Aufforderung der schlesischen Kammer, einen Bericht über den Kohlenbergbau im Fürstentum Schweidnitz erstattete. Es heißt darin: die meisten Kohlen werden in Hermisdorf, Weißstein und Altvasser gegraben. Die in Chroniken angeführten Unglücksfälle von Bergleuten zeigen, daß der Bergbau nie ganz aufgehört hat.

Als Schlesien ein Teil des preußischen Staates wurde, wurden die Grundherrschaften gezwungen, den Zehnten von der Steinkohlennutzung zu entrichten.

Friedrich der Große suchte den Bergbau nach Kräften zu fördern. Im Jahre 1768 bereisten Beauftragte des Königs das Gebiet, um mit der Organisation des Bergbaues zu beginnen. Nach dem 1769 erstatteten Berichte hatten Weißstein mit 26 000 hl, Waldenburg mit 39 000 hl und die Sophiengrube mit 26 000 hl die größten Förderungen. Man versuchte vor allem, einen tüchtigen Stamm von Bergleuten aus



Wrangel- und Heydt-Schacht in Hermisdorf bei Waldenburg.

fremden Gegenden hier anzusiedeln. Denselben wurden mancherlei Vorteile zugesichert. Bemerkenswert sind besonders: Befreiung vom Militärdienst, von der Erbunterthänigkeit und den Kommunallasten. Zum Zwecke von Unterstützungen und Pensionszahlungen wurde die Knappschaftskasse geschaffen. Ähnliches erstrebte man durch Gründung des Freizuggeldfonds und der Bergbauhilfskasse. Das größte Verdienst um die Hebung des Bergbaues erwarb sich Graf Rieden. Als dieser 1780 an die Spitze des Oberbergamtes trat, betrug die Kohlenproduktion in 31 Gruben 126 589 Tonnen à 4 Zentner, im Werte von 32 920 Thalern (98 760 *M.*), die Tonne also im Werte von 7 Sgr. 11 Pf.

Um den einheimischen Steinkohlenbergbau zu fördern, wurde 1772 die Einfuhr der englischen Kohle verboten. Besondere Sorgfalt widmete man auch den Abfuhrwegen. Es wurde eine große Kohlenstraße über Freiburg, Striegau nach Maltsch gebaut. Hier wurde auf Rechnung des Staates ein Expeditionsplatz errichtet, von dem aus die Kohlen die Oder abwärts verfrachtet wurden. Bald entwickelte sich auf dieser Strecke ein lebhafter Verkehr. Endlich suchte man den Abbau zu regeln und zu vermehren. Während man in früherer Zeit die Kohlen gegraben hatte — wie man noch heute Sand und Lehm gräbt — trieb man nun lange Wege, Stollen

genannt, in die Berge hinein. Einer der ältesten und bekanntesten ist der Fuchsstollen. So erreichte man, daß schon 1791; 83 540 Tonnen im Werte von 316 509 *M* und 1818: 240 150 Tonnen im Werte von 964 866 *M* gewonnen wurden.

Die Eröffnung der Bahn von Freiburg nach Waldburg 1854 gab dem hiesigen Bergbaue einen neuen Aufschwung. Nun begann man auch die Dampfmaschine in den Dienst desselben zu stellen. Mit ihrer Hilfe war es möglich, in immer größere Tiefen vorzudringen, so daß man jetzt bereits bei einer solchen von 500 m angelangt ist. Wie seit jener Zeit die Kohlenförderung fortgesetzt zugenommen hat, geht am besten aus der folgenden Tabelle hervor:

Jahr	Dampf- masch.	mit Pferdekr.	Anz. d. Werke	Anzahl der Bergleute	Gef. Kohlen in Tonnen à 20 Str.	im Werte von <i>M</i>
1855	20	800	46	4 089	574 487	3 234 336
1865	76	3 400	43	6 307	1 208 089	7 227 951
1875	179	6 154	38	11 313	2 191 898	18 755 719
1885	284	11 980	45	13 978	2 041 246	17 728 816
1895	347	19 516	28	15 642	3 346 007	21 248 976

Das Absatzgebiet für diese Kohle ist außer der Provinz Schlesien der östliche Teil Deutschlands und Österreichs. Ein großer Teil wird auch von den zahlreichen im Industriebezirke gelegenen Fabriken verbraucht.

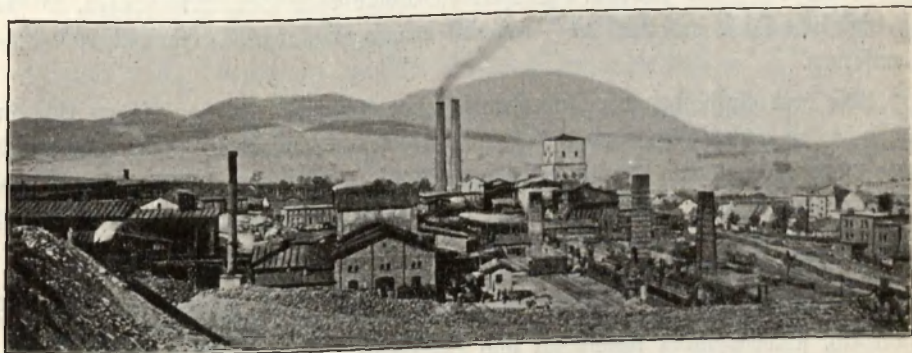
Der größte Teil der hier geförderten Steinkohlen ist geschichtete Schieferkohle, doch treten auch anthracitartige, Pech-, Faser-, Rannelskohle, wenn auch nur in untergeordneten Parteeen auf.

Je nach der Größe der geförderten Kohlenstücke unterscheidet man im Handel: Stück-, Würfel-, Ruß-, Klein- und Staubkohle.

Versuchen wir nun einen Einblick in die Gewinnung der Kohle zu erlangen.

Es ist früh; noch ruhen die Schatten der Nacht über der schlummernden Erde, da eilen von allen Seiten die Bergleute dem Zechenhaufe zu. Der Steiger verliest ihre Namen und giebt jedem eine Marke, um kontrollieren zu können, ob nach beendeter Arbeit alle zurückgekehrt sind, oder ob noch jemand fehlt. Ein kurzes Gebet wird gesprochen, und nun sind sie bereit, hinabzufahren in die Tiefe, der Arbeit entgegen, vielleicht auch dem Tode. Wir besteigen die Förderschale. Langsam senkt sie sich im Schachte hinab; bald ist sein Grund erreicht. Mit der Sicherheitslampe ausgerüstet, folgen wir den voranschreitenden Bergleuten in einen mannhohen Gang, der vollständig in Gestein gehauen ist. Es ist ein Querschlag, der die Kohlenflöze mit dem Schachte verbindet. Bald gelangen wir in einen neuen Gang, der dem Flöze in allen seinen Windungen folgt. Diesen Weg bezeichnet man als Grundstrecke. Decke und Seiten desselben sind mit spannenstarken runden Hölzern verschalt, damit das Gestein nicht rutschen kann. Dieses Verzimmerung besorgt der Grubenzimmermann. Ein Schienenstrang führt aus ihm durch den Querschlag nach dem

Förderschachte. In der Grundstrecke dahin wandernd, sehen wir beim trübten Schein der Lampe, daß in regelmäßigen Entfernungen Gänge im Kohlenflöz in die Höhe führen. Steigen wir in einen derselben — der schwebenden Strecke — hinauf! Bald sehen wir auch hier wagerechte Wege — die streichenden Strecken — in das Kohlenflöz sich abzweigen. So wird das ganze Flöz in Felder geteilt und erhält etwa das Aussehen eines Schachbrettes. Der Abbau beginnt gewöhnlich bei den obersten Feldern und geht allmählich tiefer. Wir schreiten in einer streichenden Strecke vorwärts. Jetzt gewahren wir einen schwachen Lichtschein. Wir treten näher und sind nun an dem Arbeitsplatze des Bergmanns. Bald auf dem Rücken, bald auf der Seite liegend, bald knieend, selten stehend, müht er sich, am Grunde des Flözes einen etwa 2 m langen, 2 m tiefen und 20 cm hohen Spalt in die Kohle zu hauen, wie er einen solchen schon an der einen Seite hergestellt hat. Seine Arbeit ist vollendet. Sein Kamerad löst ihn ab. In den Firt des schon auf drei



Die Schwesterfchächte in Hermsdorf bei Waldenburg.

Seiten freigelegten Kohlenstückes bohrt dieser ein Loch, füllt es mit Pulver, steckt eine Zündschnur hinein und entzündet dieselbe. Rasch entfernen wir uns. Nicht lange brauchen wir in unserem Schlupfwinkel zu harren. Ein Schuß ertönt, und wie wir uns wieder nahen, sehen wir das Kohlenstück vom Gesteine losgelöst am Boden liegen. Sobald die Kohle weggeschafft ist, geht der Hauer daran, dieses Streckenstück zu verzimmern. Gar nicht selten ist er gezwungen, vorher noch einen Teil des Gesteins wegzuhauen. Diese Steine benutzt er, um jede zwischen der Zimmerung und dem festen Gesteine sich zeigende Lücke sorgfältig auszufüllen, damit ein Nachrücken des Felsens verhindert wird.

Die gewonnene Kohle wegzuschaffen ist Sache des Schleppers. Er ladet sie in kleine Wagen, Hunde genannt, und fährt dieselben bis zum Bremsberge. Das sind mehr oder weniger geneigte Schienenwege, auf denen die Kohlenwagen von der streichenden Strecke bis nach der Grundstrecke befördert werden. Die aneinander gekoppelten Wagen sind an einem Seile befestigt, das über eine am höchsten Punkte des Bremsberges befindliche Rolle läuft. Die gefüllten Wagen gleiten hinab und ziehen die am andern Ende des Seiles hängenden leeren Wagen herauf. Sind die Kohlen in der Grundstrecke angelangt, so werden sie in die bereitstehenden

Fördergefäße gefüllt, die dann durch Schlepper oder auch durch Pferde, von denen im Waldburger Revier 188 unter und 97 über Tage beschäftigt sind, bis zum Fördersechle gefahren werden, von dem aus man sie dann durch mächtige Maschinen an die Erdoberfläche hebt.

Nur ein Teil dieser, Kohlenstücke von allen Größen enthaltenden Förderkohle wird sofort in die bereitstehenden Eisenbahnwagen (fast alle Werke sind durch Anschlußseile mit dem Hauptgeleis verbunden) geladen; der größere Teil wird vor dem Versande, um die Kohle marktfähiger zu machen, noch einer Sortierung und Reinigung unterzogen. Das Sortieren geschieht durch Schüttelrätter. Dieselben bestehen aus einem System von übereinander angebrachten Sieben von verschiedener Maschenweite. Durch besondere Vorrichtungen werden sie fortgesetzt in Bewegung erhalten. Man erlangt hierdurch die Sortierung der Kohlen nach ihrer Größe. Etwa vorhandene Schiefer sammeln sich am Rande des Rätters und werden von Arbeiterinnen durch Klauen mit der Hand entfernt. Enthält die Kohle viele Verunreinigungen, so sucht man diese mit Hilfe des Wassers — durch den sogenannten Aufbereitungsprozeß — zu entfernen.

Mit dem Aufblühen der Industrie seit den fünfziger Jahren steigerte sich auch die Nachfrage nach Kokes, und verschiedene Werke, die reich an sich dazu eignender Kohle waren, begannen, um die gewonnene Kohle noch besser auszunützen zu können, Kokesöfen anzulegen. Im Jahre 1895 wurden im Waldburger Bezirke bei einer Belegschaft von 738 Arbeitern durch 690 Öfen 545 981 Tonnen Kohle zu 380 961 Tonnen Kokes im Werte von 4 bis 5 000 000 *M.* verarbeitet. Nicht zu unterschätzen ist auch der Gewinn, den man aus den Nebenprodukten — Theer, Theerpech, schwefelsaures Ammoniak und Leuchtgas, welch' letzteres zur Beleuchtung der Grubenanlagen und auch teilweise der Ortschaften verwendet wird, — erzielt.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Gefahren, welche dem Bergbau und dem in den Tiefen der Erde arbeitenden Bergmanne drohen und auf die Wohlfahrts-einrichtungen, die für die Bergleute geschaffen worden sind.

Wenn die Frühlingssonne die Schneemassen des Winters schmilzt, oder wenn anhaltendes Regenwetter eintritt, dann saugt das vom Bergbau occupierte Land die Wasser auf wie ein Riesenschwamm, und die hereinbrechenden Wasser würden den Bergbau bald vernichten, wenn man ihren Andrang nicht durch gemauerte, mit eisernen Thüren versehene Schachtabschlüsse hindern würde. Riesige Maschinen sind eigens zu dem Zwecke aufgestellt, die im Bergwerke sich sammelnden Wassermassen herauszuschaffen. Man darf annehmen, daß ungefähr dreimal soviel Wasser als Kohlen zu Tage gefördert wird.

Nicht minder groß sind die Gefahren, welche dem Bergmanne drohen, wenn das Gestein ins Rutschen gerät. Glücklicherweise ist derjenige, welcher, die Gefahr rechtzeitig erkennend, sich und die Kameraden noch zu retten vermag; sonst droht ihm der Tod, oder aber er muß mit zerquetschten und zerbrochenen Gliedern in verdorbener Luft bei mangelnder Nahrung vielleicht tagelang liegen, ehe ihm von den rastlos arbeitenden Kameraden die ersuchte Hilfe gebracht werden kann.

Die größte Gefahr aber erwächst dem Bergmanne durch die aus dem Gesteine wie aus der Kohle ausströmenden Gase, welche nicht allein die zum Leben erforderliche Luft verderben, sondern auch die gefährlichen Schlagwetter bilden, die, wenn sie sich durch einen unglücklichen Zufall — beim Sprengen, durch Zerspringen eines Cylinders an der Sicherheitslampe — entzünden, alles zerschmettern, was sich in ihrer Nähe befindet. Und ist ja einer oder der andere dem Verderben entronnen, so findet er meist seinen Tod durch die giftigen Nachschwaden, die sich infolge der Explosion bilden. Darum muß die Bergwerksverwaltung darauf bedacht sein, die schlechte Luft zu entfernen und gute Wetter einzuführen. Das geschah früher und zum Teil noch jetzt durch sogenannten Wetteröfen. In den meisten Werken bedient man sich aber gegenwärtig großer Ventilatoren, durch welche so ungeheure Mengen frischer Luft in die Tiefe gebracht werden, daß auf jeden Mann in der Minute 2 bis 3 cbm kommen. Neben manchen andern Umständen ist es vor allem diesen vortrefflichen Einrichtungen zu danken, daß Schlagwetterexplosionen im hiesigen Bezirke zu den Seltenheiten gehören, obgleich sie nicht gänzlich fehlen, wie das letzte Unglück in Hermisdorf vom 31. Dezember 1895 beweist, bei dem 31 Bergleute den Tod fanden.

Aber gerade in solchen Stunden der Not und der Gefahr zeigt sich die treue Kameradschaft im schönsten Lichte. Vom Bergwerksdirektor bis zum geringsten Arbeiter, vom ältesten Hauer bis zum jüngsten Schlepper ist jeder bereit, sein Leben einzusetzen, um den Kameraden zu retten.

Bedenkt man die Gefahren, denen der Bergmann Tag für Tag ausgesetzt ist, so wird man die Löhne, welche sie erhalten, eher zu niedrig, als zu hoch finden. Es verdient *pro Schicht*: ein Hauer 2,55 bis 3,04 *M.*, ein Schlepper unter Tage 1,95 bis 2,15 *M.*, ein solcher über Tage 1,87 bis 2,25 *M.*, ein jugendlicher Arbeiter von 14 bis 16 Jahren 0,92 bis 0,95 *M.*, eine Arbeiterin 1,22 bis 1,25 *M.*

Durch mancherlei Veranstaltungen hat man die Lage der Arbeiter zu bessern gesucht. Manche Werke haben Arbeiterwohnungen eingerichtet, die sie ihren Arbeitern gegen einen mäßigen Mietbetrag überlassen. Der Fürst von Pleß hat für seine Arbeiter ein Warenhaus errichtet, aus welchem sie alle nur möglichen Bedarfsartikel zu billigen Preisen beziehen können. Außerdem aber haben sie auch Anteil an dem Reingewinn. Durch die in Gottesberg errichtete Knappschaftsbäckerei wird den Bergleuten billiges, gesundes, nahrhaftes Brot geliefert. Der Verein zur Förderung des Wohls der arbeitenden Klassen läßt es sich angelegen sein, Gärten zu schaffen, die entweder umsonst oder gegen ein geringes Entgelt an Arbeiter überlassen werden. Bei vielen Familien ist hierdurch eine Besserung ihrer finanziellen Lage erzielt worden.

Aus den Mitteln des 1769 errichteten schlesischen Freizugelderfonds, dessen Einnahmen zumeist aus dem Ertrage zweier Ruze (Grubenanteile) von den Ausbeutegruben des Bezirkes bestehen, wird das Schulgeld für die Kinder der Knappschafts-genossen bezahlt. Außerdem erhalten dieselben noch sämtliche Lehr- und Lernmittel geliefert. Auch werden aus ihm namhafte Beiträge zur Unterhaltung sowie zum Neubau von Kirchen und Schulen geleistet.

Die Knappschaftskasse endlich trägt Sorge für die Heilung der Verwundeten und Kranken; sie schützt während der Zeit der Krankheit die Angehörigen der Verunglückten vor Not durch Zahlung von Krankenlohn; sie trägt die Kosten der Beerdigung und sorgt durch Pensionszahlungen für die Witwen und Waisen. Hat auch der Bergbau im Waldburger Gebirge bei weitem nicht die Ausdehnung des oberschlesischen Bergbaues, so nimmt er doch immerhin unter den Industrien unseres geliebten Schlesierlandes eine achtungsgebietende Stellung ein. Beim Betrachten des Bergmannslebens wird man unwillkürlich an Theodor Körners „Bergmannslied“ erinnert, in dem es heißt:

In das ew'ge Dunkel nieder
Steigt der Knappe, der Gebieter
Einer unterird'schen Welt.
Er, der stillen Nacht Gefährte,
Atmet tief im Schoß der Erde,
Den kein Himmelslicht erhellt.
Neu erzeugt mit jedem Morgen
Geht die Sonne ihren Lauf.
Ungeört ertönt der Berge
Uralt Zauberwort „Glück auf!“

Unter unsers Hammers Schlägen
Quillt der Erde reicher Segen
Aus der Felsenkluft hervor.
Was wir in dem Schacht gewonnen
Steigt zum reinen Glanz der Sonnen,
Zu des Tages Licht empor.
Herrlich lohnt sich unser Streben,
Bringet eine gold'ne Welt
Und des Demants Pracht zu Tage,
Die in finst'rer Tiefe schwellt.

Br. Peschel.





Görbersdorf.



ieser weltbekannte Kurort war noch vor wenigen Jahrzehnten ein einfaches, stilles Gebirgsdörfchen im Waldburger Gebirge, jener Berglandschaft, welche in der Sudetenkette das verbindende Glied zwischen dem Riesengebirge und dem Glazer Gebirgskessel bildet. In einem anmutigen Thale ist es umgeben von Porphy- und Melaphyrbergen, welche sich bis zu 900 m Seeshöhe erheben und als Berg Rücken, Kuppen und schön zugespitzte Regel in angenehmer Abwechselung prächtig präsentieren. Dichte Nadel- und Laubwälder, von der Fürstlich Pleß'schen Forstverwaltung wohl kultiviert, bedecken dieselben bis an den Thaland herab.

Berg und Thal hat Flora in reicher Fülle mit lieblichen Blumen geschmückt, deren viele auch der Alpenflora angehören. Die Thalsohle unseres Gebirgskessels zeigt auf dem „Kotliegenden“ eine humusreiche Diluvialschicht mit wohlgepflegten Feldern und Wiesen, welche letztere von Bächlein reichlich getränkt werden.

Die Fauna von Görbersdorf hat seit Beginn der Rustikal-Jagdfreiheit viel verloren. Vordem boten starke Rudel von Hirschen und Rehen dem Waidmann reiche Beute. Kapitalhirsche, Zwölf- bis Bierzehnder, erhoben in der Brunnzeit oft ein Gebrüll, daß die Berge davon wiederhallten. Auch Dachsbauern boten Beute, und dem Fuchs mußte scharf zu Leibe gegangen werden. Daß in noch früheren Jahren auch Schwarzwild hier gehaust hat, zeigen die Namen Saubad, Rauserplan, Eberkamm, die Stellen im Walde bezeichnen. So mag auch in den vielen tiefen Felsklüften der Uhu zahlreich gewohnt haben, denn alte Leute wußten vom „wildem Jäger“, den sie in finsternen Nächten mit seiner Schar in den Lüften gesehen und gehört haben wollten, mit Schauern zu erzählen. Heiteres Singen und Klingen bringt dagegen noch jetzt das zahlreiche Volk der Singvögel. Die muntere Steinforelle konnte sich ehedem in den klaren Bächlein ungestört ergötzen, wenn nicht etwa eine Fischotter,

von den Halbstädter Teichen aus den Steinafluß heraufkommend, gefräßig unter sie fuhr. Jetzt sind zu viele menschliche Feinschmecker am Orte.

Wann in unserem Thale Menschen sich ansiedelten, ist nicht genau zu ermitteln. Am östlichen Thalrande, am Freudengraben, ragt auf mäßiger Höhe ein alter, runder Turm aus dem Walde hervor als Ruine des ehemaligen Freudenschlosses, des Stammsitzes einer umfangreichen Herrschaft, zu welcher um das Jahr 1350 eine Anzahl in Schlesiens und Böhmen gelegener Güter gehört haben, unter denen auch Girechtisdorf genannt wird. Im Jahre 1427 soll der Ort von den Hussiten arg verwüstet



Görbersdorf.

worden sein. In alten Schöffebüchern finden sich folgende Schreibungen des Ortsnamens: 1567 Gierversdorff, 1595 Gierberßdorf, 1669 Gierberßdorf, 1674 Görberßdorf, 1705 Görbersdorff, 1795 Gerbersdorff. — 1842 strebte der damalige Geistliche von Langwaltersdorf, zu dessen Kirchspiel unser Ort gehört, die Schreibung „Gerbersdorf“ an, da einige Gerber die ersten Ansiedler hier gewesen sein sollen, aber das „ö“ ließ sich nicht mehr verdrängen.

In diesem stillen, in seiner Art glücklichen Dörfchen, sah man im beginnenden Frühling 1849 die Schwestern Marie und Amalie von Colomb, letztere am Arme ihres Bräutigams, des Studiosus der Mathematik Hermann Brehmer, in fast alle Bauernhäuser gehen, hoch erfreut, wo sie einen durch Röhren von einer Bergquelle hergeleiteten klaren Wasserstrahl aus einem Ständer ununterbrochen fließen sahen.

Als Marie von Colomb die Leute dazu ermunterte, Stuben einzurichten, um Kurgäste aufnehmen zu können, da Görbersdorf ein berühmter Kurort und sie dadurch reiche Leute werden könnten, schüttelten diese bedenklich den Kopf und sagten: „Unser Wasser schmeckt ja nach gar nichts; da kann es doch nicht gut für Kranke sein.“ Alle weiteren Vorstellungen blieben fruchtlos, bis Fräulein Marie von Colomb sich das damals einzige gemauerte und mit Flachwerk gedeckte Haus, das jetzt noch am nächsten dem Brehmer'schen Denkmale steht, mietete und für die „Wasserkur“ einrichtete.

Diese Heilmethode hatte Amalie von Colomb in den vierziger Jahren bei dem damals weltberühmten Wasserarzt, Bauer Vinzenz Briesnitz in Gräfenberg, studiert. Sie hatte bei ihm gegen ein schweres Magenleiden mit sehr gutem Erfolge die Kur gebraucht, und nicht nur dadurch einen Einblick in seine Methode gewonnen, sondern auch, indem sie als hochgebildete und in den romanischen, wie slavischen Sprachen gewandte Dame ihm als Dolmetscherin diente, bei Konsultationen der Patienten aus Ländern dieser Sprachgebiete, große Dienste geleistet. Nachdem sie so einige Jahre in Gräfenberg gewohnt, dann einen Kursus im Hebammeninstitut zu Breslau durchgemacht und zugleich Kollegien über Anatomie und Physiologie gehört, erhielt sie die Konzession zur Errichtung der Wasserheilanstalt in Görbersdorf.

Diese Anstalt blühte bald in erfreulicher Weise auf. Die Bauern hatten nun Mut zur Einrichtung von Wohnungen, und waren diese auch sehr primitiv, so kam es doch damals bei der Wasserkur auf den Komfort wenig an. Fräulein von Colomb, die einige Grundstücke gekauft hatte, baute ein größeres Kurhaus, und doch mangelte es oft an Wohnungen; denn der Zudrang wuchs. Es kamen auch hochstehende Persönlichkeiten und litterarische Berühmtheiten, wie K. von Gottschall und E. Brachvogel, an den noch jetzt ein Häuschen erinnert, in welchem er mehrere seiner Dichtungen schuf. Hatte doch damals auch Görbersdorf selbst seinen Hans Sachs in dem Schuhmachermeister J. G. Urban, aus dessen gedruckter Sammlung kleiner Gedichte hier eine Probe stehe:

„Mein Dörflein, von Bergen umschlossen,
Gelegen im Thale so schön,
Von rieselnden Bächlein durchflossen,
Befränget mit Wiesen und Hüh'n, —

Jahrhunderte lagst Du verborgen,
Verlassen, als lägst Du im Traum;
Das Schöne, was stets Du besaßen,
Bemerkte der Wanderer kaum.

Doch nahte den silbernen Quellen
Gott Asculap prüfend, und fand
Die heilende Kraft in den Wellen.
Nun wardst Du, mein Dörflein, bekannt.

Und viele aus Ost, Süd, Nord, Westen,
Nah'n jetzt in Dein freundliches Thal;
Gefüllt wirst Du, Dörflein, mit Gästen,
Denn „Görbersdorf“ war ihre Wahl.

Und bist Du auch klein und bescheiden,
Erwart' ich: Das Kleine wird groß. —
Umtanzt die Quellen mit Freuden,
Najaden! ein Gott warf das Loß!“

Anderß wurde es in der Mitte der fünfziger Jahre. Der schon erwähnte Hermann Brehmer gab, nachdem Marie von Colomb ihre Anstalt errichtet hatte, seine mathematischen Studien auf und studierte nun Medizin.

Im Jahre 1854 errichtete Brehmer als Doktor der Medizin in Görbersdorf seine Heilanstalt für Lungenkranke. Bald kamen von allen Seiten Hilfesuchende. Außerordentlich aber wuchs ihr Zudrang, nachdem 1858 Dr. Brehmers Werk: „Die chronische Lungenschwindsucht und Tuberkulose der Lunge, ihre Ursache und ihre Heilung“ erschienen war, in welchem er die Grundzüge seiner Methode klarlegte. Die günstigsten Resultate rechtfertigten das Brehmer'sche Heilverfahren. Um die Hilfesuchenden aufnehmen zu können, entstanden nun in rascher Aufeinanderfolge nicht allein auf den Brehmer'schen Grundstücken neue Bauten, sondern auch andere Grundbesitzer im Orte wurden baulustig. Eine zweite Anstalt entstand 1875, und später noch eine dritte. Wie in einer Großstadt wogte es nun in Görbersdorf von Menschen. Der schmale Gebirgsweg hierher wurde in eine Chaussee verwandelt, Post- und Telegraphenstation eingerichtet und für die Gäste alle möglichen Bequemlichkeiten geschaffen.

Schon vor diesem Aufschwunge, ums Jahr 1858, ging die Colomb'sche Anstalt ein und ihre Schöpferin geriet in die drückendste Not, bis 1859 Dr. von Gräfe in Berlin ihr eine leitende Stellung in seiner Augenklinik gab, wo sie der leidenden Menschheit weiter diente bis an ihren Tod. Zu bewundern war an dieser Dame der außerordentliche Mut, mit welchem sie in Begeisterung für die edle Sache, der sie ihr Leben gewidmet, auch in schwerster Lage sich durchzukämpfen suchte, eine würdige Nichte ihres großen Oheims, des „Marschall Vorwärts“, würdig aber auch ihres genialen Meisters Prießnitz.

Es bestehen jetzt in Görbersdorf drei Heilanstalten für Lungenkranke. — Wenn man beim „Blitzengrunde“ die Waldenburg-Friedländer Straße verläßt und östlich sich wendend den Görbersdorfer Weg einschlägt, passiert man zunächst ein schönes Wiesenthal, von parallel laufenden, bewaldeten Anhöhen eingeschlossen. In diesem, nahe dem Eingange ins Görbersdorfer Thal, begegnet man der Gräfin Pückler'schen Anstalt, die in der äußeren Erscheinung zwar minder imponiert, aber sonst ganz zweckentsprechend eingerichtet ist. Ins Görbersdorfer Thal selbst eintretend, sieht man bald rechts die palastartigen Kurhäuser, Villen und Pavillons und links die musterhaften Ökonomiegebäude der Dr. Brehmer'schen Anstalt. Weiterhin schließt sich die Anstalt des Dr. Römpker an, deren Gebäude vorherrschend Villenstil zeigen. Alle drei Anstalten gründen ihr Heilverfahren in der Hauptsache auf die bereits in die Lehrbücher der Therapie übergegangene Brehmer'sche Methode, welche bezweckt, den Organismus des Kranken derart zu kräftigen, daß er der Krankheit gegenüber an Widerstandsfähigkeit gewinnt und dieselbe schließlich zu überwinden vermag.

Zur Erreichung dieses Zweckes dürfte nicht leicht ein günstigerer Ort gefunden werden, als Görbersdorf. Die ozonreiche, staubfreie Luft dieses schönen Thales wird nach Norden, Osten und Süden zu durch Berge gegen das Eindringen scharfer und trockener Winde geschützt, ist dagegen der von Südwest und West kommenden feuchten, den Lungenleidenden wohlthuenden Luft zugänglich. Das in verschiedenen Kurformen etwa anzuwendende Wasser kommt aus reinsten Gebirgsquellen. Für die nötige Bewegung sind gutgepflegte Promenadenwege mit Ruhebänken in reichem Maße vorhanden, teils eben, teils sanft, teils steiler bis zu ansehnlichen Höhen ansteigend, je

nach dem Bedürfnis und der Kraft der Kranken. Hierbei ist aufs beste Bedacht genommen, auf das Gemüt der Kranken erfrischend und heilsam zu wirken durch Schönheit der Umgebung, insbesondere durch gärtnerische Anlagen, mit einem nach den Jahreszeiten wechselnden, wohlgepflegten Blumenschmucke. Und doch sind die Görbersdorfer Anlagen nie so schön, als an einem heiteren Wintermorgen, wenn die Erde mit einer leichten Schneedecke geschmückt ist, wenn Bäume und Sträucher schneeweiß gepudert sind, und man dann plötzlich vor den großen Wintergärten der Brehmer'schen Anstalt steht und aus dem Winter hineinblickt in frisches, blühendes Frühlingsgrün! Es ist zu glauben, wenn behauptet wird, daß die Winterkuren in Görbersdorf die erfolgreichsten sind. Im Dezember 1894 waren über 200 Gäste da.

Was ist doch aus dem bescheidenen Dörfchen binnen 40 Jahren geworden! — Damals fast durchweg kleine Häuschen aus Schrotholz aufgeführt und mit Schindeln oder Stroh gedeckt, jetzt große Gebäude in mannigfachem Baustil. Damals der Dorfkretscham das einzige Wirtshaus, jetzt ansehnliche Gasthöfe. Damals kaum ein Krämerladen, jetzt Kaufläden aller Art mit Schaufenstern.

Auf einer sanften Anhöhe, umgeben von den Anlagen der Römpler'schen Anstalt, erhebt sich ein freundliches evangelisches Kirchlein, zu dessen Erbauung im Jahre 1884 die Mittel durch Beiträge der Kurgäste aufgebracht wurden.

So sei denn, mein Görbersdorf, noch für unabsehbare Zeiten eine Zuflucht leidender Menschen, und spende, was sie sehnend suchen: Gesundheit!

E. Goldberger.





Es grüßet viele
tausendmal
Der Herr der Berge, Küberzahl.

R.-G.-V.



Bis zum Jahre 1880 befand sich das Riesengebirge im allgemeinen noch in seinem Urzustande: Die Wege bestanden in schmalen Pfaden, wie sie der menschliche Fuß allmählich ausgetreten hatte. Wo diese Pfade über die unabsehbaren Wiesenflächen führten, waren sie meist naß und sumpfig, wie auf der Elb- und Weißwasserriese. Im Steingeröll der kleinen und großen Sturmbauhe, sowie am Hohen Rade, verloren sich, namentlich bei feuchter Luft oder bei Nebel, auch

die letzten Spuren. In diesem Falle war der Wanderer der Verirrung und an den Rändern der jähen Tiefen auch den Gefahren des Absturzes preisgegeben. Namentlich die Gründe hatten ihren jungfräulichen Charakter bewahrt. An den Ufern der tosenden Gewässer zeigten sich nur geringe Spuren von Wegen. Nicht selten mußte der Besucher dieser Wildnis probieren, über hervorragende Blöcke hinweg mitten zwischen tosenden Wassern vorwärts zu kommen oder das andere Ufer zu gewinnen, wo die Möglichkeit des Weiterkommens eher gegeben zu sein schien.

Die Zugänge zum Kamme bestanden aus gewöhnlichen Waldwegen, deren sichere Verfolgung um so schwerer war, als sie sich in zahllose Nebenwege teilten, die in Holzschlägen oder mitten im Walde plötzlich endeten. Wegweiser oder irgendwelche Wegzeichen waren nirgends vorhanden.

Die Bauden des Hochgebirges befanden sich zumeist in einem primitiven Zustande und ihre Bewohner beschäftigten sich in erster Linie mit Viehzucht. Nur die Gasthäuser auf der Schneetoppe sowie an den Schneeegruben dienten ausschließlich dem Touristenverkehr und boten auch verhältnismäßigen Komfort.

So war das Wandern auf und im Riesengebirge mit Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten verbunden, und es gehörte daher besondere Freude an der Großartigkeit der Gebirgsnatur oder die Vorliebe für Romantik dazu, um eine längere Gebirgstour zu unternehmen.

Da entstand in der Seele eines Mannes, den eine glühende Liebe zum Riesengebirge beseelte, die Idee, auf Mittel und Wege zu sinnen, um diese herrliche Natur für das große Publikum zu erschließen und den verborgenen Schatz, der auf den Höhen und in den Wäldern unserer heimatlichen Berge für die Gesundheit unseres Volkes ruhte, zu heben.

Dieser Mann war Theodor Donat, Buchhalter in der großen Spinnerei zu Erdmannsdorf im Riesengebirge, und das Mittel zur Erreichung seines Zweckes war die Gründung des Riesengebirgs-Vereins.

Dieser Gedanke, welchen der begeisterte Mann Anfang Juli 1880 durch eine kleine Schrift und eine Reihe von Artikeln in öffentlichen Blättern dem Publikum vorlegte, fand sofort in den weitesten Kreisen freudige Aufnahme, sodaß bereits am 1. August desselben Jahres zu Hirschberg die Gründung des Riesengebirgs-Vereins stattfand. Dieses Pflänzchen war zu rechter Zeit in den wohl vorbereiteten Boden eingesetzt und wurde mit großer Liebe und Hingebung gepflegt. Dafür spricht der Umstand, daß sich bereits im Juli des folgenden Jahres 18 Ortsgruppen mit zusammen ca. 1300 Mitgliedern gebildet hatten. Ende 1885 war die Zahl der Ortsgruppen schon auf 42 mit zusammen 4755 Mitgliedern und Ende 1890 auf 59 mit 6569 Mitgliedern angewachsen. Und noch weiteren Aufschwung hat der Verein genommen. Seine Ortsgruppen reichen schon längst über Schlesien hinaus. Überall hat der R.-G.-V. die Freunde und Verehrer der schlesischen Berge oder in weiter Ferne die Söhne unserer Provinz vereinigt. Als ein lebenskräftiger Baum mit gewaltiger Krone streckt er seine Äste auch über Posen, Brandenburg, Sachsen, ja bis über die West-, Nord- und Ostmarken unseres Vaterlandes aus, nach Straßburg i. E., Stettin und Königsberg i. Pr. Ja sogar über dem Ocean im fernen Westen, in New-York, treibt er ein frisches lebendiges Reis. Die Zahl der Ortsgruppen betrug Ende 1896: 78 mit 9662 Mitgliedern. Sein Wachstum ist aber noch keineswegs abgeschlossen. Im gegenwärtigen Jahre (Juni 1897) sind schon wieder 4 Ortsgruppen hinzugetreten, und die Zahl der Mitglieder hat bereits 10 000 überstiegen. Damit nimmt der R.-G.-V. unter allen spezifisch deutschen Gebirgsvereinen die erste Stelle ein.

Der Sitz des Vereins ist Hirschberg. An seiner Spitze steht der Haupt-Vorstand, der gegenwärtig aus neun Mitgliedern besteht, von denen jedes Mitglied seine besonderen Funktionen auszuüben hat. Der Haupt-Vorstand hält etwa alle Monate eine Sitzung ab, in denen die zahlreichen Zuschriften, Anträge und Wünsche der Ortsgruppen ihre Erledigung finden. Jährlich einmal, und zwar stets am Pfingstdienstag, findet eine ordentliche General-Versammlung des Gesamtvereins statt, zu welcher die Ortsgruppen nach Maßgabe ihrer Stärke einen oder mehrere Abgeordnete entsenden. Der Ort dieser Versammlung wechselt, er liegt zumeist jedoch nicht immer, im Gebirge. Das Gebiet des Vereins umfaßt das gesamte Riesen- und Isergebirge, insbesondere

soweit dies auf preussischer Seite liegt; doch greift die Thätigkeit des Vereins zuweilen auch auf das österreichische Gebiet hinüber. Es würden seine Einrichtungen oft den Stempel der größten Unvollkommenheit an sich tragen, wenn er immer an der Landesgrenze Halt machen müßte oder wollte.

Der Riesengebirgs-Verein faßte zunächst den praktischen Zweck ins Auge, den Besuch des Riesens- und Isergebirges zu erleichtern und angenehm zu machen. Er begann daher die Hauptzugänge auszubauen und einen Weg über den Kamm des Riesengebirges anzulegen. Letzterer nahm mehrere Jahre in Anspruch und konnte wegen der damit verbundenen bedeutenden Kosten, und weil zu jeder Strecke die besondere Erlaubnis der betreffenden Grundbesitzer eingeholt werden mußte, nur stückweis gebaut werden. Jetzt bildet diese Hauptlinie des Kammes eine vollständig ausgebaute, zusammenhängende Wegstrecke, die von der Neuen schlesischen Baude, als dem westlichen Punkte des Riesengebirges, bis zur Schneekoppe und von da über die Grenzbauden bis nach Schmiedeberg reicht. Außerdem aber ist der Kamm mit einem vollständigen Netz von Nebenwegen überzogen, sodaß jeder wichtige Punkt seinen besonderen Zugang besitzt, wobei wiederum auf die besuchtesten Orte und Berge am Fuße des Kammes die weitgehendste Rücksicht genommen ist.

Die Vollkommenheit dieses Wegenetzes konnte nur dadurch erzielt werden, daß der Hauptvorstand die freundschaftlichsten Beziehungen zum Central-Ausschuß des österreichischen R.=G.=B., der seinen Sitz in Hohenelbe hat, unterhält und daß infolge dessen beide Hauptleitungen Hand in Hand miteinander arbeiten.

Auch auf den Kamm des Isergebirges und seine Zugänge erstreckte sich die Thätigkeit des Hauptvorstandes, dem eben als besonderes Gebiet für Wegebauten das Hochgebirge mit seinen Abhängen zugehört. Doch wäre dieser nicht im Stande gewesen, in verhältnismäßig kurzer Zeit die große Zahl guter Wege zu bauen, die jetzt wirklich vorhanden sind, wenn er nicht, namentlich in der ersten Zeit seiner Thätigkeit, durch die Reichsgräfl. Schaffgotisch'sche Verwaltung, deren Gebiet das gesamte preussische Riesengebirge von Schreiberhau bis zu den Grenzbauden und auch das Isergebirge angehören, in so entgegenkommender und wirksamer Weise unterstützt worden wäre. Diese hat nicht nur die Genehmigung zum Bau der Wege freundlichst gewährt, sondern auch einen Teil der Strecken selbst und auf eigene Kosten erbaut.

Doch die Wege allein genügen, namentlich für den Fremden, nicht, es gehört dazu eine genaue und durchgehende Bezeichnung derselben. Diese wurde erreicht durch ein vollständiges System von Wegweisern, das allmählich durch Steine ersetzt worden ist. Bald gelangte auch das Markierungssystem zur Anwendung. Letzteres besteht darin, daß weite Strecken, die an ihren beiderseitigen Anfängen namhaft gemacht sind, durch eine bestimmte Farbe oder Farbenverbindung, die an Bäumen, Steinen, Stangen, namentlich bei allen Wegtheilungen in breiten in die Augen fallenden Strichen angebracht ist, gekennzeichnet sind. So führt z. B. die Doppelfarbe Blau und Rot von der Josephinenhütte in Schreiberhau nach der Neuen schlesischen Baude, über den ganzen Kamm nach der Schneekoppe und über die Grenzbauden bis Schmiedeberg. Rot und Grün beginnt am Peßer, leitet nach Spindelmühl, weiter den Franz-Josephsweg nach Neuwelt und endet erst in Neustadt. Ein ein-

facher roter Streifen weist von Brückenberg quer über das Gebirge hinweg nach der Hampelbaude, Wiesenbaude, Hofbänden u. s. w. nach Hohenelbe. Auch zahlreiche andere Strecken sind in dieser Weise markiert.

Wie aus den angegebenen Beispielen ersichtlich ist, überschreiten diese Markierungen vielfach die Landesgrenzen. Es sind daher bei der Herstellung der deutsche und der österreichische N.-G.-B. in gleicher und zwar in einheitlicher Weise thätig gewesen. In den letzten Jahren hat sich den zwei genannten großen Vereinen auch noch der „Deutsche Gebirgsverein für das Teschen- und Isergebirge“, der seinen Sitz in Reichenberg hat, freundschaftlich angeschlossen und die Markierung von der preussischen Seite des Isergebirges auf die böhmische hinübergeführt. Ebenso ist unter gemeinsamer Mitwirkung durch das geographische Institut von Straube in Berlin eine Karte geschaffen worden, die sämtliche Wege des Gebiets mit ihren Farbenmarkierungen enthält, und das Verständnis für deren Bedeutung erleichtert.

Der Wegebau am Fuße der beiden Gebirge ist Sache der Ortsgruppen, von denen jeder einzelnen ein festbegrenztes Gebiet zugehört. Ebenso arbeiten die Ortsgruppen, welche die vom Gebirge entfernter liegenden Vorberge beherrschen. Ja auch die im flachen Lande sind bemüht, ihrer Thätigkeit den Stempel des Gebirgsvereins auszudrücken. Ruheplätze sind überall in großer Zahl geschaffen, nur auf dem Rammte selbst ist von der Errichtung solcher abgesehen worden. Zahlreiche Orientierungstafeln sind an den schönsten Aussichtspunkten angebracht.

Große Verdienste haben sich die Ortsgruppen durch die Herbeiführung amtlich bestätigter Taxen für Droschken und Führer erworben, sodaß der Tourist auch nach dieser Seite hin gesichert ist. Welchen ungemein günstigen Wechsel haben ferner die Wohnungsverhältnisse für Fremde in sämtlichen Ortschaften des Gebirges erfahren. Aus manchen der früher so einfachen Dörfer sind Villenkolonien geworden, überall sind wenigstens freundlich eingerichtete Häuschen mit anmutiger Umgebung entstanden, wo sich der Erholung suchende Fremde auch für längere Zeit wohl fühlen kann. Auskunftsstellen in allen Orten vermitteln auf bequeme Weise an Sommerfrischler die vorherige Mietung von Wohnungen, sind auch bereit, auf sonstige Anfragen jeden möglichen Bescheid zu geben. Ferner haben einzelne Ortsgruppen, teilweise unterstützt durch den Hauptvorstand, wesentliche Vergünstigungen für das auf der Eisenbahn reisende Publikum erzielt, und zwar nicht nur im Gebirge, sondern auch auf anderen Strecken, welche zu besuchten Ausflugsorten führen, oder durch die Herbeiführung günstiger Eisenbahnverbindungen, die Einlegung neuer Züge und dergleichen manche wichtige Neuerung erreicht.

Neben dieser vielgestaltigen, praktischen Arbeit im Verein ging von Anfang an eine rege geistige Thätigkeit, die als ihren wesentlichen Zweck die Erschließung des Riesens- und Isergebirges in geographischer, geschichtlicher, naturwissenschaftlicher Beziehung, ferner in bezug auf Sage, Sprache, Etymologie u. s. w. zum Gegenstande hatte. Die zahlreichen, in den meisten der Ortsgruppen gehaltenen Vorträge haben lediglich den Zweck, das geistige Interesse für das Vereinsgebiet zu heben. Demselben Zwecke dienen die in vielen Ortsgruppen veranstalteten Feste, geselligen Veranstaltungen, Theateraufführungen. Ja die Begeisterung schuf praktische Erzeugnisse

in den verschiedensten Formen, als: Lieder und Gedichte, Prologe, Singspiele, ja sie erhob sich bis zur vollendetsten Schöpfung der Muse, dem Theaterstück, sogar dem Drama. Die Anzahl der Bühnenspiele, die ihre Stoffe dem Riesengebirge entnehmen, ist schon nicht mehr ganz gering. Bedeutende Schriftsteller, als Gustav Freitag, Gerhard Hauptmann u. a. haben mehr als das früher geschehen ist, das Riesengebirge berücksichtigt. Ebenso ist in der Tageslitteratur in Wort und Bild das Riesengebirge verherrlicht worden, indem man auf seine besonderen Schönheiten hinwies und dadurch das Interesse dafür in die weitesten Kreise trug. Man kann jetzt bereits mit vollem Recht von einer Litteratur des Riesen- und Hsengebirges sprechen.

Daneben hat sich die moderne, darstellende Kunst mehr und mehr dieses Gebietes bemächtigt. Oftern dieses Jahres (1897) war in Hirschberg eine Ausstellung von Oelgemälden und Aquarellen veranstaltet, deren Motive sämtlich aus dem Riesengebirge und seinen Vorbergen entnommen waren. Die außerordentliche Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der ausgestellten Bilder, sowie ihre Ausführung war ein sprechendes Zeugnis dafür, daß sich auch unsere hervorragenden Künstler mit Vorliebe dem Heimatlande zuwenden und daß dieses in bezug auf landschaftliche Schönheiten in Deutschland eine hervorragende Stelle einnimmt.

Das geistige Band für alle Mitglieder des R.-G.-B. bildet das Vereinsorgan „Der Wanderer im Riesengebirge“. Dasselbe wurde bald nach Gründung des Vereins durch Theodor Donat ins Leben gerufen und enthält außer den Publikationen des Hauptvorstandes und den Vereinsnachrichten größere Abhandlungen, die das Vereinsgebiet in seinen mannigfaltigsten Verhältnissen und Beziehungen zum Gegenstande haben. Die bis jetzt abgeschlossenen sechs stattlichen Bände enthalten bereits ein Magazin über die wissenschaftliche und litterarische Erforschung unserer Gebirge. Der „Wanderer im Riesengebirge“ erscheint allmonatlich und wird an sämtliche Mitglieder des R.-G.-B. unentgeltlich verabfolgt.

Durch diese Gesamthätigkeit des R.-G.-B., die, man kann es wohl sagen, zumeist mit großer selbstloser Hingabe an die Sache, ja mit Begeisterung geübt wird, ist das Interesse für das Riesengebirge in den weitesten Kreisen, ja über Deutschland und Europa hinaus, geweckt und gestärkt worden. Infolge dessen hat der Besuch von Jahr zu Jahr zugenommen und jetzt eine ungeahnte Höhe erreicht. Die einfachen, bescheidenen Bauden waren natürlich bald zu klein, sie dehnten und verschönerten sich und suchten dem erhöhten Verkehr und den bedeutenderen Ansprüchen gerecht zu werden. Auch die Hampelbaude und die Schneeegrubenbaude, die ihre frühere Form am längsten bewahrten, haben diese endlich aufgeben müssen.

Der Fremdenzufluß ist aber auch noch in anderer Beziehung von der höchsten Bedeutung geworden. Immer mehr zieht sich das Erholung bedürftige Publikum zu längerem Aufenthalte hierher. Wer geistig abgearbeitet ist, dessen Nerven, Zunge oder Allgemeinbefinden der Kräftigung und Erfrischung bedürfen, der findet sie in der ozonreichen, erquickenden Luft des Riesen- und Hsengebirges. Hier lassen sich deshalb jährlich Tausende nieder, und treten sodann neu gestärkt und frischen Mutes in ihre alltäglichen Verhältnisse zurück. Dieser außerordentliche Begehr nach Sommerfrischen

hat, wie bereits erwähnt wurde, auf fast sämtliche Orte in unsern Gebirgen den günstigsten, in die Augen fallenden Einfluß ausgeübt.

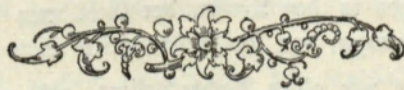
Doch der Fremdenverkehr beschränkt sich keineswegs nur auf die Sommerzeit. Auch im Winter übt das Riesengebirge mit seiner über alle Beschreibung großartigen und wunderbaren Schönheit entschiedene Anziehungskraft aus. Alljährlich nimmt die Zahl der Hörnerschlittenfahrer zu. Im letzten Winter betrug die Zahl der nach der schlesischen Seite abgefahrenen Hörnerschlitten ca. 3000, wovon auf die Hauptstrecke Peterbaude = Agnetendorf allein 1800 bis 1850 kamen. Und doch beschränkt sich dieser Sport nur auf die Zeit von Weihnachten bis spätestens Anfang März. Die Zahl der Sportschlittenfahrten vom Ramme ist eine ungleich größere. Dazu kommen die Schneeschuhläufer, die ebenfalls auf dem Hochgebirge das günstigste Terrain für ihre Übungen finden. Man sieht daraus, daß Rübezahls Reich auch im Winter recht belebt ist. Wem an einem glücklichen Tage die kristallene Pracht des Gebirges sich in ihrer ganzen Größe enthüllt hat, dem ist ein Bild ins Herz gedrungen, das sicher nie verlöscht.

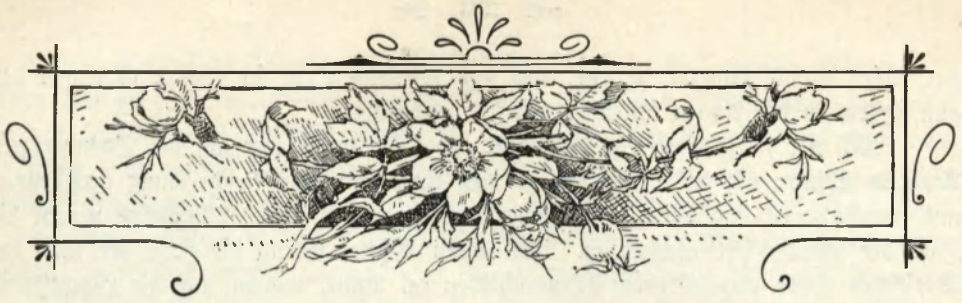
So ist der R.=G.=B. die lebenerweckende Kraft geworden, die die Berge und die Thäler unserer Heimat mit zahllosen Menschen erfüllt hat, die hier Freude und Erquickung für ihr Herz, Gesundheit und Frische für ihren Körper gefunden haben und noch finden.

O lieblich Thal, in dem die ganze Pracht
Und Schönheit der Natur sich offenbart:
Von guten Geistern sei Du stets bewacht,
Daß all Dein Reiz Dir ewig sei gewahrt.

R. Benedix.

P. Hoehne-Hirschberg.





Ein Denkmal altschlesischer Dialekt-Dichtung.



ft auch die schlesische Dialektliteratur erst später zu einer gewissen Blüte gelangt als manche andere, so gebührt doch dem schlesischen Dialekt der Vorzug, daß in ihm überhaupt die ersten größeren poetischen Versuche gemacht worden sind — daß gerade in dieser Mundart zum erstenmal der Dialekt im Gegensatz zum Schriftdeutsch zu künstlerischer Gestaltung kam. Es geschah dies durch Andreas Gryphius (Mitglied der zweiten schlesischen Dichterschule, geb. 1616 zu Glogau, gest. daselbst 1664) in seinem Lustspiel „Die geliebte Dornrose“. Dasselbe tritt in den Werken des Dichters nicht als selbständiges Drama auf, sondern ist in die Akte einer anderen dramatischen Dichtung, nämlich des Gesangspiels „Das verliebte Gespenst“, welches in den Kreisen der Gebildeten spielt, eingefügt, wie es zu jener Zeit bei Aufführungen von Volksschauspielen Sitte war.

An die „Dornrose“ vor allem dachte Lessing, als er schrieb: „Die schlesische Mundart ist deswegen einer kritischen Aufmerksamkeit vor allen anderen Mundarten würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichtungen bekommen haben.“

Wohl existiert noch eine ältere Probe schlesischen Dialekts; denn in einer schon 1607 von dem Löwenberger Arzt Dr. Tobias Kober herausgegebenen Tragödie, welche von den Thaten „des Rittermehigen Helden Christoffs von Zedlitz, Hardeckischen Fehndrichs, Anno 1529 im Herbst und Weinmonat bey wehrender Belägerung der Stad Wien“ handelt, tritt ein Fuhrmann Hans aus Schlesien im Dialekt redend auf. Doch ist das Lustspiel von Gryphius, welches Gustav Freitag als das beste vor Lessing bezeichnet, bedeutend wichtiger, einmal schon deshalb, weil es fast durchweg in schlesischer Mundart geschrieben und so also die älteste größere Probe des schlesischen

Dialekts und zugleich des mundartlichen Dramas*) ist, und zweitens wegen seines, im Vergleich zu den übrigen litterarischen Erzeugnissen jener Zeit, wirklich poetischen Wertes.

Die Urtheile über „Das verliebte Gespenst“ gehen weit auseinander; die Bedeutung der „Dornrose“ erkennen alle an. Wenn man die anderen, für unsere Zeit geschmacklosen, schwülstigen und bombastischen Dramen des Dichters liest, so berührt es ungemein wohlthuend, wenn man endlich zu diesem volkstümlichen, durch seine Wahrheit und Schlichtheit fesselnden Lustspiele kommt.

Der Stoff ist gut erfunden; die Charaktere sind wahr und lebensvoll; die Darstellung ist frisch und lebendig und das Ganze von gesundem Humor durchweht. Daß hier und da verschiedene Derbheiten, ja sogar Roheiten vorkommen, ist allerdings nicht zu leugnen. Doch wenn man andere litterarische Erscheinungen jener Periode entgegenhält; wenn man bedenkt, wie tief damals durch die Greuel des unheilvollen dreißigjährigen Krieges die deutsche Nation in Zucht und Sitte gesunken war, und Verkommenheit, Gemeinheit und Roheit im Uebermaß sich geltend machten, und daß es endlich auch in damaliger Zeit als Grundsatz galt, jede im Drama auftretende Person ihrem Charakter entsprechend reden zu lassen: so wird das Maß des berechtigten Tadel's auf ein Geringes zusammenschmelzen.

Das Lustspiel verdankt seine Entstehung einer äußeren Ursache. Es wurde zu Ehren der Braut des Herzogs Georg III. zu Liegnitz und Brieg, Elisabeth Maria Charlotte, Pfalzgräfin bei Rhein und Herzogin von Bayern, gedichtet und bei ihrem Einzug als Gemahlin des Herzogs in Glogau, am 10. Oktober 1660, aufgeführt. Gedruckt wurde es zum erstenmal 1661 zu Breslau, wie Professor Hermann Palm annimmt, der das Stück „mit einer die Sprache und den Charakter beider Stücke ausführlicher behandelnden Einleitung“ versehen, 1855 neu herausgab.**)

Im Jahre 1865 wurde das Stück in Breslau von neuem aufgeführt, worüber ein beigeheftetes Blatt in dem von mir aus der Breslauer Stadt-Bibliothek entliehenen Exemplar dieser Separat-Ausgabe folgende, jedenfalls von dem Herausgeber herrührende Anmerkung enthält: „Aufgeführt wurde die Dornrose wol zum erstenmale wieder seit Gryphius zeit am 22. Febr. 1865 von einer anzahl mitglieder

*) In neuerer Zeit machten Versuche mit dem mundartlichen Drama: Kößler, R. („Der Tag von Lundby“, dramatisches Bild), Heinzel, M. („Der Spinnabend“, ein Bauernspiel, und „Unter der Christanne“, Weihnachtssbild), Hauptmann, G. („Vor Sonnenaufgang“, „Der Biberpelz“, „Der Waber“, „Hannele“), Philo vom Walde („Die Dorfhexe“, schles. Bauernkomödie), Langer, G. („Das Mohorn oder die Injurienklage“, kom. dörf. Scene, ebenso „Beter Christian“ und „Der Barometereinkauf“), Bauch, Herm. („Is Monopol oder Kupp muß ma hoan“, humoristische Scene, „Wie der Schneider Pichtbloo aus Bitterschmale doch noch ohne seine Kalle uff Brassel zum Turnfeste reest“).

**) Andreas Gryphius. Das verliebte gespenst, gesangspiel, und die geliebte Dornrose, scherzspiel, mit einleitung herausgegeben von Hermann Palm, lehrer am gymnasion zu Maria Magdalena in Breslau. Trewendt und Granier. 1855. (Jakob Grimm schrieb dem Herausgeber hierüber einen Brief voller Anerkennung.)

des schles. historischen Vereins am stiftungsfeſte des letzteren vor einem gewählten publikum von herren und damen. Die befriedigung war eine allſeitige. Das ſtück machte nach auslaſſung und Umgeſtaltung der derbſten ſtellen einen höchſt wirſamen effect. Veranlaßt war die aufführung vom herausgeber, der ſelbſt als Mutter Salme figurirte. Lokal der ſaal in den räumen der vaterländiſchen geſellſchaft auf der börſe.“

Der Inhalt des Luſtſpiels iſt kurz folgender: Liſe Dornroſe, die Hauptperſon des Stückes, eine ſympathiſche Mädchenerſcheinung, wird geliebt von Greger Kornblume, einem gutmütigen, aber in der Gefahr beherzten Burſchen. Liſe iſt ihm geneigt, die Verbindung jedoch unmöglich, weil zwifchen dem Vater Dornroſens, Sockel Drejeck, und dem Vetter Gregers, Bartel Klokmann, welchen dieſer beerben ſoll und daher nicht gegen ſich aufbringen darf, arge Feindſchaft herrſcht. Maß Aſchenwedel, ein wiüſter Geſelle, iſt ebenfalls verliebt in Dornroſe, welche er, da ſie ihm abgeneigt iſt, durch Zauberei ſich zuwenden will. Da das von der alten Knypplerin und Heze, Frau Salome oder Salme, ihm angerathene Mittel nicht helfen will, ſucht er ſie durch Gewalt an ſich zu bringen und überfällt ſie in der Nähe eines Gebüſches; ihm wird aber von dem rechtzeitig zu Hilfe eilenden Kornblume gründlich heimgeleuchtet. Schließlich kommen alle Perſonen vor den Gutspächter „Wilhelm von hohen Sinnen“, vor dem ſich nun eine bewegte Scene abſpielt, bis er endlich alle kraft ſeines Amtes zu Paaren treibt und die Verbindung Liſe Dornroſens mit Greger Kornblume herbeiführt, ebenſo aber auch Maß Aſchenwedel zwingt, Frau Salome zu heiraten.

Zweihundertfünfunddreißig Jahre iſt das Drama alt, und doch heimeſt es den Leſer an, als ob es unſerer Zeit entſtamme. Sind auch die Rechtsverhältniſſe der damaligen Zeit von der jetzigen grundverſchieden, ſo ſind doch die Perſonen in ihrer Denk- und Handlungsweiſe dieſelben. Mit beſonderer Sorgfalt und Zartheit iſt Dornroſe gezeichnet. Unter den übrigen Perſonen ſind als am beſten gelungen zu bezeichnen Frau Salome und der Gutspächter oder „Arendator“ Wilhelm von hohen Sinnen, der in ſeiner Eigenart als Verdreher der Fremdwörter an den Onkel Bräſig des Friß Reuter erinnert. Unter der Reihe der humorvollen Epiſoden erſcheint als eine der wirkungsvollſten das Gezänk der beiden Bauern Sockel Drejeck und Bartel Klokmann im erſten Aufzug, und man vernimmt mit Bedauern, daß nach ueuerer Forſchung dieſe Scene bis auf unbedeutende Abänderungen dem Stück „Die Lewendalers“ des holländiſchen Dramatikers Joost van den Vondel († 1679) entnommen iſt. Im weiteren iſt das Drama eine ſelbſtändige Arbeit des Dichters.

Der Dialekt — dieſe Seite macht die Dichtung beſonders wertvoll und intereſſant — iſt mit Fleiß nach ſeiner damaligen Geſtalt wiedergegeben. „Gryphius ging mit ſorgfalt dabei zu werke, und wir haben keinen willkürlich und außs gerathewol hingeworfenen jargon vor uns, ſondern ein vortreffliches bild der echten bauernſprache nach Form und Inhalt“ (H. Palm, Einleitung S. 29). Es iſt dieſes der in ſeiner Heimat geſprochene, alſo der niederländiſche, ſpeciell der Glogauer Dialekt (Palm, Einleitung S. 29, und Röſſler, Vorwort zu „Schnecken“, S. 26).

Hierfür liefert ſeine Neigung zu den Diphthongen ei und au hinlänglich Beweis; ſo lieſt man geſtauhlen für geſtohlen, reinte für regnete, Knaicht für Knecht, Rauck für Rock, Schaulze für Schölze, train für tragen, ſaul für ſoll, Raittig für

Nettig, Waig für Weg, reicht für recht u. s. f. Doch ist die Eigenart der niederländischen Mundart keineswegs streng gewahrt. Ausdrücke, wie froin (fragen), Fro (Frau), gahn (geben), dervon (davon), gefahn (gesehen), hon (haben), gihn (gehen) deuten unzweifelhaft auf den oberländischen, den Gebirgs-Dialekt.

Trotz des hohen Alters weicht der Dialekt von dem heutigen nicht bedeutend ab; ja, er ist ihm in vielen Stücken fast gleich, wie folgende Sätze beweisen: „Ich welde garne, wenn sie welde. Ober wenn de Braut nich Lust hot, se wird sälden Hochzig.“ (1. Aufzug.) — „Ober saht, war kimmt do hargestulpert?“ (1. Aufzug.) — „Ich will a bisseln hie hunger da Boom traten unde hören, wasse draus werden wird.“ (1. Aufzug.) — „Die milcht mer de Kuh aus, wenn se uffen Acker gieht und frist die Milch.“ (1. Aufzug.) — „Sihst de nich, doß ich a Schwardt ha? Ich dersteche dich unde dan irsten, dar mir in Wäg kimmt, wu de nich 's Maul hältst.“ (2. Aufzug.)

Von fremden und, wie es scheint, verloren gegangenen Ausdrücken — Palm weist deren eine weit größere Zahl auf — seien hervorgehoben: Wu stahm? = Wie ist dem? Wie so? — Tümmerte = Gefängnis. — Nanne = Vater. — Kifeln = reifen — Lützel = Teufel, Geier. — Hollüppern (holhippeln) = schmähen, lästern. — Gehaien = verspotten. — Zusaginge = Zusage.

In der Schreibung der einzelnen Wörter zeigt sich Gryphius recht inkonsequent. So schreibt er z. B. für sagen: sayn, sain, soyn und join; für Haupt: Haut, Häytt und Heet; für Nachbar: Nootber, Nuckber und Noctber; für mein Lebtage: mey Lättige, Lättige, Labtige und Lättige; für Kopf: Kopp, Kupp und Kupf; für mein: mey, män und mei; für Bauer: Boure, Paur und Bauer.

Interessant sind die Vergleiche, Bilder u. s. w., die an verschiedenen Stellen Anwendung finden. Greger Kornblume spricht, um seine Liebe in rechtem Maße anzudeuten: „Ich bin su vertiffst uff Lise Durnrußen,“ in seiner Ratlosigkeit und Sorge: „Wenn ich en andern Kopp wüßte, ich schmiss die dan wider de nächste Moure, das de Schirbels runbe springen.“ Fockel sagt, als er mit Bartel Streit beginnen will: „Wir welln mit enander abschneiden.“ Zu Kornblume sagt er, als dieser um seine Tochter anhält und dabei vor großer Erregung blaß wird: „Wirst de doch rutt wie enne tudte Beeche.“ Frau Salome will Kornblume von Lise abratens, da sie ihm für seine Verhältnisse nichts nützen würde, und drückt dies sprichwörtlich so aus: „Se wer der su viel nütze, assem Fackel de Mütze.“ — „Stille mit der Fidel!“ herrscht Wilhelm von hohen Sinnen Bartel an, damit er beim Nichtspruch mit weiterer Einrede schweige.

Zum Schluß finde noch als Probe der in jener Zeit vielfach verbreiteten, unsinnigen Hexen- oder Zaubersprüche ein solcher Spruch der Frau Salome Wiedergabe:

„Ach Sax, fax, max, stracks unde backt,
Ge neugeleet Ge unde jung Vine Wachs,
Fünff Still vum Raittige, vom Lobfrosche dos Fall
Seen gutt, seen gutt widere Kalde unde sGrüne und sGall.“*)

Hermann Bauch.

*) Das Grüne und Gelbe, Bezeichnung für das Fieber.

Wie der Kaiser heeßt.

Hei, doas ihs ein Fingerstübla
Heut a gruße Tischkerlern
Und a lustig Tossakloppern
Und a biese Reseniern;
Denn beim Koffee sitzt die Sauern
Heute mit der Poat Gebauern.

„Woas hufst Du fern schiene Toffe!“
Sing de Sauern endlich oan;
„Woas hoot's do fer schiene Bluma
Und fer gruße Rischla droan!
Und ringsrim die breeta Streefa
Piega drim wie guld ne Reefa.“

„Aus der Stoadt brucht ich se miete
Zum Geburtstich fer menn Moan;
Sieh, 's ihs woas ganz Aportes;
Do stieht ooch der Moame droan!
Keene Toffe ihs mer lieber;
Willst derich oansahn, hufst se nieber.“

„Menner Seele! Franz Gebauer! —
Doch ihs doas nich wunderbar?
Denk, Dei Moan heeßt wie ei Ostreich
Drüba ju der Kaiser goar!“
„Wärsch doch eenzig, Muhme Sauer?
Heeßt der Kaiser ooch Gebauer?“

Wie ma Plie*) reigt.

Der Wenzel-Schmied war stork oam Holme,
Su woas benoamt wird ehelganz.
A schlug derbei 'n gude Klinge
Und zwang 'n Wons bis uf a Schwanz.

Nu wurd a zu ner Hurt geloada,
Zum Better Duktter ei de Stoadt.
Durt sulda urig Plie nu zeiga,
Weil's Seine su befählen thoat.

A sullde wing schnabliern und trinka
Und leise losa wie uf Zinn
Und mit a Damen freindlich plaudern
Und ooch manierlich sie bedinn.**)

Doch wie se kaum beim Koffee soaß,
Do war ihm schunt der Plie egoal,
Und a tunkte mit em Barge Rucha
De Toffe lar halt siebamool!

Do troat ihn Seine underm Tische —
Herrjeh, durchfuhr ihn do a Schreck!
Und flink noahm a de achte Toffe
Holb vul vom Maule wieder weg!

A sullde wing doch blusig trinka
Und och bedinn, dos ful ihm ei!
A schielt drim uf de seidne Ruppenn —
Die kunnde ganz gutt oadlig sein.

Dan dar wullda fenn Plie nu zeiga:
Flink rekt a'r seine Toffe hie
Und klatscht se freindlich uff a Rücka:
„Ich maag nich meh — wulln Sie?“

Hermann Bauch.

Carl von Holtei,

der Begründer der Schlesischen Dialektdichtung.

Gestorben am 12. Februar 1880.

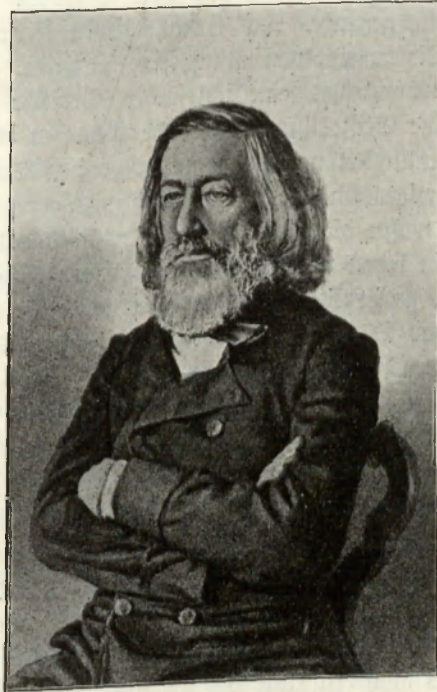
Mit Gryphius hatte die schlesische Dialektdichtung einen kräftigen Anlauf genommen; doch war die Wirkung nur eine vorübergehende. Gryphius starb 1664 also wenige Jahre nach Herausgabe seiner „Geliebten Dornrose“, und sein Beispiel in der

*) Bildung. **) bedienen.

mundartlichen Dichtung vermochte keine Nachfolger zu erwecken. Wohl hat nach ihm hin und wieder noch mancher schlesische Sänger seine bescheidene Stimme hören lassen; aber er sang und verstummte und ward vergessen, wie man auch Gryphius vergessen hatte.

Im Volke selbst war der Gesang allerdings nicht verstummt; dort sprudelte er als ureigener, nie versiegender Quell weiter. Wie wir ein hochdeutsches Volkslied haben, das einst mit wunderbarer Kraft aus verborgenen Tiefen hervorbrach und jetzt noch in tausendfachen herrlichen Blüten in den deutschen Landen Duft und Freude verbreitet und zu hundertfach verschiedener Gelegenheit klingt und singt in Feld und Wald, auf der Land- und Heerstraße, in stiller Einsamkeit und fröhlichem Beisammensein, bei ernster Arbeit und süßer Ruhe — von Volksfreude und Volksleid, von Meiden und Scheiden, von Vertrauen und Entsagen, von Treue und Untreue, von Abschied und Wiederkehr — bald neckisch und lustig, bald ernst und schwer-

mütig, bald fest und derb, bald zägend und zart — so haben wir auch ähnlich eine schlesische Volkspoesie.



Ernst Holtei:

Kann sich dieselbe auch nicht mit jener immergrünen und blühenden Volksdichtung an poetischem Gehalt, an Tiefe der Empfindung messen, so ist doch immerhin ihr Wert ein bedeutender, und es verdient diese große im Volke verbreitete Menge von Liedern, Gedichten und Scherzreimen volle Beachtung. Sie sind eine wesentliche Seite des schlesischen Volkslebens, und wo es nicht mehr so ist, wo dieser Born echter Volkspoesie versiegt ist, da ist auch die echte „Schläsing“ nicht mehr.

Doch trotz dieser inneren lebendigen Sangeslust des schlesischen Volkes blieb die Poesie desselben, eben weil sie ureigene Volkspoesie war, ohne künstmäßigen Ausbau, ohne künstlerische Ausmalung und Schilderung, nur im Volke. Daher fand sie auch keine Beachtung, sondern eher Verachtung, wozu die Voreingenommenheit und Abneigung in den Kreisen der sogenannten Gebildeten gegen den Dialekt im allgemeinen nicht wenig beitrug.

Erst die dichterische Kraft Holteis vermochte es, den schlesischen Dialekt aus seinem Dunkel hervorzuziehen.

So viele Produkte auch seine Muse hervorgebracht hat, so hat doch keines seiner Erzeugnisse mehr Anspruch auf bleibenden Wert, als gerade seine schlesischen Gesänge, in denen er so oft den echten, rechten Volkston zu treffen wußte. Die Zahl seiner

hochdeutschen Dichtungen ist eine große, und wohl geht ab und zu nach langem Zeitraum eines von seinen Lust- und Schauspielen noch einmal über die Bretter, z. B. „Vorbeerbaum und Bettelstab“; wohl wird „Christian Lammfell“, der als der beste seiner Romane gilt, oder ein anderer derselben von Litteraturfreunden gelesen: im übrigen sind aber die Holtei'schen hochdeutschen Dichtungen zum größten Teil schon jetzt vergessen.

Anderz seine mundartlichen Dichtungen! Die breite Masse des Volkes denkt bei dem Namen Holtei nur an seine schlesischen Gedichte. Diese sind heimisch geworden in allen Schichten des schlesischen Volkes und über Schlesien hinaus; sie haben den Namen Holteis erst populär gemacht. Das hat auch Holtei selbst empfunden. Während er über seine übrigen Dichtungen, namentlich seine Dramen, oft persönlich unbarmherzig abfällig urteilt, waren ihm seine schlesischen Gedichte immer lieb und wert, und es blieben diese seine Geisteskinder ihm liebe Genossen in seinen späten Tagen, als er sich von der Öffentlichkeit und ihrem geräuschvollen Treiben in die stille Zelle im Kloster der Barmherzigen Brüder in Breslau zurückgezogen hatte, um Ruhe zu finden. Und auch hier wußte die schlesische Muse noch einmal sich ihm freundlich zu nahen, und er schrieb ein letztes Gedicht für den Trewendt'schen Kalender.

Holtei gebührt das große Verdienst, wie schon angedeutet wurde, dem schlesischen Dialekt in der Poesie das Bürgerrecht erworben zu haben. Leicht ist es ihm nicht geworden; denn die Verachtung der „Bauernsprache“ war zu groß. Gleichgiltig, mit Achselzucken, ja mit Spott wurden daher seine in dieser Sprache geschriebenen Gedichte empfangen; selten ist ein litterarisches Erzeugnis so verächtlich aufgenommen worden als gerade dieses. Insbesondere gilt dies für die besseren Kreise der Gesellschaft. Außerte doch, wie Köppler erzählt, eine hochgestellte Persönlichkeit Schlesiens, als Holtei 1830 seine Gedichte in erster Auflage erscheinen ließ, obgleich Goethe dieselbe sehr beifällig beurteilt hatte, ungefähr folgendes: „Der Holtei ist ja ein ganz guter Kerl; seine kleinen Lustspiele sind ja auch recht nett; aber mit seinen schlesischen Gedichten hat er doch eigentlich uns Schlesier vor ganz Deutschland lächerlich gemacht.“ Daher ist es auch erklärlich, daß zwauzig Jahre vergingen, ehe Holtei an eine zweite Auflage denken konnte, und dabei schreibt er noch im Vorwort zu dieser Auflage 1850: „Der Verleger derselben, mein alter Freund, hat mir gütigst gestatten wollen, jetzt eine zweite Auflage zu veranstalten.“ Seit 1850 aber folgte rasch Auflage auf Auflage, so daß heut bereits die zwanzigste erschienen ist.

Die erste Anregung zur mundartlichen Dichtung erhielt Holtei durch Hebel, dessen „Allemannischen Gedichte“ auf ihn einen mächtigen Eindruck machten. Darum wendete er sich auch an erster Stelle in seinen Gedichten an ihn mit einem tief empfundenen Widmungsgeidicht „An a Hebel“, dessen Anfangsverse lauten:

„Dich Du selsamer Man hatt' ich im Sinne und Härke,
Weil ich Der wullte partu a Briefel wullt ich Der schreiben,
Und do wullt' ich Der schicken de ganzen schläschen Getichte;
Wullte sprechen zu Dir; a Häbel bist De gewäsen
Für die Kiederle hie! Denn nimmermeh hätt' ich gesungen
In dar schläschen Weise, hätt's nich alemansche Getichte.“

In Schlefien hing Holtei mit ganzem Herzen, und mochten ihn die Schickfale feines Lebens führen, wohin fie wollten, von Breslau nach Dresden, Prag, Wien, Hamburg, Berlin, Paris, Weimar, Darmstadt, Berlin, Wien, Berlin, Riga, Graz, Berlin, Graz, Hamburg, Bremen, Lübeck, Schwerin, Graz, Breslau — immer begleitete ihn auf seinen Irrfahrten die Sehnsucht nach der Heimat, nach den einschmeichelnden Lauten heimischer Sprache.

„Wahs frembde war, verfleugt vur Spreu im Winde,
Wahs heemlich blib, hältst De im Härze warm;
Du thust dermite wie mid annem Kinde,
Wie anne Mutter schleppst De's uff em Arm
Und singst em Deine eegnen Kindertreeme —
Zedweddes Piefel reimt sich uff Derheeme.“

„Ehb uf a Stirbs ich gihn thu, muhß ich heem.“

Holtei kennt seine engere Heimat, Land und Leute, Charaktere und Gebräuche ausgezeichnet; darum sind auch seine Gedichte — abgesehen von vielen Gelegenheitsgedichten — treue Spiegelbilder schlesischen Lebens. Die Sprache ist glatt und fließend, die Darstellung voll origineller, komischer Bilder. So gern er dem Humor die Zügel schießen läßt, so schlägt er doch auch oft einen ernsten und gemüthlichen Ton an; immer aber weiß er den Leser zu fesseln.

Welch köstlicher Humor liegt nicht in den Gedichten: „A Schöpfsehriftel“, „Sassafras und Sapparille“ und „Aune Brise?“ Wie viel hundertmal sind diese und andere Gedichte schon auswendig gelernt und zur Erheiterung vorgetragen worden, und wie oft noch werden sie vorgetragen werden!

Welch tiefe Empfindung dagegen spricht sich aus in dem Gedicht: „Sufte nisch, ack heem“, und wie innig sind darin Ernst und Humor verschmolzen; ebenso auch in: „'s Nasequetschel“. Wie ergreifend ist die Erzählung der Christbäumchen verkaufenden Witwe in: „'s Christbeemel“, und welche rührende Dankbarkeit und kindliche Naivetät zeigt der alte Kutscher in: „Mid allen Bieren“ u. s. w., u. s. w.

Eines der ältesten Gedichte ist: „De Summerkindel“, worin er einige von den uralten schlesischen Volksliedern einslicht, die am sogenannten Sommerpountag (Vätare) von den Kindern gesungen werden. Wie liebe Bekannte aus der Jugendzeit heimseln sie den Leser an; denn wer hätte nicht einst mitgesungen, wenn nicht im Schwarme der herumziehenden Jugend, so doch zum Vergnügen daheim:

„Rute Rufen, rute	Der Herr is schien, der Herr is schien,
Blühen uf em Stengel,	De Frau is wie ne Leiche.
Der Herr is schien, der Herr is schien,	Der Herr dār hot anne huche Mütze,
De Frau is wie a Engel.	A hoat se vull Tufaten sizen,
Kleene Fische, kleene	A wird sich wul bedenken,
Schwimmen uf em Leiche;	A wird mer wul was schenken?“

Auch für die Schilderung landschaftlicher Bilder weiß Holtei den Dialekt trefflich zu verwerten, wie z. B. in dem Gedicht: „Obernigt“, worin er, wie in noch einigen anderen Gedichten, den Hexameter anwendet, der ihm, trotz der anscheinenden Schwierigkeit, nicht übel gelungen ist.

Was die Form des Holtei'schen Dialekts anbetrifft, so muß zugestanden werden, daß derselbe vor dem kritischen Urteil eines Dialektkenners nicht standhalten kann. Holtei selbst sagt: „Ich habe nie Ausdrucksweise und Schreibart gewissermaßen selbst geschaffen.“ Ein Teil der Bewohner der Kleinstädte spricht wohl ungefähr so — darum nennt Köppler den Holtei'schen Dialekt nicht mit Unrecht „Städter-Gemeinschlesisch“ — doch genau so, wie Holtei schreibt, wird nirgends in Schlesien gesprochen. Dennoch aber muß zugegeben werden, daß er trotzdem das Gepräge des schlesischen Volkscharakters trägt und von jedem Schlesier verstanden wird.

Hermann Bauch.

Sassafras und Sassa-parille.

Gedicht von C. E. von Holtei.

De gnäd'ge Frau ruft zum Fenster naus:
 Wu is der Brassel'sche Bote?
 „Do drunden stihst a' am Gärtnerhaus'
 Und wurgt an se'm Frühstücksbrote“.
 He, h'r amal Spille, mei Hundel is krank,
 Gih fix ei de Stah't nei, Spille,
 Und feedre Dihch uf Deinem Gang;
 Hul' Sassafras und Sassa-parille.

Mei Spille gih't und schwadrenirt
 Im Gihn die dunner'schen Bohrte;
 Se gihn i'm vum Munde als wie geschmiert:
 Nu is a' am rechten Oh'rte;
 Nu ruft a' zum kleenen Fänsterle nein
 Mit grußem Praasch, der Spille:
 Herr Abdecker, wihl a' su gutt wul sein?
 „W' sassa', a' frassa', a' hatt' anne Prille!“

Der Herr Ap'theker, in guder Ruh,
 Wss just anne Butter'schnitte
 Und ooch a' Kannewürschtel derzu —
 (Seine Prille hott' a' immer mite),
 Dār hürt nich gutt, weil a' juste kaut,
 Und spricht: hä, wahs is sei Wille?
 Do schreit der Spille irschte recht laut:
 W' sassa', a' frassa', a' hatt' anne Prille!

Do redt der Ap'theker de rechte Faust
 Zum Fensterle naus: Du Achse!
 Und gibt i'm eene, daß's uch su saust
 Und spricht: Du Lümmel, nu muackse;
 Was schiert Dihch meine Prille, Du Biech?
 Do gih und verschluck' nu die Pille;
 Do gih, Du Käfel, im Gihn do sprich:
 W' sassa', a' frassa' a' hatt' anne Prille!

Mei Spille schüttelt wul' a' Kup'
 De Zähne thun i'm nich' süsse;
 W' sa't: die Medezin is gar grub;
 Derweilen rührt a' de Füße
 Und wie a' kümmt zur Herrschaft 'naus
 Do gih't a' in aller Stille
 Zum Hundekürbel, zerrt's Müpsel 'raus:
 „W' sassa', a' frassa', a' hatt' anne Prille!“

Und schlä't, als wär'sch anne Mandel Kurn
 Und schlä't, als söllt' a' se dräsch'en!
 De gnäd'ge Frau in vullem Zurn
 Ruft a' Zäger, a' sul 'en präsch'en!
 Der Zäger kallascht i'n, wie nich' gescheidt,
 ('s war wul sei Freund nich' der fülle!)
 Der Spille mit bluttiger Gusche schreit:
 „W' sassa', a' frassa', a' hatt' anne Prille!“

Und wie a' nu derheeme war,
 Do that sich die Sache äntscheiden:
 Zum Narren geh'a't ha'n s'in manches Jahr,
 Sei' Läbelang mußt a's derleiden;
 Wenn a' mit Seiner geurbert hat,
 Do sprach se: Du sei mer ack stille,
 Guste schick ich Dich glei' wieder nei ei de Stah't,
 Nach Sassafras und Sassa-parille.

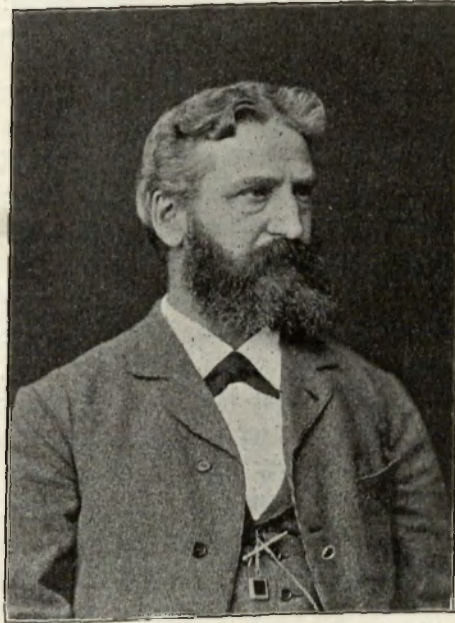
Robert Rößler.

Gest. am 20. Mai 1883.

Was Holtei begonnen, suchten talentvolle Jünger auf dem mühsam errungenen Felde weiterzuführen. Unter ihnen ragt besonders Robert Rößler hervor. Wie Holtei hing er mit ganzer Seele an seiner lieben, schönen Heimat und war ein warmer Freund des schlesischen Volkes.

„Und wärsch wu andersch ooch noch su schien,
'S koan doch nisch über de Schläsing giehn!“

Im Volke aufgewachsen, ausgestattet mit offenem Auge, vorzüglicher Beobachtungsgabe, reicher Phantasie, einem warm fühlenden empfänglichen Herzen und einem unverwüßlichen Humor, war Rößler zum schlesischen Volksdichter geschaffen wie selten einer, und so finden wir auch in seinen Werken wie in einem Spiegelbilde getreu die echte „Schlasing“ wieder. Geschickt weiß er die Stoffe aus dem Leben herauszugreifen. Überall ist er bekannt, in jedem



Dr. Rößler

auf dem Dorfe zu findenden Orte, vom Stalle und dem Gemeindehause bis zur Wohnung des Gutsherrn. Jede Thätigkeit weiß er zu beschreiben, weiß zu sagen, wann, wo und wie sie am besten verrichtet wird; allen Schattierungen der Bevölkerung hat er die ihnen eigene Denk- und Handlungsweise abgelauscht, von der ausgelassensten Lustigkeit bis zum erschütterndsten Schmerze.

Frühzeitig schon regte sich das dichterische Talent in dem jungen Rößler.

Fällt doch die Entstehung des prächtigen, humoristischen Gedichtes „Bibelverse“ in sein siebzehntes Lebensjahr. Rößler war damals Schüler des Breslauer Marien-Magdalenen-Gymnasiums. Überblickt man die Menge der Werke, die Rößler in kurzer Zeit neben seiner Berufsthätigkeit (als Rektor der Höheren Bürgerschule in Striegau und Direktor des Realgymnasiums in Sprottau) geschaffen hat, so muß man über seine Produktionskraft erstaunen. Innerhalb sechs Jahren erschienen: „Schnoken“ 1877, 1879; „Närrische Kerle“ 1878; „Schläsche Durfgeschichten“ 1879, 1880, 1881; „Durf- und Stoadtleute“ 1880; „Wie der Schnoabel gewarpen“ 1881; „Gemittliche Geschichten“ 1882; „Aus Krieg und Frieden“ in zweiter vermehrter Auflage 1882 (die erste Auflage war schon 1867 erschienen) und „Mein erster Patient“ 1883.

Dabei erfreute sich der Dichter keineswegs einer ungestörten Gesundheit, wozu seine übergroße Thätigkeit sicher nicht wenig beigetragen hat. „Leider kann ich nicht mehr so schaffen, wie ich wohl gern möchte, da der Körper und mehr noch der Geist dringend eine Pause nötig haben“, so schrieb der nun schon seit zwölf Jahren dahingeschiedene Dichter am 1. Januar 1882 an den Verfasser dieser Zeilen, und doch konnte und mochte er nicht ruhen. Immer wieder drängte es ihm die Feder in die Hand; neue Gestalten und Bilder schwebten ihm vor — er mußte dichten.

„Redt, wie-t-ir wullt; ich koan's nich luffen;
Ich treib's und wärsch mei Unglück wärsch.
Verzeiht's de Welt nich, Gott verzeiht mirsch:
Nach nämlich gern an — schlä'schen Versch.“

Ist es Holteis unbestreitbares und wohl auch unbestrittenes Verdienst, die schlesische Dialektpoesie eingeführt zu haben, so ist es Rößlers nicht zu bestreitendes Verdienst, die Dichtung in schlesischer Prosa, wenn auch nicht als Erster eingeführt — den Anfang machte Friedrich Zeh, Waisenhauslehrer in Wüstenaltersdorf — so doch fest begründet zu haben, und zwar gegen den Wunsch Holteis. Dieser war, obgleich Dialektdichter mit ganzem Herzen, doch ein Gegner der schlesischen Prosa. Die schlesische Mundart war ihm lieb, sehr lieb; er benützte sie sogar — besonders in seinen letzten Lebensjahren — gern als Umgangssprache; mit dem Gedanken jedoch, sie geschrieben zu sehen, wollte er sich nicht befremden, obgleich Fritz Reuter durch seine unübertroffenen Erzählungen längst den Beweis geliefert hatte, daß die Mundart sich für die Prosadichtung sogar ausgezeichnet eigne.

Rößlers Haupterfolge liegen mehr auf dem Gebiete der schlesischen Prosa als der Poesie; doch sind auch seine Gedichte so trefflich gelungen, daß ihnen in unserer heimischen Dialektliteratur einer der vordersten Plätze gebührt. Sie sind reich an poetischen Schönheiten, volkstümlich und doch künstlerisch gestaltet. Bald heiter und frisch, bald ernst und wehmütig, versetzen sie uns in die verschiedensten Stimmungen; das heitere Element freilich hat den Vorzug. Dabei ist die Form der Darstellung meist geschmeidig, die Sprache fließend, so daß sie mit Recht neben die Gedichte Holteis gestellt werden dürfen. Unter der großen Menge seiner Gedichte verdienen als besonders gelungen hervorgehoben zu werden: „Der heel'ge Obend“, „Der Ruß-boomkrause“, „De Laderweßka“, „Daß immer hübsch deutsch“, „Die Leiden der Armut“, „Ufm Rückmorsch“, „Der resolute Schulze“ u. a. m. Zwei der weitaus besten Gedichte, die gewiß auf jeden Leser einen tiefen Eindruck machen werden, sind: „Kumm ock, kumm“ und „'S lekze Quottier“. Proben führe ich nicht an; man muß das Ganze lesen, wenn die Gefühle wach werden sollen, die der Dichter in uns wecken wollte.

Wenn aber der ausgelassene Humorist auch solche Töne anschlägt, dann muß man ihm zugestehen, daß seine Begabung keine einseitige, daß er ein echter Dichter ist.

Wohl hat Rößler seinen Ruf durch humoristische Schriften begründet; denn wie „Martinsgans“ und „Da Samuelwuche“ mit ihrem drolligen, urkomischen Humor ihren Rundgang durch unsere Heimat machten, da wurde auch der Name Rößler

populär, und wer kennt nicht seine „Närrschen Kerle“ und „Gemittlichen Geschichten“, in welch' letzteren allerdings der übermütige, sich überschlagende Humor schon in ruhigere Bahnen eingelenkt ist. Doch dürfte seinen spezifisch humoristischen Schriften, obwohl er damit einen so großen Erfolg errang, nicht der erste Preis zuzuerkennen sein. Höher als diese möchten wir vielmehr die mehr ernstern Dichtungen stellen, vor allem die „Schläschen Durfgeschichten“, in denen er mit Liebe und Sorgfalt Charaktere zeichnet, und in denen das reine, echte, tiefe schlesische Gemüt zum Lebendigen Ausdruck kommt.

Hierin zeigte Rößler, daß er mitten im Volke stand, aus dem er seine Gestalten entnahm. Die etwas starkköpfige, „kuraschierte“, treu liebende „Milinka“ in „Der Feind im Hause“, die ebenso treue, sanfte „Leene“ in „Freipauersch Tochter“, die liebliche „Dore“ in der gleichnamigen Erzählung, der scharf und markig gezeichnete, harttherzige „Lorenz“ in „Aus där Sache wird nischt“ — sie alle sind trefflich gezeichnete Gestalten, Lebensstreu und Lebensvoll.

Mit ähnlichen Vorzügen sind auch die prächtigen Idylle ausgezeichnet, wie beispielsweise „'s Christkind“. Da ist Leben und Empfindung und getreue Schilderung schlesischen Familienlebens. Bis ins kleinste ist die Zeichnung durchgeführt und interessant. Es ist ein schönes Stück Heimat, das uns der Dichter malt, und je länger man den Beschauer spielt, desto getreuer tritt auch das Ganze entgegen; man empfindet mit und fühlt sich im Geiste unter die fröhliche Menge versetzt.

Wiel zu früh ist der Dichter heimgegangen. Gewiß hätte seine Muse uns noch mit mancher frohen Gabe beschenkt, hätte der Tod ihm nicht (im Alter von nur 45 Jahren) ein so jähes Ende bereitet und ihn mitten von der Bahn gerissen. Was er aber geschrieben, das sichert ihm in seiner geliebten, schönen „Schläsing“ ein ehrenvolles Andenken für immer.

„Suche jeder sich a Plägel,
Draus kee Reider ihn vertreibt.“

Das tiefe Bedauern, die große Teilnahme bei dem plötzlichen Hinscheiden des verehrten schlesischen Sängers zeigte deutlich, daß er dieses sein Wort wahr gemacht, daß er sich ein Plätschen gesucht und erworben habe, aus dem kein Reider ihn vertreiben wird: ein Plätschen in den Herzen seiner schlesischen Landsleute.

Und so wollen wir denn, uns zum Sporn, schließen mit dem lieblichen, den Grundzug des Rößler'schen Wesens widerspiegelnden Motto, das er seinen „Gemittlichen Geschichten“ voransetzt:

„Und weil ber, daß ber Schläsinger sein,
Da wull ber och ollerwägen
De schlä'sche Treu und Gemittlichkeet
Mitsommen hägen und flägen;
Iß der weiten Welt is se nernt su bekannt,
Wie bei uns im gemittlichen Schläslerland.“

Hermann Bauch.

Kumm och, kumm!

Wie mei Sälger noch im Låben,
's woar im a verlornen Tag,
Wenn a mihch nich ei der Wirtschoft
Ihm sich rüm hantieren sag.

Überoal, im Feld, derheeme,
Ohne mich kee Glück, kee Stern;
Kunnd a mich nich sahn mit Dogen,
Hurt a doch de Stimme gern.

Loag ich krank im Bett dernieder,
Olles ging im schief und krumm,
Boat, wenn's heilig besser wurde:
„Meestern“ boat a, „kumm och, kumm!“

„Meestern, kumm och, liebe Meestern!“
Dch wie uft hoa ich's gehurt
Und ich hör'sch und hör'sch noch immer,
Seit a tut ihs, seit a furt.

Seit ich a verluffen Weib hien,
Seit ich alt, gebeugt und krumm,
Immer lauter hör ich's ruffen:
„Meestern, liebste Meestern, kumm!“

Jeden Sunntig gieh ich traurig
Uf a Kirchhof zu sem Groab,
Und wenn ich mich soat geslennt hoa,
Bank ich langsam hem am Stoab.

's ihs zahn Soahr schunt, daß ich wandre,
Überoale ruft a: „Kumm“!
Noch ne Weile, Moan; ich kumme,
Ruhe bei Dir still und stumm.“

Asu schleppt die ale Mutter
Sich noch heut zum Kirchhof hien;
's ihs der irschte Frühlingsunntig,
Draußen wird de Soote grün.

Nieder knieet se, bat't und härm't sich:
„Meestern“, hört se, „kumm doch, kumm“,
Und se nickt: „Sch kumm, ich kumme“,
Und dernoachert is se — stumm.

Frish vom Berge koam der Windstuß —
Woahrt euch vur der Frühlingsluft!
Denn der Frühling und der Meester,
Hoan de Meestern abgeruft. —

Röf'ler.

Der Rußboom-Krause.

Ei inssem Durse im lekten Hause,
Do wohnt' a Moan und dār hieß Krause;
Asu genennt in Kleen und Gruß,
Ollengen hieß a „der Krause“ bluß.
Bei Vürnähm woar a, wie bei Geringe,
Halt „der Herr Krause“. Gutt dam Dinge! —

Bestand hoat oder nisch't uf Erden;
Dahie sullt's och noch andersch werden.
Denn's Schicksaal salber mengte sich nei:
's zug noch ee Krause eis Dörfel rei. —
Nu hieß natierlich jeder vo beeden
„Herr Krause“. Wie sullt ma se onderscheeden?

Ei inssem Durse oder die Lente
Sein nich vo gestern und nich vo heute,
Vo Tulp'e sein die sicher nich,
Die schofften Noat und holfen sich.
's stand justement vor Krauses Hause,
(Vurm Hause nämlich vom irschten Krause),
A rechter hübscher Rußboom stand.

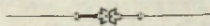
Der Unterschied loag uf der Hand!
 Se hießen da Krause (erscht vur Spoß
 Dervoachert woar'sch schunt nich meh doas,
 Denn's wurde ernst just aus der Krause),
 Se hießen in halt a „Nußboom-Krause“,
 Und weit und breet im ganzen Land
 Board a als „Nußboom-Krause“ bekannt. —

Der zweete Krause woar a Koosmann,
 Und doas wißt ir ju: „A Koosmann a Koosmann.“
 's ihs schlimm, wenn der Mensch kee Glücke hoat, —
 Dår schluß de Bude, wurde pankroat
 Und hoat sich ei 'ner finstern Nacht
 Ainol stockstille furtgemacht;
 Nischt ließ a wie Schulden zuricke. —

Dam irschten Krause schien's a Glücke;
 A grämte sich zwar über sen Noamen,
 Sugoar die Kinder, biede koamen
 Zum Summersunntige schriegen im Hause:
 „Grüß Euch Goot, Herr Nußboomkrause.“
 Doch hufft a nu uf olle Mord,
 Doß ha, weil der andre Krause furt,
 Da verdomnten Epithnom' würde verlieren.
 Und weil a'n länger nich wullde hieren,
 Do hoat a da Boom (a woar im tractt),
 Ei enner Nacht glottweg gehackt.
 Schlaun ducht' a, ihs erscht vurm Hause reen der Glect,
 Bleibt wull der Nußboom och vurm Krause weg.

Duorgspitzen! Ei insam Durse die Leute
 Sein eemol nich vo gestern und heute.
 Die ließen sich nich necken und norrn,
 Und fiffig wie sie ebenst wern,
 Do hießen se da crimen Moan
 (Woas sohl ich euch noch wetter soan),
 Weil a obgehackta Boom vurm Hause,
 A obgehackten Nußboomkrause;
 Und's Weib (nu denkt euch kluß die Krausen!)
 Die hieß de obgehackte Nußboomkrausen.
 Die Söhne und de Töchter gaar nicht minder;
 De obgehackten Nußboomkrausenkinder.
 Nu blieb's bei Würnahm und Geringe,
 Und damiet lasta. — Gutt dam Dinge! —

Rößler.



Heinrich Tschampel.

Gestorben im September 1849.

Nächst Holtei und Rößler verdient unter den abgeschiedenen schlesischen Dichtern Heinrich Tschampel hervorgehoben zu werden. Ist er auch kein hervorragender Dichter, so gebührt ihm doch unter den Dichtern seiner engeren Heimat Schlesien immerhin eine achtungswerte Stellung.

Man kann ihn den ältesten Schüler Holteis nennen; denn er ist der Erste, welcher nach Holtei mit mundartlichen Dichtungen in die Öffentlichkeit trat, und er sagt selbst, daß er vor allem durch Holteis Gedichte angeregt worden ist, sich auch in der mundartlichen Dichtung zu versuchen. Er schreibt: „Als ich einige von Hebel's allemannischen Gedichten und Karl von Holteis Gedichte in schlesischer Sprache zu lesen bekam, stellte ich mir die Frage, ob sich denn unser Gebirgsdialekt nicht auch, und vielleicht vorzüglich, zur poetischen Bearbeitung eigne. Ich machte Versuche, und diese fanden mehrseitigen Beifall, was mich zu neuen Bestrebungen anregte. So sind die einzelnen Blüten zum Sträußchen geworden, das ich, von vielen Seiten, selbst von hochgestellten Männern dazu aufgefordert, meinen lieben Landsleuten als anspruchslose Gabe vorzulegen wage.“

Dies geschah im Jahre 1843. Gern hätte er, wie er im Vorworte seinen Lesern versprochen, noch ein zweites Bändchen Gedichte der Öffentlichkeit übergeben; doch der Tod verhinderte ihn daran. Dafür hat sich aber die erste Sammlung weit und breit in ganz Schlesien zahlreiche und treue Freunde erworben, und heute noch erfreuen sich die Gedichte des nun schon seit 46 Jahren heimgegangenen, lebenswürdigen und anspruchslosen Poeten der alten Beliebtheit, so daß die Verlags-handlung (L. Heege, Schweidnitz) 1887 die fünfte Auflage veranstalten konnte, welche von Max Heinzel mit einem ansprechenden Widmungsge-dicht bedacht worden ist.

„Drüm wird Dei hübsches, Kleenes Büchel
Zum fünftenmol ig' u'gelät,
Seit Dich der Ind mit senner Sichel,
Als wie a'n Holm derniedergemäht.
Wie Dich de Schläfsing ästemiert
Und übersch Groab naus stille veriehrt,
Doas is's, woas mich vu Härzen frät.“

Tschampel beherrscht den Dialekt meisterhaft, und das ist bei ihm, einem geborenen Oberschlesier, um so mehr anzuerkennen. Er lernte, als er von Oberschlesien als Lehrer nach Quosdorf versetzt wurde, speziell den Dialekt (Gebirgsdialekt) um Freiburg kennen. Er hat denselben nicht verallgemeinert und sich zurechtgestutzt, wie Holtei es mit seinem Dialekt gethan, sondern er bringt ihn so zum schriftlichen Ausdruck, wie er ihn aus dem Munde des Volkes vernommen, und wenn er auch hie und da sich einige Variationen gestattet, so ist doch im wesentlichen jener lokale Dialekt überall vom Dichter streng durchgeführt. Ihn hatte darum auch Holtei sicher an erster Stelle im Auge, als er schrieb: „Wohl weiß ich, daß sich in verschiedenen

anderen Gedichten ähnlicher Gattung, die sich seit dem ersten Erscheinen der meiningen einsanden, eine entschiedenere Schreibart darthut, als bei mir."

Holtei war darin gar sehr nachsichtig. Spricht er doch: „Und sollte nicht auch bisweilen dem Reime zu gefallen eine Änderung gestattet sein, wenn sie nur nicht unwahr klingt!“ Wo aber hört die Grenze des Wahren auf und fängt die des Unwahren an? Der Charakter des echt Schlesiſchen kommt jedenfalls dabei immer in Gefahr. —

Tſchampel liebt den mehr ernſten und ruhig einherſchreitenden Rhythmus; um ſo mehr überrascht er, wenn er auch einen leichteren, beweglicheren Ton anſchlägt, z. B. im „Ei der Fremde.“

„Wenn de Starnla blinka,
Wenn der Mond thutt winka,
Ward mer wuhl und wieh.
Thu zur Farna blicka,
Hamfalln Grüſſe ſchicka
Zu der Liebſta hie.“

Ebenſo in „De Karms“.

„De Karms ihs gekumma,
De Arnt' ihs verbei;
Der Poß thutt ſchunt brumma,
De Geiße ſtimmt ei.

Klanetta, Trumpeta —
De Muſſik ihs ganz,
De Hörner, de Flöta,
Se ſpielen zum Tanz.“

Um Stoffe iſt der Dichter nicht verlegen; ſie fließen ihm aus dem täglichen Leben in reichlichem Maße zu, und wiederholt wird das eine ergriffene Thema zum Anfangsliede einer Reihe nachfolgender Stoffe. Aber gerade dadurch ſchafft er ſich oft recht ſpröde und ſchwere Aufgaben. Hat er beſpielsweiſe den Sonntag beſungen, ſo läßt es ihn nicht ruhen, bis auch der Montag und Dienstag und die folgenden Tage der Woche Gegenſtand eines Gedichtes geworden ſind. Zweifellos ſind doch aber nicht alle Tage gleich geeignet zur poetiſchen Behandlung. Iſt ihm ein Gedicht über den Frühling gelungen, ſo müſſen auch Sommer, Herbst und Winter beſungen werden. Hat der Schmied ſein Lied erhalten, dann darf auch der Schuhmacher, Schneider und Müller nicht fehlen. Daß unter dieſen Umſtänden die einzelnen Poeme nicht gleichwertig ſein können, iſt leicht einzusehen; neben wirklich Gutem finden wir auch manches weniger Gelungene.

Kürze und Knappheit der Darſtellung iſt dem Dichter im allgemeinen nicht eigen; doch ſind auch hiervon Proben vorhanden, z. B. „Der Trache“, „Wenn ich a König wär“, „Gons, wu biſt du denn?“, „Da derſchrickt ma“ und „Der Harig“. Er liebt mehr die breitere, gemüthvolle, behagliche Darſtellung, und wenn er ſchließlich auch manchmal zu breit wird, ſo folgt man ihm doch gern, da man durch die Naturwahrheit des Gebotenen dafür entſchädigt wird.

Dieſe packende Wahrheit, dieſe treue Schilderung der Wirklichkeit erhält in verſchiedenen Gedichten noch einen beſonderen Wert durch eine angefügte Nutzanwendung, die dabei niemals derart erſcheint, als werde ſie dem Leſer aufgedrängt.

Als in dieser Richtung besonders wirksam erscheint das Gedicht „De Braantwein-flosche“, worin der Dichter in humoristischer Weise einen Trinker seine „liebe Braantwein-flosche“ besingen läßt, das er aber plötzlich mit dem mahnenden Rehrbilde schließt:

„Halt Freind, doas Lied ihs no ne aus. —
 Du hufst de denn dei schienes Haus,
 Woas dir dei Woater schuldenfrei
 Verlohn, und Wieß' und Feld derbei?

Dies Glaschla hoot Dich drim gebrucht!
 Gelt, su woas häst de ne geducht?
 Guck nei eis Glaschla, schllickersch aus,
 Viellechte kimmt dei Hoisla raus!

Alleen' dir warn de Muga noß. —
 Doas ihs an teure Braantwein-flosche doas!
 Drim schließt doas Lied oam besta su:
 „Du gor'scht'ge Braantwein-flosche du!“ —

Ebenso der Wirklichkeit entsprechend und sicher nach lebenden Mustern gezeichnet, sind „Dar biese Moan“ und „Dar gude Moan“. Eine treffliche Satire, die dem Dichter sonst fremd ist, enthält das Gedicht „A ahles Recht“, und zwar auf den „Hofedienst“.

In „Abschied und Wiedersehn“ versucht er sich auch im Berliner Dialekt und nicht ohne Erfolg. Im schönsten Schlesisch nimmt der zum Militär einberufene „Korle“ von seiner „Onne-Lise“ Abschied; doch beim Wiedersehen ist keine Spur mehr davon zu merken. Wenn er der ihm in derselben treuherzigen Weise begegnenden „Onne-Lise“ gegenüber plötzlich herausplagt:

„Guten Dach, mein schönes Kind!
 Muß man sehen, was du machest,
 Ob du weinst, ob du lachest,
 Ob ich dir auch dreu noch find'.
 Mädchen, gibb mich doch en Schmaß!
 Bin dich immer dreu geliebt,
 So wie ich dich oft jeschrieken.
 Bist man du auch noch mein Schatz?“

u. s. w., so muß der Kontrast ungemein komisch wirken.

In vielen Gedichten führt der Humor die Herrschaft, oft mit solcher Macht, und dabei doch harmlos, daß auch der grämlichste Hypochonder sich seiner Wirkung nicht wird verschließen können. Wir nennen, um nur einige aus der großen Menge herauszuheben: „De verparlte Hutz“, „Der Kühjunge“, „Hons, wu bist de denn?“, „Der Traum“, „A schie Gethu“, „Dar beste Freind“, „Dar zielt“. „Der meckrige Obstmoan“ u. a.

Tschampel war in seinem Leben nicht auf Rosen gebettet. „Die Liebe zur Poesie“, schreibt er, „blieb mir auch im Jünglings- und Mannesalter, obgleich mein Leben sich oft sehr prosaisch gestaltete.“ Doch er besaß jenen Talisman, der in allen Sorgen und Fährnissen des Lebens Mut und Kraft gewährt — das feste Gottvertrauen.

„Und wenn uns au ne groade immer
 Is Frühjoahr mit sen'r Freeda lacht,
 Und Sunnaschein und Blumaschimmer
 Vergiebt in kahler Winternacht;
 Su labt halt doch dar liebe Goot,
 Dar olles koan und olles hoot.“

Er trägt sein Los mit Ergebung und setzt seine letzte Hoffnung auf jenen Tag,
 an dem Zeit und Ewigkeit sich scheiden.

„Bien ich amol zum Tude reif,
 Und war'n de ahla Knucha steif,
 Do kumm ich au, wie ihe du,
 Noech Arbt und Müß' zur stilla Ruh.
 Und wenn ich ausgeschluffa hoa,
 Giebt mer a noier Morga oa,
 Bei Frühlingespracht und Sunnaschein.
 Doas muhß a schiener Morga seir!“

Hermann Bach.

Honns, wu bist de denn?

Gedicht von H. Eschampel.

„Wu miega est die Knechte wieder stecka?
 Ich hoa se ju schon lange ne gesehn.
 Die möcht' ma immer zu der Arbeit wecka,
 Und Luhn koan inferees genug ne gahn.“
 Su ducht' a moal a Pauer bei sich selber
 Und ruffte: „Honns, du, Honns, wu bist de denn?“ —
 Honns goab zur Antwort: „„Ich bien uf'm Boden.““
 Doas argert nu a Pauer ganz verflischt,
 Drim schreit er recht mit storkem, vulem Oden:
 „Weas machst de denn?“ — „„Ich mache groade nisch!““
 Ne, denkt der Pauer, doas ihs doch zum Flucha
 Und recht mit Fleiß zum Arzarn eigericht.
 „Wu ihs denn Gootfried?“ — „„Dar ihs miete huba!““
 „S, nu, ihr Tausendsapperloter, ihr! —
 Woas macht denn eegentlich au dar no duka?“
 „„War, Gootfried?““ — „Ja!“ — „„A hilfst a Brinkel mir!““ —
 „Nu, wenn err fartig seid, do kummt est runder!
 Ich war euch hunda ander' Arbeit gahn.“ —

Karl Ehrenfried Bertermann.

Gestorben im Januar 1860.

Umland singt:

„Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land.“

Nun, in Schlesien scheint dieser Same besonders dicht gesät zu sein. Denn gerade den Schlesiern rühmt man nach, daß sie eine der sangeslustigsten und der sangesfähigsten Völkerschaften seien, und in der That ist die Zahl der Dichter, und zwar der namhaften Dichter, die dem schlesischen Volke entsprossen sind, eine recht stattliche. Man denke nur an Opiz, Logau, Gryphius, Günther, Eichendorff, Freitag, Holtei, Gottschall, Kopisch, Moriz von Strachwitz, Georg von Doherr u. a. Robert Bruch hat darum wohl nicht unrecht, wenn er sagt: „Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß die Schlesier das gesangreichste Volk in Deutschland sind; auch die Schwaben nicht ausgenommen. Nirgends anders gehören Vers und Reim so sehr gleichsam zum täglichen Brote, nirgends anders ist die Zahl der Naturdichter so groß als hier.“ („Deutsche Litteratur der Gegenwart“, Leipzig 1860.)

Einen solchen Naturdichter haben wir in Bertermann vor uns, „weiland Schneider und Inwohner zu Fischbach.“ „Er gehört zu jenen Individuen, die von der Natur mit einem gewissen Talent zu poetischer Darstellung begabt sind, ohne so glücklich zu sein, dasselbe den Anforderungen der Zeit und der Kunst gemäß ausbilden zu können.“ Früh verwaisst, in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, konnte er sich glücklich schätzen, daß ihm, nachdem er die Schule zu Fischbach verlassen hatte, Gelegenheit geboten wurde, die Schneiderprofession zu erlernen, welche er in seinem Geburtsorte bis zu seinem Tode betrieb, der ihn in dem frühen Alter von 30 Jahren abrief.

In sein kleines Arbeitsstübchen verirrten sich nur wenige Strahlen des Glückes; desto heimischer waren Not und Sorge bei ihm. Wohl besaß er die glückliche Gabe, was ihn bedrückte, in seinen Gedichten von Herz und Gemüt hinwegzuführen —

„. . . . die Sorgen nur zerstreuen
Sollt ihr, wenn mir einmal bang' —“

doch der Erfolg konnte eben nur ein trügerischer sein; denn nur zu bald trat die Wirklichkeit wieder mit rauher Hand an ihn heran. Der knurrende Magen läßt sich mit Jamben und Trochäen nun einmal nicht beruhigen.

Ab und zu streift er in einigen Versen seine Armut, wie in dem Gedicht von der neuerfundenen wunderbaren „Drehbank“, worin er nach der Behauptung, daß man mit ihr sogar zwei Zungen drehen kann, reflektierend anschließt:

„Heutzutage dankt ma Goot,
Doß ma blüßig eene hoot —
Ma versütttert se kaum nimme.“

Niemals aber murt und hadert er. Zufrieden mit dem wenigen, das ihm beschieden, fühlt er sich wohl in eng gezogener Grenze und blickt neidlos auf das Glück anderer. Von einem Kopfhänger ist auch nicht ein Fäserchen an ihm. Der Grundzug seines Wesens ist der Humor. Immer und immer wieder kommt er in seinen Gedichten zum Ausdruck. Unter den vielen heiteren Gedichten verdienen besonders hervorgehoben zu werden: „Wißverstand“, „Wie ma a Weib besänft'ga soan“, „Dar muß a Theologe warn“, „Der willige Gänther“, „Ferr su woas hilft ke Ritterschwerdt“, „Wie moncher Anecht sich's Herrn oanimmt“, „De rührende Geschichte“ u. a.

Der Dichter kennt das Volk seiner Heimat, sein Fühlen und Denken, Brauch und Sitte, Einrichtungen und Gewohnheiten desselben, ganz genau. Das beweisen die mannigfaltigen Repräsentanten, die er uns vorführt. Wir lernen manchen schalkigen und witzigen Dörfler kennen, aber auch manches „biemische Plie“, manchen „guten Tümmlich“, auf dem man „Holz hacken kann“, und wieder manchen Unverträglichen und Unzufriedenen: „Wie gibt es doch uff dieser Welt su moncha egasimscha Knot.“ Alle aber sind nach der Wirklichkeit gezeichnet, nach Mustern, die er mitten aus dem ihn umgebenden und bewegenden Leben und Treiben herausgriff. Und wie die Gestalten, so sind auch die Handlungen und Vorgänge in seinen Dichtungen nicht willkürliche Phantasieprodukte, sondern von ihm selbst Gesehenes und Erlebtes. So giebt er in dem Gedicht „Meine Rekrutazeit“ aus der Erinnerung eine naturgetreue Schilderung des Rekrutenlebens bis ins kleinste, zwar etwas lang — „Nu war ich mit dam Teele schliffa; ich krieg's Derzählen und ihr 's Zuhörn soat“ — doch so unverkennbar wahr und in seinem harmlosen Humor so anziehend, daß man bis zum Schluß mit gleicher Aufmerksamkeit liest.

Der Dichter besitzt auch ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur, und je länger das Einerlei seines trockenen Handwerks ihn fernhält, desto empfänglicher wird sein Gemüt für die Freuden der herrlichen Gottesnatur und all die tausend Stimmen des Lebens in derselben.

Wie schon ausgesprochen, hatte Bertermann nicht die Gelegenheit, das ihm verliehene poetische Talent „den Anforderungen der Zeit und der Kunst gemäß auszubilden“. Um so mehr muß man staunen über seine Kenntnis der mannigfachen Formen und die Art, wie er sie anwendet. Er zeigt sich in den verschiedenen Gesezen und Regeln der Poetik fest im Sattel. Komplizierten Vers- und Strophenbau wendet er allerdings nicht an, oder doch nur selten; immerhin aber bieten auch nach dieser Seite seine Gedichte ziemlich reiche rythmische Abwechslung, namentlich seine hochdeutschen Gedichte. Wir finden dort außer den bekannten gewöhnlichen Formen Sonette, ein „Riegelgedicht“, Sinngedichte, Charaden, Logogryphen, Gleichnisse, Buchstabenrätsel, Stammbuchverse und Akrostichen.

Wiederholt schlägt der Dichter auch einen lehrhaften Ton an.

„. . . macht mer ja kee scheel Gesichte,
Wenn arnd amol an Pille kimmt;
Zur Lustboarkeit sein die Gedichte,
Doch au zur Pehre uft bestimmt.“

Es darf nicht verschwiegen werden, daß unter seinen Gedichten sich manches platte und verfehlte befindet, daß ihm an einigen Stellen das rechte Gefühl für die Grenze zwischen dem Erlaubten und Nichterlaubten mangelt — „derbeine bien ich stork oan Holma; ich foan's ne a su gutt imhülln“, entschuldigt er sich auch — doch glauben wir, daß es unser „Naturdichter“ trotz alledem mit vollem Rechte verdiente, daß wir einige Zeit bei ihm verweilten.

Hermann Bauch.

Warum der Kerl gestorba.

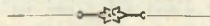
Gedicht von Karl Ehrenfried Bertermann.

Nu ies's der Honne endlich floar,
Warum der Kerl gestorba.
Sei Denkmool lieht's ju uffenboar
Mit schwercz und weiße Forba.
Denn drusse stieht, se hoot's gesahn,
Doas Zeugnis muß err jeder gahn:
„Er starb nach dreizehn schweren“ —

„Dar orme Kerl! Du lieber Goet,
Was hoot a müssa leida!
Ich hea an eenz'ga Schwar gehoot
Und mußta uf Lohn schneida.
Doas woar a Schmerz, och jeemersch nee,
Ich ging verr Angst beinoah ašwee.
Wie müssa dreiza schmerza!“

Su plaudert sie der Anna für;
Die wiß sich's nich zu deuta.
Se spricht: „De Schware schmerza siehr,
Ma hürt's vo olla Leuta.
Doch doß man droane starba muß,
Doas Wunder ies merr doch zu gruß;
Du hufst Dich wul verlasa.

„Kumm, kumm, merr giehn zum Denkmool glei,
Doas werd's üns schunt verklären.“
Se thuns; jedennoch 's bleibt derbei:
„Er starb nach dreizehn schweren“ —
Doß „Leidenswochen“ droagehürt,
Hoot Anna endlich rausstudiert.
Nu wissa's olle beede.



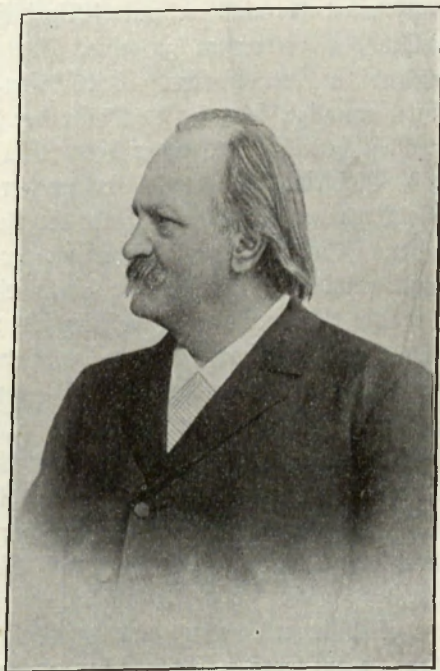
Max Heinzel.

Ein schlesisches Dichterbild.

Motto: Hast Du Dich einer Kunst geweiht,
Verlang ich vor Allem Natürlichkeit.

Max Heinzel.

Besser als eine erschöpfende Charakteristik kennzeichnet dieser Spruch den Dichter. Bei Heinzel ist der Mensch von dem Poeten nicht zu trennen, sind Kunst und Natur eines. Wie seine männliche Gestalt, der klare Blick seines seelenvollen Auges, der volle, treuherzige Klang seiner Stimme etwas ungemein Anziehendes und Gewinnendes haben, so enthält seine Poesie einen geheimnisvollen Zauber, welcher sinnige Gemüter fesselt und bald ernst, bald heiter stimmt. Am 28. Oktober 1833 wurde er in Ossig, einem Dorfe des Striegauer Kreises, geboren. Seine Eltern waren arm und lebten mühselig von ihrer Hände Arbeit. Diese Herkunft bezeichnet die Pfahlwurzel seines Lebens und Dichtens. Die Hingabe an die Natur und die Offenbarung ihrer Geheimnisse, die aus den Werken des Dichters sprechen, sind die Früchte seiner Jugendzeit. In seinem vierten Jahre siedelte seine fränkliche Mutter mit ihm nach Breslau über, wo sich ein wohlhabender Oheim des wackeren Knaben annahm, und ihn das Matthias-Gymnasium besuchen ließ. Nach Beendigung der Gymnasialstudien faßte er den Entschluß, sich der Bühne zu widmen, gab jedoch auf Wunsch seiner frommen Mutter, die ihn gern als Priester sehen wollte, diese Lieblingsidee auf und wurde Hauslehrer. Während er in bürgerlichen und adligen Familien lehrte, war er selbst der fleißigste Schüler und machte sich mit Land und Leuten vertraut. Dem Studieren folgte bald das Probieren. Er übernahm 1867 die Leitung einer Theaterzeitung in Berlin. Das Unternehmen scheiterte bald infolge der geringen Mittel des Verlegers. Heinzel sah sich gezwungen, als Theater-Rezensent und parlamentarischer Berichterstatter für die Norddeutsche Allgemeine Zeitung mühsam seinen Lebensunterhalt zu verdienen. In demselben Jahre gab er sein erstes Büchlein „Aus Herzensgrund“ heraus, eine Sammlung hochdeutscher Gedichte, deren Inhalt ihn zwar manch lobendes Urteil, aber keinen klingenden Gewinn eintrug. Ein längerer Aufenthalt in Kopenhagen machte ihn 1869 mit dänischen Dichtern, besonders mit dem berühmten



Max Heinzel.

Märchenerzähler Andersen bekannt und legte den Grund zu vorzüglichen Übersetzungen aus dem Dänischen, welche 1878 als Buch „Ohne Titel“ erschienen. Nach seiner Rückkehr war er als Redakteur verschiedener Provinzialblätter in Bromberg, Waldenburg, Ratibor, Neurode, Reichenbach und Schweidnitz thätig. Ein hartnäckiges Nerven- und Herzleiden zwang ihn schon ein erstes Mal 1880 und alsdann 1886, diese anstrengende Beschäftigung aufzugeben, und nur vom Ertrage seiner schriftstellerischen Arbeiten zu leben. Wie karg trotz des regsten Fleißes seine Einnahmen waren, geht daraus hervor, daß er, um seine Familie vor Mangel zu schützen, schweren Herzens sich entschließen mußte, wochenlang sein Heim in Neurode und Schweidnitz zu verlassen und als fahrender Sängler schlesische Dichtungen größeren Kreisen vorzutragen. Zunehmende Kränklichkeit schmälerte und raubte ihm jüngst auch diese Erwerbsquelle. Es war daher nicht mehr als billig, daß sich seine Landsleute, die ihm so viele frohe Stunden verdanken, zu einer Ehrengabe aufrafften und ihn dadurch von der drückendsten Not befreiten. Seit Anfang der siebziger Jahre widmet Heinzel, durch Holtei ermutigt, seine besten Kräfte der heimatischen Mundart. 1875 gab er die ersten schlesischen Gedichte unter dem Titel „Wägerle flieg aus“ in Ratibor heraus. Das Büchlein, das bereits in zweiter, vermehrter Auflage erschienen ist, verriet hohe Begabung und lenkte bald die Aufmerksamkeit Sachverständiger auf den Verfasser. In demselben Jahre, wo er den ersten größeren litterarischen Erfolg errang, gründete er in Neurode seinen eigenen Herd und fand in seiner lebenswürdigen Gattin eine ebenso treue Gehilfin als verständige Ratgeberin. Die ermüdende Arbeit im Redaktionszimmer konnte wohl die Ausführung seiner poetischen Pläne verzögern, aber nicht verhindern. Während kurzer Mußestunden brachte er das Kunststück fertig, in schneller Folge die frohsinnigsten Bücher zu schreiben: 1879 *U schläfsches Puttelt*, 1880 *De ni trübetimplig*, 1881 *Humoristische Genrebilder*, 1882 *U lustiger Bruder*, 1884 *Mei jüngstes Kindel*, 1885 *Fahrende Gefellen*, 1888 *Maiglöckel* und eine Sammlung hochdeutscher Gedichte: *In Sturm und Wetter*, 1891 *In Rübezahl's Reich*, 1893 *U frisches Michel*. Außerdem ist er Mitarbeiter vieler Zeitschriften, giebt seit 1883 alljährlich einen guten schlesischen Kalender „*Der gemittliche Schläfänger*“ heraus und beschäftigt sich in jüngster Zeit mit dramatischen Versuchen. Von letzteren haben schon einige z. B. 's *Zulerle vum Priezelte*, *der Spinnabend* und die aus dem Dänischen übertragenen Lustspiele „*Stein*“ und „*Die drei Freier*“ ihre Wirksamkeit auf der Bühne erprobt. Außerdem werden demnächst erscheinende neue Liebergaben zeigen, daß seine Schaffenslust und Kraft noch nicht erloschen ist.

Heinzel ist ein so vielseitiger Schriftsteller, daß man ihm als Feuilletonisten, Kunsttrichter, Lyriker, Epiker, Übersetzer und Humoristen interessante Abhandlungen widmen könnte. Die Wägung und Würdigung des Gesamtinhaltes seiner zahlreichen Bücher würde den mir zugemessenen Rahmen weit überschreiten; ich beschränke mich daher auf die Andeutung der hervortretendsten Züge seiner Muse. Sie erscheint ihm als Himmelstochter, als Märchenfee, Neben- und Blumengerank in den sonnen-goldnen Locken, auf Stirn und Lippen den Ausdruck des Frohsinns und helle Lebens-lust in den wie Sterne leuchtenden, blauen Augen; sie ist seine treueste Freundin

und Trösterin, die ihm in der Liebe zur Natur, zu den Menschen, und zum Heimatlande die drei Quellen erschließt, deren Zusammenfluß den Jungbrunnen seiner Poesie bildet.

Auf die erste dichterische Eigenschaft habe ich bereits hingewiesen. Wer immer der Natur sich zuwendet, dem kann der Staub des alltäglichen Trachtens und Treibens das Auge nicht mehr trüben. Diese alte Erfahrung wird durch Heinkel neu bestätigt. Er schöpft aus der Natur Anregung und Frische. Sie lehrt ihn den Blütenstaub befruchtend wie die Biene weitertragen und kunstvolle Waben mit gesunder und süßer Geistesnahrung füllen. Er belauscht sie zu den verschiedensten Tages- und Jahreszeiten. Gedichte wie: Sommermittag, der Rügenbogen, Mutter Grien, die Nache des Dampfes, Sturm, beweisen, daß er ihr nicht nur in der Stille, sondern auch im Aufruhr immer neue Bilder und Züge abgewinnt. Sie ist sein Schatz und des Herrgotts Arzt. Er freut sich mit ihr, wenn im Lenz die Knospen schwellen und trauert, wenn eifriger Nordwind die letzten Blätter von den Bäumen schüttelt. Seine Gedanken wandern mit den Wolken in das ewige Vaterland, und die Sterne, die Himmelslichtel, geben ihm Anlaß zu wehmütigen und wunderlichen Betrachtungen. Die Natur wirkt, sobald man sich mit ihr recht ins Einvernehmen setzt, beschwichtigend und tröstend, klärend und erhebend, sie macht religiös. In welcher andächtige Stimmung sie unsern Dichter versetzt, wie seine innige Empfindung Gebet und dieses zum erhabensten Gedicht wird, das zeigen: Sonntagsfeier und Himmelfahrtstag.

Himmelfahrtstag.

Nur leise streut der Morgenwind
Sins Angesicht mit Blütenflocken,
Nur leise klingen durch das Thal
Entfernte Kirchenglocken.

Sonst alles still, sonst alles stumm,
Als läg im Staube andachttrunken
Die ganze maiende Natur,
Tief im Gebet versunken.

Mir ist's, als müßt von Wolken sich
Ein liches Paar herniederneigen
Und drauf der Herr der Herrlichkeit,
Wie einst, zum Himmel steigen.

Religion und Poesie sind näher verwandt, als viele glauben. Der wahre Poet wird immer veredelnd auf sein Volk einwirken. Wen die Wunder der fortwährend sich neu erzeugenden Urkraft so tief bewegen, wer wie Heinkel sich seinen Gott nicht wegdisputieren läßt und selbst im geringsten Wesen den Schöpfer bewundert und verehrt, der wird aber auch das vollkommenste irdische Geschöpf, den Menschen, lieben.

Auf der Menschenliebe Heinkels beruht die Hauptmacht und der Hauptinhalt seiner Dichtungen, ihr entspringt sein Humor. Dieser ist darum so anziehend und unwiderstehlich, weil man ihm anmerkt, daß er die kleine Welt, die er schildert, ins Herz geschlossen hat, daß er sie dem Dunstkreis der Erde entriickt und in das verklärende Licht der Kunst stellt.

Seine Dichtungen wirken befreiend, weil sie frei von schweren Fragen und Kämpfen sind und nur klar und wahr liebende, leidende, lustige Menschen vorführen,

deren Rede sich treu an das Wort ihres Schöpfers hält: „Nicht tönende Phrasen, schlicht einfache Worte finden den Weg zur Herzenspforte!“ Welch' lange und bunte Reihe! Der Schulze von Guckelhaahn, Der trübetimplische Pechhengst, Der Sappelt Razel, Der Florian, Die Mutter Kletten mit den gebratenen Bluttegehn, Das Backfischel, Der aale Junggeselle, Der Christians, Das Kemthier, Der Kuppelt, Die Karoline am Kuchelherde, Baldrian Beene, Der Kerafier, Wenzel uf der Hirt, Der Schnuppenfranze, Dr. Schaumschlag, 's Zulerle vum Priezelte, Die Grunwald Mielchen, Uf'm erschten Boalle, Der Rafunze Noarle, Der franke Hannepampel, Kalkulatersch ei der Boomblicte, August mit 'm Pappeskinde, Der Ruhlander Gootfried, 's Nimmerle, Bunte, Sammelfranze, Der Bloattfuß u. s. w. Und wie verschieden und interessant sind diese Gestalten! Mit ihrer Vermehrung wächst auch die Beliebtheit des Dichters; denn je größer die Zahl derer ist, denen er so zu sagen das Wort aus dem Munde genommen hat, je mehr das allgemeine sich in ihm zum besonderen Leben gestaltet, desto leichter wird er verstanden, und um so freudiger wieder begrüßt. Geradezu unübertrefflich ist Heinzel in der Auffindung und Darstellung humoristischer Originale. Der innere Reichtum des Dichters kommt stets auch seinen Schöpfungen zu gute. Heinzel haucht ihnen nicht nur lebendigen Odem ein, sondern giebt ihnen auch Herz und Gemüt mit dem Zauberpruch: „Nicht den trocknen Verstand, den kalten, das warme Gemüt laß walten beim Plaudern und Unterhalten.“ Wer ihn von dieser Seite kennen lernen will, der lese: 's irschte Jungel, 's Mutterle, Ulderm Christbeemel, Die gulbne Hirt, und seine Weihnacht-, Wiegen- und Kinderlieder. Als glücklicher Gatte und Vater weiß er, welches Gold im Schoße des Familienlebens ruht, und welch' wertvolle, klingende Münze sich daraus schlagen läßt. Er nennt das Gemüt das liebe Mütterlein, ohne das er trostlos verderben müßte, und widmet der Gemütlichkeit ein tief empfundenes Lied. Diese von ihm oft gepriesene und besonders seinen Landsleuten nachgerühmte Tugend führt mich endlich zum Inbegriff seines schlesischen Wesens und Wirkens, zu der Eigenschaft, die das regste Interesse für Natur und Menschen, für Land und Leute voraussetzt, zur Heimatliebe. Er giebt ihr überall beredten Ausdruck, am innigsten wohl im Gruß an die Schläsing: „Nichts Lieb'res mocht ich finden wohl in der weiten Welt, wo ich frisch fröhlich aufschlug mein flüchtig Wanderzelt, als Dich, das mir die Seele mit Zauberfesseln band: Mein Schlesien, mein schönes, mein trautes Heimatland!“

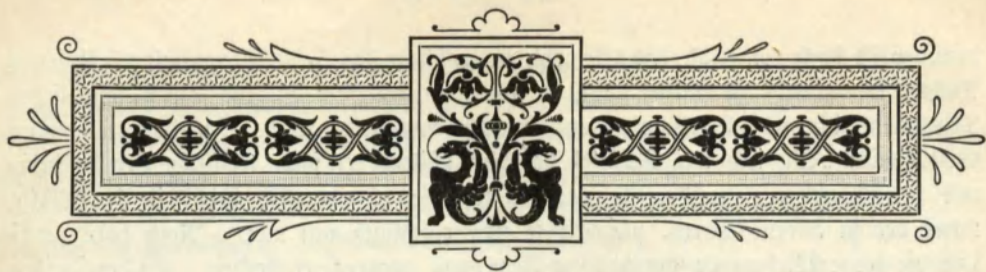
Die besten Bücher verleiten oft durch ihre leichte Verständlichkeit zu dem Irrtum, es sei keine Kunst, sie zu schreiben. Dasselbe thut die Dialektdichtung. Im großen Kreise der Gebildeten und Halbgebildeten hält man sie für eine Spielerei, und belächelt sie herablassend, wie der Erwachsene die Späße des Kasperle im Puppentheater. Und doch wie schwer läßt sich das Natürliche nachahmen! Lehrt nicht die Natur als unerreichbare Meisterin das täglich? Gerade die Sprache des Volkes erfordert, weil sie sich im fortwährenden Fluß befindet, das ernsteste und aufmerksamste Studium. Einer der verdienstvollsten Söhne Schlesiens, der bedeutende Sprachforscher Karl Weinhold, empfiehlt sie wegen ihrer frischen, ungekünstelten Gedankenbewegung und wegen ihrer treffenden, sinnlich starken Worte als heilsames Gegenmittel für die Krankheiten unserer Büchersprache. Goethe sagt: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt;

denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele Atem holt.“ Unserem Dichter kommt sehr zu statten, daß er schon in frühester Jugend durch sein liebes Mütterlein in das Verständnis der Sprache eingeweiht wird. Zu dem rührenden Geständnis: „Wu iech mei Schläscher her ha“ schildert er seine treffliche Lehrmeisterin mit den Worten: „Hochdeutsch sprechen kund se o, addersich macht ir kee Pläfir, wenn ber su alleene woarn, plauscht se immer schläscher mit mir.“ Noch höher muß ihm die treue Wiedergabe schmerzlicher Bewegung angerechnet werden. So bereitwillig der Dialekt der heiteren Mäuse auf halbem Wege entgegenkommt, so spröde und zurückhaltend verhält er sich, wenn man versucht, in ihm ernste Töne anzuschlagen. Die Sprache des Volkes ist reich an Äußerungen der Freude, aber arm an Naturlauten des Schmerzes. Heinzel belauscht die Volksseele auch in ihren geheimsten und zartesten Regungen, in ihren heiligsten Empfindungen. Davon zeugen: 's tute Jungel, Wurm Muttergootsbilde, Dam Grabe, 's tute Schafel. Aus eigener Erfahrung weiß er, was die blinkende Thräne im Wappenschild des Humors zu bedeuten hat. Drei Kinder, liebliche Menschenblüten, raubte ihm der Tod. Seine Klagetöne kommen von Herzen, darum gehen sie zu Herzen. Heinzel bereichert die Sprache des Volkes nicht nur um neue Bilder, Worte und Wendungen, sondern entlockt dem unfeinen, unmelodischen Instrument in Dur und Moll die reinsten Töne und meistert es als Virtuose zu seltenem Wohlklang. Wer sich davon überzeugen will, lese: Hons und Palline, Der Tanzacker, Beim Tanze, 's Lochtel, Mei Koaschperle. Auch seine hochdeutschen Lieder: Rotdorn, Anna Mariele, Ins Wasser, Der Vogel, verraten dasselbe feine Gehör für den echten Volkston. Wer aber so mit dem Volke zu reden, zu singen, zu lachen und zu weinen versteht, den gewinnt es lieb, den zählt es gern zu seinen Besten und zollt ihm Anerkennung und Dank. Diese Gemüthung wurde unserm Dichter wiederholt in herzerhebender Weise zu teil. Am 26. Juli 1891 gaben die Bewohner der Baberhäuser der aufrichtigen Verehrung für ihn dadurch einen bleibenden Ausdruck, daß sie einer Felsgruppe den Namen „Heinzelsteine“ beilegten. Im Oktober 1893 aber rüstete sich ganz Schlesien zu einer würdigen Feier seines sechzigsten Geburtstages. Möge dem lebenswürdigen Meister schlesischer Dichtkunst noch manch' solcher Ehren- und Freudentag beschieden sein und sich sein Wunsch erfüllen:

Behüt' dich Gott, mein Heimatland,
Du See im Märchentleide,
Geschmückt mit zauberhafter Pracht,
Mit köstlichstem Gescheide.
Es laß mich lang in deinem Bann
Zu deinem Ruhme singen —
Und wenn das letzte Lied ich sing,
Dir, dir soll es erklingen.

Th. Nöthig.





Die Kämpfe um Glatz, Schlesiens älteste Feste.



Glatz ist eine der ältesten Festungen Preußens. Ihr Ursprung verliert sich in eine Zeit, deren Geschichte einer nur durch wenige schwache Streiflichter erhellenen Dämmerung gleicht; es ist von Sagen umspinnen. Eins aber ist gewiß: daß Glatz noch das Heidentum gesehen hat. Von allen Städten Schlesiens wird Glatz in der Geschichte zuerst erwähnt, und zwar im Jahre 981 als Castell, als feste Burg eines böhmischen Herrn, namens Slavnik, welcher der Vater des Heidenapostels, des heiligen Adalbert, war.

Beinahe tausend Jahre sind seitdem vergangen, aber Glatz ist geblieben, was es von Anfang an war, ein fester Platz, und in dieser langen Zeit ist es mit seiner Umgegend die Stätte einer reichen Kriegsgeschichte gewesen, um welche viel Blut geflossen ist, und die oft eine weit über ihre Grenzen hinausgehende Bedeutung gehabt hat. Dreimal ist Glatz der letzte Pfeiler einer sinkenden, dem Sturze nahen Sache gewesen: im Hussiten- und im dreißigjährigen Kriege und im Feldzuge 1807. Schon der Name Glatz, in alten Zeiten Kladzo, weist auf die Bestimmung des Ortes als Feste hin; er ist czechisch und bedeutet die zum Unterhalt einer Burg bestimmten Gründe.

Das Glatzer Land war in alten Zeiten ein Bestandteil Böhmens, gelegen an der Grenze gegen das damals zu Polen gehörige Schlesien; die Burg Glatz war eine jener das ganze Böhmerland umschließenden Festungen, welche besonders deshalb wichtig war, weil sie den einzigen unmittelbaren Paß zwischen jenem und Polen sperrte und an dem Knotenpunkte mehrerer Hauptstraßen lag. Doch auch noch in anderer Beziehung hatte Glatz Bedeutung: Ganz Böhmen war in Distrikte geteilt, welche unter einem Zupan, dem obersten politischen und militärischen Chef, standen. Ein solcher Distrikt war die jetzige Grafschaft und die Feste Glatz deren Hauptort, der befestigte Zentralpunkt seiner Verteidigung, der Versammlungsort seines Heerhannes, der Zufluchtsort im Falle des Eindringens des Feindes in das Land.

In der Zeit von 981 bis 1160, also während zweier Jahrhunderte, waren die Böhmen mit geringen Unterbrechungen im fortwährenden Kampfe mit den Polen. Es war natürlich, daß Glatz in diesen Kämpfen eine Rolle spielte, da es der stärkste Punkt der beiderseitigen Grenze war. Da fast alle Einfälle der Böhmen nach Schlesien und Polen von Glatz aus geschahen, legten die Polen gegen dasselbe auf der andern Seite des Warthapasses das feste Kastell Wartha an, welches jedoch 1096 von einem Böhmerherzog erobert wurde. Um nun seinerseits den wichtigen Paß ganz in der Hand zu haben, erbaute dieser weiter abwärts im Meißenthal die Burg Ramezn.

Die Polen waren weder imstande, durch das Glazer Land in Böhmen einzufallen, noch Glatz selbst zu nehmen; nur einmal, 1114, wurde letzteres, und zwar von einem böhmischen Fürsten Sobieslaw, erobert, welcher, aus seinem Vaterlande vertrieben, sich seiner bemächtigte, um seinen Forderungen mehr Nachdruck zu geben. Als er sich zu diesem Zwecke Glatz genähert hatte, versuchte er die Bürger der damals noch jungen Stadt erst durch Versprechungen, dann durch Drohungen zu bewegen, ihn einzulassen, und zündete, als das fruchtlos blieb, ein an der Stadtbefestigung stehendes hölzernes Haus an. Der starke Wind trieb alsbald das Feuer in die Stadt und von da aus auf die Burg, und beide sanken in Asche. Derselbe Fürst ist es aber auch, welcher, auf den Thron gelangt, Glatz stärker und mit Mauern befestigte.

Die ewigen Kriege gegen Polen hören erst um 1160 auf, als Schlesien sich von diesem abzweigte und so zwischen den alten Feinden ein Zwischenland entstand. Dann hatte Glatz eine lange Zeit hindurch Ruhe, bis 1241 die Mongolen vom fernen Asien her bis zum Glazer Lande drangen. Diese versuchten nach der Schlacht bei Wahlstatt, die Pässe bei Glatz zu durchbrechen, um nach Böhmen einzudringen; doch da diese Pässe verhauen, Glatz stark befestigt und ein Heer zu seiner Verteidigung bereit war, hatten sie keinen Erfolg und zogen nach drei Wochen ab.

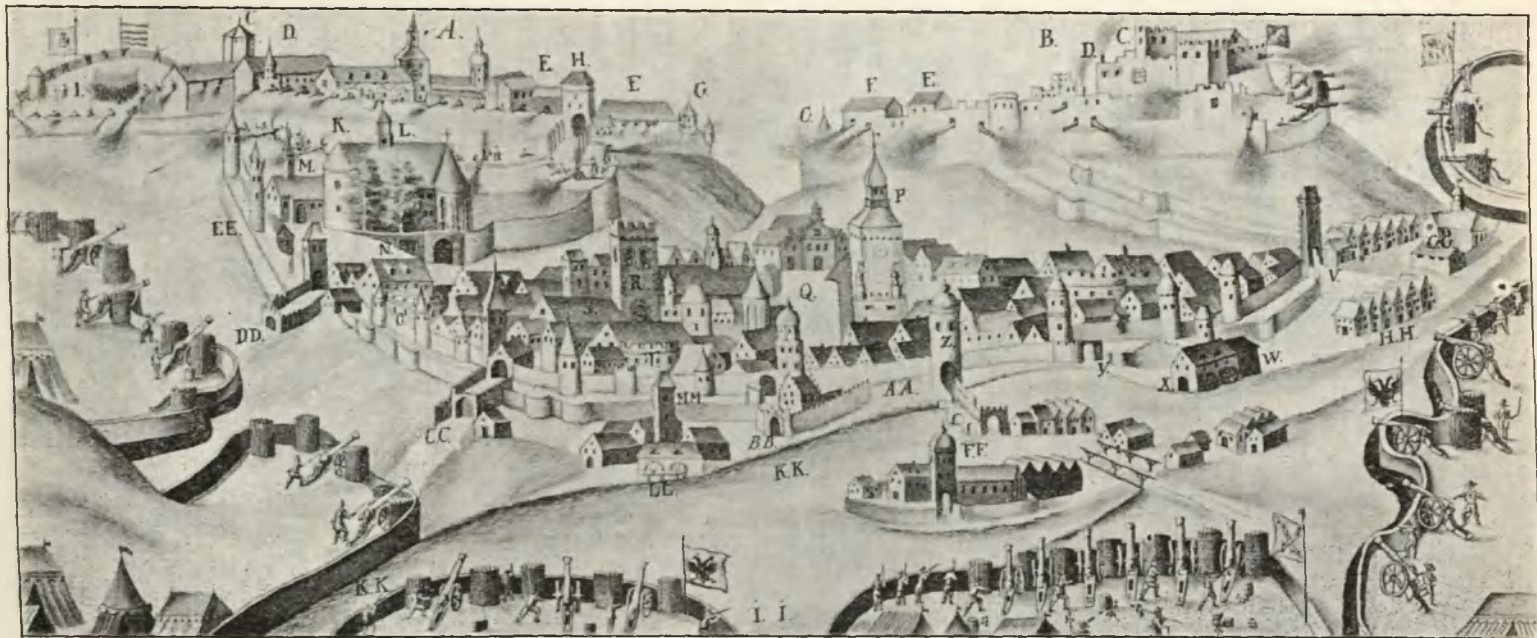
Während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts berührten keine größeren Kriege das Glazer Land; dagegen ist dasselbe reich an Privatfehden und Raubzügen, welche die Folge einer über ganz Böhmen verbreiteten Gesetzlosigkeit waren, und dann kam Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts der Hussitenkrieg. Obwohl das Mutterland Böhmen zum größten Teil hussitisch und in voller, siegreicher Empörung gegen seinen Herrscher war, war das jetzt ganz deutsche Volk des Glazer Landes diesem doch unerschütterlich treu, und als ganz Böhmen dem fanatisch für ihren Glauben ausgezeichnet geführten und disciplinierten Heere der Hussiten unterlegen war, da stand die Feste Glatz als ein eherner Pfeiler im brausenden Meere, uneinnehmbar bis zum Ende des Krieges. Der tapfere Oberbefehlshaber Peter von Czastolowicz hatte Glatz rechtzeitig in Verteidigungszustand gesetzt, und als im März 1428 die Hussiten vor Glatz erschienen und die Festung zu nehmen versuchten, da waren ihre Anstrengungen vergeblich. Die Tapferkeit und Entschlossenheit der Besatzung und Bürgerschaft, die Festigkeit der Werke, namentlich des Schlosses, zwangen sie bald, den Angriff aufzugeben, und nie wieder wagten sie sich dann an die Feste, welche immer mehr in den Ruf der Uneinnehmbarkeit gelangte.

Nach den Hussitenkriegen war in Böhmen wieder eine gefesselte Zeit voller Fehden und Raubzüge; das Land sollte durch das ganze Jahrhundert wenig Ruhe genießen. In solche Fehden war auch das Land Glatz verwickelt, welches zwar immer noch zu Böhmen gehörte, aber meist verpfändet war. Unter Georg Podiebrad von Böhmen wurde die Feste Glatz zum Schrecken der schlesischen Lande. Die katholischen Schlesier wollten, obwohl auch sie damals zu Böhmen gehörten, diesen Hussitenkönig nicht anerkennen und rüsteten wider ihn zum Kriege, welcher besonders, nachdem der Papst Podiebrad in den Bann gethan hatte und auch Teile von Böhmen und Mähren sich gegen ihn empörten, lebhaft geführt wurde. Die Grafschaft, obwohl katholisch, blieb jedoch dem Könige treu, und Glatz wurde der Hauptstützpunkt dieses Krieges.

Die ganze Kriegsführung bestand in kleineren Streifereien, in Raubzügen zur Plünderung und Verwüstung, der elendesten Sorte des Krieges, in welcher Glatz dann eigentlich nur ein großes Raubnest ist. Von hier gingen die Züge aus, und hierher mußte das Abgebrachte gebracht werden, bis gegen das Ende des Jahrhunderts friedlichere Zeiten eintraten. Einmal rächte sich der Feind aber doch an Glatz für die furchtbaren Verwüstungen in Schlesien. Als die Glatzer Truppen 1470 wieder einen Raubzug auf weite Entfernung hin unternommen und in der Stadt und Festung nur eine kleine Besatzung zurückgelassen hatten, drang ein Heerhaufen, namentlich Breslauer und die sogenannte „schwarze Rote“ unter Führung des berühmten Hauptmanns Franz von Hoeg, bis an die Wälle, verbrannte die Vorstädte und die umliegenden Dörfer und machte reiche Beute.

In der Zeit des Königs Georg wurde die Burg Glatz zu einem stolzen Königschlosse, der Residenz dieses Königs, umgebaut, die Stätte eines fürstlichen Hoflebens, namentlich für die Söhne Georgs, die ersten Grafen von Glatz; aber es blieb zugleich die starke, uneinnehmbare Festung.

Die glänzendste und zugleich die blutigste Zeit der Kriegsgeschichte von Glatz bietet seine Verteidigung in dem dreißigjährigen Kriege. Dieser Krieg begann mit der Empörung der evangelischen Erbländer des Kaisers, zu denen auch die Grafschaft Glatz gehörte, und zwar focht sie, nachdem alle andern sich längst unterworfen hatten, noch so lange, bis ihre letzte Kraft gebrochen, und die Festung nach einer heldenmütigen Verteidigung in Trümmern lag. Ein brandenburgisch-schlesischer Fürst, der Markgraf von Jägerndorf, welcher sich der zaghaften Unterwerfung der umliegenden kaiserlichen Länder nicht anschließen wollte, hatte die Festung Glatz in seine Hand gebracht und zur energischen Verteidigung eingerichtet, war aber dann nach Ungarn ins Feld gezogen und hatte hier nur eine kleine Besatzung zurückgelassen. Anfang 1622 mußte er den Feldzug in jenem Lande aufgeben, und sein Heer wurde dann zerstreut; aber ein kleiner Teil unter einem tüchtigen Führer, dem jungen Grafen Thurn, rettete sich durch einen verwegenen Ritt durch die Feinde mitten im Winter über den Schneeberg nach Glatz und verstärkte hier die Besatzung. Graf Thurn übernahm das Kommando und leitete mit eisernem Willen und großer Umsicht die Maßregeln zur Verteidigung. Während der Monate Februar bis August 1622 versuchten die Kaiserlichen vergeblich wiederholt Stürme und Überfälle, aus weiter



Glatz bei der Belagerung 1622.

A. das Schloß zu Glatz, wie es vor dem Brande und Belagerung gewesen, liegt gegen Occident. — B. das Schloß, wie es nach dem Brande anzusehen ist, auf der anderen Seite. — C. der heidnische Thurm, welcher 40 Jahre vor Christi Geburt soll erbaut sein. — D. das alte Schloß und grüner Saal. — E. das Niederschloß. — F. Herzogs Ernesti aus Bayern Gebäud. — G. das heidnische Kirchlein. — H. das Niederthor des Schloßes, stadtwärts. — I. die doppelte Schanz, zum Schloß gehörig. — K. der Thurm der Jesuiten. — L. die Thumkirche. — M. das alte Collegium. — N. das neue Collegium. — O. das Landhaus des Landadels. — P. der Rathsthum und Rathhaus. — Q. der Markt oder Ring. — R. die Stadtkirche mit 2 Glockenthürmen. — S. der Kreuz- oder Compturhof. — T. die Schul und der Pfarrhof. — V. das Frankensteinerthor. — W. die Wasserkunst aufs Schloß hinauf. — X. die Niedermühle. — Y. das Wasserthor. — Z. die steinerne Brücke oder Thor. — AA. die Badstube. — BB. die Baderpforte. — CC. das Pfarrthor. — DD. das Böhmischethor. — EE. die Stadtmaner und 2 Laufgraben. — FF. Kirche und Kloster auf dem Sande. — GG. Spitalkirche und Kloster. — HH. die Vorstadt vor'm Frankensteiner Thore, so geblieben und nicht weggebrannt. — II. ein Theil des Neißestroms. — KK. der andere Theil des Neißestroms. — LL. die Obermühle. — MM. die Stadt-Wasserkunst.

Entfernung vordringend, da sie sich in der Gegend von Glatz selbst nicht halten konnten, während Thurn mitten durch sie hindurch sich in verwegenen, auf sieben Meilen ausgedehnten Streifzügen verproviantierte. Erst nachdem Anfang September das feindliche Heer auf zwanzigtausend Mann verstärkt worden war, gab er sie auf und beschränkte sich auf die Verteidigung der von nur zwölfhundert Soldaten und vierhundert Bürgern besetzten Festung und Stadt; bei der Tapferkeit der Verteidiger und der Stärke der Werke schien die Belagerung sich sehr in die Länge zu ziehen, trotzdem der Feind in so ungeheuer überlegenen Massen vor den Thoren erschien. Doch da trat ein unglückliches Ereignis in der Hauptfestung ein, welches den Fall von Glatz beschleunigte. Bald in der ersten Zeit der Belagerung brannte das Schloß mit beinahe sämtlichen Munitionsvorräten ab, so daß die Glatzer das Geschützfeuer des Gegners nur noch schwach erwidern und ihn nicht hindern konnten, mit seinen Batterien bis dicht an die Stadtmauer heranzugehen. Die Verteidiger hatten, wie schon gesagt, fast keine Munition mehr; sie konnten sich nur noch durch Ausfälle wehren, und diese unternahmen sie nun auch unermüdlich und mit heldenmütiger Tapferkeit. Doch der mindestens zwölf mal stärkere Feind konnte alle Verluste ersetzen, während in Glatz die Zahl der kampffähigen Männer immer mehr zusammenschmolz. Als sie dann zur weiteren Verteidigung zu schwach wurde, als die Munition zu Ende gegangen, drei Thore eingeschossen und das Brückthor mit der Taberne in den Mühlgraben gestürzt war, als endlich die ganze Südseite von diesem bis zum grünen Thor eine einzige große Bresche, das Schloß aber nur eine Brandstätte bildete, da erst kapitulierten die tapfern Verteidiger unter den ehrenvollsten Bedingungen (Ende Oktober 1622). Während der ganzen übrigen Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde Glatz nicht mehr belagert; es hatte auch dann nicht mehr die Bedeutung wie früher oder später; denn einmal war die Grafschaft im Aufstand völlig verheert und zu sehr ermattet, um selbst nochmals thätig in den Krieg eingreifen zu können; ferner war in dem niedergeworfenen Glatz nichts mehr zu haben und lohnte es den Schweden nicht, seine Belagerung zu unternehmen; sie versuchten zwar, es 1639 durch Aufforderung zur Übergabe, 1640 durch Überfall in ihre Hand zu bringen, doch ohne Erfolg.

Da Friedrich der Große beim Beginn des ersten schlesischen Krieges nur die Absicht hatte, Schlesien zu erobern und zu behaupten, so ließ er, nachdem er ersteres erreicht hatte, alle nach Böhmen, also auch nach Glatz führenden Pässe absperrern; so besetzten Abteilungen auch die von Wartha und Silberberg; diejenige in Wartha machte dann auch einen Versuch, das schwachbesetzte Glatz zu überrumpeln, welcher aber mißlang. Am 7. Dezember 1741 gab Friedrich der Große den Befehl, Glatz zu nehmen. Die Österreicher hatten viel für die Schloßfestung gethan, seit der Krieg begonnen hatte, für die Stadt aber nichts. Diese lag daher bei ihrer gegen die Geschütze unhaltbaren Mauer beinahe schutzlos vor den Preußen und wurde auch im Januar 1742, als diese mit einem Bombardement drohten, von den Belagerten aufgegeben, welche sich nun auf die Verteidigung der Schloßfestung beschränkten. Es wurde zwischen den Gegnern ausgemacht, daß von der Stadtseite nichts Feindliches gegen diese unternommen werden sollte, und so herrschte nun der

sonderbare Zustand, daß die Preußen ruhig in der Stadt Glatz unter den Kanonen der Österreicher lagen, dagegen das Schloß von der Feldseite eng einschloffen und niemand herausließen. Zur Belagerung sollte es nicht kommen, die Preußen beschloffen vielmehr, die Besatzung auszuhungern und zwar mit Erfolg; am 28. April 1742 mußten die Österreicher, nachdem sie in der heldenmütigsten Weise dem Hunger getrogt und das durch denselben verursachte Elend standhaft ertragen hatten, eine ehrenvolle Kapitulation eingehen. Diese Aushungerung der Österreicher in Glatz, welche von 1700 Mann nur ungefähr 400 Mann überstanden hatten, von denen auf dem Marsche in die Heimat nur noch 10 Mann dienstfähig in Brünn ankamen, war der grauenvollste Vorgang in der Geschichte von Glatz.

Im Frieden zu Breslau 1742 wurde Glatz an Friedrich den Großen abgetreten und somit ein Teil des preußischen Staates.

Durch den Übergang in preußischen Besitz wechselte es gleichsam die Front und bot seinem neuen Vaterlande die Vorteile, wie früher Österreich, und zwar noch in erhöhtem Maße. Der große König sah nicht nur die Bedeutung von Glatz, sondern auch die Schwächen in seiner Befestigung ein und traf sofort nach Beendigung des Krieges Bestimmungen zu deren Beseitigung.

Während des zweiten schlesischen Krieges drangen die Österreicher in die Grafschaft und blockirten die Festung bis sie im Februar 1745 durch den preußischen General von Lehvald bei Blomnitz geschlagen und vertrieben wurden.

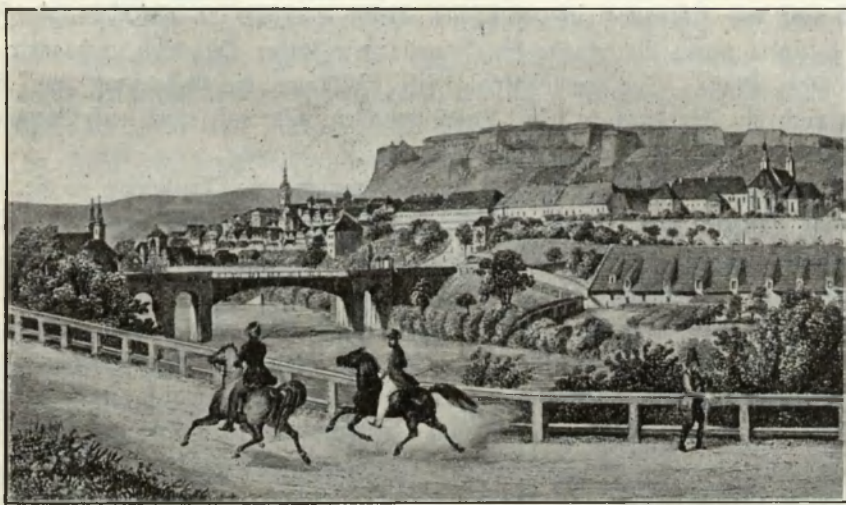
Bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges geschah viel für Glatz, so daß die Meinung damaliger Offiziere, daß es uneinnehmbar sei, eine gewisse Berechtigung zu haben schien. Doch mit einer tüchtigen Besatzung kann sich eine schwache Festung lange halten, mit einer schlechten auch eine starke fallen. Das so starke, wichtige Glatz fiel 1760 in schmählicher Weise ganz unerwartet in die Hände der Österreicher.

Es war in jener Unglücksperiode Friedrichs des Großen in den Jahren 1759/60, in welcher er dem Untergange nahe schien. Der preußische General Fouqué, welcher Schlesien und Glatz decken sollte, war nach heldenmütigem Kampfe gefangen worden. Da drang der berühmte österreichische General Laudon in die Grafschaft, schloß die Festung Glatz ein und begann ihre Belagerung. Doch schon am ersten Tage der Beschießung fiel sie in seine Hand, indem die Besatzung der Kranichschanze infolge des Geschützfeuers diese feige verließ, worauf der Feind sie sofort besetzte; und als nun von der Hauptfestung Truppen zu ihrer Wiedernahme vorgehen, aber geschlagen werden, bringen die Österreicher mit ihnen zusammen in diese und von da in die Stadt und nehmen beide.

Die Festung, an welcher so viel gearbeitet worden war, fiel in der ersten Stunde des Ernstes; daß sie fiel, liegt in dem Mangel an Soldaten im preußischen Heere, welcher den König zwang, alle nur irgend vorhandenen guten Truppen im freien Felde zu verwenden, so daß für Glatz nur unzuverlässige Elemente, teils zwangsweise eingestellte, gefangene Soldaten, teils Rekruten u. s. w. übrig blieben; sie hatten meist die Gewehre weggeworfen und sich sofort für Deserteur oder Gefangene erklärt. Der Kommandant der Festung wurde vom Kriegsgerichte zum Tode verurteilt, aber vom Könige begnadigt. Während des ganzen ferneren Ver-

laufs des Krieges bleibt Glatz in den Händen der Oesterreicher. Diese wollten es beim Friedensschlusse gern behalten und versuchten das Aeußerste deshalb, doch erklärte der König in der Erkenntnis seiner Wichtigkeit für Preußen, daß er eher den Krieg von neuem anfangen, als auf Glatz verzichten wolle, und erhielt es zurück.

Sofort nach dem Kriege begannen die großartigen Arbeiten zum Ausbau der Festung von neuem. Nach des großen Königs Tode schief die Sorge für die Festungen allmählich ein; aus Sparsamkeit geschah nichts mehr für sie; das sollte sich rächen: Als die Franzosen im Feldzuge 1807 Glatz angriffen, war das Mauerwerk so morsch geworden, daß einzelne Stücke desselben, wenn die Geschütze abgeschossen wurden, herabstürzten, war das Pulver unbrauchbar, die Lafetten zum Teil verfault.



Glatz 1842.

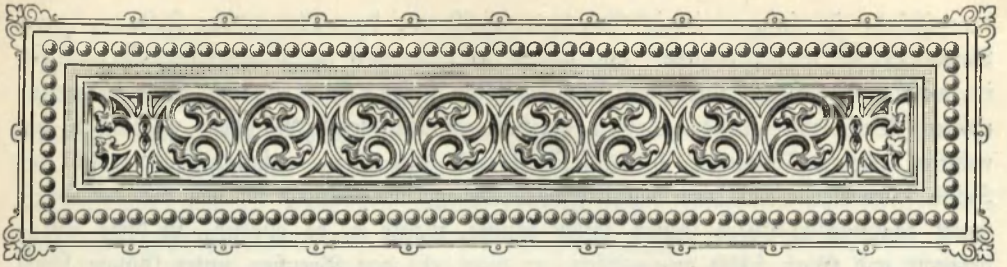
Im Kriege von 1806 und 1807 wurde Glatz von hervorragender Wichtigkeit; während in demselben die preußische Armee in überraschender und trauriger Weise erlag, wurde in der Grafschaft die vaterländische Fahne hoch gehalten, kann sie stolz sein auf ihre Leistungen in jener trüben Zeit. Beim Ausbruch des Krieges wurde Glatz, da der Kriegsschauplatz weit entfernt war, nicht in Verteidigungszustand gesetzt; dies geschah erst nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt, als Napoleon unaufhaltsam vordrang und ein Heer unter Prinz Jerome in Schlesien einmarschierte. Dieses Heer schlug die wenigen in Schlesien stehenden Truppen und zwang sie endlich nach Eroberung des Warthapasses bei Nachod über die Grenze zu flüchten. Da übergab der König seinem Adjutanten, Major Grafen von Gözen, die Verteidigung der Grafschaft, und dieser Mann, welcher mit nichts in Glatz ankam und beinahe nichts vorfand, pflanzte hier seine Fahne auf, schuf sich ein kleines Heer, versah es mit Pferden, Waffen, Munition, kurz mit allem, was nötig war, legte in der Grafschaft Pulvermühlen, Geschützgießereien u. s. w. an und kämpfte mit

dem Feinde in einigen vierzig Gefechten, meist vor den Thoren der Festung, deren Bewohner ihn in der treuesten und gerade in jener Zeit der allgemeinen Verzagttheit, in welcher Preußens Untergang unvermeidlich schien, seltenen und hoch rühmenswerthen Weise mit großen Opfern herzhast unterstützten. Nachdem allmählich die meisten anderen Festungen, bis auf Kosel und Silberberg, gefallen waren und der Feind seine bisher vor denselben liegenden Belagerungstruppen zu den vor der Grafschaft kämpfenden Heere stoßen lassen konnte, wagte er es endlich, in diese einzudringen und Glatz selbst anzugreifen; er war jetzt den Preußen unter Götzen fünf-
fach überlegen. Diese hatten, da nicht alle ihre Truppen in der Festung unterkommen konnten, im Süden der Festung, am Rühberg und Kreuzberg, ein verschanztes Lager errichtet, welches aber, ehe die Verschanzungen fertiggestellt waren, in der Nacht vom 23. zum 24. Juni 1807 nach der tapfersten Gegenwehr gestürmt wurde. Graf Götze mußte sich nun zwar mit dem Feinde in Unterhandlungen einlassen, doch fiel Glatz, da es zwischen den in der Provinz Preußen kämpfenden Hauptheeren zum Waffenstillstande kam, nicht in französische Hände. Der Sturm auf das verschanzte Lager von Glatz ist das letzte Gefecht in der Nähe der Festung.

1866 hörte man in Glatz wohl den Kanonendonner von den Schlachten an der Grenze; aber kein Feind betrat die so gefährdete Grafschaft, dank der Tapferkeit unserer Heere, der weisen Führung durch unsern Heldenkönig und seine Generale.

H. von Wiese.





Eine Wanderung nach Alsbendorf.



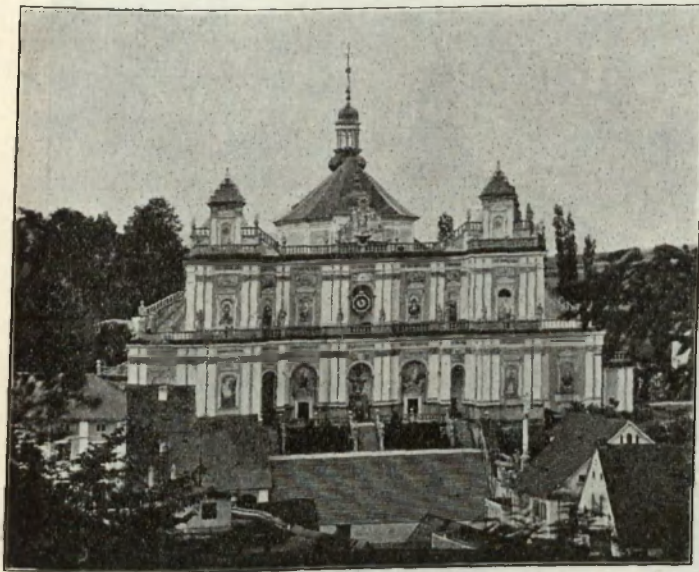
Die Glocke schlägt 4 Uhr. Schon tritt die Sonne hinter den Bergen hervor und verklärt jeden Taupfen zu ihrem purpurnen Spiegelbilde. Die Rosenwölkchen des frühen Morgens zerteilen sich immer mehr und mehr. Die Vögel sind aus ihrem Schläfe erwacht und steigen gen Himmel, als ob sie dorten ihr Paradies erreichen könnten. Ein ruhiger, sanfter Morgen, so recht geeignet zu einer Wanderschaft.

Nächstes Ziel ist die Erstigung der Berglehne, an deren Fuße sich das reizende Gebirgsdorf Rückers hinschlängelt. Der Weg führt zum Teil durch dichten Wald, welcher so recht den Anschauungen der Waldesidylle entspricht, wie sie in der Phantasie so manches Naturschwärmer ruhen. Ein sprudelnder Bach, hohe Stämme, kühles Moos, süße Beeren! Man möchte nur ruhen und ewig ruhen, so wonniglich dünkt dem Wanderer der Reiz des Waldes. Aber für Ruhe giebt es am frühen Morgen keine Zeit. Nach etwa zweistündigem, anhaltendem Marsche auf der sorgsam gepflegten Regelstraße, welche den Wald durchschneidet, ist Karlsberg erreicht. Nun erst lichtet sich der Blick. Das Gelände der Heuscheuer wird sichtbar. Kurze Rast! Dann aber fürbaß weiter! Die Stufen hinauf! Und nun den Blick in die Ferne! Da liegt es denn ausgebreitet, das Glazer Land, das bezaubernde Eden Schlesiens mit seinen Bergen und Thälern — ein gesegneter Landstrich. Wenn man von der Zahl der Besucher eines Landes auf seine Anziehungskraft, von der Menge der Heilquellen und Kurorte auf seine gesundheitsfördernde Bedeutung, von der Zahl der Wallfahrtsorte auf den religiösen Sinn der Bewohner, von dem Ruhme seiner Vergangenheit auf seine politische Stellung schließen darf, dann, wahrlich, gehört das Glazer Land zu den Perlen Deutschlands.

Von Ferne ragt das Culengebirge in das ungetrübte Blau des Himmels, und drunten lagern sich, wie im heiligen Gottesfrieden schlummernd, die Ortschaften

Wünschelburg, Abendorf u. a. Der Blick in die Ferne ist nicht minder poesievoll als die Betrachtung der Sandstein-Zinnen des hohen Heuscheuerberges selbst. Wer hätte nicht von den grotesken Felsenpartieen gehört, in denen man stundenlang wandern könnte, ohne das Bedürfnis nach Ruhe zu empfinden! Der Geist obsiegt dem Körper. Es ist, als ob der Körper nur wie ein Spielball von Fels zu Fels eilte, um angesehene neuer Schönheiten neue Kraft zu finden.

Der Weg führt an sprudelnden Raskaden hinunter auf die Hochebene gen Wünschelburg, und von hier aus kostet es nur noch die Anstrengung eines einstündigen Marsches, um Abendorf zu erreichen. Schon von weitem ist die Gnadenkirche sichtbar, als ein treuer Weiser für den Wegesunkundigen. Wer aber ahnte wohl,



Kirche in Abendorf i. Schl.

Nach einer Photographie von J. Kala in Neutode.

wenn er in der stillen Gegend dahinwagt, welch ein Paradies von Schönheit, welch eine Fülle von Glanzbenzeifer sich ihm hier eröffnet. Unter einem der zwölf Thore, welche Abendorf von allen Seiten begrenzen, tritt man ein in den volksbelebten Wallfahrtsort, um mit schnellen Schritten bis zur Pforte der Basilika getragen zu werden. Hier aber muß der Fuß stille stehen und das Auge sich rüsten, um das felt-

sam schöne Bauwerk staunend zu bewundern. 33 Stufen, die Lebensjahre Christi versinnbildend, führen hinauf zum Eingange, der dem Tempel zu Jerusalem nachgebildeten Basilika. Rundum führt der überdachte Vorhof, mit Geschenken von wunderbar Geheilten geschmückt und mit Krücken ausgelegt, welche von denen dem Gotteshause gewidmet wurden, die ihrer nicht mehr bedurften.

Innerhalb dieses Vorhofes erhebt sich das rechteckig angelegte Schiff der Kirche mit Bildern, aus dem Leben Mariens geschöpft, und endlich — am Ausgangspunkte des Schiffes — wird das Presbyterium mit dem Hochaltar sichtbar. Hunderte von Andächtigen sind allezeit während des Sommers im Gotteshause versammelt, um Erfüllung ihrer Bitten zu erbitten. Hier kniet, in Andacht versunken, eine Mutter mit ihren Kindern und bittet um die Gesundheit des Vaters, dort ein Kind, welches für seine Eltern fleht, hier eine Jungfrau, welche in ihren Bedrängnissen den Schutz der Gottesmutter anruft.

Von der Höhe der Kirche herab beschauen wir nunmehr die Gegend. Sie zeigt eine wunderbare Ähnlichkeit mit der von Jerusalem. Dreimal, so berichtet die Chronik, sei der Graf von Osterberg nach Jerusalem gereist, um die Eindrücke der heiligen Stätten derart fest seinem Geiste einzuprägen, daß es ihm gelänge, die geeignete Stelle für den Bau der Kirche ausfindig zu machen, auf daß man von ihrem Standorte aus ein möglichst getreues Bild der Umgegend von Jerusalem erlangen könne. Ohne Führer, nur von den Berichten der Bibel geleitet, ist es darum nunmehr dem Besucher möglich, eine klare Anschauung von den Pfaden zu gewinnen, welche unser Heiland auf seinem Leidenswege, das Kreuz auf den Schultern, gewandelt ist. In



Die Kirche in Maria Schnee.

Nach einer Original-Photographie von J. Pietzschmann in Landeshut i. Schl.

72 Höhlen finden sich lebensgroße, plastische Nachbildungen hiervon. Die Höhe des Kalvarienberges hinauf aber findet sich ein für die Andachtsübungen der Gläubigen angelegter Kreuzweg. Hier klimmen sie hinan, die Prozessionen, geleitet von dem Priester, und angelangt dort droben, ruhen sie auf den Stufen und dem Rasen, während der diensteifrige Priester den höchsten Punkt inne hat, um nun von hier aus in ergreifenden Worten zu dem versammelten Volke zu reden, die Bedeutung der Prozessionen auszulegen, vor Mißbrauch zu warnen und zu echter Andacht zu begeistern.

Unter diesen Betrachtungen hat sich der Nachmittag genaut. Es ist Zeit, den Heimweg anzutreten. Auf schmalen Waldwegen, Stolzenua streifend, erreicht man nach $1\frac{1}{2}$ stündiger Wanderung Friedrichsgrund mit seiner privilegierten Glashütte, die von dem Gewerbesleiß der Bewohner ein Zeugnis ablegt und nach weiteren $\frac{3}{4}$ Stunden den Ausgangspunkt der Wanderung: Rückers.

Es giebt nichts Herrlicheres als einen Sommeraufenthalt in den Bergen. Es dünkt beinahe, als ob die Größe der Schöpfung in berebteren Worten zu unserer Seele spräche und der Geist Gottes uns allerorten fühlbarer umwehe. Umringt von der Gewalt der Natur, erkennen wir unsere Kleinheit.

Liebliche wie groteske Gegenden durchwandert der Sommergast; bald streift er umher zwischen Getreide- und Wiesenplänen; bald durchwandert er wildromantische Thäler, wie das Hölenthal, den Nesselgrund zwischen Rückers und Altheide, den Friedrichsgrund u. a.

Erleichtert wird dem Sommergäste die Durchstreifung der Landschaften durch die Eisenbahn. Wo es sonst tagelanger Wanderungen bedurfte, um zu einem der zahlreichen Glanzpunkte zu gelangen, braucht man jetzt kaum Stunden, um sich in die paradiesischen Gefilde landschaftlicher Schönheit zu versetzen.

Mit dem Frühzuge ist Ebersdorf (an der Breslau-Mittelwalder Bahnlinie) erreicht und nach einstündigem Marsche der reizvolle Wölfsgrund. Mehr als 20 m stürzt die Wölfsel ihre Wasser hernieder in die Tiefe. Wundersame Regenbogen malen die Sonnenstrahlen in den Wasserstäubchen, welche weithin von dem Falle ausgeworfen werden. Eine Unzahl von Villen, welche in den letzten Jahren erstanden, hat dem Grunde den Reiz der naturwüchsigcn Frische und Ungebundenheit genommen; allenthalben begegnet man den neuesten Pariser Moden. Der unmittelbare Natureindruck wird dadurch gewaltig eingedämmt. Will man sich hinausretten aus dem Lacklederstiefeltum der modernen Touristen, dann suche man die einsamen Pfade auf, welche zu dem Spizberge hinaufführen, den eine Wallfahrtskirche bekrönt. Hier kann man wieder Mensch sein und froh aufjauchzen, wenn man herniederseht in den Gebirgskesseln: Rundum die Höhen im Glanze der Julisonne, drunten die große Zahl der Ortschaften, wie umschlossen von den mächtigen Himmelsstützen, der Bergewelt.

Man könnte die Grafschaft Glatz mit der Insel Rügen vergleichen. Beide stellen sich ja als so isolierte Ländchen dar, daß die Sitten und Gebräuche benachbarter Länder nur sehr schwer in sie Einzug halten konnten; beide werden von einem biederen, treuherzigen Menschenschlage bewohnt, welchen der stete Kampf gegen die Naturhindernisse Kraft und Energie verliehen hat. In beiden Ländchen hängen die Bewohner noch treu an den alten Sitten, deren Gepräge Einfachheit und Bedürfnislosigkeit waren. Zwar hat infolge der Überschwemmung von seiten der Sommerfrischler und Badegäste diese Einfachheit hie und da Schiffbruch gelitten; doch verharret der größte Teil der Bewohner in der Befolgung seiner von Eltern und Ahnen vererbten Sitten.

Wem es vergönnt ist, einige Wochen in den begnadigten Gefilden der Grafschaft Glatz zu verleben, dem erschließt auf seinen Wanderungen jeder Tag eine neue Schönheit. Frischer Geist durchweht Wälder und Auen und hält unmerklich seinen Einzug in die Fibern des von der Jahresarbeit erschlafften Körpers.

O. Kobel.





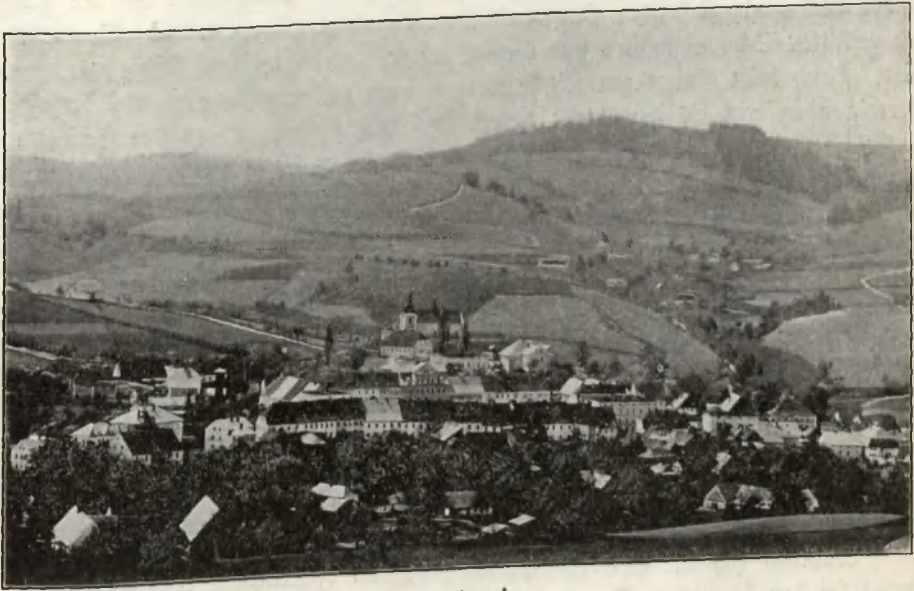
Die Westecke der Grafschaft Glatz.



In der Wasserscheide zwischen dem Oder- und Elbgebiet nach Böhmen zu liegt der Teil des ehemaligen Sunmelsbezirkes, welcher die Westecke der Grafschaft Glatz bildet. Nach den natürlichen Grenzen gehört dieser Landeswinkel zu Böhmen, wie andererseits das Braumauer Ländchen der Grafschaft zugelegt sein sollte. Bis ins siebzehnte Jahrhundert hatte die böhmische Sprache noch in ganzen Bezirke Verbreitung. Das älteste Leuener Stadtbuch und die aus jener Zeit, in einzelnen Dorfschaften vorhandenen Schöppenbücher enthalten zumeist in böhmischer Sprache abgefaßte Verträge. In die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Ortschaften reicht sogar noch heut die Sprachgrenze herüber. Die für unseren ausgeschalteten Landesteil oft gebrauchte Bezeichnung „Böhmischer Winkel“ hat somit zum teil ihre Berechtigung; es ist jedoch ungerechtfertigt, wenn man mit dem „Böhmischen Winkel“ den Begriff des Verächtlichen verknüpfen will. Unsere Berge und Thäler, Felder und Wiesen, unsere Menschen mit ihren Sitten und Gebräuchen sind nicht schlechter als in anderen Gegenden der Grafschaft. „Unbekannter oder fremder Winkel“ wäre eine viel zutreffendere Bezeichnung.

In Lebensweise und Sprache, in Sitten und Gebräuchen finden sich mancherlei Eigentümlichkeiten bei der Bevölkerung, von denen manche mit dem Unterschiede der Nationalität zusammenhängen. In den böhmischen Dörfern trifft man bei den ganz alten Gebäuden eine auffallende Verschwendung von Raum und Holz. Über dem Stubenstock sind noch mehrere Balkenlagen aufgeführt, nicht hoch genug für die Einrichtungen von Wohnzimmern, mit kleinen unregelmäßigen oder auch ganz fehlenden Fenstern, öfters einen einzigen großen Raum einschließend, der als Kammer oder wie ein Schuppen benutzt wird. Die Außen- wie die Innenwände des hölzernen Hauses sind nicht angestrichen; nur die Fugen zwischen den Balken sind mit Mörtel ausgefüllt. An den Giebelseiten befinden sich stets überhängende Dachkappen, und die Giebelsester sind mit zierlich ausgeschnittenen Brettleisten eingerahmt. Die Umgangssprache ist der gewöhnliche Grafschafter Dialekt.

Unter den älteren Bewohnern tschechischer Herkunft giebt es noch solche, die entweder gar kein Deutsch verstehen oder es nur sehr mangelhaft sprechen. Die jüngere böhmische Generation bedient sich meist der hochdeutschen Formen, wie sie in der Schule gelernt worden sind. Die scharfe Artikulation macht den Ausdruck etwas hart, aber doch wohlklingend, besonders da er frei von sprachlichen Verstößen ist. Übrigens ist das von den hiesigen Tschechen gesprochene Böhmisches eine Mundart, die von der modernen böhmischen Schriftsprache, die sie weder lesen noch schreiben können, vielfach abweicht. Eine kleine Sprachensklave bilden die Tassauer mit ihrem Dialekt. Man gebraucht hier mit Vorliebe das *ai* oder *oi*, jedoch möglichst breit ausgesprochen. Männliche Taufnamen erhalten den Appendix „lich“: Fränzlich,



Stadt Lewin.

Nach einer Original-Photographie von Max Mader in Lewin.

Gustlich, Kwarlich, Tönlich, Sefflich. Auffallend ist in einzelnen Ortschaften das zahlreiche Vorkommen desselben Familiennamens. In Brzesowie heißen die meisten Menschen Kurfchatke, Hillmann oder Siegel; in den böhmischen Gemeinden Tcherbeney und Straußeneu sind die Zwickirsch, Kollatschny und Duchatsch vorherrschend; in Schlaney sind viele Langer; Tassau und Tautz haben viele Kastner; Gellenau und Sackisch haben viele Lezel, und der Name Tautz ist in der ganzen Gegend zahlreich vertreten. Für unterscheidende Nebenbezeichnungen sorgt der Volksmund. Man sagt in der gutmütigsten Weise: Boarg-Tautz, Ziega-Tautz, Hober-Kastner, Dragoner-Kastner, Ochja-Kastner, Breckla-Kastner, Wieja-Kastner, Bat-Lezel, der lange Lezel, der „Herr“ Lezel u. s. w. In Tassau läßt man den Zunamen weg und benennt seinen Mann, vom Großvater ausgehend, nur mit den Taufnamen. August Kastner, dessen Vater Karl und dessen Großvater Heinrich hieß, wird Heinrich

Roarla Gustlich genannt. Oder man sagt: Gustliche Tönels Fränzlich oder: Richter (Nichter) Hoansa Sessa Sefflich u. s. w. In der Tracht findet sich außer dem „böhmischen“ Kopfstuch, das sich durch grelle bunte Farben kennzeichnet und vielfach bei den Frauen und Mädchen in den Grenzdörfern beliebt ist, nichts Eigentümliches.

Auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens herrscht bei der Bevölkerung ein guter religiöser Sinn. Bei den Tschechen beider Konfessionen ist der Gottesdienst beziehungsweise die Predigt alternierend deutsch und böhmisch. Die Kirchenlieder werden gleichzeitig böhmisch und deutsch gesungen, je nach der Vorliebe des Einzelnen für die eine oder für die andere Sprache.

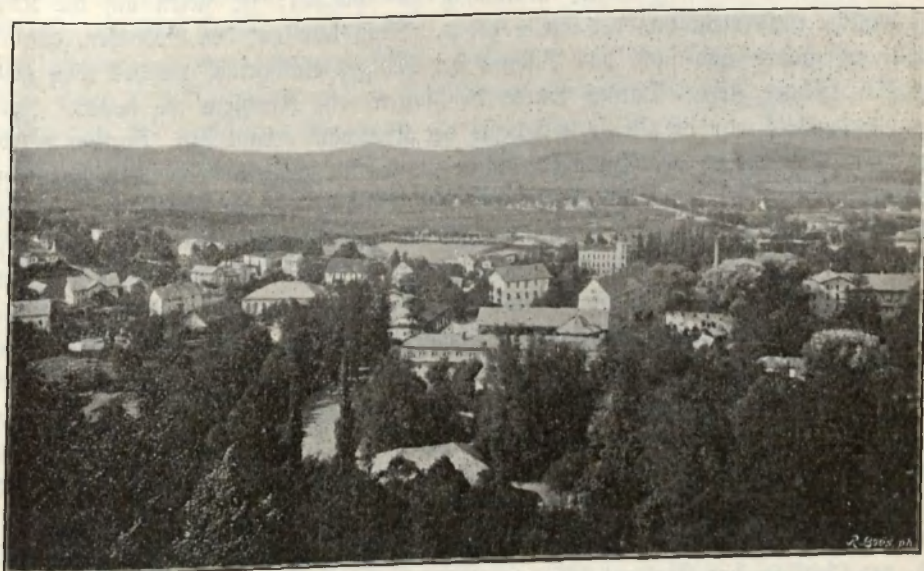
Bei den Beerdigungen der Evangelischen tschechischen Nation versammelt sich die Grabbegleitung meist schon zwei Stunden vorher im Trauerhause um den geöffnet in der Wohnstube stehenden Sarg und singt tschechische Trauerlieder. Der Tisch ist mit gefüllten Schnapsgläsern und Gebäck besetzt, dem dazwischen fleißig zugesprochen wird. Auch beim Gange zur Kirche werden noch Lieder gesungen. Bei katholischen Beerdigungen tritt an die Stelle des Liedes das Gebet. Wenn der Geistliche die Leiche im Trauerhause abholt, wird in der Regel der Sarg vorher geschlossen; vereinzelt kommt es jedoch noch vor, daß auch in diesem Falle die betreffenden Funktionen am offenen Sarge gehalten werden. Bei den Tschechen werden Jünglinge und Jungfrauen meistens von Jungfrauen, Vater und Mutter von den Söhnen oder in Ermangelung derselben von Anverwandten ins Grab gesenkt. Nach der beendigten Begräbnisfeierlichkeit ist bei Deutschen und Tschechen der Gang ins Wirtshaus gleich üblich und wird der Aufenthalt daselbst oft recht weit ausgedehnt. Die Unsitte, nach dem Begräbnis von Jünglingen und Jungfrauen ein Tanzvergnügen zu veranstalten, besteht nicht mehr. Beim Kindtaufen geht man ebenfalls aus der Kirche ins Gasthaus. Ohne Rücksicht auf den Täufling wird wohl erst nach langem Aufenthalte, in angeheiteter Stimmung, vielleicht in der Dunkelheit des Abends und bei inzwischen eingetretenem schlechten Wetter der Heimweg angetreten.

Während sich bei Beerdigungen die kirchliche Feierlichkeit verschieden gestaltet, kommt bei den kirchlichen Trauungen ein solcher Unterschied nur selten zur Geltung. Die Hochzeit des Bauernsohnes ist in ihrem kirchlichen Teile meist ebenso prunklos als die des armen Webers. Dagegen läßt bei einer Bauernhochzeit der Aufwand beim Hochzeitschmause, soweit es die Menge betrifft, nichts zu wünschen übrig. — Obschon man in den sogenannten „besseren“ tschechischen Häusern eine tadellose Sauberkeit antreffen kann, stehen doch im allgemeinen in dieser Beziehung die Tschechen den Deutschen nach. Die Ordnung im Gehöft oder in der Umgebung des Hauses verrät in der Regel einen Deutschen und nicht einen böhmischen Besitzer. Damit im Zusammenhange steht die Nachlässigkeit der Tschechen in der Kleidung bei der häuslichen Arbeit. Am Webstuhl und bei den landwirtschaftlichen Arbeiten trifft man nicht selten entblößte Weiber und Männer. Eine bescheidene Wohlhabenheit findet sich unter der Bevölkerung nur in einzelnen Fällen; reich in der zeitentsprechenden Bedeutung des Wortes ist kaum jemand, arm sind die meisten.

Nach der letzten Volkszählung leben in der Grafschafter Westecke 10509 Bewohner. Etwa 3000 Personen der Bevölkerung sind tschechischer Herkunft. Dieselben wohnen

hauptsächlich in den Ortschaften Tscherbeneh, Straußeneh, Schlaneh, Jakobowitz und Cudowa. Die jüngere tschechische Generation beherrscht durchweg in Wort und Schrift das Deutsche; jedoch spricht im Verkehr unter sich Jung und Alt mit Vorliebe böhmisch. Die dauernde Erhaltung des Tschechentums in den genannten Gemeinden wurde von jeher durch den Umstand begünstigt, daß die Männer zumeist ihre Frauen aus den stockböhmischen Ortschaften jenseits der Grenze wählen. Daher kommt es, daß stets die Mehrzahl der heranwachsenden Kinder beim Eintritt in die Schule nur böhmisch sprechen kann, trotzdem der Vater der deutschen Sprache recht gut mächtig ist.

Die Bevölkerung ist überwiegend katholisch und bildet die beiden Pfarrgemeinden Lewin und Tscherbeneh. Während der ganze übrige Teil der Grafschaft Glaz seit



Bad Cudowa.

Nach einer Original-Photographie von Max Mader in Lewin.

den ältesten Zeiten in kirchlicher Hinsicht ein eigenes Dekanat bildete, gehörte die Westecke, entsprechend der geographischen Lage, zum Dekanat von Dobruška, beziehungsweise zu dem von Neustadt in Böhmen. Die Pfarrkirche von Lewin findet sich erst seit 1558 unter den Pfarrkirchen des Glazer Dekanats. Die schon im 14. Jahrhundert bestehende Pfarrkirche in Tscherbeneh hatte in der Zeit der hussitischen Unruhen ihre Selbständigkeit verloren und wurde eine Tochterkirche benachbarter Pfarreien. So gehörte sie seit Mitte des 16. Jahrhunderts zur Pfarrkirche von Lewin, und von 1620 ab war sie eine Kommende des Dekanats von Neustadt an der Mettau. Als im Jahre 1664 bei der Errichtung des Bistums Königgrätz die Grafschaft Glaz als ein Dekanat mit dem Erzbistum Prag vereinigt blieb, kam die Kirche zu Tscherbeneh mit ihrer Mutterkirche zu Neustadt zu dem neuen Bistum. Im Jahre 1738 wieder zu einer selbständigen Pfarrei erhoben, blieb sie aber, zum Dekanat Neustadt gehörend, bei dem Bistum Königgrätz. Erst 1765 wurde die Pfarrei von Tscherbeneh dem

Dekanat Glas und somit dem Erzbistum Prag einverleibt. Die beiden Grenzdörfer Schlaney und Brzesowie, die nach Nachod eingepfarrt waren, sind erst 1780 der Kirche zu Tšerbeney überwiesen worden.*) Das am dortigen Kirchhof erbaute Beinhaus erscheint sowohl durch die Menge als auch durch die Anordnung der darin aufbewahrten menschlichen Überreste als eine eigentümliche Merkwürdigkeit.

Zur Pfarrkirche in Lewin gehören die Filiale in Sackisch und einige Kapellen. Die gegenwärtige Filialkirche in Sackisch wurde 1678 erbaut. Früher stand an derselben Stelle ein kleines hölzernes Kirchlein. Über den Ursprung desselben hat der Lewiner Pfarrer Hanke (1624—1653) folgende „alte Tradition“ niedergeschrieben. „Als einst an dem Orte, wo jetzt das hölzerne Kirchlein steht, geackert wurde, haben wiederholt die Pferde angefangen, übermäßig zu schwitzen; sie fielen auf die Knie und wollten nicht mehr von der Stelle gehen. Man kam auf den Gedanken, an der Stelle zu graben und fand das Bildnis der heiligen Katharina, welches noch heut auf dem Altare steht. Darauf wurde beschlossen, ein Kirchlein zu bauen. Zum Bauplatz wählte man die Stelle, wo heute der Kretscham erbaut ist. Dorthin wurde das Holz angefahren; aber zu wiederholten Malen ist dasselbe vom Kretschamberge hinweg und von selbst auf die Stelle, wo das Bildnis aufgefunden wurde, auf geheimnisvolle Weise gebracht worden. Deshalb erbaute man die Kirche an dieser Stelle. Vor Zeiten sind zu derselben zahlreiche Wallfahrten aus Böhmen unternommen worden, und den Altar sollen Königräzer beschafft haben. Ob schon früher an dem Orte, wo man das Bildnis fand, eine Kirche gestanden hat, die in Kriegzeiten zerstört wurde, wobei aber das Bildnis verschont blieb, oder auf welche Weise sonst dasselbe an den Ort gekommen ist, das ist, schreibt Hanke, Gott im Himmel am besten bekannt.“**) Von den Kapellen im Lewiner Kirchspiel ist die Johanneskapelle die ansehnlichste. Sie hat, etwa 1 km von der Stadt entfernt, eine reizende Lage und wurde in den Jahren 1727—1730 von dem Mühlenbesitzer David Walke in Jauernig erbaut und mit einem kleinen Kapitale fundiert. Das kleine Kirchlein ist der Liebling der Kirchgemeinde, weshalb auch die vor einigen Jahren zu dem äußerst notwendig gewordenen Reparaturbau von Turm, Dach und Fenstern veranstalteten Sammlungen willige Hände fanden.

Die Kapelle in der Nähe des Gelsenauer Schlosses erbaute in den Jahren 1695—97 der damalige Gutsherr Johann Heinrich von Alten in Dankbarkeit für die Rettung aus einer Lebensgefahr, herbeigeführt durch seine scheu gewordenen Pferde. — Die kleine Kapelle in Jauernig hat keine Bestimmung für gottesdienstliche Handlungen. Sie wurde 1714 durch den schon genannten Müller David Walke erbaut. Die Erhaltung derselben ist später durch ein Legat von einer Bewohnerin des Dorfes in hinreichender Weise gesichert worden. Eine noch kleinere Kapelle steht in der Nähe der Stadt am Wege nach Tassau. Über den Ursprung derselben existiert folgende Nachricht. Als im Jahre 1680 auch in Lewin die Pest ausbrach, erfolgten die ersten Erkrankungen und Todesfälle in dem Gehöft des Vorwerkbesizers Režina, dessen Bruder in Wien ein Opfer der Seuche geworden war. Durch den hierher übersandten

*) Bach, Kirchengeschichte der Grafschaft Glas. **) Lewiner Pfarrarchiv.

Nachlaß des Verstorbenen war der Ansteckungsstoff eingeführt worden. Regina und seine Frau thaten das Gelübde, auf ihrer Besizung eine Kapelle zu erbauen und die dazu erforderlichen Steine eigenhändig zusammen zu tragen, wenn sie von der Krankheit verschont bleiben sollten. Vor einigen Jahren wurde das schon baufällig gewordene Kirchlein durch einen Blitz stark beschädigt, jedoch vom gegenwärtigen Besizer wieder hergestellt.

Die zur Parochie Tscherbeneh gehörige Begräbniskirche in Brzesowice wurde im Jahre 1714 von Georg Vaudisch, einem reichen Leinwandhändler des Ortes, erbaut. Zu dem Ableben des frommen Wohlthäters hat sich eine seltsame Überlieferung erhalten. Vaudisch saß eines Nachmittags im besten Wohlsein in seiner Wohnung und blies dicke Wolken aus seiner Pfeife. Da tritt der ihm befreundete Dechant von Nachod mit dem Hochwürdigsten und in Begleitung des Mesners in die Stube. Die Überraschung war eine gegenseitige, besonders als der Dechant erklärte, durch einen Boten bestellt worden zu sein, den schwer erkrankten Vaudisch mit den Sterbesakramenten zu versehen. Der ganz gesunde Mann läßt sich auf Zureden des Dechanten veranlassen, die Sakramente nach kurzer Vorbereitung zu empfangen. Der Pfarrer von Nachod hatte seinen Rückweg noch nicht zurückgelegt, so war Vaudisch eine Leiche. Ein Schlaganfall hatte ihn getödet. — Seit einigen Jahren ist in Schlaney von dortigen Bewohnern an hochgelegener Stelle am Waldesaum eine Kapelle erbaut worden, die als Wallfahrtsstätte in den Sommermonaten zahlreich besucht wird. Den Anlaß dazu bot eine in der Nähe befindliche Quelle, der nach unverbürgten Nachrichten einst heilkräftige Wirkungen zugeschrieben wurden.

Von den glazischen Sagen haben einige ihren Schauplatz in der Westecke. Sie mögen hier folgen.

Der Spielhübel.

Im Dorfe Zauernig bei Lewin lebten einige Männer, welche von Kindheit auf eng befreundet waren. Das Zeichen oder das Band ihrer Freundschaft war gemeinschaftliches Kartenspiel, so oft sie über einige Stunden freier Zeit verfügten. Als ihnen wegen der Sorge um die eigenen Familien während der Woche nicht mehr Zeit genug zu Gebote stand, opferten sie den Sonntag dem Spiele. Um aber ungestört bei ihrer zur Leidenschaft gewordenen Lieblingsbeschäftigung zu sein, trieben sie dieselbe nicht in ihren Wohnungen, sondern, so bald es nur das Wetter erlaubte, hinter Strauchwerk und Gebüsch auf dem Scheitel des Berges, der zwischen dem unteren Ende des Dorfes und der am Wege nach Ruttel belegenen Johanneskapelle sich erhebt. Hier schauten sie durch viele Jahre die Kirchgänger in eifriger Beschäftigung. Als die Spieler gestorben waren, fanden sie keine Ruhe im Grabe sondern mußten zur Strafe angesichts derer, welchen sie bei Lebzeiten Argerniß durch ihre Sonntagschändung gegeben hatten, jeden Gottestag aufs neue am gewohnten Plage spielen. Das Volk nennt deshalb den Berg den Spielhübel.

Die Erbauung der Johanneskapelle bei Lewin.

Vor Zeiten lebte ein Weib, das als Hexe verrufen war. Rotes Haar machte sie schon von weitem kenntlich; in der Nähe aber sah man auch, daß sie rote Augen und einen so teuflischen Gesichtsausdruck hatte, daß man ihr unwillkürlich auswich. Sie stand offenbar mit dem Gottseibeiuns in Verbindung; denn sonst hätte sie nicht die Gewalt gehabt, den Leuten die Felder unfruchtbar zu machen und das Vieh sterben zu lassen. Kam sie mit irgend einem Anliegen zu einem Nachbar oder Mitbürger, dann erhielt sie sicherlich, was sie forderte, damit sie nur nicht böse würde und Schaden anrichtete. Endlich war man ihres nichtswürdigen Treibens müde, ergriff sie, verurteilte sie zum Feuertode, lud sie auf einen Wagen und fuhr sie zu dem auf einem Kreuzwege errichteten Scheiterhaufen hinaus. Schon von den Flammen umzingelt, rief sie, mit der Hand auf ein kleines, altes, hölzernes Haus deutend: „Dies ist das festeste Haus.“ Darüber wunderten sich die Leute natürlich und gingen, nachdem das Feuer seine Wirkung gethan und den Leib des Weibes in Asche verwandelt hatte, sofort zu dem Eigentümer jenes Häuschens, um von ihm zu erfahren, welchen Grund die Gerichtete zu ihrem Ausspruche gehabt habe. Der Mann entgegnete: „Ich habe nichts zu meinem Schutze, als geweihtes Wasser, das ich fleißig im Vertrauen auf Gottes Macht benütze. Gegen dieses Mittel kann keine Hexe und kein Teufel etwas ausrichten und mir schaden.“

Seit der beschriebenen Hinrichtung trieb an der Stelle, wo der Scheiterhaufen gestanden hatte, ein Gespenst seinen Spuk. Um dieses zu beruhigen oder, wenn es der Ruhe nicht würdig sei, zu vertreiben, grub der Besitzer des benachbarten Grundstücks den Platz um, ließ ihn einweihen und baute darauf eine hölzerne Kapelle, die er der Obhut des heiligen Johannes von Nepomuk empfahl. Später wurde das hölzerne Kirchlein durch ein größeres, steinernes ersetzt.

Der Teufelsstein im Tischerbeneyer Thale.

Da, wo jetzt der Teufelsstein sich erhebt, stand vor uralten Zeiten ein Wirtshaus, dessen Besitzer keinen sonderlichen Respekt vor göttlichen und weltlichen Gesetzen hatte, vielmehr lediglich auf das sah, was seine Taschen füllte. Diesen Zweck zu erreichen, gestattete er seinen Gästen manches, was ein anderer nicht gestattet haben würde. Das ging schon eine Zeit lang; da kam Pfingsten. Wunderbar schön war der Morgen, kein Lüftchen regte sich. Melodisch klang das Geläut der Kirchenglocken im Thale herauf, die Gläubigen zum Dienste des Höchsten zu rufen. Knaben und Greise, Mädchen und Matronen leisteten dem Rufe Folge und zogen hinab zum Gotteshause; nur eine Schar junger Männer schloß sich nicht an; sie hatten sich zusammengefunden, um an Pfingsten einem anderen Geiste, als dem heiligen, zu huldigen. Sie wollten zechen und spielen während des Gottesdienstes; ihre Kirche sollte das Wirtshaus sein. Bald waren sie denn auch mitten in der Arbeit. Die Würfel klapperten, und rollten auf dem Tische hin und machten ein solches Geräusch

und fesselten die Aufmerksamkeit in solchem Maße, daß niemand das Hereintreten eines neuen Gastes bemerkt hatte. Seiner Kleidung nach mußte dieser ein Jägerbursche sein. Wollte er die heitere Gesellschaft nicht stören, oder meinte er mit seiner mürrischen Gefinnung nicht in dieselbe zu passen? Kurz und gut, er setzte sich an einen entfernten Tisch und hing seinen Gedanken nach. Lange aber ging dies nicht. Wenn er sich auch um die jungen Burschen nicht kümmerte, so kümmerten sich diese um ihn, nachdem sie ihn erst bemerkt hatten und luden ihn ein, am Spiele teil zu nehmen; denn die dadurch gebotene Zerstreuung sei das beste Mittel gegen Grillen. Anfangs hatten die Aufforderungen keinen Erfolg; doch nach und nach ließ sich der Sohn Nimrods zu einem Näherücken, auch zu einem Versuche des Spielglücks bewegen, letzteres allerdings ohne günstiges Ergebnis; doch entmutigte ihn dies nicht, sondern schien im Gegenteile gerade einen eigentümlichen Reiz auf den Anfänger auszuüben; wenigstens wurde er immer eifriger und hitziger im Einsetzen und Würfeln, und in der That gelang es ihm auch nach kurzer Zeit, das Glück an seine Hand zu ketten.

Je mehr er aber gewann, um so mißmutiger wurden die Spielgenossen. Das verlorene Geld, die berauschenden Getränke, die von Minute zu Minute sich mehr erhitzende Leidenschaft legten ihnen Worte in den Mund, welche jeden anderen scharf verletzt haben würden — nur den Jäger nicht; höhnisch lächelnd bewahrte er eine eisige Ruhe. Plötzlich springt einer der Burschen auf; er hat bemerkt, wie der unheimliche Gewinner den Würfel mittels einer raschen Handbewegung gewendet. Falscher Spieler! ruft er dem Jäger entgegen; eine allgemeine Erhebung, ein rasender Tumult folgt. Schelten, Fluchen, Ergreifen der Stühle, um sie als Waffen zu gebrauchen, ist das Werk eines Augenblickes. Rasch zieht sich der Fremde nach der Thür zurück; aber ehe er sie erreicht, ist er gefaßt; ein Stuhl, über seinem Haupte drohend geschwungen, faust hernieder, — da ertönt ein furchtbarer Donner Schlag, und das Haus mit seinen Gästen ist verschwunden. An seiner Stelle steht seitdem ein großer Stein — der Teufelsstein — nach dem Namen des falschen Spielers genannt.

Die Heuschener-Jungfrau.

In der Heuschener, die ursprünglich ein Schloß war, hat eine Jungfrau ihren Aufenthalt. Sie näht an einem Hemde und macht daran nur alle Jahre während der Christnacht einen Stich. Wenn sie das Hemd fertig haben wird, dann ist das Ende der Welt gekommen. Bereits ist sie, wie ein Jüngling sah, der verwegen genug war, in den Zauberpalast einzudringen, am letzten Armel.

Die Hummelfrau.

Einmal lebte in Marbotin, einem Dörfchen nicht weit von Hummel, ein armer, aber braver Holzmacher. Trotz alles Fleißes, trotz der nie ermüdenden Mithilfe seines Weibes wollte die Not aus seiner Familie nicht weichen. Darum lastete der Kummer um die Zukunft schwer auf ihm und raubte ihm oft den Schlaf. Nur die harte

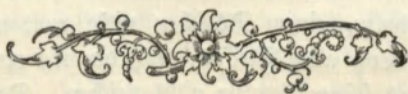
Arbeit gab ihm Zerstreuung und stärkte seinen Lebensmut. Einmal traf ihn schon die Mitternachtsstunde hackend und sägend in der Nähe des Hummelberges. Da horch! was ist das? es knistert so eigentümlich und raschelt, es kommt näher und näher! Jetzt kann er's erkennen, — eine bleiche Frau ist es mit aufgelöstem, schwarzem Haare; ihre Kleidung ist ein langes, weißes Gewand, auf dem frische Blutspuren sich zeigen; in ihrer Hand trägt sie einen Dolch und einen Bund Schlüssel. „Fürchte dich nicht“, ruft sie dem Erschrockenen zu, „sondern erbarme dich meiner! Dort oben, wo jetzt noch die Trümmer stehen, ermordete ich einst mit diesem Dolche meinen Gemahl und öffnete mit diesen Schlüsseln den Kerker meines Buhlen, um mich mit ihm zu verbinden. Durch ein Verbrechen wurde der neue Ehebund geschlossen, durch ein Verbrechen gelöst. Die Hand dessen, für den ich zur Mörderin geworden war, tötete mich. Zur Strafe wohne ich jetzt schon hundert Jahre unter jenen Ruinen. Habe Erbarmen, erlöse mich!“

Von Mitleid gerührt war der Holzmacher bereit, der Bitte zu willfahren und fragte, was er zu thun habe. Die Antwort lautete: „Sei morgen zu dieser Stunde hier an derselben Stelle! Ich werde dir wieder erscheinen, aber nicht wie heute, sondern in Gestalt einer mächtigen, feuerspeienden Schlange. Ich werde dich umtoben, dir aber nicht schaden; denn dazu habe ich keine Gewalt. Dann entreiß meinem Rachen diesen Schlüsselbund und töte mich mit diesem Dolche. Gelingt es dir, so bin ich erlöst; sonst muß ich weitere hundert Jahre leiden.“ Hierauf ließ die Frau den Dolch fallen und verschwand.

In der nächsten Nacht um die zwölfte Stunde war der Holzmacher an dem bestimmten Orte. Arbeiten konnte er nicht, weil die Erwartung dessen, was sich ereignen sollte, zu groß war. Den Dolch hielt er in der Hand. Da braust's und zischt's und tobt's! Eine Schlange, riesengroß, feuersprühend, wälzt sich in mächtigen Bogen heran. Furcht befällt ihn, aber der armen Büßerin sich erinnernd, wirft er sich rasch entschlossen dem Ungeheuer entgegen und stößt ihm den Dolch in den Rachen. Nochmals bäumt es sich auf, aber ein wuchtiger Schlag mit der Art streckt es tot zu Boden. Kaum hat er mit starker Hand den Schlüsselbund dem Tiere entrißen, als eine Flamme aus diesem herausschlägt und es vollständig verzehrt. Ein weißes Täubchen schwingt sich höher und höher über das Hummelchloß dem Himmel zu. Die Seele der Hummelfrau ist erlöst und geht zur Ruhe ein.

Da rollt und kracht es im Innern des Berges; ein weiter Spalt öffnet sich und läßt einen Raum erblicken, der voll ist von Kisten und Kasten. Der Holzhacker wagt den Eintritt, öffnet mit den eroberten Schlüsseln die Kasten, nimmt und trägt von den darin liegenden Edelsteinen und kostbaren Metallen so viel heim, als seine Kraft gestattet. Die Not ist vorüber, das Leben sorgenfrei.

W. Mader.





Schlesiens Heilquellen.



Das neunzehnte Jahrhundert, das seinem Ende entgegeneilt, wird in späteren Zeiten als ein Merkstein gewaltiger Entwicklung des menschlichen Geistes erscheinen, so sehr haben sich in ihm die Lebens- und Verkehrsverhältnisse umgestaltet. Früher als unüberwindlich angesehene Hindernisse werden spielend bezwungen; Raum und Zeit haben auf dieser Erde kaum noch Bedeutung. Was wird noch alles werden, das bisher als unmöglich angesehen worden ist! Wohl mögen wir uns freuen und stolz sein auf all' die Errungenschaften der neuesten Zeit, von denen noch unsere Großväter sich nichts träumen ließen, aber diese Medaille hat auch ihre Rehrseite. Wo Großes geschaffen wird, da ist auch notwendiger Weise ein großer Verbrauch an Material, und das wichtigste von allem Material ist der Mensch. In dem ununterbrochenen, gewaltigen Getriebe der Jetztzeit schafft er zwar die bewegende Kraft; aber er opfert dafür auch einen Teil seiner Selbst. Körper und Geist werden fortdauernd in einer Weise eingesetzt und verbraucht, wie früher nur die bewegtesten Zeiten es forderten. Beide Geschlechter, jedes Lebensalter, jeder Stand zahlt seinen Tribut. Schon das Kind wird, kaum der Wärterin entwachsen, vorwärts getrieben; was früher im besten Falle bis zum endgültigen Eintritt in einen einfachen Lebensberuf verlangt wurde, muß jetzt nach einigen Jahren erreicht sein. Und so geht es fort während des ganzen Lebens. Wer nur leidlich vorwärts kommen will, muß alle Kräfte anspannen. Wie kann es da Wunder nehmen, wenn sich in jedem Lebensalter Unzulänglichkeiten zeigen, und wenn diese sich gerade in den Gesellschaftskreisen am meisten finden, welche durch ihre geistige Arbeit diesem Jahrhundert den Stempel aufgedrückt haben. Schon früh in der Schule bilden sich die Folgen der einseitigen, geistigen Arbeit und Überanstrengung, der unzulänglichen, körperlichen Bethätigung, des langen, gesundheitschädlichen Aufenthaltes in den Schulzimmern aus. Mangel an Appetit, Blässe der Haut, Kopfschmerz, Schlafsucht oder Mangel an Schlaf und,

dadurch bedingt, verminderte geistige Leistungsfähigkeit sind die Zustände, die mehr oder weniger jedes Schulkind in der Stadt durchzumachen hat. Ruhe ist unter diesen Umständen das einzige Heilmittel; aber das wird dem bedauernswerten Kinde außerhalb der Ferien selten zu teil. Es muß weiter arbeiten auch über sein Vermögen; denn das Schulpensum und die Disziplin in der Schule wie im Elternhause verlangen es. Das Ergebnis ist leicht zu übersehen: mangelhaft entwickelter, für Krankheiten anfälliger Körper, empfindliches Nervensystem. Und so ausgestattet, tritt der Mensch ins Leben und soll den harten Kampf, der ihm bevorsteht, aufnehmen und außerdem für ein widerstandsfähiges Geschlecht sorgen, das diesen Kampf fortzuführen bestimmt ist. Es kommen die hohen Anforderungen in der Berufsthätigkeit, welche nicht selten das individuelle Maß der Kräfte übersteigen; es kommen die Aufgaben der Geselligkeit, welche dem Einzelnen aus seiner Lebensstellung erwachsen, oder welche er freiwillig auf sich nimmt. So wirkungsvoll auch ein seltenes Fest der Auffrischung dienen mag, häufig oder gar täglich genossen, müssen die Feste den Rest der von der Arbeit gebliebenen Kräfte aufzehren. Damit hat sich die Notwendigkeit einer regelmäßigen Ausspannung in den Kreisen der vorwiegend geistig Arbeitenden herausgestellt, und diese darf nicht gar zu häufig unterlassen werden, wenn nicht dauernder Schaden an der geistigen und körperlichen Gesundheit entstehen soll.

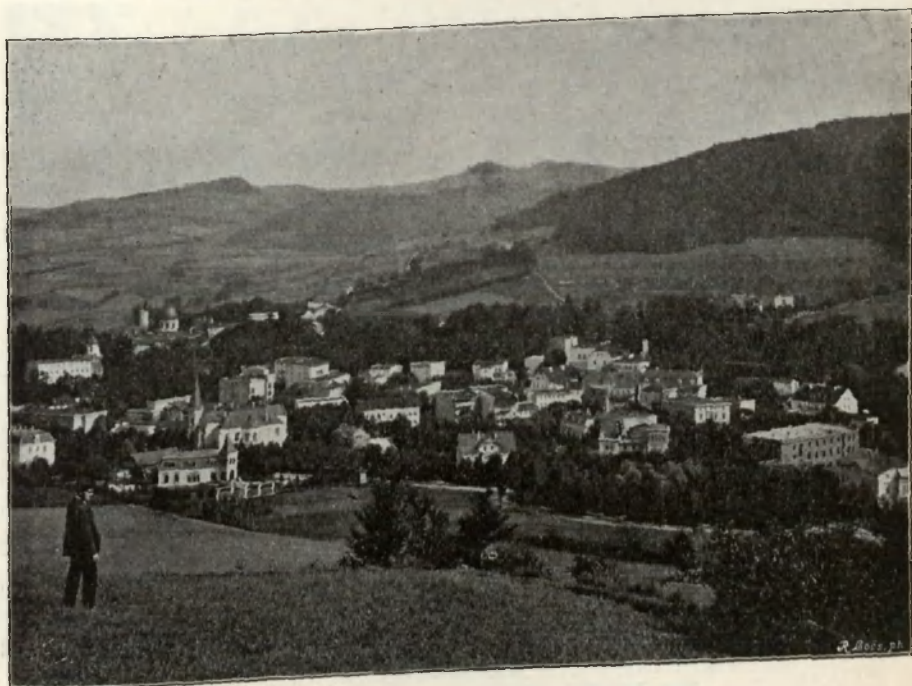
Aber wohin, ertönt so vielfach die Frage, soll man gehen, um Kräfte zu sammeln? Hinaus aus dem Getümmel der Städte, aus den staubigen Straßen und den engen Wohnungen in die frische, freie Luft! Der Wald, das Meer und namentlich die Berge bieten Gelegenheit, um die Körper von allen aufgehäuften Schlacken zu befreien, die Glieder zu kräftigen, die Stimmung zu heben. Wer nicht ernstlich krank ist, kehrt von dort thatkräftig an seinen Arbeitsplatz zurück und mag dann sein Leben führen wie sonst, bis er im nächsten Jahre sehnüchlich ausschaut nach dem Plage, wo er früher Erholung gefunden. Schlesiens Berge haben Raum für viele, die müde geworden sind; aber sie bieten auch reichlich Gelegenheit zur Besserung und Heilung von mancherlei körperlichen Schäden und Gebrechen, die das vielgeplagte Menschenkind getroffen haben.

An der Grenze der Berge, welche die schöne Provinz umfassen, und in ihnen selbst zieht sich ein so dichter Kranz von wirksamen Bädern hin, daß im Einzelfalle die Auswahl fast schwer werden kann. Indes, von den vierzehn Bädern, welche an dieser Stelle Erwähnung finden sollen, haben alle ihre Verherrlicher gefunden, und keines ist unter ihnen, welches nicht dem steigenden Bedürfnis entsprechend von Jahr zu Jahr mehr in Anspruch genommen wäre.

Goczałkowiz. — **Königsdorf-Jastrzemb.** Diese beiden Bäder liegen in dem hügeligen Gelände unweit der österreichischen Grenze, im Anstiz der Beskiden, etwa 266 m über dem Meere. Es sind kräftige Jod und Brom enthaltende Salzquellen, welche zu Bädern und Trinkkuren verwendet werden. Der Überschuss wird eingedampft und verschickt. Es sind allerhand Krankheitsablagerungen, mit denen man hier aufzuräumen bestrebt ist. Entzündungsreste, die nicht weichen wollen, skrophulöse, gichtische, rheumatische Ablagerungen, Schwellungen in den Unterleibsorganen, Schmerzen in den verschiedenen Nervengebieten u., das sind die Leiden, welche in diesen Bädern zweckmäßig behandelt werden.

Trebnitz. 22,5 km nördlich von Breslau liegt inmitten der Ausläufer des uralisch-carpathischen Landrückens, der im Volksmunde das Ratzengebirge heißt, die Kreisstadt Trebnitz. Das zu ihr gehörige Hedwigsbad bietet in seinen Moorbädern Gelegenheit, alter rheumatischer Beschwerden und sonstiger hartnäckiger Schmerzzustände Herr zu werden und in seiner Wasserheilanstalt die Mittel, übergroße Empfindlichkeit der Haut gegen Witterungseinflüsse, sowie allgemeine Schwachezustände zu beseitigen.

Landeck. In einer Höhe von 450 m über dem Meere, geschützt gegen Nordwesten, Norden und Osten durch überragende Höhenzüge, umgeben von herrlichen



Bad Landeck.

Nach einer Original-Photographie von F. Pletschmann in Landeshut i. Schl.

Waldungen, eignet sich das in der Grafschaft Glatz gelegene Landeck ganz besonders zu einem Sommeraufenthalt für geschwächte Naturen, welche mit Resten von überstandenen, entzündlichen Krankheiten, oder wegen mangelnder Blutbildung und katarhalischer Zustände der verschiedensten Schleimhäute sich nicht erholen können. Auch gichtische bezw. rheumatische Beschwerden werden hier mit Erfolg behandelt.

Man rechnet die Quellen Landecks in Rücksicht auf den Gehalt an mineralischen Bestandteilen einerseits zu den Wildbädern; andernteils aber bildet es wegen seines geringes Gehaltes an Schwefelwasserstoff den Übergang zu den Schwefelthermen. Die Temperatur der einzelnen Quellen schwankt zwischen 20 bis 29 Grad Celsius.

Für die Ausnutzung des reichlich zufließenden Mineralwassers ist durch umfangreiche, zum Teil künstlerisch schön gestaltete Badeeinrichtungen gesorgt, in denen

sowohl Bannen- wie Bassinbäder dargeboten werden. Sonst werden die Quellen zum Trinken, zum Gurgeln und zum Douchen benutzt. Im übrigen findet sich Gelegenheit zu Moorbädern und zur Ausföhrung von Terrainkuren.

Alt-Heide in der Grafschaft empfiehlt sich wegen seiner Lage in etwa 400 m über dem Meere, seiner schönen Umgebung und reinen Luft ebensowohl zu einem angenehmen Aufenthalt für Sommerfrischler, wie es Kranken mit mangelhafter Blutbildung, mit Störungen der Entwicklung, mit Ablagerungen in Drüsen und Lungen, mit rheumatischen und gichtischen Beschwerden in seinen Eisenwässern und Moor-



Bad Reinerz.

Nach einer Original-Photographie von E. van Delden-Breslau.

bädern und in den verschiedensten Einrichtungen für Anwendung des gewöhnlichen Wassers die Möglichkeit schafft, wieder zu Kräften zu kommen.

Langenau liegt in einer Höhe von 357 m in einem freundlichen, geschützten Thale der Neiße in der Grafschaft Glatz. Die Quellen führen verhältnismäßig große Mengen von Eisen in Lösung. Außer diesen, welche zum Baden und Trinken verwendet werden, sind Moor- und einfache Wasserbäder in Bannen und im Bassin und auch Dampfbäder zu haben. Die Kranken, von denen Langenau aufgesucht wird, leiden an ähnlichen Beschwerden wie die, welche nach Alt-Heide gehen.

Eudowa ist weitaus das besuchteste der Eisenbäder in der Grafschaft Glatz. Es liegt bei einer Höhe von 388 m über dem Meere in einem weiten Hochthale, das gegen Norden und Osten durch überragende Züge des Heuscheuergebirges gegen heftige Stürme geschützt ist. Das Klima ist mild und doch kräftigend.

Die Quellen sind sogenannte alkalische Sauerlinge, d. h. sie haben das Eisen neben doppeltkohlensaurem Natron in Lösung infolge reichlichen Gehalts an Kohlensäure; sie führen außerdem etwas arsenige Säure und die kürzlich entdeckte Gottholdquelle auch Lithion. Wegen der leichten Verdaulichkeit dieser Eisenwässer finden sie ausgedehnte Anwendung auch bei empfindlichem Magen und werden gebraucht in allen möglichen Schwächezuständen, bei denen der Mangel an Blut ein hervorstechendes Merkmal ist. Für die Gottholdquelle wird eine fast spezifische Wirkung bei Magen- und Blasenstörungen in Anspruch genommen. Außer den herrlich perlenden Mineralwasserbädern sind auch Einrichtungen für Kuren mit Moor vorhanden.



Charlottenbrunn.

Nach einer Original-Photographie von F. Pietschmann in Landesgut i. Schl.

Reinerz. Bei einer Seehöhe von 568 m in einem Thale der Weistritz in der Grafschaft Glaz, umgeben von hohen, mit Nadelholz bestandenen Bergen, ist Reinerz ein hervorragend günstiger Kurort für den Aufenthalt von Kranken, deren Athmungsorgane nicht in Ordnung sind. Sie können sich in mild anregender, reiner Luft bewegen; es wird ihnen in den alkalisch-erdigen Eisensäuerlingen ein zweckentsprechendes Medikament geboten, das die örtlichen und allgemeinen Schwächezustände zu beseitigen im Stande ist, und begründet durch große Erfahrung steht ihnen sachgemäßer ärztlicher Rat zur Seite.

Charlottenbrunn ist ein Marktflecken des Kreises Waldenburg, der in einer Höhe von 469 m über dem Meere in einem freundlichen, von der Weistritz durchströmten, nach Süd-Süd-Osten offenen, vor rauhen Winden geschützten Thale

gelegen ist. Umgeben von würzigen Nadelholzwäldern eignet es sich für Schwache und Kranke, für die der Aufenthalt in reiner, milder Luft wesentliche Vorbedingung zur Herstellung der Kräfte ist. Der Gebrauch eines alkalischen Sauerlings, der getrunken und zum Baden benutzt wird, kann diese Zwecke nur fördern.

Görbersdorf. In einer Höhe von 561 m über dem Meeresspiegel, kranzförmig umgeben von bewaldeten Gipfeln des preussisch-schlesischen Riesengebirges, liegt Görbersdorf mit seinen Anstalten für Lungenleidende, wo sie nach den von Dr. Brehmer aufgestellten Grundsätzen behandelt werden. Unausgesetzter Aufenthalt in freier Luft, Erregung der Haut durch wechselvolle Einwirkung des Wassers, zweckmäßige Diät, das sind die hauptsächlichlichen allgemeinen Mittel, mit denen man in Görbersdorf dem Erbfeinde des Menschengeschlechts, der chronischen Lungenerkrankung, erfolgreich zu Leibe geht.



Warmbrunn.

Salzbrunn ist ein vielbesuchter Badeort in einem fast ganz geschlossenen Thale des Hochwaldgebirges, das sich 407 m über dem Meeresspiegel erhebt. Es ist nach allen Seiten vor rauhen Winden geschützt und hat deshalb im ganzen ein mildes Klima. Katarthaltische und chronisch entzündliche Erkrankungen der Luftwege, Störungen der Verdauungsorgane, rheumatische und gichtische Schwellungen, Zuckerruhr, Nieren- und Blasenleiden u. s. w., das sind die Leiden, welche alljährlich in großer Zahl in Salzbrunn zusammenströmen. In erster Linie ist es der Oberbrunnen, welcher den Ruf des Bades begründet hat. In neuerer Zeit ist aber auch die Kronenquelle in Aufnahme gekommen, die sowohl im Badeorte selbst verwendet, als auch, wie der Oberbrunnen, weit und breit verschickt wird.

Warmbrunn liegt im Hirschberger Thale am Fuße des Riesengebirges 346 m über dem Meere.

Die Wärme der verschiedenen Quellen erhebt sich weit über die Temperatur des gewöhnlichen Wassers, denn sie schwankt zwischen 25 und 43 Grad Celsius. Die Quellen gehören zu den lauen bezw. warmen Wildbädern, da der geringe Gehalt an Schwefelwasserstoff wie in den Landecker Wässern nicht so erheblich ist, daß Warmbrunn zu den eigentlichen Schwefelquellen gerechnet werden könnte. Man badet in Bässins und in Bannen und verwendet die Bäder gegen Rheumatismus, Gicht, Folgen von Verletzungen, Lähmungen und schmerzhaften Leiden verschiedenster Art.

Flinsberg lehnt sich an den Nordabhang des hohen Hferlammes an und hat Seehöhe von 528 m. Das Thal, in welchem der Ort liegt, öffnet sich nach Norden in die Friedeberg-Greifsenberger Ebene. Die Luft ist rein und erquickend, namentlich in den weiten, schattigen Wäldern, welche sich dicht an den Badeort anschließen.

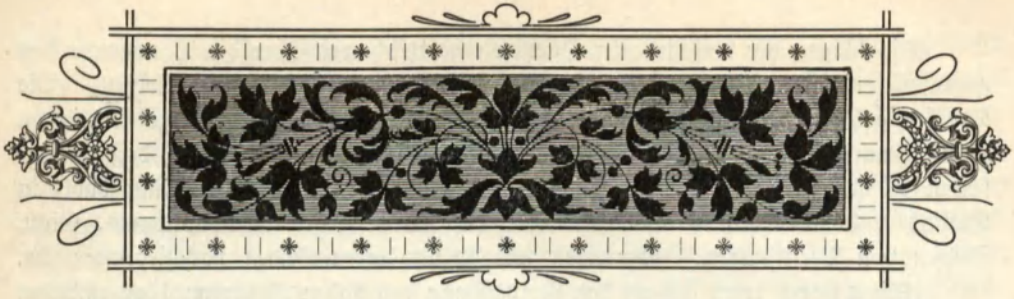
Flinsberg wird sowohl von Sommerfrischlern als auch von wirklich Kranken aufgesucht, welche an Blutarmut, Störungen der Nerventhätigkeit, Herzbeschwerden, rheumatischen Zuständen leiden und zu diesem Zwecke die natürlichen Eisenwässer zum Trinken und Baden gebrauchen, oder sich aromatische Bäder aus Fichtennadeln bezw. Rinden bereiten lassen. Auch Kräutersäfte werden kurgemäß genossen.

Muskau ist umschlossen von dem hochberühmten, vom Fürsten Bücker angelegten Parke im Thale der Lausitzer Neiße; seine Seehöhe beträgt 94 m.

Außer den landschaftlichen Reizen und einer stillen Abgeschiedenheit kommen eisenhaltige Trinkquellen und Bäder, sowie ein Eisenmoor an den Stärkungsbedürftigen zur Wirkung. Patienten, die ein mildes, reizminderndes Klima brauchen, und für die ein Eisenbad angezeigt ist, finden in Muskau den geeigneten Platz.

Dr. Preunze.





Schlesiens Naturheilanstalten.

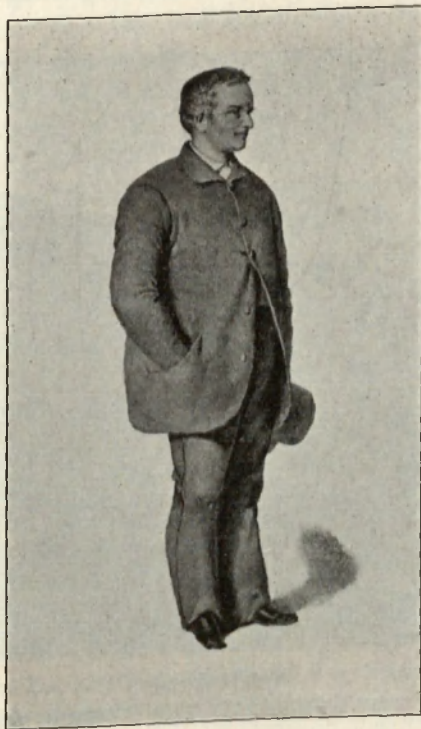


Schon Hippokrates (460—377 v. Chr.), der Vater der Heilkunde, stellte den Satz auf: „Natura sanat, medicus curat“, d. h. die Natur heilt, der Arzt unterstützt nur. Alle kamen zu folgender Erkenntnis: Im menschlichen Organismus wohnt eine geheimnisvolle Kraft, die unablässig alle physischen Lebensvorgänge reguliert, um ungestörte Harmonie — Gesundheit — zu unterhalten und den Lebensprozeß fortzuspinnen. Sind jedoch die Bedingungen, unter denen ein Mensch steht, zu ungünstige, oder vergeht er sich absichtlich durch eine widernatürgefehlte Lebensweise, so treten Störungen im Betriebe der „Lebensmaschine“ ein, die wir dann Krankheiten nennen. Krankheiten sind eigentlich Heilbestrebungen des Organismus als notwendige Folgewirkungen übertretener Naturgesetze. In überaus vielen Fällen gelingt es der uns innewohnenden Naturheilkraft, diesem persönlichen Leibbarzte, ohne jede fremde Unterstützung „Selbsthilfe“ zu üben, ähnlich wie bei den Tieren des Waldes und Feldes, und dann ist es eben „von selber besser geworden“; die „Natur hat sich selbst geholfen“. In gewissen Fällen jedoch bedarf es der menschlichen Mithilfe. Diese Mithilfe, diese Unterstützung, diese Assistenz muß aber genau nach den Intentionen der Natur erfolgen. Es wird deshalb der Arzt der beste Helfershelfer sein, der am tiefsten in die Rätzel der Natur eingedrungen ist und alle voreiligen, gewaltthätigen, schädlichen Eingriffe vermeidet. Minister, nicht Meisterer der Natur soll der Arzt sein!

Diese Ansichten und Einsichten hatten sich, ausgehend von der Wiener Schule (Skoda, Rositansky), im Anfange unseres Jahrhunderts über die ganze Ärztenwelt verbreitet. Ein übergroßer Skeptizismus hatte sich aller denkenden Köpfe bemächtigt. Man wollte nun alles der Natur überlassen und nur zuschauen. Da trat Vinzenz Prißnitz auf. Er war kein Arzt. Er war ein Bauer, ein gottbegnadeter Mensch, ein ärztliches Naturgenie. In der Verwerfung aller chemischen Kuriermittel

stand er auf dem wissenschaftlichen Boden seiner Zeit, aber als positiver Kopf konnte er bei solchem Nihilismus nicht verharren. Er that einen Schritt weiter; er stellte das Ei des Kolumbus auf die Spitze. Seine Kuren auf dem Gräfenberge in Österreich-Schlesien gelangten zu Weltruhm, und Hunderte von Ärzten pilgerten nach der Stätte seines Wirkens, um als Schüler von ihm zu lernen. Und was sahen die Neu- und Wißbegierigen, die Hilfsuchenden und Aufgegebenen auf dem Gräfenberge? Sie sahen, daß es eigentlich eine ganz — natürliche Sache sei, Kranke gesund zu machen. Man brauche sie nur allen schädlichen Einflüssen zu entziehen und der

Natur zu überliefern, ähnlich wie es Rousseau ausgesprochen hatte: „Gehet in die Wälder und werdet Menschen!“ Prießnitz schickte seine Patienten wirklich in den Wald, ließ sie Tag und Nacht Waldluft atmen, ließ sie Ruhe und Bewegung genießen, setzte sie unter den Einfluß des Sonnenlichts, verordnete ihnen eine ganz einfache Diät und sorgte namentlich für energische Hautpflege durch Waschungen und Bäder. Um die Säfte von den Krankheitsstoffen zu befreien, ließ er die Kurgäste schwitzen, und krank-



Vinzenz Prießnitz.

Organe behandelte er noch besonders durch allerlei Umschläge etc. So hat uns sein genialer Geist sämtliche Kurformen erfunden, die heutzutage in der modernen Hydrotherapie zur Anwendung kommen. Was Pfarrer Kneipp, dessen Dienste um die gesundheitliche Volksaufklärung groß sind, als „seine“ Wasserkur ausgiebt, ist durchaus Prießnitz'sche Erfindung, seit Anfang unseres Jahrhunderts über die ganze Welt geübt.

Aber man irrt, wenn man die Wasserbehandlung als mit

der Naturheilmethode identisch erklärt. Sie verhalten sich zu einander wie der Teil zum Ganzen. Wie sich alles in der Welt entwickelt und die Menschheit selbst, so muß sich auch die Heilkunst entwickeln. Jede Orthodoxie, jeder Konservatismus um eines Prinzips willen, jede Verknöcherung ist hier vom Ubel.

So kamen denn nach Prießnitz Geister, die sein System weiter ausbildeten und mit seinem Pfunde wucherten. Schon sein Schulfreund Johann Schroth in dem nahen Lindewiese hatte bei Entlehnung einzelner Prießnitz'scher Kurformen ganz besonderes Gewicht auf eine sehr strenge Diät gelegt. Dann kamen Ed. Balzer, Theodor Hahn und die ganze vegetarische Bewegung, die auf diesem Gebiete wertvolle Erfahrungen machten. Als Kurdiät dürfte der Vegetarismus heutzutage außer allem Zweifel stehen.

Als fernere Heilfaktoren wurden, obzwar schon längst von Prießnitz eingeführt, durch Arnold Rikli propagiert die Luft- und Sonnenbäder, die in gewissen Fällen außerordentliche Erfolge zeitigen. Viele Leiden bedingen eine Behandlung durch Massage, sei's die gewöhnliche nach Mezger, oder auch die kombinierte nach Thure Brandt. Die Ling'sche und die Zander'sche Widerstandsgymnastik, wie letztere besonders in den mediko-mechanischen Instituten geübt wird, wurde mit der Zeit ebenfalls in den Heilschatz des natürlichen Verfahrens eingereiht. Die Elektrizität (Faradisation, elektrische Massage) fand ebenso bereitwillige Aufnahme. In letzter Zeit sind sogar die elektrischen Wasserbäder und das elektrische Lichtbad (als Kasten-schwitzbad).



Gräfenberg.

Nach einer Original-Aufnahme von K. Brenner-Freiwaldau.

in Schwung gekommen. Die Nutzbarmachung des Dampfes ist eine besondere Errungenschaft der Heilkunde. Überhaupt wendet die Naturheilkunde das Wasser in milderer Weise an als die sogenannten Kaltwasserkuren. Den vorläufigen Schlussstein des natürlichen Heilsystems bildet die Hypnose-Suggestion, mittelst deren man verschiedene funktionelle Nervenübel, die teilweise in falschen Vorstellungsideen ihre Ursache haben, dauernd zu beseitigen vermag.

So sehen wir denn, daß das Wort Naturheilverfahren der Sammelname ist für eine Menge von Spezialheilmethoden, und daß dies Ganze über einen ausgedehnten Apparat verfügt. Deshalb, und nur deshalb, weil man sich aller Einseitigkeit entschlagen hat, ist es möglich, die verschiedensten Krankheitszustände ohne jedes chemische Arzneimittel zu bekämpfen. Nicht nur chronische Übel, sondern auch vor allem akute Leiden werden in dieser Weise zur Genesung geführt. Daß dies nicht

in jedem Falle möglich ist, liegt zumeist am geschwächten Organismus des Kranken; denn wir wissen ja, daß die Natur heilt; der Arzt ist nicht Herr über Leben und Tod. Manchmal allerdings trägt die menschliche Unzulänglichkeit auch ihr Teil dazu bei.

Immerhin stehen bereits hunderte von approbierten Ärzten zu dieser Fahne. In Deutschland giebt es zahlreiche Anstalten, in denen chronisch Kranke Besserung und Heilung erlangen. Diese Anstalten, in denen also alle Heilfaktoren der Naturheilmethode (Luft, Sonne, Wasser, Dampf, Diät, Massage, Gymnastik, Elektrizität, Hypnose, Sug-
gestion) zur Anwendung kommen, nennen sich Naturheilanstalten. Auch unsere Heimats-
provinz hat deren einige aufzuweisen. Die älteste von ihnen ist Berthelsdorf bei
Reibnitz im Riesengebirge. Die Lage derselben ist eine so bevorzugte und die Leitung
eine so umsichtige, daß alljährlich viele Patienten daselbst ihre Gesundheit wiedererlangen.

Landeck, das durch seine natürlichen Reize Tausende von Sommerfrischlern
und Kurgästen anlockt, besitzt neben dem prächtigen Marienbade, das ganz nach Art der
römischen Thermen eingerichtet ist und neben Mineralbädern auch alle anderen Wasser-
prozeduren verabfolgt, noch die umfangreiche Wasserheilstadt „Thalheim“, die nun-
mehr in den Besitz zweier approbierten Ärzte übergegangen ist. Besonders aber muß
das „Germanenbad“ in Landeck hervorgehoben werden. Es ist dies eine allerliebste kleine
Naturheilstadt. Die idyllische Lage an der rauschenden Biele und am duftigen Walde,
abseits dem Lärm des Badelebens, macht es so recht für alle Ruhebedürftigen geeignet.

Seit zwei Jahren ist in Reife's unmittelbarer Nähe, in dem gesund und schön
gelegenen Rochus, die Bohl'sche Naturheilstadt „St. Rochusbad“ eröffnet worden.
Ein zwanzig Morgen großer Nadel- und Laubholzpark umgiebt die Logierhäuser.
Sonnenbäder und Lusthütten sind angelegt. Ein Gymnastiksaal ist eingerichtet. Rings
erstrecken sich meilenweite Hügel, Wiesen und Büsche.

Außer diesen Anstalten, die den Namen Naturheilstätten in vollstem Sinne
verdienen, giebt es noch verschiedene Anstalten, die mehr oder weniger ein besonderes
System vertreten, teilweise wohl auch noch Medizingaben verabfolgen. Möchten sich
mit der Zeit alle Anstalten mehr auf den allgemeinen Standpunkt des Naturheilverfahrens
stellen und den Patienten die eine große Wahrheit vor Augen führen: Es giebt keine
Heilmittel im eigentlichen Sinne! Das Heil kommt nur von innen, vom eigenen
Körper selbst. Sowie der Mensch nur gesund bleibt, wenn er den einzelnen Lebens-
faktoren rechte Rechnung trägt, und krank wird, wenn er dagegen sündigt, so auch kann
er nur gesund werden, wenn er diese Faktoren in besonders günstiger und methodischer
Weise auf sich einwirken läßt. Pflicht der Selbsterhaltung, sittliches Gebot ist es,
allezeit zu leben, wie es Gott in den Naturgesetzen vorgeschrieben hat. Dann werden
die Gesetze der Vererbung, wie sie durch die Biologie festgestellt sind, zum Guten
auszuschlagen und wieder Generationen erstehen, die sich selbst zur Freude und zum
Glück und dem Schöpfer zur Ehre leben: als wirkliche Ebenbilder Gottes!

Philo vom Walde.





In der Spinnstube.



er altertümliche Seger aus Urgroßvaters Zeiten mit seinem kurzen Perpendikel vorn am blumigen Ziffernblatte tickt lebhaft hin und her. Nun thut er sechs kräftige Schläge an die helltönende Glocke. Schon vor mehr als einer Stunde brach die sinkende Nacht herein. Frische Eisblumen malen sich an den Fensterscheiben. Der Wagen und die Gluckhenne schimmern vom gestirnten Himmel hernieder. Mit dem „Berrichten“ ist man fertig, und auch das Abendessen hat man bereits eingenommen. „Ihr Kinder“, spricht die Mutter in freundlich befehlendem Tone, „setzt Euch hinter den Tisch in den Herrgottswinkel, daß wir die Federn vollends aufschleißen.

In der Fastnacht hat die Marie Hochzeit, da müssen die drei Gebette fertig sein. Und, Franz-Josel, daß du mir nicht wieder die ungeschliffenen, theuern Federn in deine Tasche stopfst, um sie dann draußen im Winde fliegen zu lassen — du Faulpelz, nichtswürdiger!“

Während man sich setzt und ordnet, treten die Spinnerinnen zur Stubenthür herein. Es sind schmucke Mädchen, in die sich noch jeder Bursche verlieben kann, zumal sie auch eine reiche Ausstattung und viel blankes Geld mitbekommen werden. Sie grüßen schalkhaft, erzählen dies und das und setzen sich dann an ihren Plätzen nieder. Bald hat Jeder in der Stube seine Rolle und seine Arbeit. Die Kinder rupfen gähnend an den Federkielen, die Mädchen spinnen auf zierlichen, silberbeschlagenen Rädchen, die Mutter tritt den schwerfälligen Ziegenbock, die heiratslustige Marie rackert sich mit dem ruutschenden Geiste herum, die Großmutter dreht die Spindel, — und der Vater spaltet und zündet die Schleifen an.

Die halb aufgezugene Strohmatte am Fenster schlägt knisternd gegen die Scheiben. „Wie sich auf einmal der Wind erhoben hat!“ sagt der Vater, „es muß sich wieder Jemand erhängt haben; den Erhängten läutet der Sturmwind aus.“ „Der wilde Jäger reitet auf die Jagd“, spricht die hüftelnde Großmutter in der Ofenhölle und läßt die Spille zu Boden fallen. „Hört Ihr nicht das Peitschenknallen, das Hundengebell, das Gewehrfeuer und den Hörneruf? Auch die Frau Sorge klagt im Ofenröhr.“ „Großmutter!“ rufen die Kinder, „erzählt wieder solche Geschichten wie neulich. Ach, die waren zu schön, zu schön! Wißt Ihr, so von der Spillalutsche.“

„Vielleicht kommt die Spillalutsche“, sagt die Mutter, „und hakt Euch Faulenzern die Weise in den Kopf, — dann werdet Ihr schon fleißiger zupfen und rupfen!“

Auch die lustigen Spinnerinnen bitten, die Großmutter möge doch wieder etwas erzählen, sonst fielen ihnen vor der Zeit die Augen zu, und sie brächten ihre Zahl nicht nach Hause. Um die Sache in Fluß zu bringen, spricht die Kirchbauer-Giesel: „Denkt, was mir jetzt auf dem Wege passierte! Drüben bei der Pestlinde steht ein dunkler Schatten, der verfolgt mich bis zum Bußkreuze. Dort dreht er um und ist auf einmal verschwunden. Mich überlief es heiß und kalt, daß ich alle vierzehn Nothelfer anrufen mußte.“ — „Das war das Graumännel“, fällt die Großmutter ein, „das sich um die Dunkelstunde sehen läßt und die Menschen irreführt. Vielleicht ist's auch der Mann ohne Kopf gewesen, der drunten im alten Schlosse umgeht. Er hat gewöhnlich auch einen dreibeinigen Hasen um sich. Ich sage Euch, wenn Ihr den seht, — das ist der Böse! In der Nacht muß man schon sehr auf der Hut sein, — da treiben alle bösen Geister ihr böses Spiel. Hinter dem Garten auf der Wiese hüpfen die Irrlichter. Auf der Grenze bei den drei Steinen, wo man die Selbstmörder begräbt, tanzen die Feuermänner. Das sind arme Seelen, die erlöst werden wollen. Auf dem Galgenberge wirft der Vogel-Haumes mit Steinen. Im Busche hocken auf abgeschlagenen Baumstämmen die Moosweiblein, klagen und weinen. Die Fuchshöhlen draußen im Walde kennt Ihr doch? Dort hatten die Feenirmännel und Feenirweibel ihre Wohnungen. Ach, nun sind sie leider fort; fort in ein fremdes Land, tausend Meilen und noch weiter! Ich könnte Euch viel Wunderhaftiges von ihrem Bezuge erzählen, aber es steckt mir heut im Halse — ich muß mir den Adamsapfel erkältet haben. Freilich ist's auch ganz gut, daß sie fort sind. Denn ging man im Sommer aufs Feld und setzte sein Kind auf den Rain, — gleich kamen die Feenirweiblein herangefschlichen und tauschten es mit ihrem häßlichen Zwergkinde ein. Da hatte man dann einen Wechselbalg daheim in der Wiege liegen! Ich sag's Euch auch, Ihr Kinder: Geht mir nicht zum Rohrteiche hinter Hahn-Frieden Gottlieb's Scheune. Dort ruft Euch der versunkene Fuhrmann, daß Ihr verloren seid für immer. Nur nicht ans Wasser! Am Wasser ist's überall gefährlich! Unten am Grunde wohnt der Wassermann. Der taucht in die Höhe, daß Ihr ihn nicht sehen könnt. Er hat ein unsichtbares Seil und zieht alle Kinder hinab in sein Wasserschloß zu seiner Frau, der Wassernixe. Im Wasser kommen nicht nur die Kinder um, — auch ganze Dörfer sind darin versunken. Kennt Ihr nicht das Graupenbrünnlein im Erlenbusche? Das ist so tief, daß man bis jetzt noch keinen Grund gefunden hat.

Und wenn man nahe dabei steht, kann man zu gewissen Zeiten noch die Turmspitze funkeln sehen und die Kirchenglocken klingen hören.“

Die Großmutter hat ihre Zuhörer wahrhaft bezaubert. Und sogar der Vater stand so tief in ihrem Bann, daß er vergaß, die Schleife anzuzünden. Nun sitzen sie in ägyptischer Finsternis. Die Kinder rücken dicht an einander heran, und der kleine Franz-Josel hält sich an der Mutter fest. Dann wird es wieder hell, und die Großmutter weiß noch hundert Geschichten vom Alpdrücken, von der Hausotter, von der Otternkönigin, von verwunschenen Prinzessinnen und der Frau Sibylle, die der Fürst Lichtenstein in ihrem Ungezieferturne besucht hat.

„Ach Gott“, sagt sie dann seufzend, „die heutige Welt weiß von all dem nichts mehr. Die ist schon viel zu frühklug und zu altgeheist. Unsereins könnte erzählen ewig und drei Tage, — da ginge einem der Faden noch nicht aus. Was gäbe es da noch für lange und wunderschöne Geschichten, die alle wahr sind, von der Wünschelrute, vom Antichristen, von der Mickadulle, vom Edelreife, von den Hexen, den vergrabenen Schätzen, vom Mitspielen und Aufstechen, vom bösen Blick, vom Umgehen, von den Drachen, die den Leuten das Geld durch die Feuereisse hinabwerfen — und was sonst noch alles, alles zu erzählen wäre. Auch die ganz langen Geschichten, an denen man einen halben Abend verbringt, wenn man auch nur eine einzige wiedergibt: die Geschichten vom alten Schloß und den sieben Geistern, vom Wasser des Lebens und vom Wasser der Gesundheit, von der Schwanenprinzessin, vom siebenköpfigen Drachen, und wie sie alle heißen mögen, die mir jetzt nicht gleich einfallen — alle sind sie doch so schön und so wahr! Für heut aber mag's genug sein. Ein andermal wieder. Zuletzt lernt Ihr mir noch das Gruseln und Fürchten!“

Im selben Augenblick klopft's an die Scheiben. Die Kinder kriechen unter den Tisch, und die Mädchen stoßen einen gellenden Schrei aus.

„Da haben wir's!“ meint die Mutter, „die Angst fährt ihnen schon in die Glieder.“

Der Vater aber weiß, was das Klopfen bedeutet. Er rispelt die Schleife ab, zündet ein neues Stückchen an und geht damit hinaus, um die Hausthür aufzuriegeln. In wenigen Augenblicken führt er etliche schlanke Burschen herein. Die Mädchen beginnen ein heimliches Lachen und verkriechen sich hinter ihrem Flachsrocken. Wie schlagen ihre Herzen so freudig! Und doch müssen sie thun, als läge ihnen nichts an diesen ungebetenen Gästen. Die Burschen beginnen ihre Neckereien, greifen in die schnurrenden Mädchen und schütteln die „Schewen“ (holzige Flachsstengelreste) von den blumigen Schürzen der Schönen.

Diese kehren den Spieß um, indem sie meinen: solche Arbeit vermöchten sie allein auszuführen; vom vielen Anneßen des Fadens jedoch sei der Mund ihnen trocken geworden und klebe die Zunge am Gaumen, — ob denn keiner etwas auf „Neße“ geben wolle?

Ja, das wollen sie. Ghe sie sich lumpen lassen, eher soll der letzte harte Thaler zum Teufel gehen. So wird denn „gewimmert“. Jeder der Burschen giebt einen Böhmen auf süßen Rosol. Der Rockstübenvater muß nach dem Kretscham laufen, ihn zu holen. Dafür bekommt er das erste Glas zu trinken. Dann geht es



Die Hainer Spinnstube im Riesengebirge.

Original-Aufnahme von A. Rehnert & Co. in Hirschberg

in der Runde herum, bis die Flasche leer ist. Dazwischen wird gesponnen, gesungen, geplaudert und gescherzt.

Endlich schlägt der Seger neun. Das ist die Stunde des Feierabends. Die Mädchen erheben sich, setzen die Mädchen beiseite, dehnen sich vom langen Sitzen aus und rüsten sich zum Nachhausegehen. Vorerst aber wollen sie noch das Drakel befragen: ob ihr Liebster schon schlafe. Den Flocken Flachs ihres Rockens zünden sie am Licht der Schleife an. Hell flammt er auf und steigt leuchtend zur Höhe. Jubelndes Jauchzen! Er schläft noch nicht, der Eine; er wacht und gedenkt ihrer. Wie sollte das Drakel auch nicht wahr reden? Stehen nicht die Burschen mitten unter ihnen? Sind sie nicht längst mit einander heimlich verliebt und verlobt? Wenn doch die Kammerfenster reden könnten!

Nun aber hebt jede der Spinnerinnen ihr Mädchen auf den Arm, läßt Rockstecken und übrückt ihren Herzallerliebsten tragen und giebt allen ein freundliches „Gut Nacht“: dem Rockstubenvater und der Rockstubenmutter, der Großel und den Kindern. Dann huschen sie paarweise zum Hofe hinaus. Ach, was für süße Geschichten und für zärtliche Heimlichkeiten sie sich unterwegs noch erzählen! Aber wir wollen nichts ausplaudern von dem, was wir lauschend alles vernommen haben.*)

*) Beim Korrektur-Lesen dieses Artikels kann ich mir nicht versagen, auf das eigenartige Volksstück: „Die Spinnstube in Hain“, die unser Bild darstellt, aufmerksam zu machen. Das Stück, das ich während meines diesjährigen Ferienaufenthalts im Riesengebirge kennen lernte, ist auf Anregung des Hauptmanns Cogho in Hirschberg entstanden und teils vom Lehrer Casper, teils von den Hainer Darstellern verfaßt. Es macht keinen Anspruch auf ein eigentliches Kunst drama; die wunderbare Poesie der alten schlesischen Spinnstube jedoch, die hier in ihrer ganzen Naturtreue und mit einem guten Teile dramatischer Spannung von schlichten Dorfbewohnern vorgeführt wird, übt auf jeden Zuschauer einen herzzgewinnenden Reiz aus. Die Klage, die Heinrich Schurey in seinem Blatte „Das Land“ und in „Von Fels zum Meer“ über die Unterdrückung der Spinnstuben durch kirchliche und politische Behörden erhebt, muß jeder wahre Volksfreund für berechtigt halten. „Ein tiefer Sinn liegt in den alten Bräuchen, man muß sie ehren!“ hat Schiller gesagt. Nehmen wir dem Landleben seine Poesie, so nehmen wir ihm die Seele.

Philo vom Walde.





Die Brüdergemeine und ihre Niederlassungen in Schlesien.

Die Brüdergemeine, welche im Jahre 1722 mit der Gründung Herrnshuts ihren Anfang genommen und sich seitdem über Deutschland, die Schweiz, Holland, England und Nord-Amerika ausgebreitet hat, ihre Missionsstationen aber auch in Afrika, Asien, Amerika und Australien anlegte, hat ihren Ursprung zu einem bedeuftamen Teile in Böhmen und Mähren und zwar in der schon vor der deutschen Reformation im Jahre 1457 daselbst gegründeten, aus der hussitischen Bewegung hervorgegangenen evangelischen Brüder-Unität, deren letzter Bischof Johann Amos Comenius war. Neben ihrer Abstammung aus der böhmisch-mährischen Bräderkirche wurzelt jedoch die erneuerte Brüder-Unität, oder kurzweg Brüdergemeine genannt, in dem Pietismus der deutsch-evangelischen Kirche, wie er durch Philipp Jakob Spener ins Leben gerufen und durch August Hermann Francke in eine bestimmt abgegrenzte Bahn geleitet wurde.

Der Gründer der erneuerten Bräderkirche ist Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Er war der Sohn des kursächsischen Ministers Graf Zinzendorf und ein Patenkind Speners. Da der Vater bald nach der Geburt des Sohnes starb, und die Mutter sich später mit dem preussischen Feldmarschall von Razmer verheiratete, wurde der Knabe seiner Großmutter, der frommen Lieberdichterin Katharina von Gersdorf, zur Erziehung übergeben. Zinzendorfs Jugend zeichnete sich durch eine außerordentliche Frühreise religiöser Entwicklung aus. Es bildete sich in dem Herzen des Knaben eine starke, fast mystische Liebesgemeinschaft mit dem Heilande, die in seinem ganzen späteren Leben das treibende Element geblieben ist. Auf dem Pädagogium in Halle, wo er bereits eine religiöse Gemeinschaft, den Senffornorden, ins Leben rief, erhielt er von 1710 bis 1716 seine höhere Schulbildung, und auf der Universität Wittenberg studierte er auf Wunsch der väterlichen Verwandten die Rechte; doch widmete er daneben seinen Privatfleiß der Theologie.

Im Jahre 1721 fand er seine Anstellung im sächsischen Staatsdienst in Dresden. Zinzendorf war jedoch nicht ein Mann, den eine weltliche Laufbahn mit Ehren und Würden fesselte. Seit seinen Knabenjahren fühlte er vielmehr den mächtigen Trieb in seiner Seele, das Reich Gottes zu bauen. Darum war es zunächst sein Plan, irgendwo auf dem Lande als christlicher Gutsherr im Sinne Speners zu wirken und zugleich nach dem Vorgange in Halle eine Thätigkeit auszuüben zur Ausbreitung des Reiches Gottes. Noch in dem Jahre seiner Anstellung in Dresden kaufte er das Gut Berthelsdorf in der Oberlausitz und berief seinen Freund und Gefinnungsgegnen Joh. Andreas Rothe zum Pfarrer der Gemeinde. Auch eine gleichgesinnte Gattin fand er in der Schwester eines anderen Freundes, des Grafen Neuß-Ebersdorf. So war alles eingeleitet und der Boden hergestellt zu einer Wirksamkeit im Sinne Speners und Franckes, auf die Zinzendorf sich von Herzen freute. Daß auf eben diesem Boden etwas ganz anderes und Neues entstehen sollte, nämlich die Brüdergemeine, und daß gerade dieser Bau seine Lebensarbeit sein sollte, ahnte er damals nicht. Das Material dazu kam von ganz anderer Seite.

Die alte Brüderkirche war hundert Jahre zuvor durch Kaiser Ferdinand II. gewalttham vernichtet worden. Dennoch lebten da und dort noch Abkömmlinge der alten Brüder, namentlich unter der deutschen Bevölkerung der an Schlesien angrenzenden Teile von Böhmen und Mähren und bewahrten in der Stille den Glauben ihrer Väter. Solche Abkömmlinge der alten Brüder gab es besonders in den Dörfern Bauchtenthal und Kunewalde, im sogenannten Ruhländchen, in der Nähe von Fulnek, dem Orte der einstigen Wirksamkeit des Amos Comenius, sowie in dem etwas weiter östlich gelegenen Söhlen eine nicht unbedeutende Zahl. Sie erbauten sich in heimlichen Zusammenkünften aus alten ererbten Bruderschriften, die sie wie ein Heiligtum bewahrten. Wurden ja einmal diese ihre Zusammenkünfte ruchbar, so blieb auch der Druck von seiten des Staates und der Kirche nicht aus, und darum schauten sie sich begierig nach einem Orte oder einem Lande um, wo sie in Freiheit ihres Glaubens leben könnten. Von diesem Verlangen hörte der Graf Zinzendorf gelegentlich eines Besuches in Görlitz im Mai 1722 durch einen mährischen Exulanten, den Zimmermann Christian David, der ihm durch den Pastor Rothe vorgestellt wurde. Zinzendorf sagte den Auswanderern für den Fall, daß sie wirklich kämen, seine Hilfe zu, gedachte aber damals nur, der Vermittler für sie zu sein und sie dem Grafen Neuß-Ebersdorf zu empfehlen. Christian David aber, auf dieses Versprechen fußend, eilte nach Mähren zurück, und noch Ende Mai verließen mehrere Familien ihren Heimatsort Söhlen und wanderten, von Christian David geführt, nach Sachsen aus. Die Auswanderung mußte heimlich geschehen, und Haus und Hof und aller Besitz mußte im Stich gelassen werden. Da die Verhandlungen mit dem Grafen Neuß-Ebersdorf sich zerschlugen, so ließ Zinzendorf, der durch seine amtliche Stellung zur Zeit in Dresden festgehalten wurde, den Exulanten durch seinen Wirtschaftsinspektor Heiz einen Platz zum Anbau außerhalb Berthelsdorfs anweisen, und zwar am westlichen Abhange des Gutberges, über den die Straße von Löbau nach Bittau führt. Bald wuchs die Niederlassung; denn durch die einmal Ausgewanderten und durch Christian David veranlaßt, kamen weitere Familien aus Mähren. Auch der Name fand sich

balb. Er wurde von „Hutberg“*) entlehnt. Der obengenannte Wirtschaftsinспекtor Heiz schrieb damals an den Grafen unter dem 8. Juli 1722: „Gott gebe, daß am Hutberg eine Stadt erbaut werde, die nicht nur unter des „Herrn Hut“ steht, sondern daß auch alle Einwohner auf des „Herrn Hut“ stehen.“ In diesem Sinne ward der Name Herrnhut dem Ort gegeben.

Bereits am 12. Mai 1727 erhielt die junge Gemeinde in den von Zinzendorf und Christian David verfaßten Statuten, welche das bürgerliche Leben Herrnhuts als einer christlichen Gemeinschaft regelten, eine Verfassung. Besondere Einrichtungen, wie z. B. das Ältestenamt, die sogenannten Chöre, in denen sich die Bewohner Herrnhuts nach Geschlecht und Lebensalter gliederten, der Gebrauch des Lofes bei



Platz und Kirche in Gnadenberg.

Entscheidungen von besonderer Tragweite, und andere Gebräuche, gaben der Gemeinde ihr charakteristisches Gepräge. Zinzendorf, welcher sein Staatsamt niedergelegt hatte, und 1734 in den geistlichen Stand getreten war, bekleidete das Amt eines Vorstehers der Gemeinde. Seine Aufgabe in dieser Stellung war hauptsächlich die Sorge für das Äußere, Anbau und Ansiedelung, sowie die Vertretung nach außen in Staat und Kirche. Anfeindungen und Schmähschriften, welche sich von verschiedenen Seiten gegen die junge Gemeinde richteten, waren die Veranlassung zur Einholung eines Gutachtens der theologischen Fakultät in Tübingen. In diesem Gutachten wurde ausgesprochen, daß die Lehre der Gemeinde mit der Augsburgerischen Konfession

*) Der Name des Berges hat seinen Grund in dem Recht der Hutung. Die Gutsherrschaft überließ damals gegen geringen Zins den Stellenbesitzern im Dorfe den Berg dazu, das Vieh darauf zu hüten. Solche Hutberge giebt es bei vielen Dörfern der Lausitz.

übereinstimme, und daß ihre Verfassung den lutherischen Bekenntnißschriften nicht zuwiderlaufe. Noch von anderer Seite erfuhr Herrnhut ungesucht eine folgenreiche Anerkennung. Der Oberhofprediger in Berlin, Daniel Ernst Jablonsky, war Träger des altbrüderischen Bischofthums. Am 20. Mai 1737 empfing Zinzendorf, auf direkte Veranlassung des ihm wohlgesinnten Königs Friedrich Wilhelm I. durch Jablonsky die Weihe zum Bischof der mährischen Brüderkirche. Dieses Ereignis war der erste hochbedeutende Schritt zur kirchlichen Selbständigkeit der Brüdergemeine.

Die Brüder waren inzwischen nicht bei der Gründung Herrnhuts stehen geblieben. Es waren die Gemeinen Herrenhaag in der Wetterau, Heerendyk in Holland und Pilgerruh in Holstein gegründet worden, welche jedoch sämtlich später wieder aufgegeben wurden. Unmittelbar nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich II. wandten sich die Brüder an den König mit der Bitte, in Schlesien Gemeinniederlassungen errichten zu dürfen. Sie erhielten eine von Friedrich dem Großen am 25. Dezember 1742 unterzeichnete General-Konzession für die Anlegung mährischer Gemeinen in sämtlichen preussischen Staaten, insonderheit in Schlesien, der dann später Spezialkonzessionen für einzelne bestimmte Orte folgten. So wurde im Jahre 1743 Gnadenfrei auf dem Gute des Freiherrn Ernst Julius von Seidlitz gegründet und im gleichen Jahre Gnadenberg bei Bunzlau. Im Jahre darauf folgte auf direkte Aufforderung des Königs eine an das Städtchen Neusalz a. O. sich anschließende Gemeinde. Allen diesen Gemeinen, die unter der kirchlichen Leitung eines mährischen Bischofs stehen sollten, wurde völlige Unabhängigkeit vom landeskirchlichen Konsistorium zugesichert. Damit war die mährische Kirche als eine selbständige Kirche mit bischöflicher Verfassung von seiten des preussischen Staates anerkannt. Aber so schön die entgegenkommende Haltung des Staates und das neugewonnene Feld der Ausbreitung den Brüdern auch erschien, die Sache hatte doch für sie ihre recht bedenkliche Seite. Sowohl die Tendenz als der Wortlaut der Konzession machten eine freie Thätigkeit der Brüder im Lande vollständig unmöglich; denn Versammlungen durften außerhalb der konzessionierten Bethäuser nicht gehalten werden. Die Regierung nämlich hatte nichts anderes im Auge als die Gründung einzelner bestimmter Kolonien eingewanderter Mähren, von deren regem Gewerbfleiß man sich viel für die wirtschaftliche Hebung des Landes versprach. Die Leitung der Brüdergemeine aber faßte eine freie, gemeinschaftsbildende Thätigkeit im Lande als ihre Hauptaufgabe ins Auge und dachte sich als deren Mittelpunkt Gemeinen aus schlesischen Landeskindern, die zur mährischen Kirche übertreten sollten. Ja die Vertreter der Brüdergemeine handelten anfangs ganz naiv nach diesen ihren Anschauungen und ließen die Tendenz der Konzession auf sich beruhen. Dies führte zu peinlichen Verhandlungen mit der preussischen Regierung. Dieselben wurden von seiten der Brüdergemeine im Jahre 1744 durch Abraham von Gersdorf mit großem Geschick geführt. Die Folge dieser Verhandlungen war eine zweite Konzession vom 7. Mai 1746, in welcher zwar das Verbot der Proselytenmacherei aufrecht erhalten, aber doch das Zugeständnis gegeben wird, daß solche Leute, die aus freiem Antriebe kämen und Anschluß begehrten, aufgenommen werden dürften. Aber zwischen der Brüdergemeine und den kirchlichen Behörden des Landes war dennoch kein rechter Friede. Erst eine dritte Konzession vom 18. Juli 1763,

in welcher die Brüdergemeinde ausdrücklich als eine zur Augsburgischen Konfession sich bekennende Kirchengemeinschaft anerkannt wurde, gab diejenige Grundlage, auf welcher die Brüdergemeinde ihre Thätigkeit bis in die Gegenwart hinein auch in Schlesien hat fortführen dürfen. Eine Frucht dieser durch die dritte Konzeption veränderten und friedlicher gewordenen Stellung der Brüdergemeinde in Schlesien ist die Gründung von Gnadenfeld bei Kosel im Jahre 1782.



Platz, Kirche und Kriegerdenkmal in Niesky.

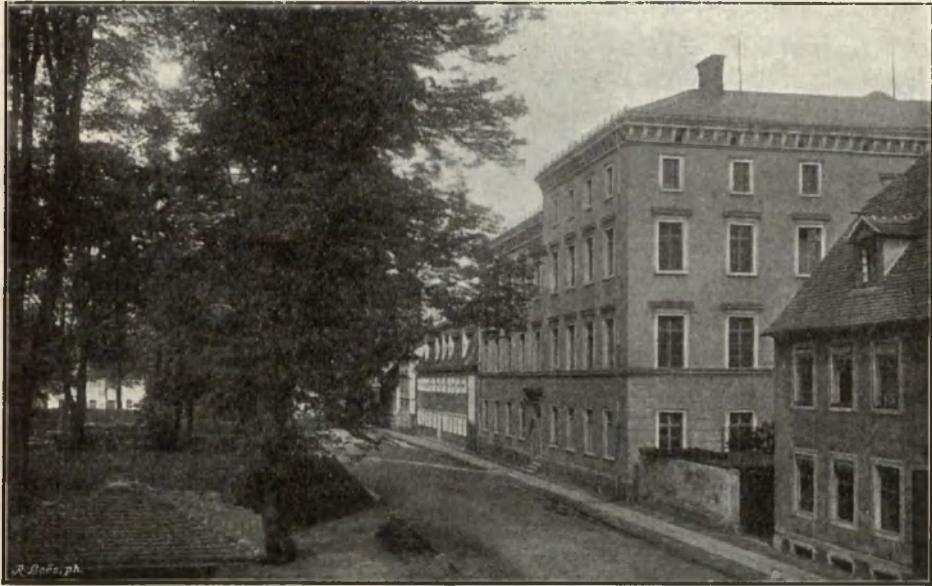
Nach einer Photographie von Max Hoberg.

Zu den genannten schlesischen Brüdergemeinen traten in der Folge noch hinzu Niesky im Kreise Rothenburg in Folge Einverleibung eines Theils der sächsischen Oberlausitz, sowie die Brüdergemeinen in Breslau und in Hausdorf bei Neurode. Die Gemeinden Gnadenberg, Gnadenfeld, Gnadenfrei und Niesky sind sogenannte Ortsgemeinden, d. h. sie bilden gleichzeitig für sich eine selbständige politische Gemeinde, während die Gemeinden in Breslau, Neusalz a. O. und Hausdorf in bürgerlicher Hinsicht den gleichnamigen politischen Gemeinden zugehören.

Die schlesischen Ortsgemeinden sind alle nach dem gleichen Plane angelegt. Auf einem freien, mit Buchenhecken eingefriedigten und von hohen Linden beschatteten Plage in der Mitte des Ortes steht der Betsaal, welcher mit einem kleinen Thürmchen, einem sogenannten Dachreiter gekrönt ist.

Eine Ausnahme hierin macht nur der Betsaal in Niesky, der, im Kirchenstile erbaut, auch einen hohen massiven Turm besitzt. Die je nach der Größe des Ortes mehr oder weniger zahlreichen Straßen verlaufen vom Plage aus rechtwinklig und schnurgerade. In sämtlichen Ortsgemeinden, sowie auch in der Stadtgemeinde Neusalz, giebt es für die verwitweten Schwestern, die ledigen Schwestern und die ledigen Brüder sogenannte Chorthäuser, in denen die Angehörigen der betreffenden Chöre wohnen, ohne jedoch einem Zwange nach dieser Richtung hin unterworfen zu sein. In früherer Zeit, zum Teil auch

noch jetzt, wurden in diesen Chorhäusern schwinghafte Gewerbe betrieben. Die alles nivellierende Zeit und vor allem die veränderten Erwerbsverhältnisse haben sich jedoch auch hier geltend gemacht, und die Brüder-, Schwestern- und Witwenhäuser dienen nicht mehr ausschließlich ihren ursprünglichen Zwecken. Die weiblichen Gemeinemitglieder tragen zierliche und fleidsame, weiße Häubchen mit einem lose unter dem Kinn gebundenen bunten Bande, dessen Farbe durch die Chorzugehörigkeit bestimmt wird. Die sogenannten größeren Mädchen, etwa bis zum 18. Lebensjahre, tragen ein dunkelrotes, die ledigen Schwestern ein rosa, die verheirateten Schwestern ein blaues, die Witwen ein weißes Band. Diese Häubchen, in früherer Zeit fast ständiges Kleidungs-



Pädagogium in Niesky.
Nach einer Photographie von Max Hoberg.

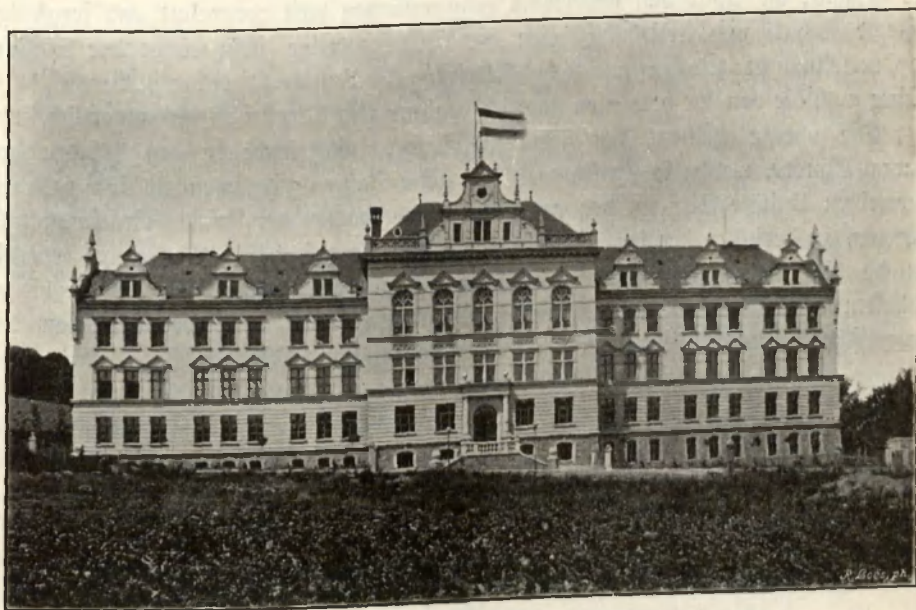
stück, werden jetzt nur noch in der Kirche getragen. In Breslau sucht man sie auch hier vergeblich.

Die Leitung der einzelnen Gemeinen liegt in den Händen der Gemein-Konferenzen. Als leitender Grundsatz in der Verfassung der Brüdergemeine gilt überhaupt, daß kein anderes als ein kollegiales Regiment stattfinden soll.

Die Gottesdienste in der Brüdergemeine, in denen der Geistliche nur bei den feierlichen Amtshandlungen einen Talar und zwar einen weißen trägt, sonst aber im einfachen schwarzen Rock erscheint, zeichnen sich durch Mannigfaltigkeit und Abwechslung aus. Neben der Rede und Schriftauslegung wird namentlich das liturgische Element gepflegt. Bemerkenswert in dieser Hinsicht sind die sogenannten Singstunden, die Liebesmahle, bei denen Thee und kleine Milchbrötchen gereicht werden, die Feier des heiligen Abendmahls, der Passionszeit und Karwoche, des Ostermorgens, der Neujahrsnacht.

Die Lehre der Brüdergemeine ist die der evangelischen Kirche, nur übt sie, abweichend von dieser, eine mit Milde gehandhabte Kirchenzucht aus. Sie hat nicht, wie noch vielfach irrtümlich angenommen wird, besondere Lieblingsdogmen, sondern steht auf dem Grunde der heiligen Schrift und der Bekenntnisse der Reformatoren. Demgemäß ist es das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo, welches den Hauptinhalt ihrer Predigt bildet. In der besonderen Hervorhebung der Versöhnung (1. Joh. 2, 2; 2. Kor. 5, 20. 21) liegt ihre dogmatische Eigenart. Auf dem einen Grunde erkennt man sehr verschiedene Weisen an. *In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.*

Die Ausbildung der Geistlichen, Lehrer und Missionare der Brüdergemeine



Jungen-Erziehungsanstalt in Gnadenfrei.

erfolgt in eigenen besonderen Instituten, welche sämtlich ihren Sitz in den schlesischen Gemeinorten haben.

In Niesky befinden sich:

1. Die Unitätsanstalt. Dieselbe umfaßt Sexta bis einschließlich Ober-Tertia der preussischen Gymnasien und nimmt auch auswärtige Zöglinge auf.

2. Das Pädagogium, auf vorgenannte Anstalt sich aufbauend, aber unter besonderer Leitung, umfaßt die Obertertia bis Prima einschließlich. Grundlage des Unterrichts sind auch hier die Lehrpläne der preussischen Gymnasien. Mit Abschluß von Untersekunda wird die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst erworben.

3. Das Lehrerseminar. Dasselbe wurde 1872 eröffnet, erhielt 1880 die Berechtigung zur Abhaltung der staatlich gültigen Abgangsprüfung und ist seit 1888 sechsklassig. Aufgenommen werden auch Zöglinge, welche sich unmittelbar für den öffentlichen Schuldienst vorbereiten.

4. Die Missionschule, in welcher den meist aus dem Handwerkerstande hervorgehenden Missionszöglingen die notwendige und theoretische Ausbildung für den Missionsdienst zu teil wird.

Das theologische Seminarium, eine selbständige theologische Fakultät zur Ausbildung der Gemeinprediger, befindet sich in Gnadenfeld.

Außer diesen fast ausschließlich den besonderen Zwecken der Brüdergemeine dienenden Instituten besitzt noch Gnadenfrei eine Pensions-Anstalt, welche als Realschule eingerichtet ist und das Recht zur Ausstellung des Berechtigungsscheines für den einjährig-freiwilligen Militärdienst besitzt.

Pensions-Mädchenanstalten befinden sich in Gnadenberg, Gnadenfrei und Riesky. Das gesamte, im Laufe von anderthalb Jahrhunderten weit verzweigte und sorgfältig gepflegte Schul- und Erziehungswesen der Brüdergemeine steht unter der Aufsicht und Oberleitung der Kirchen- und Schul-Abteilung der Unitäts-Direktion in Berthelsdorf, welcher auch die von ihr berufenen staatlich beglaubigten Direktoren verantwortlich sind.

Die oberste Leitung der gesamten Brüder-Unität ruht in den Händen der General-Synode, welche in Zeiträumen von zehn Jahren zusammentritt und aus den allgemeinen Unitäts-Dienern, den gewählten Abgeordneten der Unitäts-Provinzen und mehreren, zu derselben berufenen Missionaren zusammengesetzt ist. Von einer General-Synode bis zur andern wird die Leitung der ganzen Brüder-Unität einem hierzu erwählten Kollegium übergeben, der Unitäts-Ältesten-Konferenz oder Direktion der evangelischen Brüder-Unität, welche in Berthelsdorf ihren Sitz hat.

K. Seifert • Bunzlau.





Nimptsch.



Nimptsch ist die Wiege des Deutthums in Schlesien und zugleich die älteste Stadt unserer Heimatsprovinz. Professor Grünhagen sagt in seiner Geschichte von Schlesien: „Einer der böhmisch-polnischen Streite giebt uns Gelegenheit den ersten Ortsnamen auf das weiße Blatt der schlesischen Karte zu verzeichnen, als den ersten Punkt, der uns aus den wogenden Nebeln der Vorzeit deutlich erkennbar vor Augen tritt. Im Jahre 990 nämlich gewinnt Mesko, der erste christliche Polenherzog, im Kampfe mit dem Böhmenherzog Boleslaw II. die Burg Nimptsch im Herzen des Landes, wo an den Ufern des Schlesierflusses, der Lohe, jener Hügel sich erhebt, der nachmals soviel Blut hat fließen sehen, und es ist wie ein bedeutsames Omen, daß dieser uns zuerst in dem slavischen Lande entgegentretende Ort eine deutsche Gründung ist, wie schon der Name (Niemci = Deutsche) und außerdem der Chronist Thietmar uns bezeugt, wo deutsche Ritter in slavischem Solde den in ihrer Heimat üblichen Burghau zur Anwendung gebracht hatten.“*)

Den Grundstock zur Erbauung der Stadt Nimptsch bildet die oben erwähnte Burg, die der Sage nach Kaiser Heinrich I. ums Jahr 930 auf dem heutigen Schloßberge zum Schutze gegen die Einfälle der Slaven erbauen ließ. Die Lage dieser Burg war eine außerordentlich günstige. Um recht anschaulich zu sein, muß man sagen, daß sie auf einer jäh emporsteigenden länglichen Erdwelle lag, welche die Form eines Schweinsrückens hat. Auf drei Seiten nämlich fällt der Burgberg bis 30 m steil ab und wurde damals auf zwei Seiten von der wasserreichen Lohe umflossen. Die vierte Seite war durch einen mächtigen Wallgraben geschützt, so daß anrückende Feinde der Besatzung nur sehr schwer beikommen konnten. So bildete sich die Burg, „castrum Nemethi“, „Nemetium“, „Nemezi“, „Nimz“ genannt, bald zu einer Feste ersten Ranges aus, die nach damaligen Begriffen als fast uneinnehmbar galt und auch mächtigen Eroberern wiederholt siegreich widerstanden hat. In der

*) Grünhagen, Geschichte Schlesiens, Band I, Seite 5.

Nähe der Burg siedelten sich deutsche Ansiedler in großer Zahl an, so daß Nimptsch zur Zeit seiner höchsten Blüte über einen Flächenraum von nahezu einer Quadratmeile ausgedehnt war, also ein Gebiet umfaßte, in welchem heute außer Nimptsch noch sechs Ortschaften liegen.

Doch schwere Schicksalsschläge trafen die einst so blühende Stadt. Nicht weniger als siebenmal ist Nimptsch von feindlichen Heeren belagert und dann zumeist verwüstet und verbrannt worden. Böhmisches Könige und schlesische Herzöge brandschatzten auf ihren Streifzügen die Stadt. Kaiser Heinrich II. lag im Jahre 1017 volle drei Wochen vor Nimptsch und wandte alle damals bekannten Künste und Maschinen an,



Das alte Nimptsch.

1. Gauniger Hof. 2. Das Oberthor. 3. Evangelische Stadtkirche. 4. Loheflüßel.
5. Das Rathaus. 6. Das Kittel'sche Haus. 7. Das Niederthor. 8. Das Schloß.

um die Burg zu erobern; allein die Belagerten bedienten sich derselben Künste der Verteidigung und zeigten soviel Mut, Entschlossenheit und Tapferkeit, daß der Kaiser, nachdem alle seine Belagerungsmaschinen verbrannt worden waren und sein Heer durch Seuchen sehr gelitten hatte, die Belagerung aufhob und sich nach Böhmen zurückzog. Auch Friedrich Barbarossa schickte im Jahre 1157 eine Heeresabteilung zur Besetzung der Burg Nimptsch, um dem Herzoge Wladislaus II. gegen seinen Bruder Boleslaus IV. von Polen beizustehen, ohne indes irgend einen Erfolg zu erzielen. Von dieser Zeit an, besonders aber unter dem Herzoge Heinrich I. von Breslau, erfreute sich Nimptsch einer fast hundertjährigen Ruhe und „stieg in Größe und Wohlhabenheit zu immer größerer Vollkommenheit.“ Das wohlbefestigte und verschönerte Schloß diente sogar in den Jahren von 1213 bis 1216 seiner Gemahlin, der heiligen Hedwig, öfters und

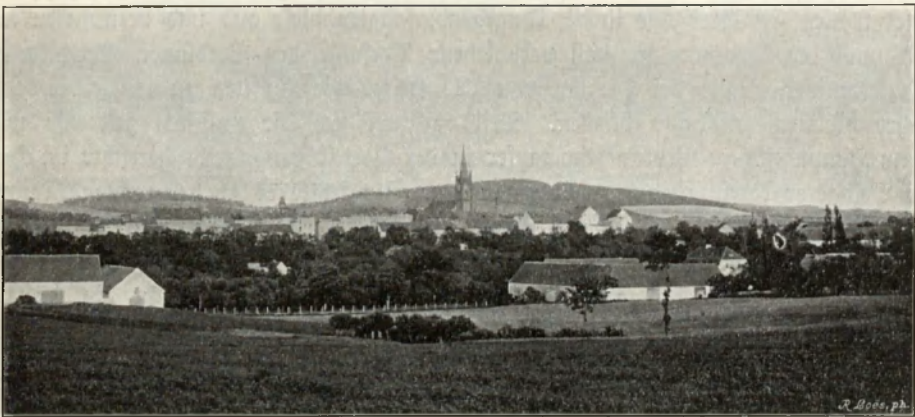
auf längere Zeit zur Residenz. Ganz gewiß wird die Anwesenheit dieser um die Germanisierung und Kultivierung Schlesiens so hoch verdienten Fürstin auch für Nimptsch von Segen begleitet gewesen sein. In jüngster Zeit ist das Andenken an ihre Anwesenheit durch Gründung eines St. Hedwigsstiftes für arme Schulkinder erneuert worden. Von der heiligen Hedwig wurde die Burgkapelle erbaut, welche heute als Pfarrwohnung dient.

Da traf im Jahre 1241 die große Stadt ein zerschmetternder Schlag und stürzte sie für immer von ihrer Bedeutung herab. Die Tartaren waren in Schlesien eingebrochen und verwüsteten auch Nimptsch, töteten die Einwohner oder schleppten sie in die Gefangenschaft. Die niedergebrannte Stadt ist später nur zum Teil wieder aufgebaut worden, doch erholte sich die Stadt und blühte wieder auf bis 1428 die Hussiten, durch die Wohlhabenheit der Stadt und die so günstig gelegene Burg angelockt, Stadt und Burg eroberten und sich hier festsetzten. Von Nimptsch aus unternahmen sie Streifzüge in die Umgegend, saugten diese aus und vermehrten nach und nach die Besatzung so, daß verschiedene Versuche der Breslauer, Schweidnitzer und Liegnitzer, sowie der Herzöge von Ols-Brieg, die Hussiten zu vertreiben, sechs Jahre hindurch erfolglos blieben. Teils zeigten sich die Hussiten zeitweise unter ihrem Hauptanführer Prokop sehr tapfer in der Verteidigung, teils herrschte im Heere der Belagerer Uneinigkeit unter den Führern, teils fehlte es an der rechten Manneszucht „weil sich die Mannschaft gewöhnlich stark betraut“. (Stadtchronik.) In einem solchen Zustande der Trunkenheit wurde sie einst des Nachts von den Hussiten überfallen und ihr eine tüchtige Schlappe beigebracht. Auf die Nachricht hin, daß der furchtbare Taboritenführer Prokop zum Entsatz herbeieile, „luden sie eilends ihre Donnerbüchsen auf Wagen und zogen so schnell davon, daß sie den Marsch, zu dem sie auf dem Hinwege vier Tage gebraucht hatten, in einem Tage zurücklegten“. Da nun die Hussiten sich gewaltsam nicht vertreiben ließen, knüpfte man Verhandlungen wegen Räumung der Burg an, und Bischof Konrad von Breslau führte 1435 einen Vergleich herbei, wonach die Hussiten gegen eine Entschädigung von zehntausend Schock Prager Groschen die Schlösser Nimptsch und Ottmachau räumen sollten. Dies geschah nun auch, und froh, diese lästigen Gäste los zu sein, zerstörten die Breslauer am 8. Dezember 1435 die Burg, damit sie nie wieder ein Stützpunkt für die Feinde werde.

In der Zeit von 1470 bis 1500, also innerhalb 30 Jahren wurde Nimptsch zweimal durch Feuersbrünste eingeäschert, und um in Zukunft ferneren Bränden wirksam begegnen zu können, wurde im Jahre 1500 die Wasserleitung angelegt, welche heute noch besteht und wohl eine der ältesten in Schlesien sein dürfte. Sie leitet das Wasser in Röhren von den Gaumnitzer Höhen 2,5 km weit her bis auf den Stadthügel.

Furchtbar hatte Nimptsch im Dreißigjährigen Kriege zu leiden. Es war von den Schweden und Kurburgern besetzt gewesen, wurde aber, weil die Besatzung die Stadt nicht guthwillig räumen wollte, von den Kaiserlichen am 4. Juni 1633 erobert, wobei sie abermals geplündert und niedergebrannt wurde. Diese Plünderung war wohl die furchterlichste von allen. Der damalige Stadtpfarrer Scribonius schreibt hierüber: „Es ist mit dem Volke sehr übel und jämmerlich gebaret worden,

auch solch Elend gewesen, daß es nicht genugsam auszusprechen und ohne Thränen nicht kann erzählt werden. Ja, es ist vielen unserer Nachbarn nicht Glaublich, Es möchten vielleicht auch unsere Nachkommen nicht Glauben, daß es einen so über die Maßen elenden Zustand und jämmerliches Spectacul mit uns gegeben habe.“ In diesen Schreckenstagen hat sich namentlich ein Johann Caspar, Rathmann, Kaiserlicher Zoll- und Biergefälle-Einnehmer, später städtischer Ökonomie- und Waldinspektor mit eigener Lebensgefahr und Aufopferung seines Vermögens zum Frommen der Stadt und zur Rettung der Kaiserlichen Kassengelder höchst wacker benommen. Er hatte nämlich die Kassengelder unter einen mächtigen Stein in der Lohe versteckt und wurde hierfür vom Kaiser mit der goldenen Gnadenkette belohnt und in den Adelsstand mit dem Geschlechtsnamen „von Hohenstein“ erhoben. Er ist der Vater des später bekannt gewordenen Dichters Daniel Caspar von Hohenstein.



Nimpfisch im 19. Jahrhundert.

Nach einer Original-Photographie von Rob. Kirchhoff in Nimpfisch.

Nach dem dreißigjährigen Kriege hat sich Nimpfisch nicht wieder emporheben können, wenngleich es, weil an der alten „Kaiserstraße“ gelegen, die von Wien über Olag, Frankenstein und Breslau nach Berlin führte, doch einen bedeutenden Verkehr aufzuweisen hatte. Doch das Jahrhundert des Dampfes hat ihm auch diesen genommen, und zwar durch den Bau der Breslau-Mittelwalder Eisenbahn. Heute ist Nimpfisch ein stilles Landstädtchen von etwa 2200 Einwohnern, ohne nennenswerte gewerbliche Anlagen. Doch ist es an der Nebenbahn Strehlen-Nimpfisch-Gnadenfrei gelegen und somit „nicht ganz tot, oder schlimmer als das, lebend beiseite geschoben“, sondern dem Fremden leicht zugänglich. Und wer es aufsucht, wird befriedigt von dannen gehen, denn eine herrliche, stille Natur umfängt es tröstlich mit lieblicher Schönheit und ist der Stolz des auf sich allein angewiesenen, den Stempel einer großen Vergangenheit tragenden Ortes. Wer auf dem Bahnhofe anlangt, befindet sich in einem reizend gelegenen Thale, durch dessen südlichen Ausgang man nach einigen Minuten an den Schloßberg kommt, von dem die Reste der alten Burgmauer und die von der heiligen Hedwig gegründete Burgkapelle freundlich herniedergrüßen

und Erinnerungen an die vielbewegten alten Zeiten dieses historischen Hügels wachrufen. Die „schöne Aussicht“ am Oberthore (das aber nicht mehr vorhanden ist) gewährt uns einen angenehmen Blick nach den zunächst gelegenen Höhen des Pangel- und Spitzberges, zeigt aber bei günstigem Wetter auch die blauen Linien der Glazer Gebirge. Ein viel ausgedehnteres und reizvolleres Bild bietet sich dar vom Aussichtsturne des Spitzberges oder von den Ruheplätzen des Pangel. Wie ein mächtiger Wall zieht sich das Eulengebirge mit den Mauern der alten Feste Silberberg und den sich anschließenden Höhen von Wartha und Reichenstein hin, überragt von der gewölbten Kuppe des Glazer Schneeberges. Nördlich vom Eulengebirge entsteigt der weiten Ebene die mächtige Masse des Zobtenkegels, ein stummer Zeuge all des Leids, das die einst so stolze Burg und Stadt getroffen. Auf prächtigem Waldwege gelangt man vom Pangelberge über die „Grüne Wiese“ nach dem Bahnhofe zurück und kann seine Schritte dem „Höllengrunde“, auch „Klein-Fürstenstein“ genannt, zulenken. Der schattige Weg, durch den Grund am Wasser entlang oder auf den wellenförmigen Höhen durch üppig aufschießendes Gebüsch, sowie der liebliche Blick von der „Teufelskanzel“ und der „Amalienhöhe“ lohnen die Mühe und rechtfertigen den Vergleich mit Fürstenstein.

Noch eine ganze Reihe anderer schöner Punkte ladet den Wanderer freundlich zum Besuche ein. Eine fruchtbare mit herrlichem Weizen bestandene Feldflur weist uns auf den Wohlstand der Bevölkerung hin, und so ist Mimpfisch für all die erlittene Unbill durch Mutter Natur vielfach entschädigt.

H. Kaboth.





Der Vertrag zu Heidersdorf. *)



Eine Meile nördlich von der Kreisstadt Nimptsch liegt an der Straße nach Breslau das Dorf Heidersdorf, welches den Umwohnern wegen seiner Rübenzucker-Fabrikation bekannt ist. An diesen Ort knüpft sich eine geschichtliche Erinnerung aus der Zeit des großen Religionskrieges, die nicht ohne Interesse ist.

Nach der Niederwerfung der kaiserlichen Macht durch den Schwedenkönig Gustav Adolf war Wallenstein als Retter des habsburgischen Kaiserhauses auf dem Plane erschienen. Dieser Feldherr hatte nun von Anfang an den Zweck im Auge, das Bündnis der Sachsen mit den Schweden zu lösen und erstere auf seine Seite zu ziehen. Da auf gütlichem Wege dieses Ziel zunächst nicht zu erreichen war, wendete sich Wallenstein mit den Waffen eben gegen den Feind, den er zu sich herüberzuziehen gedachte. Er vertrieb die Sachsen aus Böhmen, wollte den Krieg in ihr eigenes Land tragen, mußte aber diesen Plan aufgeben, um dem Schwedenkönig in Bayern entgegenzutreten. Dadurch erhielten die Sachsen nun wieder freie Hand und fielen in Schlesien ein. Der sächsische Feldmarschall Arnim focht hier mit Glück gegen die von Wallas befehligten kaiserlichen Truppen (1632 und 1638). Sollte nun Wallenstein neue Verhandlungen mit Aussicht auf Erfolg führen können, so mußte hier erst das Übergewicht der kaiserlichen Waffen hergestellt werden.

Ende Mai 1633 langte Wallenstein in Schlesien an und erschien in den ersten Tagen des Juni in der Nähe von Münsterberg dem von Arnim geführten feindlichen Heere gegenüber. Während Ilow Nimptsch einnahm, sandte Wallenstein schon am Abend des 3. Juni einen Vermittler zu Arnim, welcher ihn zu einer Zusammenkunft

*) „Die Katastrophe Wallensteins.“ Nach der neuesten archivalischen Publikation. Von Georg Winter. Marburg. Nord und Süd. 1883. 24. Bd.

einladen sollte. Eine solche kam in der That am 5. Juni in Heidersdorf bei Nimptsch zustande. Es wurde ein Waffenstillstand auf 14 Tage verabredet, während dessen Arnim nach Dresden gehen, Wallenstein die Absendung eines kaiserlichen Bevollmächtigten erwirken wollte. Es handelte sich um nichts Geringeres als um ein wirkliches Bündniß Sachsens mit dem Kaiser.

Auf welcher Grundlage sollte nun dasselbe abgeschlossen werden? Vor allen Dingen sollte nach den Vorschlägen Wallensteins völlige Religionsfreiheit gewährt werden. Die inneren Angelegenheiten des Reiches sollten auf die frühere Ordnung zurückgeführt, und zwar sollte 1618 als das Normaljahr angesehen werden. Das Restitutionsedikt sollte aufgehoben und alle fremden Mächte vom deutschen Boden ausgeschlossen werden. Man erinnert sich hierbei an die Worte, welche Schiller den kaiserlichen Feldherrn ausrufen läßt:

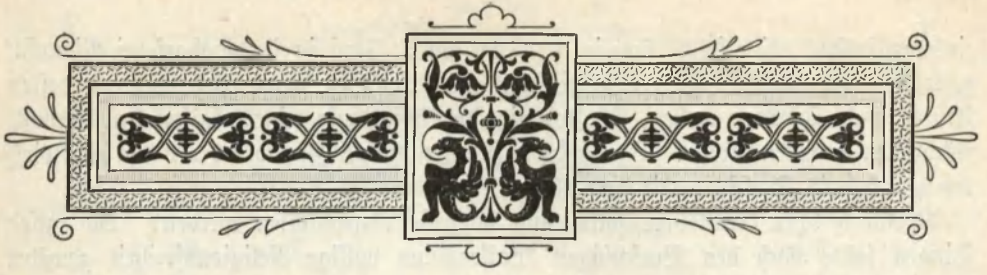
Was geht der Schwed' mich an? Ich hass' ihn wie
Den Pfuhl der Hölle, und mit Gott gedenk' ich ihn
Bald über seine Ostsee heimzujagen.

Nach Abschluß dieses Vertrages wollte man dann mit vereinten Kräften gegen diejenigen vorgehen, „so sich unterfangen sollten, den *statum Imperii* noch weiter zu turbiren und die Freiheit der Religion zu hemmen“. Es war also auf definitive Beilegung des unseligen Religionskrieges abgesehen. Wallenstein theilte Gang und Inhalt der Verhandlungen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bayern mit und bat um Absendung eines kaiserlichen Bevollmächtigten. Als ein solcher nach Ablauf des Waffenstillstandes nicht angekommen, auch Arnim aus Dresden nicht zurückgekehrt war, wurde zwischen Piccolomini und Terzka einerseits, dem Herzoge Franz von Sachsen-Lauenburg andererseits eine Verlängerung des Waffenstillstandes um 4 Tage verabredet. Aber auch dieser Termin verstrich; mit gleicher Nachlässigkeit und Langsamkeit behandelten der Wiener und der Dresdener Hof die so hochwichtige Sache. Als Anfang Juli der Bevollmächtigte des Kaisers mit einer, wie es scheint, nicht zustimmenden Antwort des Kaisers eintraf, hatte Wallenstein die Verhandlungen bereits abgebrochen. Aber im Jahre 1634, kurz vor seiner Ermordung hat Wallenstein mit Vorwissen des Kaisers diese Unterhandlungen mit Sachsen wiederangeknüpft.

Es kann kein Zweifel sein, schreibt Winter, hätten die ausschlaggebenden Kreise Wallensteins Vorschlägen zugestimmt, so wäre der unselige Krieg in wenigen Monaten auf gesunder Grundlage durch einen Vergleich beendet worden. Vierzehn lange Jahre noch mußte die Kriegsfurie durch die Gane unseres deutschen Vaterlandes rasen, bis im westfälischen Frieden schließlich den Protestanten genau dieselben Konzessionen gemacht wurden, welche Wallenstein schon in der Unterredung von Heidersdorf in Vorschlag gebracht hatte.

J. Kostrowsky.





Das Werden Breslaus.



Es war im Jahre 1291, als der westliche Mündungsarm der Ohlau, der bislang hart am heiligen Geist-Stift zur Oder floß, hinterm Dominikanerkloster von St. Albrecht her im südlichen Halbbogen bis zu den Kuttelhöfen am Stromufer um die fertige Stadtmauer als tiefer und breiter Mauergraben an Stelle des bisherigen herumgeführt ward. Es war ein denkwürdiger Abschnitt im Leben der jungen Handelsstadt Breslau, die kaum fünfzig Jahre gebraucht hatte, um ein angesehener Stapelplatz zwischen dem Osten und Westen zu werden.

Es steigt vor der rückschauenden Phantasie das fesselnde Bild einer dauerhaft und sauber umwehrten, funkelnagelneuen mittelalterlichen Stadt empor. Ihr riesiges Marktquadrat mit dem Geviert für „Kammern“, „Kram“ und „Bänke“ und den beiden Erkerplätzen — der eine für die slavischen Händler, der „Salzring“, der andere mit der Stadtpfarrkirche zu St. Elisabeth; dann die streng nach dem Winkelmaß angelegten, vom Ring auslaufenden Hauptgassen zum St. Albrechtskloster, zur Maria Magdalenenkirche, zur Herzogsburg (Schmiedebrücke), zum Oderufer, gegen St. Nikolai draußen und auf die wichtigen Landstraßen nach Ohlau und Schweidnitz hinaus; und endlich die jene Hauptgassen rechtwinklig schneidenden und mit den Ringseiten parallel laufenden Quergassen für Schuster (Schuhbrücke), Schuhflicker (Altbüßergasse), Nadler, Kupferschmiede, Mänteler u. a. — das alles zeigt eine wunderbare, noch heute in die Augen fallende Regelmäßigkeit. Seit etwa 25 Jahren ist der auf weitem Anger angelegte Neue Markt, in dessen Nachbarschaft am Ufer des Stromes entlang die drei Klosterkurien liegen, der Stadt angegliedert worden. Dicht daran überm trockenen Ohlauarme liegt die jüngere Zwerg-Kommune der Neustadt, ein Ärger für den altstädtischen Rat . . . Der jungen Stadt liegt aber

das Wachsen in den Gliedern. Innerhalb der jenseits der Stadt-Dhlau durch einen Grenzgraben abgesteckten Zone für Gärten und Wiesen der Bürger stehen schon einzelne Häusergruppen, z. B. bei der „kleinen Kirche“ (Christophorus) und unweit der Barbara-Kapelle; doch der alte Wallonensfleck von St. Mauritius, das deutsche Dorf Tscheppe und die Johanniter-Kommende zu Korpus Christi liegen noch weit draußen in der Flur. Auf der nahen Sandinsel stehen die Bürger teils unter städtischer Gerichtsbarkeit, teils unter der des Abtes vom Augustiner-Chorherrenstift zu St. Maria auf dem Sande. Auf der Dominfel hinter der alten Herzogsburg wird munter an der Kreuzkirche und an der halbvollendeten Kathedrale gebaut. Vom alten Elbingdorfe drüben schaut imposant das dort gebietende Prämonstratenserstift zu St. Vincenz herüber.

Zwei Menschenalter später, im Beginn der Zeit des Kaisers Karl IV., was ist in dieser Zeit alles geschehen! Die Neustadt ist mit der Altstadt vereinigt. Im Jahre 1327 hatte Breslau den heißersehnten Anschluß an die starke böhmische Hausmacht der deutschen Luxemburger durchgesetzt. Dann war der letzte Herzog gestorben. Der Rat hatte seine fürstlichen Rechte geerbt, und Breslau ist eine reiche, selbständige Handels-Republik geworden, ein Juwel in der Krone des Monarchen. Just zur Zeit des Anschlusses an Böhmen hatte man den Bau des Rathauses in den kühnen Formen der jungen Gotik begonnen. Aber gleichzeitig waren die Hauptgassen, freilich in schütterten Häuserlinien über den Dhlau-Graben hinausgewachsen, und an seinem jenseitigen Ufer waren allmählich die einzelnen Glieder eines zusammenhängenden Straßenzuges entstanden vom Rekerberg und dem Viertel der Mälzer bei der „kleinen Kirche“ bis zur Siebenrademühle und dann bis zur Mündung in den Strom.

Da ist es hohe Zeit, eine neue Mauer mit Graben um die wachsenden Vorstädte zu bauen. Das dauert manches Jahrzehnt. Unterdessen entstehen die Weiden-, Taschen-, Groschengasse u. U. Ehe das vierzehnte Säkulum zu Ende geht, sind die Mauern mit ihren Thortürmen fertig. Nun entstanden auch längs der inneren Dhlau-Mauer, die man für die Stadtverteidigung nicht mehr brauchte, enge Gäßchen für des Wassers bedürftige Gewerbetreibende (Gerber, Kürschner, Färber) und allerlei „Armut“. Vermittels der Dhlaugassen aber schmuggelte sich die krumme Linie in das ursprünglich gradlinige, lichte Stadtbild verhängelichend ein.

Diese merkwürdige Bauperiode, die sich über die goldene Friedenszeit des klugen Karl (1346—1378) hinaus bis tief in die Zeit der inneren Wirren und des Faustrechts unter Wenzel (1378—1419) erstreckte, schloß auch die Schaffung einer Reihe von imposanten Denkmälern des Kirchenbaues ein. Man baute die bedeutendsten Kirchen im gotischen Stile größer und herrlicher auf und neue dazu. Man baute von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis ins fünfzehnte hinein teils gleichzeitig, teils nacheinander an der Klosterkirche zu St. Adalbert (Albrecht), an der Kirche der Minoriten zu St. Jakob (jetzt St. Vincenz), an der neu gestifteten Dorotheenkirche und an den beiden Stadtpfarrkirchen zu St. Maria Magdalena und St. Elisabeth, die gleich gewaltigen Steingebilden emporwuchsen, dann an der Korpus Christi-Kirche der Johanniter und an der neuen Stiftskirche auf dem Sande, während die majestätische Kathedrale zu Johannes dem Täufer und die prächtige Kreuzkirche bereits in schöner

Vollendung prangten. Zugleich schufen aber auch die Werkleute rüstig am Rathaus, dessen herrliche Ostseite eines der schönsten Werke jenes bewundernswerten, einen hohen Idealismus in sich schließenden Bauepochen des vierzehnten Jahrhunderts ist.

Das rasche Wachstum der Bevölkerung zwang zur peinlichsten Raumaussnützung. Bald verengten sich die Ohlangassen und krochen auch an der äußeren Mauer Gäßchen und Hoffstätten hin. Man klebte Häuschen und Buden an die Kirchen und Kirchhofmauern. Das Geschäftsgeviert auf dem Ringe wurde immer dichter und dunkler. Auf die Bänke türmte man das Schmetterhaus; über den Riembuden



Das Breslauer Rathaus.

Nach einer Original-Aufnahme von Ed. van Delden.

wuchs die Riemerzeile empor, und so blieb es bis in die Anfänge des neunzehnten Jahrhunderts. Nur in architektonischer Beziehung war das Werden des Stadtbildes noch nicht abgeschlossen. Es erhielt in dem ereignisreichen Zeitraum von 1450 bis in den Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, welcher das Ringen mit dem Böhmenkönig Georg Podiebrad, die schwere Demütigung durch den Ungarnkönig Matthias Corvinus und die kräftige Wiederaufrichtung der Stadtfreiheit in sich schließt, einige seiner kräftigsten, noch für die Gegenwart charakteristischen Züge. Man baute den Elisabethturm (von 1452 an), dieses stolze Wahrzeichen der Stadt, das freilich seiner Pyramide schon nach 40 Jahren verlustig ging, das Türmepaar der Maria Magdalenen-Kirche mit seiner ebenfalls wie ein Wahrzeichen wirkenden schwebenden Brücke, die Bernhardin-Kirche in der Neustadt. Man errichtete für Tage der Not am Burgwall

(Burgfeld) das Korn- und Zeughaus und baute das neue Nikolaithor, ein Prunkstück der Spätgotik, das bis 1820 höchst charakteristisch für den Anblick der Westseite Breslaus war. Man unterzog endlich das noch unfertige Rathaus von

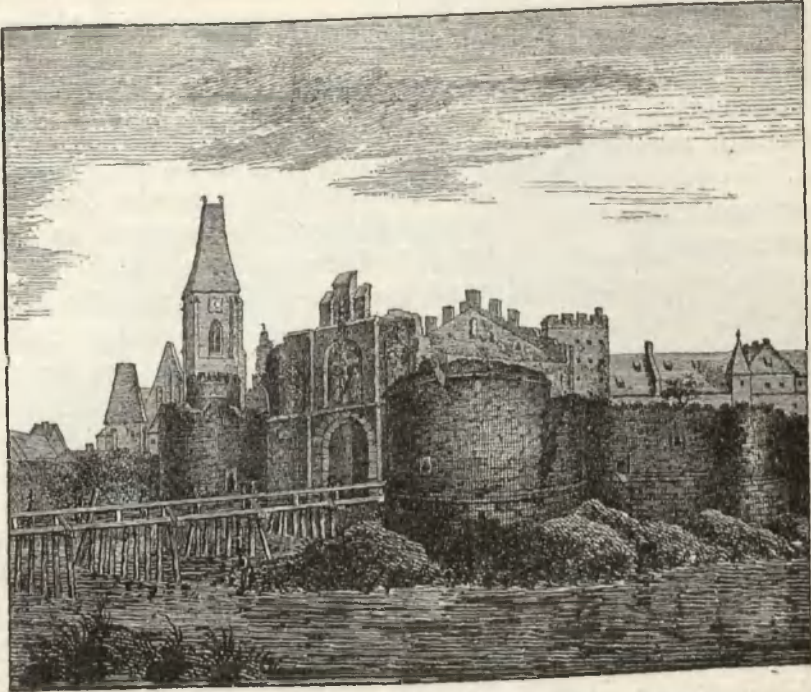


Die Kirche zu St. Elisabeth nach 1452.

Aus „Illustrirte Chronik von Breslau“ von J. G. Ad. Weisk.

1471—1504 einem Umbau und führte zugleich das Werk der Vorfahren unter anderem durch die Herstellung der prächtigen Südfront herrlich zu Ende. Die Häuser der Bürger, zunächst wohl am Ring, Salzring und in den besseren Gassen waren, nachdem große Feuersbrünste gewüthet hatten massiv aufgebaut worden.

Die Vororte, die man schon als „Vorstädte“ zu bezeichnen anfing, waren bloße Dörfer und entwickelten sich sehr träge. Die unterm Klarenstift stehende Eicheppine (Lange und Kurze Gasse) war südlich bis zur Landstraße vorgerückt. In der Flur draußen waren die Siebenhufen ums Jahr 1450 angelegt worden. Der letzte Vorposten des ebenfalls unter geistlichen Gerichtsbarkeiten stehenden Mauritiusfleckens (Maler- und Bäcker-gasse) war hinterm Spittel von St. Lazarus das „weiße Vorwerk“. Über der Oder lagen die verstreut liegenden Dorfgemeinden des städtischen Elbings mit dem Spittel und Kirchlein zu den elftausend Jungfrauen, des Matthias- und Vincenz-



Das Nikolaithor (nach der Zerstörung 1807).
Aus „Illustrirte Chronik von Breslau“ von F. S. Ad. Weiß.

Elbings mit dem eben gegründeten Polnisch-Neudorf. Von den Dörfern, die jenseit des riesigen „Schweidnitzer Anger“ lagen, gehörte das hinter den „Teichen“ angelegte Leingruben der Stadt. So war's am Ende des Mittelalters.

Während der Reformationszeit brach sich in Breslau allmählich die Renaissance in der Baukunst Bahn. Es entstanden die noch heute bewunderten Ringhäuser, wohl das älteste die „goldene Krone“ im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, die andern zum großen Teil bereits unter dem Einflusse des späteren Barockstils umgebaut, unter dessen Herrschaft z. B. die Ausschmückung der Front der „Sieben Kurfürsten“ fällt. Besonders eindrucksvoll kam die Renaissance im sechszehnten Jahrhundert bei Vollendung des Rathsturmes (1559) und Aufsetzung der Hauben des Elisabethturmes (1532) und der beiden Magdalenen-türme, wie auch besonders durch die Erbauung des schönen

Wage- und Leinwandhauses zur Geltung, dessen Fassade der Westseite des Geschäfts- vierecks auf dem Ringe bis in die neueste Zeit den Charakter aufprägte.

An die Reformationsperiode knüpften sich die durchgeführten Um- und Neubauten der Befestigungen, die Aufschüttung riesiger Wälle und gigantischer Bastionen, z. B. der Taschen- und Ziegelbastion (gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts), womit wiederholt (auch noch im siebzehnten Jahrhundert) die Erweiterung des Festungsringes, z. B. im Süden über das „reiche Spittel“ und die Johanner- Kommande und Korpus Christi-Kirche hinaus, verbunden war.

Mit der tiefen Demütigung der Stadt nach dem dreißigjährigen Kriege und dem Einfluß der vom Wiener Hofe begünstigten katholischen Geistlichkeit trat am Ende des siebzehnten und am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine vorwiegend kirchliche Bauperiode ein, deren Spuren sich ebenfalls im architektonischen Bilde der Stadt erhalten haben. Dieser Triumph des Barockstils berührte sich mit dem Rokoko in den Bauten und Gärten der Allongé-Perrücken-Aristokratie des Rates und der Kammer. Die bedeutendsten, auch heute noch durch ihre eigenartige Schönheit in die Augen fallenden Baudenkmäler dieser Zeit sind das Orphanotropheum auf der Dominsel, das Matthiastift (jetzt das katholische Gymnasium), die Kirchen- und Klostergebäude der Barmherzigen Brüder (1715), welche die dorfartige Vorstadt „überhöhten“ und auf lange Zeiten zu einer Art „Wahrzeichen“ für diese Gegend wurden, vor allem aber die imposante Leopoldina, die Jesuitenhochschule (1736), welche gleich der daranstoßenden neuen Matthiaskirche nach der teilweisen Demolierung der kaiserlichen Burg errichtet wurde. Mittlerweile hatten sich die Reste der alten, inneren Stadtmauer buchstäblich „verkrümelt“ und vermutlich zum Teil das Material zum Bau mancher Ohlauhäuser geliefert.

Freilich zog 1741 mit den Trommeln und Pfeifen der preussischen Grenadiere eine „neue Zeit“ ein; aber sie war zunächst eine lange, harte Vorschule für ein künftiges Staatsbürgertum. Sie ging an der inneren Stadt fast spurlos (Adoptierung des Königspalais, der Hofkirche, des Hagfeld'schen Palais oder Oberpräsidial-Gebäudes) vorüber, versah den Bürgerverder mit seinen Kasernenbauten und brachte nach dem siebenjährigen Kriege einen großen Erweiterungsbau der Festung. Derselbe verursachte durch Erbauung des großen Sternwerkes und des Friedrichsthores eine totale Umwälzung der Idylle des „Marienverders“ jenseits des Sandes und unter anderem auch die Verwandlung der Dom-Ober in einen Wallgraben. Da auch teilweise das Ufergelände des Elbing an der Oberbrücke u. in die Befestigungen hineingezogen ward, so mußte die Schießstätte der Bürger weiter hinaus verlegt werden, wo jenseits des Sandberges der neue Schießverder (1777) angelegt ward.

Die „Vorstädte“, welche im dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege bitterböse Zeiten durchgemacht hatten und teilweise in Flammen aufgegangen waren, wiesen zwar neben der „Kräuterei“ auch viel gewerbliches Leben auf, trugen aber im allgemeinen noch dörflichen Charakter. Einigermassen „vorstädtisch“ muteten auf dem Elbing, der 1529 durch Demolierung des Vincenzklosters sein ehrwürdigstes architektonisches Inventarstück eingebüßt hatte, nur einige kurze Gassengänge (Matthias-, Neue Junkerngasse u.) an. In der Ohlauer-Vorstadt galt dies bloß von der Walgasse (bei

St. Mauritius) und einer Partie „hinter den Barmherzigen“. Einen guten, durchaus städtischen Eindruck machten das nach dem Brande von 1791 neu aufgebaute Sandviertel und das Domstädtchen, dessen Domherrnkurien sich in behaglich-vornehmer Stattlichkeit aus dem Schutte wieder erhoben. Die gleichzeitig erbaute neue Bischofsresidenz ward eine Zierde des Domes. Bezeichnend für die noch sehr geringe Bedeutung der „Vorstädte“ ist, daß sie am Ende des 18. Jahrhunderts kaum 20 000 Einwohner besaßen, während die innere Stadt etwa 43 000 Einwohner zählte.

Doch nur einige Jahrzehnte, und das Wort: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen“ erfüllte sich in schönster Wirklichkeit. Nach der Belagerung von 1806/7 war die von Kaiser Napoleon dekretierte Demolierung



Das St. Vincenz-Kloster auf dem Elbing.

Aus „Illustrierte Chronik von Breslau“ von F. W. Ad. Weh.

der Festungswerke, an denen man 450 Jahre gebaut hatte, binnen wenigen Jahren erfolgt. Zuletzt (1820) sank das schöne Nikolaithor.

In innigem Zusammenhange mit diesem neuen Werden stand die preussische Reformgesetzgebung. Die Städteordnung gab 1809 der Bürgerschaft die Selbstverwaltung. Zugleich sprach sie die Vereinigung sämtlicher Vorstadtgemeinden mit der Stadt aus, und am 1. Mai wurde von der ersten gewählten Stadtverordneten-Versammlung der erste autonome Magistrat gewählt. Mit der Säkularisation der geistlichen Stifter fiel der letzte Rest der geistlichen Gerichtsherrschaft über die Vorstädte.

Auf dem eingeebneten Festungsterrain wurde 1814 der breite Promenadengürtel angelegt, der nun in schönen Windungen den südlichen Halbbogen um die innere Stadt beschreibt, welcher für alle Zeiten in höchst anziehender Weise die Grenze zwischen Alt-Breslau und den Vorstädten markiert und Jahrzehnte hindurch ein für Breslau charakteristischer, lieblicher Vorzug der Stadt vor vielen anderen

Großstädten gewesen ist. Die Taschen- und die Ziegelbastion wurden im Zuge dieser Promenade, deren Schaffung auch in hygienischer Hinsicht eine That war, in anmutige Parkhügel umgewandelt. Den schimmernden Wasserspiegel des Stadtgrabens überspannten (1813 bis 1816 erbaute) zierliche Brücken an den Ausgängen der Ohlauer- und Schweidnitzer-Straße und im Ausgange zur Nikolai-Vorstadt, zu denen Jahrzehnte später noch massive Brücken an der Taschenbastion und am Ständehause sich gesellten. Am äußeren Ufer legte man eine Promenadenstraße „Am Stadtgraben“ an, deren eine Häuserfront allerdings nur sehr langsam ward. Am inneren Rande der Stadt resultierte aus der neuen Umwälzung unter anderem auch die Anlegung der Wall-, Zwinger- und Burgstraße, die Erweiterung des Exercierplatzes und die Schaffung der Promenaden-Anlagen an der Oder, sowie die Freilegung mancher anderen Particen. Auf dem Terrain der eingeebneten Außenwerke entstanden zunächst im Zuge der Klosterstraße, wie nimmehr die ganze Vorstadt- oder der Wal- und Weingasse hieß, und der in Friedrich-Wilhelmstraße umgetauften Sandgasse nach und nach ganz neue vordere Straßenviertel. Über die eingeebneten Werke des rechten Ufers führte man die Salz- und Sterngasse, wie die Fortsetzung der Neuen Jünckernstraße. Im Ganzen wurde im Norden und Süden, Osten und Westen viel Terrain für eine spätere bauliche Entwicklung der Vorstädte gewonnen. Das Domviertel hörte durch das Verschwinden des Wallgrabens (der ehemaligen Dom-Oder) auf, eine „Insel“ zu sein, die sie seit Urzeiten gewesen war, und ging unmittelbar in den „Hinterdom“ über. Auf einem Teil des Bodens des Sternwerks erstand (von 1811 an) allmählich in seiner Pracht der botanische Garten, und auch die Obervorstadt erhielt ihren bescheidenen Park durch Anlegung des Wäldchens auf einem Teichmorast (1816). So wurde innerhalb des ersten Jahrzehntes nach der Entfestigung der Stadt auf der breiten Zone rund um das innere Breslau, sowohl auf beiden Seiten des Stadtgrabens, als auch auf beiden Ufern der Oder das der Gegenwart vertraute, nur wenig veränderte topographische Bild geschaffen, das allerdings namentlich auf der Vorstadtseite meist erst den Rahmen für die spätere bauliche Entwicklung bot.

Im altertümlichen Gesamtbilde der inneren Stadt brachten die Ersetzung des altehrwürdigen Tuchhauses durch die Tuchhaus- oder Elisabethstraße (1820), der Fall des Schmetterhauses hinter der Kiernerzeile, der Bau des schönen Börsegebäudes (1824), die Errichtung des Blücherdenkmals (1827), woran sich die Umtaufe des „Salzrings“ knüpfte, und die wenigen Neubauten (d. h. das Henckel'sche Palais an der Promenade) im Laufe der zwanziger und dreißiger Jahre keine Änderung hervor. Breslaus Einwohnerzahl war inzwischen bis zum ersten Hunderttausend gestiegen.

Da riefen die wachsende Wohlhabenheit, die zunehmende Fabrikindustrie, vor allem aber der Bau der drei ersten Breslauer Eisenbahnen (1842 bis 1844) eine neue Bauperiode hervor, die sich zunächst auf den Süden und Südosten der Stadt beschränkte. Die kleine Schweidnitzer-Vorstadt wurde in wenigen Jahren nicht nur vollständig ausgebaut; sie ward durch den modernen Stil, dessen charakteristische Kennzeichen das italienische Plattendach, die glatte, weiße Front und öfters auch der Balkon waren, der schönsten, von den besseren Klassen bevorzugte Teil der Stadt.

Der bisher öde Tauenzienplatz wurde mit seinen imposanten Lauben und gärtnerischen Anlagen ein Schmuckplatz ersten Ranges. Die bisher meist zwischen Zäunen sich hinziehenden Straßen (z. B. die Tauenzien- und Neuen Taschenstraße) und der Salvatorplatz (besonders nach dem Brande der Kirche 1854), zu denen als ganz neu die Agnesstraße kam, gelangten nun erst baulich zur Erscheinung. Die neue Bauperiode fand an der Verbindungsbahn (1844 bis 1845) ihre südliche Grenze. Doch kamen jetzt für Breslau die „Mietzkasernen“ zur Welt.

In der inneren Stadt folgte zunächst bloß die Schweidnitzer-Straße dem neuen Anstöße. Der alte „Kreuzhof“, die ehemalige Johanner-Kommende, war abgebrochen. Auf seiner Stätte hatte sich bereits 1841 das neue Theater erhoben. Es folgten (1844) auf demselben Terrain das in prächtiger italienischer Renaissance erbaute Gouvernementsgebäude, auf dem nahen Exerzierplatze (1846) das neue Palais und das Ständehaus und schöne Bauten am Schweidnitzer-Stadtgraben, wo teilweise auf dem verschütteten Mäusetee (1845 bis 1852) der Riesenbau des „neuen Inquisitoriums“ (Stadtgericht und Gefängnis) emporstieg. Es regte sich im Süden der Ohlauer-Vorstadt (Bahnhofstraße) und in der Nähe der „Siebenhufen“. Hier erhob sich die erste Gasanstalt — und im Frühling von 1847 erstrahlte in der inneren Stadt zum ersten Male die Gasbeleuchtung, deren Strahlen das bald darauf enthüllte Reiterstandbild des großen Königs auf dem Ringe trafen.

Die vorübergehend verlangsamte Baubewegung äuferte sich am stärksten in den nächsten Jahrzehnten in den südlichen Vorstadtgegenden, wo z. B. die „Siebenhufen“ der Aufsaugung verfielen und die Vollenbung des Zentralbahnhofes (1857) den Anstoß zu tiefgreifenden Korrekturen (Verlegung der Strehleiner Chaussee) und neuen Schöpfungen gab (Neue Taschenstraße, Fränkelpfatz u.). Sie regte sich am südlichen Rande der Nikolai-Vorstadt und streifte die Oder-Vorstadt, ließ aber trotz des Wintergartens, der schon seit Ende der dreißiger Jahre, später auch als Sitz des Sommertheaters, eine starke Anziehung ausübte, die Sand-Vorstadt fast unberührt.

Dem ersten Anstoße dieser Baubewegung folgten mehrere großstädtische Reformen. Das Gas verdrängte ganz die alte Öllaterne; eine neue Straßenpflasterung brach sich Bahn; die Kanalisation wurde von 1849 bis 1869 durchgeführt. Dann begann der Baugeschmack auch an das alte Breslau zu rühren. Leinwand- und Hopfenhaus fielen 1859, damit Raum für ein neues Stadthaus gewonnen wurde, das 1863 in schöner Renaissance vollendet war und das bisher heimatlose Stadt-Parlament nebst der aus Licht der Öffentlichkeit gestellten Stadtbibliothek mit ihren Sammlungen aufnahm. Mittlerweise war durch die Niederreißung der Hauptwache und Verlegung der alten Fischmarkt-Buden die Westseite des Rathauses freigelegt und das Denkmal Friedrich Wilhelm III. (1861) errichtet worden. Am Rande der inneren Stadt änderte sich manches im Namen der Schönheit. Die allgemach am Zwinger sehr verschönerte Promenade erhielt 1866/67 durch die Bauten der Liebigshöhe (Taschenbastion) einen herrlich aus ihrem grünen Schoße sich hervorhebenden, architektonischen Schmuck. Gleichzeitig entstand an der Promenade der neue, schöne Börsenbau. Durch Klassierung der Königsbrücke (1866) wurde der Königsplatz in heutiger Gestalt erschaffen.

Im stillen Norden der Klosterstraße erwuchs ein neues Vorstadtviertel (Lessing-, Garvestraße u.), dessen Mittelpunkt das 1869 eröffnete Lobetheater wurde. Selbst auf der rechten Oberseite regte sich der Baugeist. Dort waren die Anlegung des Zoologischen Gartens in verrufener Gegend weit draußen (1865), die verschönernde Umgestaltung des Scheitniger Parks, der Bau des Bahnhofes der Rechte-Oberufer-Bahn (1868) und die Vollendung der neuen Universitätsbrücke (1869) Vorboten eines neuen Werden. Waren doch bereits durch die Eingemeindung der Dörfer Gabitz, Höfchen-Kommende, Neudorf, Lehmgraben, Huben, Fischerau und Alt-Scheitnig im Anfang 1868 die allgemeinen Vorbedingungen einer neuen Bauperiode allerdings



Die Liebigshöhe in Breslau.

Nach einer Original-Aufnahme von Ed. van Delden.

in erster Linie für den Süden geschaffen worden. Die Zahl der Einwohner war dicht an Zweihunderttausend herangekommen.

In dieser Zeit legte der Fortschritt im Namen der Hygiene, der soeben auch der „Hirschgraben“ an der Sternstraße hatte weichen müssen, Hand an ein altes Breslauer Inventarstück, an die anno 1291 zum Schutz der Stadt geschaffene Stadt-Ohlau, die aber ein halbes Jahrtausend ausschließlich gewerblichen Zwecken gedient hatte, und deren Flußgasse ein in hohem Grade fesselndes, mittelalterliches Bild bot, dessen letzte Reste im Verschwinden begriffen sind. Ihre Kanalisierung erfolgte von 1866 bis 1869. Mit ihr fielen mehrere alte Brücken, das Seidenbeutel und die verzwickte Kegerkunst-Partie. Die auf dem Grabe der Ohlau geschaffenen Ohle-Passagen- und die Münzstraße markieren noch für späte Generationen die Grenze der ältesten Stadt von 1291.

Mit dem der Errichtung des Reiches folgenden wirtschaftlichen Aufschwung begann eine umfassende und sich noch heute fortsetzende Bauperiode, die sich nicht mehr auf den bisherigen Rahmen der Stadt beschränkte, sondern ganz neue Vorstädte schuf und die Stadtgrenzen hinaus schob. Ihr stilistisches Merkmal waren die verschiedenen Variationen der Renaissance mit farbiger Fassade und Erker- und Türmchenschmuck und der Vorgärten. Allerdings bemächtigte sich dieses Stils bald für die Mietskasernen eine fabrikmäßige Architektur.

Während die Modernisierung der eingemeindeten Dörfer im Süden nur allmählich vor sich ging, wurde in kurzer Zeit die im Zuge der Kleinburger-Chaussée (zirka 1877) entstehende Kaiser Wilhelmstraße mit ihren großstädtischen Verhältnissen das Pracht- und Hauptstück der aus dem Ackerboden der alten Kräuterei emporwachsenden neuen Vorstadt „jenseits der Verbindungsbahn“. Rasch und Jahr um Jahr sind neue Parallel- und Querstraßen (Höfchen-, Kronprinzen-, Sadowa-, Schiller-, Moritz-, Nachod-, Sedan-, Viktoriastraße u. a.) entstanden, und es ist hier im Süden der Verbindungsbahn eine ganz moderne, höchst umfangreiche Vorstadt emporgewachsen, deren Vorposten: der Friebeberg, die Kleinburger Villenkolonie und die neue Kürassierkaserne nahezu erreicht sind. Den landschaftlichen Abschluß bildet der vor wenigen Jahren in Angriff genommene Südpark. Jedenfalls hat sich auch in dieser noch gegenwärtig fortdauernden Bauperiode der „Zug nach dem Süden“ in hervorragender Weise bewährt und bei weitem das Umfangreichste geschaffen. Den südöstlichen Flügel dieses neuen Breslau — Bohrauerstraße 2c., der mit den ehemaligen Dörfern Lehngruben und Huben das Gebiet der Teichacker umklammert, überhöhen seit 1876 die Salvator- und seit 1894 die Heinrichskirche, beide in junggotischen Formen.

Ein anderer interessanter Werdeprouz vollzog sich auf dem letzten Rest echten „Schweidnitzer Aingers“, wo von 1873 an das prächtige Museumviertel wurde, mit dem schönen Museum der bildenden Künste (1880) in der Mitte, das Breslau als „Kunststadt“ zu legitimieren hat. Eine großartige, freilich teilweise im Stiel der Mietskasernen gehaltene Entwicklung nahm das Siebenhufener Vorstadtviertel, dessen modernen Rückgrat die aus der Ländlichkeit emporgewachsene Gräbischenerstraße bildet und das bereits seit Jahrzehnten das neue Trinitas-Hospital („Reiche-Spittel“) und seit kurzem das neue Elisabethinerinnen-Kloster samt Kirche in seinem Gebiete birgt. In der inneren Schweidnitzer-Vorstadt und am Stadtgraben, wo unter anderem der formenreine Synagogenbau (1872) emporstieg, wie auch in den jüngeren Teilen der Dhlauer Vorstadt schlossen sich die Lücken, erfolgten Modernisierungen und Neuschöpfungen.

Der 1869 begonnene Versuch, den „Zug nach dem Westen“ durch Gründung einer neuen Vorstadt auf der alten Viehweide zu erproben, blieb in unschönen Anfängen stecken, und die moderne Ausgestaltung und Erneuerung der alten Nikolaivorstadt, wo 1882 an Stelle der „abgeschossenen Kirche“ eine neugotische Nikolaikirche vollendet ward, erfolgte vorwiegend im Genre der Mietskaserne.

Dagegen begann in der bis dahin vernachlässigten Odervorstadt und zwar auf dem elendesten und verachteten Gebiete im Westen der Matthiasstraße 1873 ein unerhörtes Werden. Hier entstand ein neues Stück Vorstadt. Den Mittelpunkt

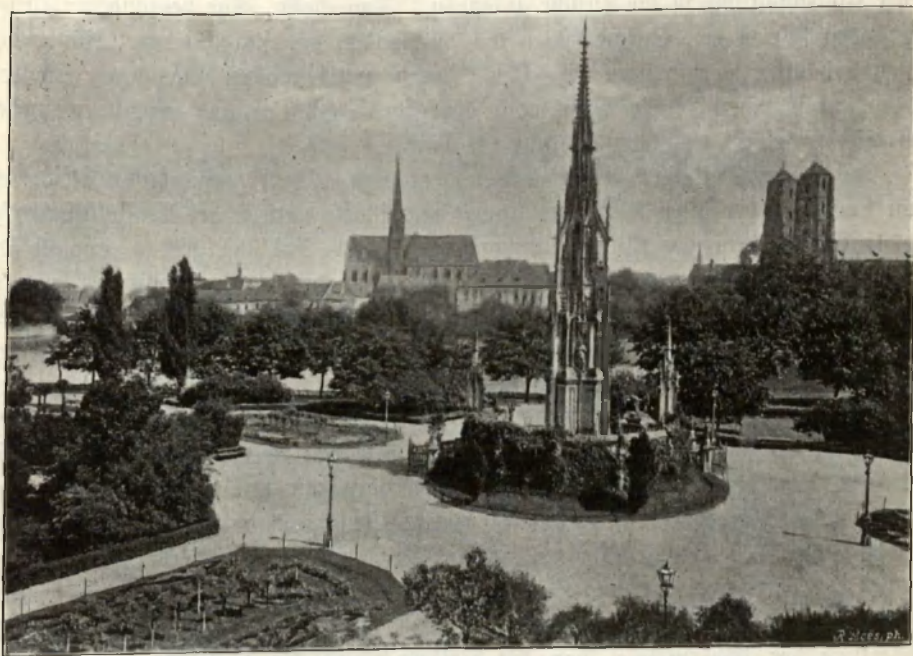
bildete der von 1875 bis 1886 ausgebauten Matthiasplatz, ein Schmuckplatz ersten Ranges. Eine große Anzahl neuer und zum Teil schöner Straßen (Moltkestraße von 1877 an, Bismarck-, Trebnitzerstraße zc.) durchzogen die neue Vorstadt. Gleichzeitig (1875 und 1876) wurde durch den Bau der Königs- und der Wilhelmsbrücke eine Verbindung der Nikolai- mit der Ober-Vorstadt über den Bürgerwerder hinweg geschaffen und dadurch auch neues bauliches Leben auf die südwestliche Zone der Ober-Vorstadt (Schießwerderstraße, Wilhelmsufer zc.) verpflanzt. Die zu derselben Zeit unternommene Gründung einer Villenkolonie auf dem Kletschkauer Terrain glückte damals nur halb. Später lehnte sich die städtische Irrenanstalt daran. In den achtziger Jahren zog die Bauhätigkeit auch den Norden der Ober-Vorstadt und ihre noch ländliche Umgebung in ihren Kreis. Sie schuf neue Straßen und Plätze (Waterloo- und Weisenburger-Platz) und baute die noch sehr mangelhafte Linie der äußeren Matthiasstraße aus. Die architektonische Pierde dieser teils neuen, teils modernisierten Vorstadtviertel ward jüngst das neue Friedrichs-Gymnasium. Auch in der früher so stillen Gegend des alten Vincenz-Elbing (Lehmdamm zc.) gaben der Bau der neuen, gotischen Michaeliskirche (1871) auf dem Boden des verschollenen Klosters, sowie die Errichtung der Gewerbeschule (1879) und des Hospitals des vaterländischen Frauenvereins den Anstoß und weitere Anregungen zur baulichen Um- und Neugestaltung ganzer Straßenzüge. Während dieses Werdens verschwand fast unmerklich der letzte Rest des ehemaligen Wallgrabens (der einstigen Vincenz-Ober) am Lehmdamm.

In einem hohen Grade belebend wirkte der Bau der Lessingbrücke (1871 bis 1875). Zunächst wurde der wüste Platz, wo seit 1864 die zweite Gasanstalt stand, aus seiner Verwahrlosung erlöst und Lessingplatz genannt (1878). Größer war die Umwälzung auf dem rechten Ufer, das der Baugeist bisher bloß leise gestreift hatte. Durch Gehöfte und Gärten wurde als süd-nördliche Hauptverkehrsader des ehemaligen „Hinterdoms“ die Adalbertstraße durchgelegt. Es schlossen sich weitere Neuschöpfungen teilweise auf dem Boden des Wintergartens daran, der nach und nach hinschwand. Es verjüngten sich auch die ältesten Teile der Vorstadt. Die als Allee angelegte Thiergartenstraße erleichterte die Verbindung mit dem Zoologischen Garten. So erhielt der ehemals so scheel angesehene „Hinterdom“ den Charakter einer großen, selbständigen „Scheitniger-Vorstadt“. Wirkte doch ganz besonders belebend auf ihre Entwicklung die Nähe des umgestalteten alten Scheitniger Parkes, dieses Juwels der Wald- und Wiesenpracht, und des im Laufe der siebziger Jahre geschaffenen neuen Parkes mit seinen lieblichen Anlagen und schimmernden Wasserspiegeln.

Bald verschob sich auch jenseits des Sandes vollständig das Bild früherer Tage, als nämlich die Gneisenaubrücke in veränderter Richtung an Stelle der alten Vordombrücke (1883—85) gebaut wurde und sich daran die Schaffung des Gneisenauplatzes mit seinen Anlagen und die Erschließung des Kreuzviertels zc. fügte. In Verbindung mit der Umgestaltung dieser Vorstadtgegend stand auch die weitere Entwicklung der Sternstraße und ihrer Verbindungen mit der Scheitniger- und Odervorstadt. Es trat hier, wie auch schon an der Fürstenallee und Tiergartenstraße, erkennbar ein „Zug nach Osten“ hervor. Ein imposanter, monumentaler Ausdruck

desselben ist das im Laufe des letzten Jahrzehnts entstandene und noch nicht abgeschlossene Viertel der Kliniken am inneren Ufer der alten Oder, Alt-Scheinig gegenüber. In jüngster Zeit hat der Baugeist auch die fast noch unberührten Teile der Vorstadt aufgesucht. Auf vergessenem Anger schuf er eine neue gotische Lutherkirche (1895), und in der idyllischen Stille hinter der Kathedrale führte er nacheinander monumentale Bauten auf (das Josephstift, das Konvikt zc.).

Wahrhaft als Umwälzung gestaltete sich die Entwicklung auf dem Gebiete diesseits der Lessingbrücke. Aus der Straße am Ohlauufer wurde eine architektonisch fesselnde Promenadenstraße. Die Promenade verbreiterte sich auf diesem, den Mauern



Das Kriegerdenkmal und die Dominsel in Breslau.

Nach einer Original-Aufnahme von Ed. van Delden.

Göpperts und Anorrs gewidmeten Gebiete, nachdem von 1883 an nach und nach die drei Läufe der Stadtgraben-Ohlau zugeschüttet und kanalisiert worden waren und wuchs in den Lessingplatz hinein, welcher durch das neue Regierungsgebäude (1887) eine herrliche architektonische Zierde erhielt. Die Umlegung der Ohlaumündung, andere Korrekturen und der Bau der neuen Mauritiusbrücke (1883) hatten bereits das „Lessingviertel“ nach Osten hin baulich abgeschlossen. Es ist überhaupt bezeichnend für den Charakter der Bauperiode in den nördlichen Vorstädten, daß sie in Verbindung mit einer in Breslau noch nie dagewesenen Brückenbau-Periode steht. Wurden doch in den jüngsten Jahren auch eine neue Dom- und eine neue Fürstenbrücke gebaut.

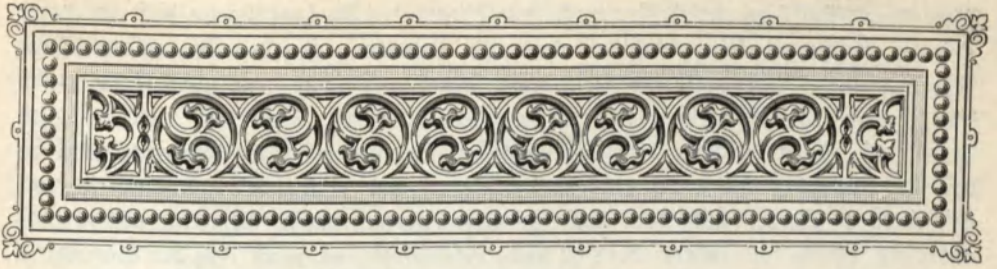
Schon seit Beginn der siebziger Jahre rüttelte die neue Baubewegung teilweise im Anschluß an die Umgestaltung der Ohlaufußgasse auch am alten Baustand der

inneren Stadt und begann unter den alten, hieheren Giebelhäusern aufzuräumen, vorstehende Ecken zu beseitigen und Plätze (bei Maria Magdalena, Elisabeth, Christophori) freizulegen. Sie brach die hübsche Königsstraße (1873—75) über das Marzallgrundstück durch, gestaltete (1874) den Zwingerplatz aus und schuf den Augustaplatz mit seinen Anlagen und dem Kriegerdenkmal. Sie gab in den letzten Jahren sehr altstädtischen Parteen durch Errichtung des Sparfassen- und Bibliotheksgebäudes, des Kaufhauses zc. einen schönen, hochmodernen Charakter. Ganz allmählich, man merkte es kaum, wie es so nach und nach kam, ist das mittelalterliche Stadtbild des inneren Breslau in seiner Geschlossenheit, zumeist in den Hauptstraßen — so namentlich in der Schweidnitzer- und Ohlauerstraße und unter anderem durch den Postpalast auch in der Albrechtsstraße in die Brüche gegangen. Dauerhafte Züge vergangener Zeiten aber haben sich in den Steingebieten des Rathauses, das jüngst einer verjüngenden Renovation unterzogen wurde, der alten Kirchen und der alten Ringhäuser erhalten, und in gar mancher Straße wiegt noch der alte Giebel vor und erzählt, umwoben vom Silbergepinnt des Mondes, alte Geschichten.

In diesem Vierteljahrhundert reiften aber auch allerlei großstädtische Reformen. Man brach mit der alten Wasserversorgung und führte mittelst des Wasserhebewerkes (1870) das System der Wasserleitung durch. Im Anschluß hieran erfolgte die Durchführung der Schwemmkanalisation (1884), ein radikaler Bruch mit den früheren gesundheitswidrigen Traditionen. Das Jahr 1877 machte den Anfang mit dem Straßenbahnsystem, das jüngst durch die elektrische Straßenbahn seine Verbesserung erfahren hat. Die Stadtbevölkerung schwillt lawinenartig an. Im Jahre 1884 war sie nahe an die 300 000 gekommen, und schon die letzte Zählung ergab 375 000. Breslau gehört zu den wenigen mittelalterlichen Handelsmetropolen, die es, freilich mit Hilfe der Großindustrie, mit Erfolg im Ringen mit den anderen Hauptstädten und Industrie-Metropolen aufgenommen haben. Infolgedessen ist freilich der Stadthaushalt der Gegenwart riesig emporgeschwollen, und zwar erfordern die Kulturbedürfnisse, in erster Linie die Schule, heute mehr Hunderttausende, als in früheren Jahrhunderten Tausende; denn wertvoller noch als alle Siege der Technik ist die Erstarkung der Überzeugung, daß die Volkserziehung die köstlichste Aufgabe jedes Gemeinwesens sein muß, weil sie versöhnt, versittlicht und befreit. Die Großstadtgemeinde kann heute nicht mehr, wie die Stadtgemeinde des Mittelalters, eine Welt für sich sein. Sie muß sich als dienendes Glied dem Ganzen anschließen. Aber sie darf nicht vergessen, daß die Wurzeln ihrer Kraft in jenen hochgemuten Zeiten ruhen, welche das Rathaus bauten und die alten Kirchen türmten.

f. G. Ad. Weiß.





Breslau und seine Bedeutung für Schlesien.



Breslau ist hier das Herz des Landes, schrieben die Abgesandten des Kurfürsten von Sachsen von einem schlesischen Fürstentage 1458 an ihren Herrn nach Hause. Diese hervorragende Bedeutung als Herz des Landes verdankt die Stadt in erster Reihe ihrer günstigen Lage in der Mitte der geräumigen Oderbucht, an einer Stelle, nach der von der Natur selbst vorgezeichnete Wege von verschiedenen Seiten hinführten, und an der die Teilung des Stromes in mehrere Arme den Übergang von einem Ufer zum anderen erleichterte. Die ersten Anfänge ihrer Geschichte liegen im Nebel; sie wird aber schon als ein Hauptort bezeichnet, als im spärlich bewohnten Lande noch ausschließlich slavische Laute erklangen. Die frühesten Bewohner saßen auf den Inseln und auf der Polen zugewandten Seite des Flusses. Zuerst, d. i. im elften Jahrhundert, tritt Breslau als der kirchliche Mittelpunkt des Landes Schlesien hervor. Neben dem bischöflichen Dom erhoben sich bald reichbegüterte Klöster und mehrere Kollegiat- und Pfarrkirchen; eine zahlreiche Geistlichkeit verbreitete von hier aus die ersten Keime christlicher Gesittung im Lande. Erst im folgenden Jahrhundert, als sich von dem polnischen Königshause der Piasten ein Zweig absonderte, der Schlesien zur Abfindung erhielt, 1163, ward es auch der Sitz eines weltlichen Herzogs; doch regierte dieser keineswegs über das ganze Land, sondern nur über den mittleren Teil, während die anderen Teile seinen Brüdern zufielen. Die alten Breslauer Herzöge haben keinen unrühmlichen Platz in der Geschichte der Stadt; das Höchste aber, was diese ihnen verdankt, ist doch die Einführung deutscher Bürger und deutschen Rechts. Nach dem Mongolensturm, der das Land wie ein schweres Hagelwetter verheerte, erhob sich mit Zustimmung der Böhmen des bei Wahlstatt gefallenen Herzogs Heinrich II. auf dem linken Oderufer, den älteren slavischen Niederlassungen gegenüber, die mehr ausgedehnt als zusammenhängend waren, eine rein deutsche Stadt. Sie war nicht die erste im Lande;

Löwenberg, Goldberg, selbst Neumarkt sind älter; aber sie überflügelte diese in kurzer Zeit an Größe, Verkehr, Wohlhabenheit und Bedeutung für das in raschem Fluge über das ganze Land sich verbreitende Deutschtum. Damals war alles Städtewesen bis über die Weichsel hinaus von deutscher Art, eine Form des wirtschaftlichen Lebens, die Polen durchaus von den Deutschen überkam. In dem lebhaften Verkehr, der sich damals zwischen dem dichter bevölkerten und in Handel und Gewerbe vorgeschrittenen Westen und den noch unentwickelteren weiten Gebieten des Ostens anbahnte, stärkte und sicherte Breslau seine Lebenskraft; es ward eine der blühendsten Umschlagestellen für die Gewerbeerzeugnisse des Westens und die Waren des Orients einerseits und für die Naturprodukte des slavischen Ostens andererseits; es gewann in Polen ein kauflustiges und kaufkräftiges Hinterland, in dem es Jahrhunderte lang die Konkurrenz der Hansestädte mit Erfolg bestand. So ward es eine der großen deutschen Handelsstädte des Mittelalters und zeigte sich als solche auch in dem stattlichen Umfang, den weiten Befestigungen und den stolzen Bauten im Innern.

An der Grenze deutschen Landes gelegen, in einer nur halb germanisierten Provinz, mit polnisch-sprachigen Dörfern in der Umgebung, war und blieb Breslau eine rein deutsche Stadt, auf der einen Seite den Einrichtungen der innern deutschen Städte, zumal Münchens, nachstrebend, auf der anderen ein Vorbild und Muster für die anderen schlesischen Städte. Sein Fürstenhaus starb früh aus, und unter dem wohlwollenden Regiment der luxemburgischen Könige von Böhmen konnte es sich zu einer Selbständigkeit entwickeln, die der der deutschen Reichsstädte fast gleich kam. Eben als die mächtigste und entschlossenste Vorkämpferin des Deutschtums im Lande war Breslau das Herz desselben. In dem hartnäckigen Widerstande, den das in seinem größeren Teile deutsch gewordene Schlesien im fünfzehnten Jahrhundert gegen das dem czechisch-lutherschen Wesen verfallenen Böhmen, in dessen Krone es einverleibt war, mehrere Menschenalter leistete, übernahm es in leidenschaftlicher Erregtheit die Führung. Im sechszehnten Jahrhundert ward es ein Brennpunkt der Reformation im Lande. Sein Bürgertum erreichte damals den Höhepunkt seiner wirtschaftlichen und geistigen Kraft; Melancthon spricht mit höchster Anerkennung von der aristokratischen Stadt, von der Bildungsfreundlichkeit seiner Bürgerschaft und seines Rates. Auch noch im Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges war Breslau eine hervorragende Rolle in der deutschen Litteratur vergönnt; hier genoß Opitz, der Vater der neueren deutschen Dichtung, seine Jugendbildung; hier dichteten die Häupter der zweiten schlesischen Dichterschule, Vohsenstein und Hofmannswaldau und wirkten, der eine als Syndicus, der andere als Ratspräses. Die Schulen der Stadt genossen eines weiten Rufes, namentlich nach Osten hin, soweit der Protestantismus lebendig war.

Auch das alte Breslau entging seinem Verfall nicht. Seitdem sich Polen vom Beginn der neueren Zeit ab wirtschaftlich selbständig machte und abschloß, war dem Handel Breslaus die Art an die Wurzel gelegt. Mit ihm verfielen allmählich die alten Kaufmannsgeschlechter; die Zünfte verknöcherten; die Bildung der Honoratioren wurde hohl und öde. Da kam der junge Preußenkönig und riß die Stadt mit einem Ruck in eine neue Laufbahn hinein. Die vielen Linien des alten Fürstenhauses waren inzwischen sämtlich ausgestorben; das Land gehorchte jetzt einem einzigen, ebenso

festen wie weisen Herrscherwillen. Vor ihm schwand auch die alte Freiheit der Stadt dahin wie der Schnee unter der Sonne. Dafür wurde Breslau nun erst im eigentlichen Sinne die Hauptstadt der Provinz. Es begann eine ganz neue Zeit. Der Handel mußte neue Wege suchen; die Industrie mußte dem folgen; die Bürgerschaft mußte unter das strenge, zuweilen harte Regiment königlicher Beamten sich beugen; die ehemals so freie Stadt wurde nur ein Rad in dem großen Getriebe der preussischen Staatsmaschine. In schweren, ja schwersten Zeiten lebte sich die nach Abstammung, Sprache und Charakter wesentlich mitteldeutsche Bevölkerung in den preussischen Geist ein. Der „Aufruf an mein Volk“, 1813 hier erlassen, entzündete auch hier zu allen Opfern bereite Begeisterung.

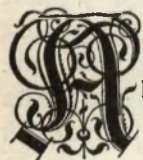
Die alte Handelsblüte hat Breslau nicht wieder erreicht; die russischen und österreichischen Zollverhältnisse, die auf Absperrung des deutschen Handels abzielten, machen der Stadt die Gunst ihrer Lage größtenteils zu nichte, obwohl sie noch immer ein ansehnlicher Handelsplatz geblieben ist und den Vorteil des Oberstromweges jetzt unendlich reicher auszunützen vermag wie in früheren Zeiten. Aber in der Hauptsache hat sie sich doch in eine Industriestadt umgewandelt, dank dem erst in den letzten hundert Jahren zu Tage geförderten unterirdischen Reichtum des Landes, vornehmlich Oberschlesiens. Dadurch hat sich ihre Volkszahl ganz außerordentlich vermehrt; aus den 66 000 Einwohnern, die sie 1807 hatte, als sie aufhörte Festung zu sein, sind jetzt am Ende des Jahrhunderts fast 400 000 geworden. Die Niederlegung der Festungswerke, die Einverleibung der früher selbständigen Ortschaften vor den Thoren haben diese Entwicklung begünstigt; die Städteordnung hat eine neue, die Stadt innerhalb der vom modernen Staate gezogene Grenzen wieder selbständig verwaltende Bürgerschaft herangebildet. Eine Weltstadt zu werden, wie es andern Plätzen von ihrer Größe wohl gelungen ist, ist ihr durch die Ungunst der jetzigen Grenzverhältnisse auf absehbare Zeiten versagt; um so ausgeprägter ist ihr Charakter als Provinzialhauptstadt, als das Emporium einer großen und konsumfähigen Landschaft, als der Mittelpunkt aller Verkehrswege, als der Sitz aller provinziellen Behörden, als die Stätte der Landesuniversität, als der Vereinigungspunkt aller wissenschaftlichen und gemeinnützigen Gesellschaften und als der Ausgangspunkt einer die Provinz beherrschenden Presse. Noch immer ist Breslau das Herz eines gesegneten Landes mit begabter und fleißiger, in ihren führenden Schichten allzeit deutscher Bevölkerung.

Prof. Dr. H. Markgraf.





Schlesien im Jahre 1813.



Als die große französische Armee im Herzen Rußlands weilte und der flammende Scheiterhaufen Moskaus seine Garben gen Himmel schleuderte, da schien es, als trüge ein günstiger Ostwind all diese Blut hinüber nach Preußen, um sie hier in froher Siegesahnung in die Herzen der Bevölkerung zu senken und kühne Thaten der Vaterlandsliebe zu erzeugen.

In diesen Tagen war es, wo unsere Heimatprovinz Schlesien die Augen des gesamten Europa auf sich lenkte. Denn hier ging die große Einleitung des gewaltigen Weltendramas in Szene, welches das Jahr 1813 erfüllen sollte.

„Schlesien war damals“, schreibt Wolfgang Menzel, „der Mittelpunkt der preussischen Kriegsrüstungen. Die ganze schlesische Bevölkerung schwärmte wie ein Vienenstock und aus den Marken und Pommern strömten die Oeder aufwärts täglich neue Zuzüge herbei. Alle Schmieden dampften; alle Werkstätten waren in voller Thätigkeit. Die ganze Bewegung aber war von einer Freudigkeit durchdrungen, von der sich keine Vorstellung machen kann, wer es nicht mit erlebt hat. Jeder wußte, wem die Rüstungen galten, obgleich es noch niemand sagte. Alles drängte sich freiwillig zu den geliebten Fahnen, denen man die volle Ehre zurückgeben wollte, und wer nicht selber mit zu Felde ziehen konnte, gab den letzten Heller her, um die Armee auszurüsten zu helfen. Die Armut war groß, aber noch viel größer der Bohn und die Kampfeslust. Ein gewisser Humor der Armut trug nicht wenig zu der Lust der preussischen Heerlager bei. Durch Napoleons langes Ausraubungssystem aller Genüsse des Lebens, oft des Notdürftigsten beraubt, freute man sich, doch noch Eisen in der Faust zu haben.“

Am 3. Februar forderte der König zur Bildung freiwilliger Jägerkorps auf. Sein Ruf verhallte nicht erfolglos in den Landen. Von fern und nah strömten Jünglinge und Männer herbei, in diesen freiwilligen Korps zu dienen. Das bei weitem bekannteste von ihnen war das Lüchow'sche Freischarenkorps, dem von dem fernen Wien her der jugendliche Sänger Theodor Körner zueilte. In der kleinen Kirche zu Rogau bei Zobten wurde das Korps vereidigt. Der Geistliche des Ortes hielt eine

ergreifende Ansprache, in welcher er alle Teilhaber des Korps aufforderte, für Vaterland und König in den schweren Kampf zu ziehen, das Joch des Fremdherrschers zu brechen und sich den Ruhm zu erringen, der deutschen Freiheit die Wege gebahnt zu haben. Hernach wurde auf die Schwerter der Offiziere der Treueid geschworen. „Bei dem Allmächtigen“, schreibt Körner in einem Briefe an seinen Vater,

„es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmütig schlugen.“

Als würdige Belohnung der Streiter im heiligen Kampfe stiftete der König am Geburtstage seiner verbliebenen Gemahlin das eiserne Kreuz. Einfach und schmucklos sollte es ein Sinnbild sein von der Kraft und der Energie des deutschen Willens.

In Breslau war es auch, wo das große Bündnis zwischen Preußen und Rußland erneuert wurde. Von hier aus sandte König Friedrich Wilhelm III. den „Aufruf an mein Volk“ in die Provinzen überall dahin, wo noch treue Herzen dem Hohenzollernstamme schlugen. Von hier aus gemahnte er das Volk, der großen Vergangenheit und des alten Kriegeruhmes seiner Väter und seines Königshauses eingedenk zu sein.

Und um auch die Deutschen in den andern Ländern aufzufordern, der heiligen Sache



Denkmal Friedrich Wilhelms III. in Breslau.

Nach einer Photographie von Sophus Williams Berlin.

der Freiheit ihre Tribute darzubringen, erließen der König von Preußen und der Kaiser von Rußland gemeinsam von Breslau aus den Aufruf an die Deutschen.

Wie einige Jahre vorher der Massenaufbruch des Cadi Carnot in Frankreich gewirkt hatte, so und noch viel stärker zündeten diese beiden Aufrufe in den Herzen der Deutschen. Die Krone rief. Das Vaterland erhob sich und weihete sich dem Kampfe gegen den Weltbezwinger.

Die feindlichen Heere trafen sich. Es war nicht mehr ein Kampf wie ehemals bei Jena und Auerstädt. Nein! Napoleon merkte es gar bald zu seinem großen

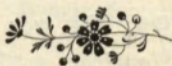
Leidwesen. Der Kampf der Verbündeten glich mehr dem Verzweiflungskampfe einer Mutter, der man ihr Kind geraubt. Und wenn auch die vereinigten Preußen und Russen noch nicht die Oberhand gewannen, so zeigten sie sich doch dem kühnen Korsen ebenbürtig in Kraft und Kühnheit, in Klugheit und Besonnenheit. Darum war Napoleon froh, daß es in Poischwitz bei Jauer in Schlessien zu einem zehnwöchentlichen Waffenstillstande kam. Denn nun war es ihm doch möglich, seine Rüstung zu vervollständigen und vielleicht auch seinen Schwiegervater, den Kaiser von Oesterreich, als Verbündeten zu gewinnen. Allein in diesem letzten Punkte irrte er sich. Kaiser Franz verließ keinesfalls im entscheidenden Augenblicke die deutsche Sache. Schwer zwar ward es ihm nach all den Niederlagen, die er in den vergangenen Jahren erlebt, seinem Volke die neuen Opfer aufzubürden. Aber auch er erkannte wohl, daß kein Opfer zu groß sei, womit die Freiheit gewonnen wird. Der erneute Bund mit Oesterreich also ward geschlossen, — wiederum auf schlesischem Boden, — und nunmehr gingen die drei geeinten Mächte in den Kampf gegen Napoleon. Eine der ersten Schlachten nach Ablauf des Waffenstillstandes und der Vereinigung zum Dreibunde war die Schlacht an der Katzbach. Blücher meisterte hier den Marshall Macdonald. So war in derselben Gegend, in welcher so oft schon Blut geflossen und manche Entscheidungsschlacht gekämpft worden war, im Befreiungskriege das erste Siegesblatt errungen. Der Feldzug drängte sich infolgedessen immer mehr und mehr gen Sachsen hin, wo es gemäß dem Plane der Verbündeten zur letzten Entscheidung kommen sollte.

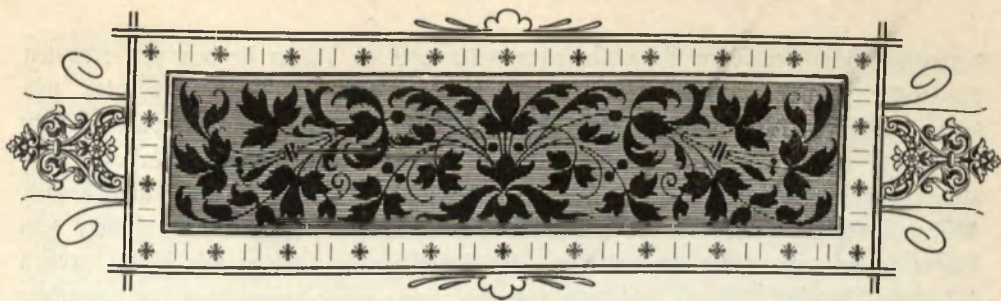
Aber, wird man fragen, woher kommt es nun, daß gerade Schlessien für das Jahr 1813 eine so hohe Bedeutung gewonnen hat? Warum nicht Brandenburg oder eine andere Provinz?

Alle Segnungen, alle großen Errungenschaften der Jahre 1808—12 theilte das Schlesiervolk mit den Einwohnern der gesamten Monarchie. Was aber grade das Schlesiervolk auszeichnete, das war der verhältnismäßig hohe Grad individueller Beständigkeit und Freiheitsliebe. Das Schlesiervolk wartete nicht auf den Befehl von außen. Es hielt die Festen selbst noch zu einer Zeit, da man ihm sagte, daß das Lebenslicht der preussischen Monarchie ausgeblasen sei.

So kam es auch, daß die Macht der Franzosen im Schlesiervolke weit weniger fühlbar war, als irgend wo anders. Die Franzosen mußten Achtung vor der Heldenhaftigkeit seiner Bewohner bekommen.

Dazu kommt die günstige geographische Lage: Im Süden ragen hohe Gebirge in die Wolken hinein, welche einem stärkeren Menschenschlage Luft, Sonne und Nahrung geben und mit diesen — stärkere Widerstandskraft. Jedes Thal ist eine natürliche Festung, durch wenig Zugänge mit dem großen Hinterlande verbunden. So geschah es denn, daß der Blick des Königs von Preußen gerade auf Schlessien fallen mußte, als er umringt von den Franzosen, keine deutsche Luft mehr atmen durfte. Hier wurde darum das große Arsenal aufgeschlagen, wo die Waffen geschmiedet, der Stahl geschärft, die Kugeln gegossen, der heldenhafte Mammesmut geübt und geprüft wurden.





Breslauer Eigenheiten.



Jede Stadt, und wäre sie noch so groß oder noch so winzig, trägt eine gewisse Physiognomie. Ohne das Wesen und die Art der Bewohner zu kennen, empfängt der fremde Besucher, durch die Straßen wandelnd, einen Eindruck, dem er sich nicht entziehen kann. Ja, wenn auch die ganze Stadt menschenleer wäre, so würden doch die stillen Häuserreihen und die stummen Plätze eine eigene Sprache reden und dem einsamen Beschauer Zeugnis geben von der Stadtseele, die innerhalb dieser Mauern gewaltet hat.

Nun ist es unstreitig wahr, daß die rasch bauende Gegenwart stark gleichmachend wirkt und den Originaltypus eines Ortes mattherzig verwischt. Lange, kahle Häusermassen schießen kasemattenartig hervor aus dem teuer erkauften Boden, ohne äußere Schönheit, ohne innere Heimlichkeit. Immer ähnlicher werden sich die großen Städte; ganze Viertel von Berlin und Breslau könnte man getrost austauschen, ohne eine auffallende Wandelung wahrzunehmen. Das vielbesungene teure Vaterhaus erscheint in dieser Gestalt recht unpöetisch. Die hohen, mittelalterlichen Schieferdächer mit ihren kleinen verschwiegenen Bodenlufen brechen im Ansturm der neuen Zeit zusammen wie Kartenhäuser. Mit den flachen Dächern verflacht sich der Sinn. Wenn nur überhaupt ein Dach vorhanden ist, unter dem man höher oder tiefer in irgend einer Ecke haufen kann. Mit Namen getauft werden die Häuser in neuester Zeit gar nicht mehr. Die fabelhaften, naiv kindlichen Namen, womit unsere Altvorderen ihre Hauschilder schmückten, sind längst überlebt. Damals reiste nur die Phantasie in die Ferne, jetzt aber der nüchterne Mensch selbst, und ohne Romantik kehrt er wieder heim. Als in den Kriegsjahren die Herzen heldenmüthig schlugen, da verpflanzte sich der Patriotismus selbst bis an die Außenseite des Hauses; man wetteiferte, die Namen der berühmten Heerführer neben der laufenden Nummer zu verewigen. In der Gründerperiode erlebten wir neue Haus- titulaturen. Die kleinen Leute, welche sich zu Bauherren aufgeschwungen hatten,

statteten liebend der Frau Gemahlin einen Ehrenzoll ab, indem sie den neu erbauten Bierstöcker nach ihr benannten, nur mit dem Anhang „Ruh“, um anzudeuten, wie schöne und friedliche Tage die unruhige Hausbesitzerin darin verleben würde. Ach, ihre Ruh' war oft dahin und ihr Herz gar schwer! — Den letzten Anstoß, ganz ahnungslose Häuser mit hohen Namen zu schmücken, bot die Zeit unserer aufgehenden Marineherrlichkeit. Da wurden alle alten Seehelden heraufbeschworen, um über dem Thore zu prangen, als wäre das Haus ein Schiff und als lebten wir in der großen „Seestadt Leipzig“. Sonst war von oben bis unten nichts meerartiges zu entdecken; höchstens konnte ein dünner Flaggenstock auf dem flachen Dachverdeck an ein verkleinertes Mastbäumchen erinnern. Seit dem ist das Häufertaufen fast ganz abgekommen; man begnügt sich mit der Nummer und der Miete.

Und doch, ein kahles, gleichgiltiges Steingrab ist unser gutes Breslau noch lange nicht geworden, wird es auch niemals werden. Laufen auch die alten, oft recht närrischen Originale, die so ganz und gar aus Breslauer Boden erwachsen waren, nicht mehr zu Dutzenden herum, so hat sich trotz der nivellierenden Gegenwart doch noch ein gut Teil unverwüsthcher Eigenart erhalten. Ich will damit nicht sagen, daß nirgends auf dem Erdenrund gleiche und verwandte Erscheinungen zu finden wären. Nein, schon in vielen schlesischen Provinzialstädten mögen wir ähnliche Seiten antreffen, wie denn überhaupt der ganze Originalstempel, den ich zu schildern beabsichtige, im Schlesiertum beruht. Auch behaupte ich nicht, daß Eigenheit immer gerade etwas Löbliches sein muß. Vielleicht bedeutet sie unter Umständen eine recht kritische Schattenseite. Doch gehen wir gleich der Sache auf den Leib.

Das vornehmste Kennzeichen, auf welches wir überall zu achten haben, ist die Sprache. In ihr offenbart sich die Volksseele am deutlichsten. „Deine Sprache verrät dich,“ sagt die Bibel; aber sie verrät Dich nicht immer gleich. Besonders in Großstädten zeigt die Sprache oft angenommene Manieren, hinter welchen der wahre Charakter nicht sofort zu tage tritt. Stellen wir einen Berliner und einen Breslauer neben einander. Der Erstere, ich meine nicht den Witzberliner, spricht in raschem, zungenfertigem Tone, mit anscheinender Gemütlichkeit und Anteilnahme. Ein feineres Ohr aber merkt ihm eine innere Kälte an, die durch weiche Endsilben und eingeschobene Wörtchen nur wenig verdeckt wird. Nach einer kleinen Drehung kommt er redselig auf sich zurück, und gehen die Sprecher auseinander, so hat sie der ganze Dialog wenig gerührt. Man kann nicht ableugnen, ein klein wenig weltmännisch separat klingt der Ton, wozu der gezielte Dialekt nicht wenig beiträgt.

Und der Breslauer? Auch seine Sprache hat etwas Angenommenes, aber nach der gegenteiligen Seite hin, so daß es natürlich erscheint, wenn dem echten Berliner der richtige Schlesier nicht sonderlich behagt. Mag sich auch die ganze Zeit auf den Kopf gestellt und mögen auch die Breslauer Zungen den schönsten Deutschunterricht empfangen haben, an der Breslauer Redeweise ist dadurch so gut wie nichts geändert. Langsam, absichtlich breitgezogen und dumpf, ist sie für harmonisch gestimmte Ohren durchaus kein Wohlklang. Ein reines, helltönendes a ist im gewöhnlichen Verkehr so selten wie ein ausdrucksvolles ö oder ü. Dem a wird geradezu Gewalt angethan, indem es in ein stumpfes o oder u verzerrt erscheint, und sein Nachbar e muß sich

die Verwandlung in ein breitgeschlagenes ä gefallen lassen. Weiche Dehnungen werden in kurz abschnappende Schärfungen verkehrt; fiffte, gippste u. s. w. Also von deutscher Sprachmusik keine Spur. Aber ein feinhöriger Menschenkenner merkt bald, daß hinter diesem rauhen Dialekt kein grober Klotz steckt, sondern ein gutmütiger, wohl gar weicherherziger Kauz, der mit Absicht oder gewohnheitsmäßig die borstige Seite nach außen kehrt, ohne sonderlich damit abzuschrecken. Das ist speziell Breslauer Dialekt. Jenseits der Bahnunterführungen, in den zugeschlagenen Ortschaften, ist man eigentlich schon zehn Meilen hinter Breslau. Dort erhält sich mit unverwüsthcher Zähigkeit der noch viel willkürlichere Dialekt des Flachlandes in weiter Runde. Nur ein Beispiel: In Breslau sagt man: „Kummste mitte?“ Da draußen heißt es: „Kimmste meite?“ Diese Sprache also hätten wir 1868 nicht mit annektiert.

Zu erwarten steht es ganz und gar nicht, daß der eingeseifchte Breslauer sobald eine Sprachläuterung erleben wird. Die Schulbildung kann mit tausend Hebeln arbeiten; unsere Lokalsprache, das „ock, nischte,“ und wie die wunderlichen Wortblüten alle heißen, läßt sich nicht verdrängen. Daß aber die Schwerfälligkeit des Sprechers nachtheilig einwirkt auf das Lesen und Schreiben in der Schriftsprache, liegt auf der Hand. Ich glaube nicht, daß in Breslau viel und gut gelesen wird. Von vielen Lehrern habe ich bestätigen hören, daß die hübschen Bücher aus den Schulbibliotheken nur selten aus der Kinder Hand in die der Eltern übergehen. Nun ja, das sind Jugendschriften. Aber man bedenke, wie schnell verliert sich die Lesefertigkeit, wenn sie nicht fortdauernd geübt wird. Die Lektüre kann also nicht leicht genug sein, und ich vermute, daß viele unter den Alten sich noch gehörig anstrengen müßten, um mit jenen Büchern fertig zu werden. Schwerere, vielleicht gar klassische Werke würden ihnen am Ende so viel Mühe machen, als sollten sie mit dicken Stiefeln einen lehmigen Acker durchschreiten. Der Kolporteur mit Blutz- und Schauerromanen findet für seine Ware nicht nur deshalb reichlichen Absatz, weil sie aufregend, sondern auch weil sie leichtverständlich und kurzsfähig geschrieben ist. Nochmals aber behaupte ich, der Dialekt macht am meisten leseträge. Würde jeder von früh bis abends ein gutes unverfälschtes Deutsch sprechen, so ginge das Lesen viel glatter, und gute Bücher wären mehr begehrt.

Mißlicher noch als mit dem Lesen steht es mit dem Schreiben. Hier drängt sich die tägliche Sprechweise erst recht störend ein. Die deutsche Sprache ist und bleibt einmal in jeder Beziehung bockbeinig, ein leicht absattelndes Roß, die reine Gelehrtensprache; sie schreibt sich schwer, liest sich schwer und spricht sich schwer. Dazu kommt die leidige Orthographie. Gehet doch einmal die Straßen entlang und forschet auf den ausgehängten Schilbern und Papptafeln. Welche Fälle von Sprachsünden! Zulezt eine Regel: Fragt die Sprache nicht nach uns, so fragen wir auch nicht nach ihr.

Was ich im Vorstehenden über das Lesen und Schreiben gesagt habe, das mag wohl allenthaben ein wunder Punkt und nicht gerade Breslauer Eigenart sein. Im Anschluß an den Dialekt aber konnte ich nicht darüber hingehen. Wir kommen aber jetzt zu dem gesungenen Wort. Wie stellt sich unsere gute Vaterstadt zu dieser hochwichtigen Lebensäußerung? Eine überaus fangeslustige Stadt ist sie keineswegs. Wenn der Breslauer den Mund öffnet, so quillt nicht gleich ein Lied heraus. Dazu

ist er zu langsam und behäbig. Dem Gott der Töne muß er erst einige flüssige Opfer weihen. Ist unser Landsmann und Stadtbruder aber einmal musikalisch angeregt, dann hört er sobald nicht auf. Mit der Dauer steigert sich sein Forte, bis er schwicht. Seine Zunge hat keinen leichten Schlag; er singt nicht gern Lieder im schnellsten Tempo; sondern jeden Ton, den er anschlägt, will er genießen und mitfühlen. Darum haben alle schlesischen Weisen von Alters her etwas Getragenes und Gemessenes. Die leichtgeschürzten und flink hüpfenden Tingeltangellieder sind nicht nach seiner Art; die überläßt er der feinen Welt und bleibt lieber bei seinen breiten Rhythmen. Er ist im stande, in der lustigsten Gesellschaft das wehmütigste Lied zu singen. Sogar die rabiaten Burschen mit den Ballonmützen machen hiervon keine Ausnahme. Des Sonntags, wenn sie aus den Tanzsälen durch die Straßen ziehen, kann man sie höchst seltsam elegische Weisen mit markdurchbringender Stimme singen hören, schmachteud begleitet von den Damen der Vorstadt. Man beobachte an einem schönen Sonntage im Sommer die aus Dömitz pilgernden Familienkarawanen. Nur langsam, getragene Weisen hallen den Weg entlang, oft mit verunglückter Zweistimmigkeit; aber friedlich schlafen die kleinen Schreikinder im Stößwägelchen dabei ein. Da kommt doch wahrlich alte schlesische Art zum Durchbruch.

*

*

*

Für Gesangvereine ist der Breslauer in hohem Grade eingenommen. Dieser Zweig der Kunst treibt darum auch in unserer guten Stadt reiche Blüten. Fast jede Berufs-gattung gründet eine kleine Meistersänger-Zunft, in welcher jeder Einzelne nach Noten oder ohne Noten herzlich bestrebt ist, seinen Tenor oder Baß an den Mann zu bringen. Einem Vater von zwölf Kindern muß es leichter fallen, für alle seine Sprößlinge klangreiche Namen zu erfinden, als einem neu erblühten Gesangsverein, nach lebhafter Debatte endlich einen allgemein befriedigenden Musentaufnamen auszuwählen. Jedoch das ist nicht bloß Breslauer Eigenart.

Ist denn der echte Breslauer auch Theatermensch? Nach meinen Beobachtungen ganz und gar nicht. Einfache, gemeinverständliche Musik gefällt ihm; am liebsten, wenn er dabei mitwirken kann. Aber stundenlange, schwere Opern, die mit titanischen Klangmassen auf ihn einstürmen, lassen ihn kalt. Neben mir saß einst ein unverfälschter Mitbürger in der „Walküre“. Er gab alle Anzeichen von sich, als würde eine schmerzhaft Operation mit ihm vorgenommen. Noch vor Schluß des ersten Aktes war der Zauberschlaf Brunhildens über ihn gekommen; unter der musikalischen Einwirkung jedoch verlor er Töne, die nicht recht zum Orchester paßten, wenn sie auch urdeutsch klangen. Mit Mühe rüttelte ich ihn auf. Während des Zwischenaktes wollte er die Flucht ergreifen, überwand sich aber auf mein Zureden, um den berühmten Walkürenritt abzuwarten. Lange dauerte es nicht, da hatte die Musik ihn wieder in den tiefsten Schlaf versenkt. Uebermals aufgeweckt, erhob er sich mit kühner Entschlossenheit und drängte nach außen, indem er nur die denkwürdigen Worte sprach: „Weiter nichts als ein Seidel Bier im Pfeifferhose.“ Es war eine Wohlthat, ihn laufen zu lassen. Überzeugt aber bin ich, daß der brave Nachbar drüben zum neuen Leben erwacht ist. Die summenden Bierstimmen waren ihm jedenfalls eine

angenehmere Musik. Wenn aber die Stammbreslauer alle so wären, dann ständen die heiligen Hallen der Kunst verwaist, zum Schrecken jedes Theaterdirectors. Zum Glück ist mit dem Urstamm viel internationales oder besser interlokales Publikum vermischt.

Ich glaube auch nicht, daß der echte Breslauer für das moderne, realistische Schauspiel nach Ibsen'scher Art zu gewinnen ist. Des ersten Lebens Schattenspiel will er in der Form eines unschuldigen Nührstückes auf der Bühne sehen. Dabei opfert er gern seine Thränen und das frischgewaschene Schnupftuch. Das ist schlesische Art, an welcher die Zeit nicht viel ändern wird. Als treuer Sohn seiner Provinz hat Holtei ganz in diesem Sinne geschrieben, und seine weichmütigen Schauspiele „Leonore“ und „Lorbeerbaum und Bettelstab“ haben sich für den echten Schlesier, wozu der Breslauer Großstädter doch auch gehört, noch lange nicht überlebt. Daß dieser Dichter im Lustspiel den Dialekt verwendet hat, ist ein durchaus natürlicher Zug. Börne sagt einmal: „Das gute Lustspiel sollte immer örtlich sein, um noch besser zu werden. Die Mauern einer Stadt sind die wahren dramatischen Grenzen eines Lustspiels, das sich weder über ein ganzes Land ausbreiten, noch in einer Häuslichkeit beschränken darf.“ Getreu diesem Rezept wird auch unser Breslauer nie sonderlichen Geschmack finden an feingeschnittenen Intrigenstücken aus aristokratischer Zone. Seine Forderung ist „Volkstümlichkeit“. Ob aber trotzdem die Bestrebungen einiger schlesischer Dichter der Neuzeit, recht urwüchsige Dialektstücke auf das Theater zu verpflanzen, Aussicht auf Erfolg haben, scheint mir ausgeschlossen. Die große Weltliteratur nimmt auf abgeschlossene Volkskreise wenig Rücksicht, und das geschulte Theaterpublikum hätte nach einigen Proben jener naiven Richtung bald genug. Aber der Aublick der vollbesetzten Gallerie im Stadttheater belehrt uns doch, wird mancher einwenden, daß auch der gewöhnliche Mann einen lebhaften Kunstsinne zeigt. Ja, wenn er nur reichlicher vertreten wäre! Aber wie selten erscheint hier oben der Arbeiterrock. Was in jenen Höhen unter dem Dache oft Schulter an Schulter dichtgedrängt beisammen steht, das sind Elitetruppen, kunstbegierige Jugend, die, vom ersten frischen Theaterfieber erfaßt, ihre geringe Barschaft gern opfert, um die Idealwelt zu sehen, von welcher sie träumt.

Zeit ist es nunmehr, vom Theater auf die Kirche überzugehen. Hierbei können wir uns sehr kurz fassen, da bei diesem Kapitel derselbe Maßstab zur Anwendung kommt wie bei dem vorigen. Von zwei Extremen ist der Breslauer gleichweit entfernt. Er liebt es nicht, wenn in der Kirche eine nüchterne Kritik sich in tief wissenschaftlichen und künstlich gewundenen Schlußfolgerungen ergoht, wobei das arme Menschenkind ganz vergessen wird, das hinter seinem Gesangbuche andächtig sitzt und ein schlichtes Labfal für das Herz begehrt. Wie zeitberechtigt Ziegler'sche und Harnack'sche Untersuchungen auch sein mögen, ihrewegen kommt der schlichte Mann nicht in das Gotteshaus. Dazu ist er viel zu sehr altschlesischer Gefühlsmensch, der gerührt sein will, gerade so wie im Theater. Andererseits liebt er es aber auch nicht, wenn starre Dogmatiker einseitig an den Mysterien der Glaubenswelt haften bleiben, oder gar einen überfülllichen Hochschwung annehmen. Auf ein solches Übermaß von Phantasie ist bei dem echten Breslauer nicht zu rechnen. In seiner Erbauung will er nicht angestrengt sein; er ist ein passiver Kirchgänger. Versteht es ein Geistlicher,

so recht aus der Tiefe des Menschenlebens zu schöpfen, naheliegende Verhältnisse aus Haus und Familie in christlich mildem Sinne seinen Hörern erbaulich darzustellen und mit würdigem Ernst zu verklären, so hat er seine Aufgabe erfüllt. Es mag dies eine Kunst sein, an welcher sich viele Seelenhirten nicht genügen lassen; aber der Breslauer ist danach geartet, nicht mehr zu verlangen.

Von der Kirche zum Kretscham führt der nächste Weg. Hier, im Wirtshause, zeigt sich der Breslauer in seiner Grundnatur. An keinem anderem Orte geht er mehr aus sich heraus. Wie seine Väter und Großväter stellt er an die Kneipe, in welcher er einen großen Teil seines Lebens zubringt, nur geringe ästhetische Anforderungen, fast gar keine. Die feinen Restaurants mit weiß gedeckten Tischen, schweren Vorhängen, köstlichem Wand- und Deckenschmuck, glänzenden Kronleuchtern und befrachteten Kellnern vermögen keine Anziehung auf ihn auszuüben. Aber jene alten räucherigen Bierstuben mit gebräunten Wänden und geschwärzten Dielen, mit ungelackten Tischen und Stühlen und dem Kassenverschlage für die corpulente Wirtin, ja, diese sind seine abendliche Heimat. Nicht von dem Zimmerschmuck soll das Behagen ausgehen, sondern von dem Platze, der ihm angestammt ist. Der verehrte Gast macht schon eine saure Miene, wenn diesen Erbplatz einmal eine andere Person drückt. Fremdlinge sieht er nicht gern im heimischen Bereiche. Die einzigen Figuren, welche ihn in diesem Raume anziehen, sind seine lieben Tischgenossen, die ihm beim Eintritt schon laut grüßend empfangen. Das Gespräch erwärmt sich nicht sofort; mit der nötigen Behäbigkeit redet man sich in den Gang. Schnellredner findet man im ganzen selten. Ein besonderer Freund von politischen Gesprächen ist der Breslauer nicht, wie er denn überhaupt in der hohen Staatspolitik auch bei besonderen Anlässen ziemlich laß ist. Aber von der städtischen Obrigkeit spricht er gern ein kräftiges Wort, namentlich von den Schattenseiten. Sein liebstes Gespräch dreht sich, in echt schlesischer Weise, um die nächsten Bekanntenkreise; da weiß er alles, was passiert ist oder noch passieren könnte. Ist er erst im Feuer, dann liebt er es, auch über die besten Freunde herzuziehen und sie mit kräftigen Redensarten zu traktieren; aber alles mit dem nötigen Phlegma, gehörig breit und sehr laut, daß sieben Tische Zeuge sein könnten, wenn diese nicht eben so stark in Anspruch genommen wären. Weiß man nichts mehr zu sagen, so kommt das edle Skatspiel an die Reihe, wiewohl auch hierorts der altväterische Schafskopf sich noch einer großen Beliebtheit erfreut.

Getrunken werden von den alten Breslauern mit Vorliebe die scharfgebrauten Biere. Die gelinden Bräus aller Art, wie sie jetzt aus Bayern einwandern, sind den sonst doch im Grunde weichherzigen Breslauern nur ein Gelegenheitsstrank. Die Breslauer Zunge ist auf Bier geacht; sie spürt sofort die abnehmende Qualität. Wo irgend eine gute Quelle fließt, das ist ein Hauptpunkt der Breslauer Geographie, und kein Mensch wird schärfer mit Nichtachtung bestraft als ein Großbrauer, der mit seinem Biere den Beruf verfehlt. Unter den Nationalgerichten stehen die Eisbeine oben an. Auch die Wurst spielt in Breslau eine unvergleichliche Rolle, wovon jede Straße beredtes Zeugnis ablegt. Breslau ist in Deutschland eine wahre Wurstkönigin. Von den Vegetabilien behaupten die Klöße in alle Ewigkeit den ersten Rang. Dafür

leben wir in einer Mehlsprovinz. In manchen Familien trifft man sie von beträchtlicher Größe, wenn auch nicht ganz so groß wie die niedlichen Kanonenkugeln, die noch von der Belagerung her in manchen Häusern stecken.

Ein kurzes Schlußwort noch über Breslauer Vergnügungen. Wie in allen Stücken, so zeigt der echte Breslauer auch hierin eine gewisse Zähigkeit. Von seinen alten, nicht gerade zahlreichen Volksfesten mag er sich ungern scheiden. Die barmherzige Kirmes ist zwar ein wüster Volkstrubel geworden; aber wenn der wohlgefitte Breslauer nur wenigstens von fern einmal in den Knäuel hineingucken und mit einer „Zudentulle“ abziehen kann, so fühlt er sich schon erbaut. Beim Wettrennen tritt er mit vollem Pferdeverstande an. Da umwandelt er schwitzend den ganzen Ring der Bahn, die Losnummer am Hutbunde und unterhält sich feurig vom Blauen, vom Roten und vom Gelben. Er reckt sich aus der eigenen Haut heraus, um alle Kurven während des Rennens zu verfolgen. Pferde taxiert er mit Kennerblicken, und wenn er nie auf einem solchen gefessen hätte. Und des Abends am Stammtisch erzählt er, einem zweiten Homer gleich, von den siegreichen Kämpfen. Daran also rühre ihm niemand, aber ebenso auch nicht an den Rindelmärkte mit seinem hellen Licht und tiefen Schatten, desgleichen auch nicht an die Christbescherungen im Bezirksverein und anderen Vereinen. Die Thräne, die ihm da beim Gesange der Kinder im Auge gegläntzt hat, strahlt heller als alle Weihnachtslichter in der Erinnerung nach.

Und kommt das erste Frühlingsgrün, wie gern wandert er dann zum Thore hinaus in die baumreiche Nachbarschaft! Er setzt sich bei solchen Gelegenheiten nicht gern in den Pferdebahnwagen; langsam und gemessen zieht er seines Weges, meist mit Weib und Kind. Tiefe Gedanken macht er sich nicht über die Wunder der wiedererwachenden Natur. Ein Zweiglein bricht er vom Strauche und hält es wie eine Wünschelrute in der Hand. Aber in einem Biergarten muß er einkehren, und mit Wonne setzt er sich auf die frischlackierte Bank. Im Hochsommer macht ihm nichts einen größeren Genuß, als mit dem Lotterieverein oder den teuren Regelbrüdern eine Extrafahrt in das schöne Schlesierland hinaus zu unternehmen. Da führt er den Großstädter zur Schau, da jodelt er von den Bergen hernieder, und wo nur eine Wegkneipe winkt, da kehrt er mit Geräusch ein. Doch auch an trüben Tagen verleugnet er nicht seine treuherzige Schlesiernatur. Wird ein lieber Freund hinausgefahren, weit hinaus auf den stillen Friedhof in die letzte Ruhestätte, so wird der gute Kamerad nicht fehlen zum Ehrengelächel, mag es regnen, schneien, donnern oder blitzen. Und sollte er sich beide Ohren erfrieren.

Damit wären wir am Ziele angelangt. Wir haben der Breslauer Eigenheiten mancherlei geschildert, alle wurzelnd im schlesischen Grundcharakter. Wollte aber nach hundert Jahren eine berufenere Feder über dasselbe Thema verhandeln, wer weiß, ob sich dann eine großartige Änderung zugetragen hat?

W. Köhler.





Theater und Musik in Breslau.



Breslau steht in neuester Zeit mit der Aufgabe, die schönen Künste sorglich zu pflegen, hinter anderen Großstädten keineswegs zurück. Im Gegenteil. Sieht man von den hochdotierten Hoftheatern ab und läßt Hamburg aus dem Spiele, wo sich ein ungewöhnlich zahlungskräftiges Publikum und ein Direktor von besonders findigem Unternehmungsgeiste gefunden haben, so ist Breslau vielleicht diejenige Stadt Deutschlands, in welcher der theatralischen und musikalischen Kunst am reinsten und ohne alle Nebenrücksichten gedient wird.

Das Breslauer Publikum ist in gutem Sinne anspruchsvoll und sachverständig. Jener gedankenlose Applaus, der anderwärts allen möglichen Novitäten gesendet wird, ist hier zum Glück unbekannt. Man verlangt von einem Autor, der in Breslau zur Geltung kommen will, daß er dem Hörer etwas Neues, etwas Besonderes zu sagen habe. Darum finden bei uns neben den großen, unvergänglichen Klassikern die besten unter den „Neuen“ ein wohlgestimmtes Auditorium. Dagegen ist ein unmodernes Repertoire, wie es selbst an bedeutenden Bühnen — ich erinnere nur an das Dresdener Hoffchauspiel — gepflegt wird, eine Unmöglichkeit, weil für veraltete, leichte Komödien oder sogenannte Sensationsstücke einfach keine Abnehmer vorhanden sind.

Ein weiteres Moment, das zur erfreulichen Gesundheit unserer Theaterverhältnisse ein Wesentliches beiträgt, ist das Fehlen eines eigentlichen Personenkultus. Zwar giebt es natürlich auch hier die holden Backfische, die für irgend einen „entzückenden“ Tenoristen schwärmen und gar nicht begreifen können, wie ein lästerlicher Kritiker sich unterfangen darf, solch ein Ideal beurteilen zu wollen — aber das große Publikum fragt nach der Kunst und nicht nach der Person. Übermütige „Lieblinge des Publikums“, die spielen können wie es ihnen gerade einfällt, kennt man hier nicht. Und mancher hochberühmte Theatergott aus Wien oder Berlin hat hier im bescheidenen Breslau erlebt, daß man ihn gründlich abfahren ließ, wenn er für die

„Provinz“ statt künstlerischen Eifers persönliche Lannen mitgebracht hatte. Zustände vollends, wie sie an sehr großen Bühnen, besonders an Hoftheatern, gang und gäbe sind, wo Fräulein K. unentwegt die süßen, kleinen Mädchen spielt, weil sie seit zwanzig Jahren eine Zierde „unserer Bühne“ ist, oder Herr N. immer noch erstes Fach singt, da man sich bereits ein Dezennium hindurch an die akute Stimmlosigkeit der verehrten Theaterstülze gewöhnt hat, sind bei uns unmöglich.

Der an sich gesunde Sinn des Breslauer Publikums wird noch durch eine verständige, wohlwollende, eine gegen unkünstlerische Auswüchse unmaßsichtige Kritik befördert. An den großen Zeitungen Breslaus wirken fast ausnahmslos Männer, die ein reifes, unbeeinflusstes Urtheil mit litterarischem Feingefühl verbinden. Bei den Künstlern gilt die Breslauer Kritik als „streng“ und wird von denen, die es nötig haben, mehr gefürchtet, als geliebt. Auch in denjenigen Kreisen, die für die jeweiligen Theaterdirektoren eine nicht ganz uneigennützigte Sympathie hegen, ist nicht selten der Versuch gemacht worden, die kritischen Besprechungen auf das Niveau unbedingter Lobhudeleien herabzudrücken. Bisher vergeblich. Die Breslauer Kritik hat durch ihre klare Unabhängigkeit und die unbeirrte Überzeugungsfestigkeit des Urtheils nicht wenig dazu beigetragen, daß unsere gegenwärtigen Kunstverhältnisse so erfreuliche sind.

Breslau besitzt vier Theater: Das Stadttheater, das Thalia-Theater, das Lobetheater und das Konfordia-Theater. Hier kommen als wirklich hervorragend nur in Betracht das Stadt- und das Lobetheater. Ersteres befindet sich im Besitze der Stadt und wird nicht nur kostenfrei, sondern noch dazu mit einer stattlichen Subvention, die alles in allem etwa 50 000 M. beträgt, an einen Theaterleiter vergeben. Das Gebäude steht in vortrefflicher Lage an der Hauptverkehrsader Breslaus, der Schweidnitzerstraße, und lehnt mit dem Rücken an den weiten Exerzierplatz. Die Vorderfassade ist mit ihrem wichtigen, von Säulen getragenen Vorban imposant genug. Die Seitenansichten und die Hinterseite dagegen sind weit weniger schön, ja sie machen in ihrer kastenartigen Starrheit einen mehr als nüchternen Eindruck. Das jetzige Haus wurde nach zweimaligem Brande der früheren Theater im Jahre 1872 eröffnet, ist für einen Theaterbau jener Zeit verhältnismäßig praktisch und komfortabel angelegt, besitzt ausreichend breite Korridore und einen dezent decorierten Zuschauerraum, der fünfzehnhundert Personen faßt. Seit einigen Jahren ist die gesamte Beleuchtung im Hause elektrisch. Weniger entsprechend ist die Bühne selbst, die zwar genügend tief, aber viel zu schmal ist. Ungenügend sind die Garderobenverhältnisse und verwirrend die labyrinthischen Verbindungstreppe zwischen den einzelnen Probierr-, Arbeits- und Depot-Sälen.

Die Saison ist eine achtmonatliche. Sie dauert vom 16. September bis zum 15. Mai, und während dieser Zeit werden die Oper, das Schauspiel und das Lustspiel gepflegt. Seit nunmehr fünf Jahren schwingt das Direktionszepter Herr Dr. Theodor Löwe, der, bevor er hier Theaterdirektor wurde, auf wissenschaftlichem, wie auf belletristischem Gebiete schriftstellerisch thätig war.

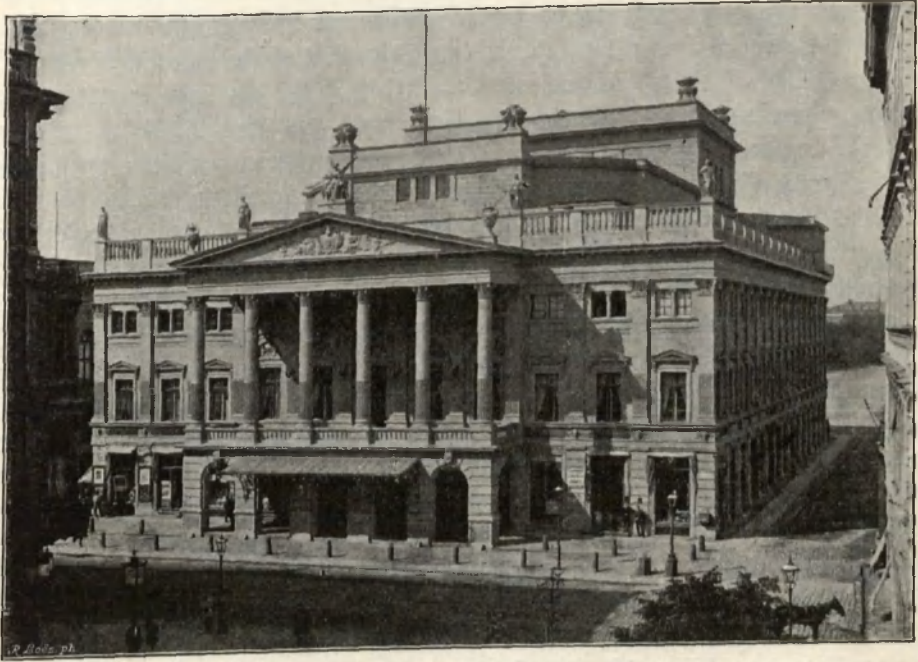
Es ist hier nicht der Platz, die Geschichte des Breslauer Stadttheaters im Einzelnen vorzuführen. Nur soviel sei gesagt, daß diese Bühne auf eine ruhmreiche

Vergangenheit blickt und um die Mitte des Jahrhunderts unter den deutschen Theatern einen allerersten Platz behauptete. Eine Zeit empfindlicher Decadance fällt in die Jahre von 1870 bis 1890. Das Publikum entwöhnte sich des Besuches der Kunststätte, ein Direktor nach dem anderen verfrachte, und die künstlerischen Leistungen sanken auf den Nullpunkt. Aus dieser Zeit der Misère datiert die hier und da im Reich anzutreffende Geringschätzung des Breslauer Kunstlebens, gegen die unsere bessere Gegenwart immer noch anzukämpfen hat. Stabilere Verhältnisse führte erst wieder Herr Georg Brandes herbei, ein tüchtiger Opernsänger, der sich neun Jahre hindurch (1882 bis 1891) auf seinem schwierigen Posten behauptete. Leider war er ein zu wenig umsichtiger Bühnenleiter, als daß seine Stellung jemals über das „Sich behaupten“ hinausgewachsen wäre. Unter ihm war Breslaus Stadtbühne ein mit anständigen Prinzipien geleitetes Provinztheater dritten Ranges.

Mit einem Schlage änderten sich diese für Schlesiens Hauptstadt nicht gerade ehrenvollen Verhältnisse, als die Stadt — selbst für die Freunde des Kandidaten ziemlich unerwartet — Herrn Dr. Theodor Löwe die Leitung des Stadttheaters anvertraute. Gegenüber der nüchternen Routine seines Vorgängers zeigte sich Dr. Löwe als ein Theatermann mit hohen Zielen. Er stellte von vornherein die hiesige Bühne auf einen ganz anderen Fuß, indem er Kräfte ersten Ranges mit Wagen, die man in Breslau für unmöglich gehalten hätte, gewann, tüchtige Spezialvorstände für die einzelnen Zweige des Kunstbetriebes anstellte, kurz daran ging, ein Theater großen Stiles zu schaffen. Dieses Vorgehen belohnte sich sofort. Das Publikum gewann wieder Freude am Theaterbesuch, ja, es entsprach den vermehrten Anforderungen der Direktion willig, als diese die Preise der Plätze unter Berufung auf die wesentlich verbesserten Leistungen entsprechend erhöhte. Diese Gunst des Theaterpublikums ist der gegenwärtigen Direktion bisher treu geblieben, und es ist zu hoffen, daß die erfolgreiche Frau Löwe unserem Stadttheater allmählich das Ansehen wiedergewinnen wird, das es in seinen guten Zeiten besaß.

Die Fürsorge der Direktion Löwe ist in erster Linie der Oper gewidmet. Dieser Umstand ist deswegen besonders auffällig, weil Herr Dr. Löwe nicht musikalischer Fachmann ist und dennoch das ihm näher liegende Schauspiel vernachlässigt, um alle seine Kräfte der Oper zu widmen. Auf diesem Gebiete sind die gegenwärtigen Leistungen unseres Stadttheaters durchaus diejenigen eines Opernhauses ersten Ranges. Sechs Kapellmeister, zwei Regisseure, ein außergewöhnlich starker Solistenkörper, in welchem sich Namen besten Klanges und selbst für die „teuersten“ Fächer stets mehrere ebenbürtige Konkurrenten befinden, garantieren für den ungestörten Fortgang der sieben bis acht Opernvorstellungen, die in jeder Woche stattfinden. Das Orchester, an und für sich kein Material, das sich durch Quantität und Qualität auszeichnen könnte, ist durch den ausgezeichneten ersten Kapellmeister Herrn Leopold Weintraub so glänzend geschult, daß es sich selbst an den schwersten Aufgaben mit Ehren zu messen vermag. Das Ausstattungswesen hat sich durch die große Theatererfahrung des Oberregisseurs Herrn Theodor Habelmann außerordentlich verbessert und erfüllt jetzt selbst verwöhnte Ansprüche. Nur der Chor, durch die fortwährende, entschieden zu große Beschäftigung überanstrengt, steht nicht immer auf der Höhe des Übrigen.

Das Repertoire ist ein ungewöhnlich reichhaltiges und umfassendes. Die klassischen Opern werden sorgfältig gepflegt, Richard Wagner ist vom „Rienzi“ bis zur „Götterdämmerung“ ohne Lücke vertreten, ja gerade die meisten Aufführungen des wegen seiner Schwierigkeiten gefürchteten Bayreuthers sind schlechtweg als musterhafte zu bezeichnen. An Opern-Novitäten bringt das Stadttheater alles, was als brauchbar und interessant auf dem Kunstmarkte anerkannt wird. Aber die Direktion begnügt sich nicht damit, den Erfolgen der anderen Bühnen nachzuhinken. Sie widmet sich mit Vorliebe der mühevollen und nicht immer dankbaren Aufgabe, Original-Premieren von wirklich künstlerischem Interesse zuerst herauszubringen und



Das Breslauer Stadttheater.

Nach einer Original-Aufnahme von Ed. van Velsen.

damit anderen Instituten voranzugehen. So ist die Breslauer Oper in den letzten Jahren zu einer künstlerischen Position emporgewachsen, die volle Anerkennung verdient, und auf die nicht nur Breslau, sondern auch die Provinz stolz zu sein alle Ursache hat. Der Schlesier, der früher nach Berlin oder Dresden reisen mußte, um eine gute Opernvorstellung zu sehen, kann diesen Genuß jetzt in Breslau bequemer und billiger haben.

Unverhältnismäßig tiefer rangiert das Schauspiel am Stadttheater. Hier hat die Direktion niemals jene künstlerische Energie entfaltet, die der Oper so trefflich bekommen ist. Das Drama spielt ausgesprochener Maßen die Rolle des vernachlässigten Stiefkinds. Es ist Herrn Dr. Löwe bisher nicht geglückt, einen Schauspielregisseur von wirklicher Kapazität für seine Zwecke heranzuziehen. Die

Darsteller sind in der Mehrzahl mittleren Grades und darunter. Ein stets stichhaltiges Ensemble hat sich nicht zusammenfinden wollen. Man trifft vereinzelte gute Auführungen, aber die schlechten sind in der Mehrzahl.

Diese wenig günstigen Zustände drücken auch auf das Repertoire. Die Klassiker wollen gut gespielt, sorgfältig einstudiert und nobel ausgestattet sein. Diese Sorgfalt wird ihnen selten zu teil, und so versagt das Publikum seine Gefolgschaft. Das hat, da die Direktion trotz aller Mahnungen nicht daran geht, die eigentliche Ursache des Übels zu beseitigen, ein immer stärkeres Überwuchern der besser besuchten Oper zur Folge. Bisweilen findet das Schauspiel auch nicht das bescheidenste Plätzchen im WochenSpielplane, und das Stadttheater ist gegenwärtig nahe daran, zum Opernhaufe zu werden. Diese Tendenz macht sich besonders stark bemerkbar, seit es Herrn Direktor Löwe vor Jahresfrist glückte, das in Privatbesitz befindliche Lobetheater, die Novitäten-Bühne Breslaus, zu pachten und mit dem städtischen Theater unter seiner Leitung zu vereinen, sodaß jetzt ein Theatermonopol geschaffen ist, dessen bisherige Ergebnisse von der städtischen Kommission für öffentliche Angelegenheiten sehr günstig, von Presse und Publikum aber weit weniger freundlich beurteilt werden.

Das Lobetheater ist, wenig günstig, in der Ostvorstadt Breslaus, auf der Lessingstraße gelegen. Seine äußere Erscheinung, eingezwängt durch die umliegenden Mietskasernen, könnte vornehmer sein. Noch prekärer schaut es innen aus. Enge zugige, übelriechende Korridore, schmale Holztreppen und sonstige Übelstände machen den Aufenthalt zu einem nicht ungefährlichen, trotzdem gerade dieses Haus von Katastrophen bisher verschont geblieben ist. Doch ist jetzt die elektrische Beleuchtung eingeführt und damit eine große Verbesserung geschaffen worden. Der eigentliche Zuschauerraum präsentiert sich vornehm und gemütlich. Er hat ganz den Charakter eines für intime Wirkungen berechneten Schauspielhauses. Das Theater ist 1869 von Theodor Lobe, dem damaligen Leiter des Stadttheaters und späteren Oberregisseur des Dresdener Hofschauspiels, gebaut, getauft und eröffnet worden. Unter Lobe, V'Mrronge und vielen anderen hat das Haus mannigfache Schicksale gesehen. Die Operette blühte dort, ebenso das Volksstück V'Mrronges, aber auch die Misere blieb nicht fern. In den achtziger Jahren wechselten die Direktionen häufig, und nicht selten mußten die Mitglieder, die mitten in der Saison brotlos wurden, auf Teilung spielen.

Eine wahre Blütezeit des Lobetheaters datierte vom Jahre 1887 ab, wo Fritz Witte-Wild, ein früherer Operettenfänger, die Direktion übernahm. In diesem kleinen Tenoristen steckte ein Organisator und Regisseur allerersten Ranges für das Drama. Er verstand es, Schauspieler zu werben, die unter seinen Händen zu Meistern darstellern heranwuchsen. Das Zusammenspiel, das er von der ersten Saison an in unablässiger Arbeit zu formen wußte, ist ein mustergiltiges geblieben bis zur heute noch nicht von den Breslauern verschmerzten Scheidestunde.

Die Domäne Witte-Wilds und seiner Leute war das moderne Stück. Die Sudermann, Iulda, Hauptmann, Halbe, Hirschfeld e tutti quanti fanden hier eine feinsinnige, echt realistische Darstellung, von der diese Autoren selbst entzückt waren, und die sie den besten Leistungen der Berliner Bühnen mit Recht an die Seite stellten. Viele Schriftsteller von Rang, wie Roberts, Hartleben, Wolzogen, Lee

brachten Witte-Wild ihre neuen Stücke, um sie hier, einer glänzenden Aufführung sicher, ihre ersten Probeschritte machen zu lassen. So war unser Lobetheater unter Witte-Wild zu einer der besten deutschen Bühnen für das Konversationsfach und die zeitgenössische Dichtung geworden.

Als Witte-Wild im Frühjahr 1896 schied, um das an pekuniären Schwierigkeiten gescheiterte „Theater des Westens“ in Berlin zu übernehmen, verlor Breslau an ihm einen rastlosen Arbeiter, einen seltenen Künstler, der unvergessen und — unersezt geblieben ist.

Das Thalia-Theater ist seit Jahren Dependenz des Stadttheaters, dergestalt, daß am Sonntag das Schauspielpersonal der letzteren Bühne irgend ein leicht gewertetes Stück in der Filiale aufführt. Neuerdings hat die Bedeutung des Thalia-Theaters, das in der Schwertstraße gelegen ist, ungefähr 1100 Personen beherbergen kann und als Bau innen wie außen einen sehr ärmlichen Eindruck macht, dadurch zugenommen, daß auch in der Woche zwei bis dreimal auf seiner wenig komfortablen Bühne gespielt wird. Direktor Löwe veranstaltet dort nämlich populäre Vereins- und Arbeiter-Vorstellungen zu ungewöhnlich billigen Preisen, eine Neuerung, die auf die drohende Konkurrenz eines nach Berliner Muster zu gründenden, volkstümlichen „Schiller-Theaters“ zurückzuführen ist. Diese neue Bühne ist trotz lebhafter Agitation leider nicht zustande gekommen, aber es steht zu hoffen, daß der aussichtsreiche Plan über kurz oder lang gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu einer wünschenswerten Verwirklichung gedeihen wird.

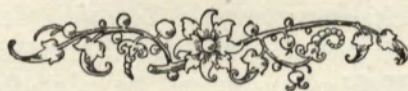
Das Konfordia-Theater endlich qualifiziert sich als ein besseres Nachttheater, das sich bei ganz geschickter Leitung mit seinen annehmbaren, für billiges Geld gebotenen Aufführungen ein treues Stammpublikum unter den anspruchsfreieren, theaterliebenden Kreisen Breslaus geworben hat.

Nicht minder eifrig, wie die theatralische Kunst, pflegt man in Breslau die Musik. Das wichtigste musikalische Institut ist der von Bürgern begründete und von Bürgern unterhaltene „Orchester-Verein“. Der Verein veranstaltet in jeder Saison zwölf große Konzerte in dem nicht gerade übermäßig schönen, wohl aber gut akustischen „Konzertsaal“, dessen Saal annähernd zweitausend Personen faßt. Der „Orchester-Verein“ besitzt ein eigenes Orchester von ungefähr achtzig Mann, unter denen sich nicht wenige künstlerische Kräfte von Bedeutung namhaft machen lassen. Zu den Instrumentalwerken, welche die Kapelle bietet, gesellen sich in der Regel Einzelvorträge. — Es treten nur Solisten ersten Ranges an dieser Stelle auf, solche, die bereits Weltruf besitzen oder im Begriffe stehen, sich ein glänzendes Renommee zu erwerben. Von der großen Vergangenheit des Orchester-Vereins reden am deutlichsten die Namen der bisherigen Vereins-Dirigenten: Leopold Damrosch, Bernhard Scholz und Max Bruch. Gegenwärtig schwingt Raffael Maszkowski den Taktstock, und dieser feurige Pole ist ein glänzender Musiker, um den uns die ersten Konzert-Institute beneiden können und thatsächlich beneiden. Niemals hat sich in Breslau ein Dirigent so andauernder Beliebtheit erfreut, wie dieser. Als Maszkowski, damals noch völlig unbekannt und durch Johannes Brahms nach hier empfohlen, vor einigen Jahren bei uns debütierte, schlug er mit dem ersten Stücke, das er leitete — es war das

„Meisterfinger“-Vorspiel — das Publikum wie das Orchester unwiderruflich in seinen Bann. Man jubelte ihm förmlich zu, und man thut heute dasselbe. Maszkowski ist einer jener vielseitigen Musiker, die Klassisches wie Modernes gleich scharf zu durchbringen und gleich bedeutend wiederzugeben wissen. Seine Direktionsweise ist äußerst temperamentvoll, er spielt gleichsam jedes Instrument mit, und durch sein belebendes Feuer spornt er seine Künstler zu höchster Bethätigung. Er dirigiert mit demselben hinreißenden Schwunge die alten wie die neuesten Meister. Seine besondere Schwärmerei aber ist Johannes Brahms, und es ist Maszkowski gelungen, die grüblerischen Kompositionen dieses großen Beethoven-Süngers den Hörern so nahe zu bringen, daß Brahms in Breslau verehrter ist, denn irgend anderswo. Dem musikverständigen Besucher Breslaus kann kein besserer Rat gegeben werden, als der, den Maszkowski-Konzerten beizuwohnen. Er wird, was auch auf dem Programm stehen möge, den Saal nicht unbefriedigt verlassen.

Der größte Chorverein Breslaus ist die Singakademie, die sich unter der Leitung des hochverdienten Altmeisters, Professor Dr. Julius Schaffer, größten Ansehens erfreut. Schaffer hat seinen gewaltigen Chor, dem er lange Jahre hindurch vorsteht, prächtig im Zuge, und die Aufführungen der Singakademie, die sich mit Vorliebe den großen klassischen Aufgaben widmet, üben jeder Zeit eine starke Anziehungskraft aus. Ein weiterer bedeutender, durch Zahl der Mitglieder und künstlerische Leistungen hervorragender Chorverband ist der Flügel'sche Gesangverein, dessen Dirigent der Musikdirektor Ernst Flügel ist. Bedeutend kleiner, aber bemerkenswert durch seine hochinteressante Spezialität der sogenannten „historischen Konzerte“ ist der Chorverein des Herrn Professors Dr. Emil Bohn. Außerdem mangelt es während des Winters nicht an Virtuosenkonzerten, die von auswärtigen renommierten Künstlern veranstaltet werden. Solchen Gelegenheiten gegenüber verhält sich das Breslauer Publikum im Gegensatz zu anderen Städten nicht selten recht spröde, und so ist seit einigen Jahren in dieser Hinsicht ein entschiedener quantitativer Rückgang fremder Konzertierender zu konstatieren. Daß dieser Ausfall nicht allzu fühlbar werde, dafür sorgen die zahllosen hiesigen Gesangvereine, nicht minder die ortsansässigen Instrumental- und Vokal-Künstler, von denen manche vortreffliche Qualitäten besitzen. So reiht sich während der Wintersaison Konzert an Konzert, und der Konkurrenzkampf um die Gunst des Publikums tobt ununterbrochen, bis der Lenz in die Welt zieht und die befrachten Künstler den gefiederten Sängern Platz machen heißt.

Dr. E. Freund.





Schloßplatz in Ohlau mit Piastenschloß.

Nach einer Original-Photographie von J. Volpert in Ohlau.

Ein kaiserliches Jagdrevier.



„Schirm dich Gott, du deutscher Wald!“



Wohl flüchtet der Kaiser besonders gern aus prunkendem Palast in den düsteren Föhrenwald der Romintener Heide, um dort den stolzen Edelhirsch sich anzubirschen, der von einsamer Blöße seinen Kampfruf dröhnend in die fahle Morgendämmerung entsendet; auch mag es das kühne Herz des hohen Waidmanns baß ergözen, im Grunewald auf edlem Renner der flüchtenden Wildsau nachzusprennen, die, von der „läutenden“ Meute verfolgt, durch Rohr und Dickicht bricht; doch auch in den ehrwürdigen Fürstenwald bei Ohlau kehrten Preußens Könige gern ein, das seltene Reh, den flinken Hasen und bunte Fasänen zu jagen. Stundenlang zieht sich, zwischen Brieg und Ohlau, der stolze Eichenwald am rechten Oderufer hin, eine Perle unter den Wäldern Schlesiens und reich an deutscher Waldespoesie.

Wenn das Brausen der Frühlingsstürme verstummt und in ihrem warmen Atem der Schnee zerronnen ist, dann spricht es nach lindem, still schaffenden Lenzestagen wie ein wunderlieblich neckisches Spottbild auf den geflohenen Winter von neuem auf wie frischgefallener Schnee am Rande des Waldes und drinnen auf dem braunen, modernden Grunde des Eichenhains. Hier ist's der Schlehdorn, der sein stacheliges Strauchwerk mit weißen Blüten ziert, und den Waldgrund deckt ein Meer von blühenden Anemonen. In den knospenden Wipfeln zwitschern die Stare, und durchs Haselgesträuch huscht die Amsel, mit festem Fuß die Zweige schnellend, daß von den Blütentrauben ein goldener Regen niederstäubt. Wohl möchten wir tiefer hinein schreiten in den Wald, den Langentbehrten zu genießen, aber einer

Hausfrau gleich, die ihren Gast nicht leiden mag in ihrem Heim, das sie zu festlichem Empfang erst schmückt, so scheucht der Wald auch seine allzuheißigen Freunde zurück: Straßen, Pfade und Wiesen sind feucht und sumpfig, vielleicht auch hat das Frühjahrswasser den Oderdeich überflutet und seine grauen Bogen, wie schlammige Ausspülungen an Stamm und Strauch verraten, bis tief hinein in den Wald gerollt.

Doch zur Zeit der Nachtigallen ist der Brauttag des Fürstentwales gekommen.

Ein Strom von frühlingssdürftigen Menschen zieht dann hinaus am sonnigen Maientage, dem jauchzenden, klingenden Walde zu. Durchs junge, zarte Laub der Buchen, Linden und Eschen fließt mild gedämpftes Sonnenlicht herab in die Dämmerung



Die Weinertwiesen.

Nach einer Original-Photographie von J. Volpert in Ohlau.

des Waldes und füllet die weite Halle mit goldig-smaragdenem Schimmer; nieder am hellen Buchenstamme gleitet es und grüßt mit freundlichem Blick die zarten Blütentrauben der tausend Maiglöckchen, die anmutig den grünen Teppich beleben, den sprossendes Waldkraut über den Grund gewoben. Ein leiser Windhauch trägt den keuschen, balsamischen Duft durch den Hain; kecker grüßt uns der Chor der gefiederten Sänger. Zahllose Nachtigallen locken aus dichtem Gesträuch, in den Wipfeln pfeifen und zwitschern die Stare, von hoher Eiche herab tönt das Wirren der Wildtaube, der sanfte Gesang der Drossel, im niedrigen Gezweig schmettern die Finken und zirpen die Meisen.

Aber am willigsten und reichsten enthüllt der bräutliche Wald seine Reize dem einsamen Wanderer, der seinen Weg verfolgt abseits von der breiten Straße, auf der die Menge singend und lachend dahinzieht.

Auf schmalem Jägerpfade tauchen wir hinein in die Waldestiefe. Immer näher, immer enger rückt niedriges Gebüsch heran, als wolle es den Durchgang wehren, neckisch strecken die Eichen ihre Wurzeln uns in den Weg, dichter schließen sich die Wipfel über uns zusammen, daß es schier Abend werden will, jetzt scheint der Pfad zu Ende, wir drängen die wehrenden Zweige zur Seite, noch wenige Schritte, und vor uns liegt eine sonnenbeglänzte, blumige Wiese, umschlossen von dunklem Wald, überdacht vom tiefen, blauen Maienhimmel. Malerische Buchten bildend, zieht sich der Plan mit seinen gaukelnden Schmetterlingen und summenden Blütengästen oft tief hinein in den Wald, und da, wo das grüne, blumige Meer den hochstämmigen



Grüne Thor-Wiese.

Nach einem Original-Photographie von J. Volpert in Ohlau.

Wald berührt, schimmert wie schneeige Brandung am hohen Gestade der weiße Blüten= schmuck des wilden Kirschbaumes, der zahlreich den Waldrand umsäumt. Aber mit Zaubergewalt zieht es uns hinüber zum jenseitigen Ufer, wo eine schmale Öffnung im Randgebüsch den Eingang in neues Waldgebiet verrät. Gewiß eine Fortsetzung der traulichen Wildnis, die wir soeben durchschritten! Eine freundliche Täuschung erwartet uns. Der Waldgrund ist frei von Unterholz; die reichbelaubten Kronen schlanker Weißbuchen schlingen sich zu dichtem Dache in einander, und aus dem Schattendunkel darunter leuchten die hellen Stämme wie zierliche Säulen einer Tempelhalle. Tief hinein in den Wald vermag der Blick zu schweifen, bis dahin, wo aus blauem Dämmer die Augen des Waldes, märchenhaft verschleiert, geheimnisvoll uns anschauen. Nun wieder eine Wiese, klein und verborgen, in süßer Schwermut

schweigend hingelagert im ewigen Schatten der Eichen. Eine breite Waldschneise kreuzt unseren Weg. Die Baumkronen wölben sich spitzbogenartig über der Dichtung, in ihrer unendlichen Perspektive anzuschauen wie das gewaltige Schiff eines Riesen-domes. Aber statt wallender Beter zeigt sich ein zierliches Reh, das in rascher Flucht über die Blöße wechselt. Doch weiter lockt uns der schmale Pfad. Farnkraut erhebt uns zur Seite seine zierlichen Wedel, und wilde Beilchen weben ihr Himmelblau ins unendliche Grün des Bodens. Der Wald lichtet sich, ein junges Saatfeld leuchtet durch die Stämme, und blau und glänzend blitzt eine Wasserfläche herüber. Wir erreichen den Waldestrand und sehen die Oder in breitem, ruhigen Wasser vorüberziehen. Ein mächtiger Frachtkahn, mit breitem Bug das Wasser teilend, schwimmt langsam stromab. Am Steuer steht der Eigener des Schiffes, mit brauner Faust den Holm umklammernd; auf dem Verdeck der grünbemalten Kajüte sitzt müßig sein junges Weib und liebkost das kläffende Hündchen. Aus Gartenbäumen und Weiden-gebüsch erhebt sich am jenseitigen Ufer ein kleines Dorf, und in dämmriger Ferne grüßen die Türme Ohlaus herüber. Doch uns gelüstet es nicht heimwärts zu wandern, zurück in die grüne Dämmerung zieht es uns wieder. Ein ehrwürdiger Eichenhain nimmt uns auf, und durch die dichtere Waldhalle geht es wie geisterhaftes Raunen; denn diese Bäume haben Jahrhunderte gesehen. Ein dunkler Wasserspiegel blinkt in der Waldnacht auf. In langgestrecktem, breitem Bette dehnt sich das Gewässer — ein toter Oderarm — dahin. Bis hart ans hochbordige Ufer treten die Ulmen und Eschen und Rüstern, mit weit überragenden Ästen die rätselhafte Tiefe beschattend. Im Schilf lauert der Hecht, und aus hohem Uferrande hervor schlüpft der stahlblaue Eisvogel und schießt in lautlosem Fluge, ein schimmernder Edelstein, über die dunkle Flut dahin. Eine junge Eichenschonung durchschreitend, in der wilde Kaninchen bligartig auftauchen und verschwinden, erreichen wir einen breiten Fahrweg, der zwischen mächtigen Eichen in anmutigen Windungen sich hinzieht. Wir folgen ihm kurze Zeit.



Oder-Schneise.

Nach einer Original-Photographie von J. Volpert in Ohlau.

Hundegebell wird laut; ein schmuckes Forsthaus liegt vor uns, mit stattlichem Hirschgeweih am niedrigen Giebel. Hier wohnt der Königliche Fasanenmeister, und in seinem idyllischen Waldheim kehren zur Zeit der Rehbirsch die hohen Jäger ein.

Noch stundenlang könnten wir wandern, ohne Auge und Herz zu ermüden, vielleicht hinüber zur Gruppe der „Sieben-Brüder-Eichen“ oder zur ehrwürdigen Königseiche bei Peisterwitz, jenem gewaltigen Zeugen der Urwälder Deutschlands, der sich in einer Höhe von 23 m erhebt, und dessen unterer Stammumfang über 10 m beträgt. Gern auch wallfahrteten wir zum sagenreichen Ritscheberge an der Oder, jenem größten und merkwürdigsten Burgwall Schlesiens, der schon zur Zeit des



Alte Oder bei der Fasanerie.

Nach einer Original-Photographie von J. Volpert in Ohlau.

Sachsenherzogs Heinrich von den Polen zum Schutze gegen die Tschechen errichtet worden sein soll. Doch das Sonnengold auf den Wipfeln beginnt zu verglimmen, aus der Tiefe des Waldes schleicht die bläuliche Dämmerung hinaus auf die sonnigen Wiesen, die singenden Kinderstimmen verhallen in der Ferne. Und wie die Dämmerung geschäftig ihre Schleier webt zwischen Stamm und Strauch und draußen auf dem Wiesengelände, da hebt sich's im Forst mit schwerfälligem Flügel und schnarrendem Ruf vom Boden — „aufbaumende Fasanen“ —, dann wird es still: der Wald will schlafen gehn. Allein noch klingt das melodische Lied der Drossel vom hohen Ast, aus niedrigem Gesträuch der sehnüchtige Lockruf der Nachtigall, ein schlafmüdes Zirpen im Schlehdorn dort, schon huscht mit lautlosem Flügel der Ziegenmelker an uns vorbei: da regt sich's plötzlich geheimnisvoll im tauigen Wiesengraße, die Salme

schwanken, von unsichtbarer Kraft bewegt, possierlich-gespenstisch hebt sich's herauf in die Dämmerung mit gabelnden „Löffeln“ und lässig niederhängenden „Läufen“, taucht dann nieder ins bergende Gras . . . und dort, uns nahe — wir rühren nicht Hand noch Fuß — schiebt sich durch dichtes Randgebüsch lautlos ein schlanker Körper mit zierlichem Kopf — ein Reh —, die vorgestreckten „Läuscher“ „sichern“ in den schweigenden Abend hinaus, bedachtsam „äugt“ es den Waldbrand hinauf und hinab, hinüber zur Straße, — kein Laut —, jetzt steht es mit schlanken „Läufen“ im hohen Grase und blükt sich „vertraut“ zur saftigen Nahrung nieder. Ein zweites, ein drittes



Die Königsleiche bei Peisterwitz.

seiner Genossen erscheint, zuletzt der scheue Bock, mit perlgeschmücktem Kreuzgehörn.

Doch die scharfen Umrisse der Wipfel verschwimmen, der bleiche Dämmererschein des Himmels vergeht, mit silbernem Schein grüßt schon ein Stern aus ferner Himmels- tiefe, und durch den träumenden Wald wandern wir rüstig auf breitem Wege dem heimischen Städtchen zu.

Vergebens aber harpte lange Zeit der königliche Wald des Tages, an dem der „Fürstenruf“ mit schmetternden Fanfaren verkünde, daß des Landes Herrscher als Waidmann den Jagdgrund betreten. Die Rehe und Hasen samt den zahlreichen Fasanen führten ein sorgloses Dasein; denn den Jäger, der auf schmalem Pfad durchs raschelnde Herbstlaub schritt, brauchten sie nicht zu fürchten. Das tödtliche Blei aus

seiner Flinte galt nur dem vierfüßigen Raubgesindel, das widernd durchs Dickicht schlich, oder dem scharf äugenden Habicht, der hoch über den Wipfeln seine majestätischen Kreise zog. Mißmutig wiegten die hundertjährigen Eichen ihre Häupter, die Erinnerung an ihre stolze Vergangenheit wurde wach, und dann erzählten sie wohl mit leisem Rauschen dem jungen, emporstrebenden Nachwuchs, der mit schlanken Stämmen sich neugierig hinaufregte ins knorrige Astrevier der Alten, von jener Zeit, als noch die Pfasten vom Briege mit ihren Waidgesellen unter Horridoh und Huffsah den Fünstenwald durchstreiften, um dann bei Hörner- und Trompetenschall an steinernen Tischen unter der Pfasteneiche ein fröhlich Jägerfest zu feiern. Wohl sind die Tische verschwunden, aber die „Steinere-Tisch-Wiese“ ist heute noch zu finden, nicht allzuweit von jenem Plane, auf dem mit flatternder Purpurstandarte sich einst das Kaiserzelt erheben sollte.

Die Eichen am Ritscheberge sind alt. Wer weiß, wie bald des Försters Beil das Todeszeichen in ihre rissige Rinde schlägt. Sollten sie dahin gehen, ohne den großen Kaiser zu grüßen, der das Land der Eichen und der Treue zu Ruhm und Glanz gebracht? —

Da eines Tages, im November 1874, — der Wald rüstete sich schon zum Winterschlaf, und schläfrig dehnten sich die Wiesen unter weißer Nebeldecke — wurde es noch einmal lebendig im Revier, sodaß die Häher mit lautem Krächzen ins Dickicht flüchteten. Wagen mit raschen Pferden rollten durch den Wald, Forstleute tauchten allervorten auf, hunderte Hände waren geschäftig, die Wege auszubessern und in den Waldgrund weiße Stangen zu treiben als Grenzmale der kleinen Bezirke, in welche der weite Forst geteilt werden sollte. In langen „Fluchten“ eilten ganze Rudel von Hiehn durchs lichte Gehölz, im niedrigen Fichtendickicht erst „verhofft“ der Bock, auch die Läufe der Hiehn hatten einen Augenblick wie angewurzelt am Boden, die „Zuser“ spielen ängstlich, als witterte das Wild die kommende Gefahr, dann geht es wie ein Sturmwind weiter, bis es im Stangenholz verschwindet. Mit zusammengezogenen Brauen verfolgt der Förster die Flüchtlinge. „Boß Wetter! Kein Stück des Wildes will er „vergrämen“, denn der Kaiser kommt!“

„Der Kaiser kommt!“ rufen die flatternden Fahnen und Flaggen, mit denen Ohlau sich eilig schmückt. Ein Wald von grünmündenen, wimpelgeschmückten Pfasten steigt herauf, die Kaiserstraße entlang bis hinaus an den Bahnhof und längs des herrlichen Schloßplatzes, unter dessen stattlichen Gebäuden das alte Pfastenschloß, alle überragend, sich erhebt; die Ehrenpforten verkünden es: „Der Kaiser kommt!“ Und Tannenreis und Eichenkränze und Blumen, soviel der Herbst noch bietet, ob sie in riesigen Gewinden über der Straße schwanen oder in zierlichen Formen die Häuser schmücken bis hoch hinauf an die Mansardenfenster: überall dieselbe frohe Botschaft, ein Jubelruf: „Der Kaiser kommt!“ Und dort das schlichte Ständehaus am Markte, in welchem der hohe Monarch und die königlichen Prinzen wohnen sollen, — vermag es denn den Glanz der Majestät zu bergen? Schon leuchtet er voraus in dem Heere von Lakaien und Jägern, die sich allervorten zeigen, in vornehmen Hofequipagen, in stolzen Kossen aus kaiserlichem Marstall, die dröhnenden Hufes das Pflaster der engen Straßen schlagen und hochmütig die feinen Köpfe schütteln.

Und als der große Tag heraufgekommen, da strömt es in Tausenden vom Bahnhofe herein, aus allen Theilen der Provinz. König Salomo am Rathhausthurm Othlaus, der so lange ohne Einspruch mit Scepter und Krone in lustiger Höhe regiert, blickte verwundert hernieder auf das festliche Treiben zu seinen Füßen: Offiziere aller Waffen in glänzenden Uniformen, vornehme Beamte in goldprunkendem Frack, glänzende Equipagen mit edlen Rossen, dazwischen Leibjäger, Reitknechte und Hoflaken in schimmernden Livreen, Schutzleute zu Fuß und zu Ross, und in unabsehbarer Menge die Tausende, welche herbeigeeilt sind, den Kaiser, den Kaiser zu grüßen. Und als die dunkle Novembernacht sich auf die Stadt senken will, muß sie dem strahlenden Festglanz wieder weichen, der in breiten Strömen aus allen Fenstern flutet und taghell die Straßen erleuchtet.

Jetzt ordnen sich die Massen; die Stunde der Ankunft des kaiserlichen Hofzuges ist herangerückt. Noch wogt die Menge ungeduldig vor und zurück und hin und her, da heben plötzlich die Glocken von allen Thürmen an, in feierlichen Akkorden ihren Kaisergruß in die Nacht hinaus zu senden: der Monarch hat seinen Fuß auf städtisches Gebiet gesetzt. Der hehre Glockenklang ergreift das Herz; die summende Menge wird still. Doch bald erhebt es sich wie fernes Meeresbrausen, näher und näher dringt es, immer gewaltiger schwillt es an; dazwischen rascher Hufschlag ansprengender Reiter, dort tauchen die schwarzen Helmbüschel der Gendarmen auf, der eskortierende Husarenlieutenant, gefolgt von Unteroffizieren, wird sichtbar, der Spitzenreiter erscheint, das stolze Biergespann — und jetzt erschüttert ein tausendstimmiger Jubelruf die Luft, ein Wald von Armen fährt in die Höhe: dort in der weißen Kürassieruniform diese ehrwürdige Gestalt mit den milden, ernsten Zügen, die jeder im Herzen trägt — das ist der ruhmgekrönte Kaiser, und der blonde Neffe neben ihm, mit strahlendem Auge die Menge grüßend, des Reiches Kronprinz, Friedrich Wilhelm.

Spät erst wurde es Nacht und still an diesem Tage, und Othlau träumte ein Märchen von einem schlichten Mägdlein, das urplötzlich ein Prinz zu Ehre und Glanz gebracht. Am neuen Morgen ein neues Bild! Die Uniformen sind verschwunden, das schmucke Jägerkleid regiert. Und während Leibjäger und Büchsenpanner, von Wagen zu Wagen eilend, die letzten Vorbereitungen für ihre Herren treffen, und vor dem Ständehause der Kronprinz mit ritterlicher Anmut die anlangenden schlesischen Magnaten und Ehrengäste begrüßt, rüstet sich die Natur zu würdigem Empfange des Herrschers. Die Sonne durchbricht den grauen Novemberhimmel und gießt eine Flut goldenen Lichtes über den herbstlichen Wald, und draußen, am Rande desselben, segt mit kräftigem Atem ein Ostwind die lungernden Nebel aus dem Weidenbüsch der Oder und streicht über den dunstbezogenen Fluß, daß bald der blaue, sonnige Herbsthimmel sich blitzend im Strome wieder spiegelt. Am Stellbichein harret die Jägerei ihres höchsten Gebieters. Schon zeigt sich der glänzende Jagdzug in der Ferne, rasch führen die feurigen Rösser die vornehmen Jäger heran. Der Wagen hält, der Kaiser naht. Da schmettern festliche Klänge dem erlauchten Waidmann entgegen, der stolze „Fürstenruf“ hallt durch den Wald, und in jauchzendem Echo fliegt's weiter durchs Revier: Der König jagt! Bald sprengen die Ordonnanzen den Waldrand hinab, das Jagen wird angeblasen, die Treiber lärmen, erschreckt fährt

Reh und Hase aus sicherem Versteck und eilt in blinder Flucht übers raschelnde Laub dahin. Nur kurze Zeit noch Stille, bis von dem Kaiserstande her der erste Schuß gefallen, dann knattert und rollt es aus allen Ecken. Waidmannsheil!

Nicht weit vom Ritscheberge, auf weitem Wiesenplane an der Ober hat sich das Kaiserzelt erhoben. Die Purpurstandarte flattert im frischen Herbstwinde, und seine, blaue Rauchwolken wälzen sich über das Gelände: hier brät und braut die Schar der kaiserlichen Köche auf schnell errichteten Feldherden, ein kräftig Sägermahl zu rüsten, woran nach mehrstündiger Jagd der hohe Herr und seine Gäste sich erquicken sollen. Zu Fuß und Wagen ist das Volk hinausgeströmt nach dem Frühstücksplatz und harret der hohen Jagdgesellschaft. Und als der Kaiser naht, umbraust ihn wieder der Jubelruf des Volkes, daß drüben die Eichen des Fürstenwaldes mit lautem Echo der silbernen Geschirre, das Trompeter-Korps der Schill-Husaren läßt seine munteren Weisen klingen. Nach kurzer Rast wird wieder aufgebrochen, und wie ein glänzendes Traumbild ist bald der Jagdzug unter den Eichen des Waldes wieder verschwunden. Noch einmal, am folgenden Tage, erwacht das lustige Jägerleben im Walde, dann wird es wieder still, und unter dichten Schneegeriesel entschlummert der Fürstenwald.

Manchmal noch sah er den Herrscher wiederkehren; aber einst, im November 1888, als zu gewohnter Stunde der stolze Jagdzug hielt und festlich der „Fürstenruf“ erklang; wars nicht der greise Held, auch nicht der herrliche Kaisersohn, der mit fröhlichem „Waidmannsheil!“ der Jägerei sich nahte: — ein junger Fürst mit ernstem Blick entstieg dem Wagen und schritt hinein in den Forst.

Da ging es wie ein leises Klagen um die gestorbenen Helden durch den Wald; aber zum jungen Erben hoher Kaiserlehre, der schweigend unter seinen Wipfeln stand raufchte es lind herab aus mächtigen Kronen:

„Komm her in meine Ruh!
Mein leises, kühles Rauschen
Küß' Deine Wunden zu.“

So walte, du herrlicher Wald, auch fürder deines hohen Zweckes, dem Herrscher zum Heile,

„Daß er im schmucken Jägerkleide
Gestärkt von unsern Gauen scheide,
Um Deutschlands Friedenshort zu sein!“

Th. Artopé.





Oberschlesien.



Landschaftliches.



Serschlesien! — Der Name allein schon ist geeignet, dem Unkundigen Gemüthschauer zu erregen und seiner Phantasie schreckenerregende Bilder aufzunöthigen. Ganz besonders sind es die an Russisch-Polen angrenzenden Teile, welche sich im übrigen Deutschland eines traurigen Rufes erfreuen, und die üppige Phantasie solcher, die jene Landesteile nur von der Karte oder dem Eisenbahnwagenfenster aus kennen, zeichnet dieselben ungefähr so: wüste Urwälder, wohl mit Bären und Wölfen bevölkert, unterbrochen von öden Sandflächen und trostlosen Mooren, baufällige Strohhütten, in denen, starrend von Schmutz und Ungeziefer, in traulichster Gemeinschaft mit Pferd, Kuh, Schwein und Ziege die halb wilden, dummen Bewohner, mit mächtigen Weichselzöpsfen, ihr stets durch die Dünste des Kartoffelfusels unnuachtetes Dasein fristen. — Solch Tabelland weist freilich nichts von Lieblichkeit und Schöne auf, dürfte aber ebensowenig in Oberschlesien, wie sonst irgendwo im weiten deutschen Reich auffindbar sein.

Ja, Oberschlesien hat seine Eigenheiten, sowohl was ländliches Gepräge, als auch was Sitte und Brauch der Bevölkerung anlangt. Sie sind die Folgen der geographischen Lage des Landes und der Abstammung der Bevölkerung.

Gewiß, Oberschlesien ist reich bewaldet, und zwar hat es nicht etwa dürftiges Gestrüpp und schwindsüchtige Schomungen aufzuweisen, sondern Waldungen, die dem Naturfreunde das Herz im Leibe lachend machen, deren Kiefern, Tannen und Fichten, kerzengrade zum Himmel anstrebbend, uns den Begriff von „Hamburger Balken“ deutlich zu veranschaulichen vermögen. Freilich, dem verwöhnten Großstädter, dem jeder Anblick von „zu viel Seend“ Unbehagen verursacht, dürfte es im Schatten dieser Waldesriesen unheimlich werden; denn zu deutlich drängt sich ihm in Gegenwart dieser Prachtwerke göttlicher Schöpfungskraft seine eigene Kleinheit auf.

Sollte aber der Gegenstand so vielfacher dichterischer Verehrung, dessen sich andere Länder so gern als schönster Zier rühmen — sollte gerade der Wald für Oberschlesien Veranlassung sein, der Gegend den Ruf der Wildheit, des Kultur mangels zu verschaffen? —

Bären und Wölfe lernt auch der Oberschlesier an der berücktigten polnischen Grenze nicht anders kennen, als jeder andere Deutsche, nämlich im Bilderbuch und in der Menagerie, dagegen veranlaßt der Waldreichtum das Gedeihen anderer Tierarten, die durchaus nicht zu verachten sind. Hier ist die Quelle, aus der so manche Großstadt mit den verschiedensten Wildsorten reichlich versorgt wird. Dem Umstande, daß die dortigen Flüsse und Bäche noch nicht mit den giftigen Absonderungen aller möglichen industriellen Anlagen verunreinigt werden, ist es zu danken, daß hier noch ein ergiebiger Boden für Fisch- und Krebszucht aufzuweisen ist. Mancher „Böhmische Edelkarpfen“ der dem Großstädter gar trefflich mundet, dürfte seine Heimat jenes Land nennen, das so häufig der Gegenstand für den Spott des Großstädters abgegeben hat — nämlich Oberschlesien.

Nein, Bären haben Oberschlesiens Wälder nicht aufzuweisen, umsomehr aber Beeren, Heidel-, Preisel- und Erdbeeren, die nun auch nach und nach beginnen ein nennenswerter Ausfuhrartikel zu werden, und wenn Du mit behaglicher Freude das Purpurgefunkel Deines Weinglases bewunderst, wie die in dem edlen Saft sich brechenden glühenden Strahlen des Lichts Dir scheinbar feurige Grüße übermitteln drüben von Frankreich oder von Ungarn her — — sieh Dich vor, ob nicht etwa neckische Kobolde aus Oberschlesiens polnischen Wäldern ihre Hand mit im Spiele haben.

Auch an Sandwüsten und Sumpfstrecken haben jene Gegenden nicht mehr aufzuweisen, als andere, einer vernünftigen Bodenkultur zugänglich gemachten Teile deutscher Lande, von ersteren aber sicher weniger als des „heiligen deutschen Reiches Streufandbüchse“, die deswegen aber dennoch nirgends verächtlich befunden wird. Vielmehr rechnet man es dem Märker als besonders lobenswerte Kraftleistung zu, daß er auch diesem unfruchtbaren Boden Erträge abzurufen versteht. Nur ein Akt der Gerechtigkeit ist's daher, wenn wir auch dem Grenzüberschlesier eine unermüdlich emsige landwirtschaftliche Thätigkeit nachrühmen, die, mit Zähigkeit gepaart, ebenfalls trefflich versteht, sich die mannigfaltigsten Bodenverhältnisse dienstbar zu gestalten. Hierbei ist der obereschlesische Bauer stets bestrebt, seinem vornehmeren Arbeitsgenossen, dem Rittergutsbesitzer, dem Pächter königlicher Domänen, oder sonstigem Repräsentanten des Großgrundbesitzes, der in jener Gegend sehr stark vertreten ist, die Fortschritte auf dem landwirtschaftlichen Gebiete nach Möglichkeit abzusehen und seinen kleineren Verhältnissen anzupassen. Daher ist der obereschlesische Grenzpoler nicht als geistesarmer Halbidiot, sondern als ein denkender, durchaus tüchtiger Landwirt anzusehen, der dies umsomehr sein muß, als die Landwirtschaft fast einzig und allein seine Nahrungsquelle bildet. Industrielle Anlagen entsprechen seinem Sinn und Geschmack nur wenig, und auch die der Landwirtschaft sonst so nahestehende Viehzucht erweist sich, namentlich was ihre rentabelsten Hauptzweige: die Rind- und Schwarzviehzucht anlangt, für ihn wenig ergiebig, weil die Nähe des auf dem

Gebiete der Viehwirtschaft produktiveren Russisch-Polens auf die Preise sehr herabdrückend wirkt und eine Konkurrenz schafft, gegen die der Oberschlesier nicht aufkommen kann. Allenfalls zieht er wohl gern ein Füllen der dortigen Pferderasse, die sich durch Ausdauer, Anspruchslosigkeit, und Widerstandsfähigkeit gegen Krankheitsanfälle vorteilhaft auszeichnet; doch darf man hier nicht etwa an die kleinen, struppigen, langmähnigen und langschweifigen Ponys polnischer Rasse denken. Nein, der Oberschlesier weiß den Wert der staatlichen Deckstationen wohl zu würdigen und benützt sie als treffliches Mittel zur Veredelung seiner Pferderasse, welche dadurch an Körper Schönheit gewinnt, die vorgenannten Eigenschaften aber als schätzenswerte Beisteuer behält.

C. Euppa.

Auf obereschlesischen Sumpf- und Torfwiesen.

Hurra! Der zweite Heuschnitt ist fort von den Wiesen. Der große, grüne Komplex wird zur Gemeindegütung, ein Überbleibsel von Einrichtungen, die früher allenthalben in Deutschland bestanden. Jetzt beginnt die Glanzperiode für die Hirtenjugend des Dorfes. Nicht braucht die nachbarliche Grenze beachtet zu werden. Durch gehts von einem Ende zum andern. Eine ganze Karawane belegt die Wiese mit Beschlag. Herbstlich sieht's aus, und dichte Nebel geben der Moorogegend ein düsteres Aussehen, bis die Sonnenstrahlen durchbrechen, ein buntes Bild beschheinend. Vielleicht zum letzten Male beschreitet Freund Langbein sein Revier, wo er so manches Mal die saftigsten Würmer und die fettesten Frösche geschmaust hatte. Mit majestätischem Flügelschlage durchschneidet sein grauer Better, der Kranich, die Luft, eilend nach dem Sammelplatze, um fernerhin nach des Südens Wärme zu ziehen. Am Rande des abgelegenen Dickichts steht träumerisch auf einem Beine die scheue Wildgans, nur hin und wieder den Kopf drehend, um mit einem Auge aufwärts zu gucken, als wollte sie erspähen, ob günstige Fortzugszeit gekommen. Plötzlich aufgeschreckt, schießt mit Blizeschnelle unser farbenreichster Vogel, die Mandelkrähe, dahin, die Pracht ihres Kleides den Blicken entziehend. Im leisen Winde säuseln die Erlen ihr Herbstlied, das begleitet wird vom monotonen Murren des Wiesenbaches. Lustig knistert das Feuer, das mit dürrem Astholz, Kartoffelkraut und Torf reichlich gespeist wird, und drin liegen schon die halbgebratenen Knollen, die ein lustliches Mahl in Aussicht stellen. Bald sind sie gar. Salz und Schmalz sind nicht vorhanden. Ich behaupte aber, dem bekannten römischen Schwelger Apicius, der sich bei einem Vermögen von einer halben Million das Leben nahm, weil er befürchtete, verhungern zu müssen, schmeckten seine Austern und Flamingozungen und die feinsten Fische nicht so gut, wie unsern Hirten die gebratenen Kartoffeln. Da auf einmal ruft eine Stimme: *pódcie to bedziemy buka grac!* Das heißt: Kommt, wir wollen spielen. Und sie standen auf zu spielen. Ein starker Stab von 75 cm Länge ist schnell zugespitzt und in die Erde getrieben. In gerader Linie stellen sich die Spieler, mit langen, festen Stöcken bewaffnet, rechts und links von jenem „back“ auf, setzen ihre Stäbe auf die rechte Großzehe, während sie den oberen Teil lose mit

der rechten Hand halten und schleudern durch einen Schwung des Unterschenkels den Stab so weit wie möglich. Wessen Wurfstrecke am kürzesten ist, der hat nun die Aufgabe, den eingetriebenen Stab zu verteidigen. Nämlich: aus einer gewissen Entfernung werfen alle übrigen Spieler ihre Stäbe in Unordnung um den „buck“ hin, suchen sie dann zu erhaschen und den „buck“ damit aus der Erde zu schlagen. Wer von ihnen von dem buck-Hüter mit seinem langen Stabe dabei berührt wird, muß beim nächsten Wurf den „buck“ schützen und so weiter. Dieses Spiel habe ich sonst nirgend gesehen. Ist es auch ein wenig monoton, so übt es die Kräfte und macht gewandt. Ein Angstschrei ertönt, und das Spiel nimmt ein jähes Ende. Der Haufe stiebt auseinander. Die Rotschecke steckt im Sumpf und kann nicht von der Stelle. Entweder hat sie die Grabenbreite nicht richtig beurteilt oder die eigene Kraft überschätzt. Man eilt ins Dorf; es kommen Männer mit Brettern, Stangen und Seilen und helfen dem Geschöpf heraus. Der betreffende säumige Hirt wird heut gewiß nicht weiter spielen. Noch gefährlicher für das weidende Vieh sind die mit Wasser angefüllten und mit Blattwerk, namentlich dem der Seerose, bedeckten Torflöcher, die nicht selten eine Tiefe von drei Meter haben. Während man klugerweise bespricht, wie man das Einsinken hätte verhindern können, tönt die Begräbnisglocke des entfernten Dörfleins. Bald ist sie verklungen und tönt nicht mehr. Doch es klingt und klingt und will nicht aufhören — es klingt im fernen Sumpfe, wenigstens den Ohren der phantasiereichen Hirten. Das sind die fortgeflogenen Dorfkirchgloden — raunt man sich ängstlich zu. Es geht nämlich in jener Gegend die Sage, daß aufgezogene Kirchenglocken, wenn sie nicht getauft sind und besondere Namen erhalten, den Glockenstuhl verlassen und im Sumpfe läuten. Die Sonnenscheibe naht sich dem Horizont. Nun treiben die Hirten die Herden zusammen und zur Tränke in den staw, d. h. Teich. Es ist hohe Zeit; denn man ist im Bereich des utlopek. Das ist der unheimliche Wassermann mit roter Kappe, der in der Dunkelheit hier seines Amtes waltet, indem er die Badenden mit unwiderstehlicher Gewalt in sein nasses Reich zieht. Wenn die Hirten heimwärtsziehen, der Abendstern am Firmamente leuchtet, der Rauch aus den Dorfhaussenen so friedlich in die Höhe steigt, dann ertönen weiche Lieder. Die Polen singen bekanntlich in Moll. Auch der Inhalt ist traurig und wehmütig. Ich weiß, daß vor 25 Jahren hier immer noch neue Lieder entstanden. Es wußte niemand, wer sie gemacht hat. Vielleicht waren's Hirten, Pflüger, Arbeiter.

Einsamer ist die geschilderte Gegend im Frühjahr und im Sommer. Nur wenige Hirten weiden hier weit von einander entfernt am Leitseil die Herde von sechs bis zehn Haupt. Die Wiefenschnarre läßt ihre heisere Stimme vernehmen; der Kiebig, der hier in großen Scharen vorkommt, schreit unaufhörlich, besonders, wenn man in die Nähe seines Nestes kommt. Es ist mir nicht bekannt worden, daß Fürst Bismarcks sinniges Verständnis für den Feingeschmack der Kiebig Eier jemals zum Nestabsuchen veranlaßt hätte. Und so hatten die Kiebige keine Ursache, ein groß Geschrei zu machen. Im Rohre girt es, das Bächlein rieselt — rings Stille umher. Behmut zieht durch des jungen Hirten Herz; er singt seine nationalen Liebeslieder. Oder er legt sich auf den Rücken, drückt mit dem Zeigefinger auf das halb zu-

gekniffene Auge, und Perlenschnüre steigen unaufhörlich auf, verschwindend und sich stets erneuend. Ist er auch dieses Treibens müde, dann stellt er Betrachtungen an über die Konstruktion des Weltgebäudes, obwohl er noch nie von mathematischer Geographie gehört hat; ein Philosoph im Embryo und bleibt ein solcher. So manche Größe bleibt Anlage und wird nicht ausgebrütet. Ohne Handfertigkeitsunterricht hat der Hirt große Geschicklichkeit, baut Wagen, und Flügel en miniature, versteigt sich gar zu bildnerischer Arbeit. Oder in mehr kindischer Weise stellt er aus Schilf Enten her und läßt sie auf ruhigem Wasserpiegel schwimmen. Oder er liegt für kurze Zeit dem Krebsfange ob, ohne Netz und nur die Hand benutzend. Kommt er nach Hause, da erzählt er: denkt, was ich heut aus dem Krebsloch herausgezogen! Man rät neugierig: einen Stein, eine Kapsel, eine Wasserratte. Nichts von alledem. „Eine Menschenhand“, sagte er endlich. Grauen liest man auf den Angesichtern der Zuhörer, bis er endlich sagt „meine eigne“. Es ist ein poetischer Faden hier abgewickelt, ein nicht unangenehmes Bildchen aufgerollt worden. Auch Oberschlesien hat seine Reize.

J. Koschmieder.

Oberschlesische Dörfer und deren Häuser.

Umringt von dem Kranze bereits geschilderter Wälder liegen die Auen, Wiesen und Felder des Dorfes und mitten darin dieses selbst. So bildet fast jedes Dörfchen sein eigenes Reich, worüber hinaus der Oberschlesier nur wenig Verkehr treibt, selten Bekanntschaften schließt, noch seltener Verwandtschaften durch Verheirathung eingeht. Vorn am Eingang des Dorfes liegt gewöhnlich der stattliche Gutshof, dahinter winkt uns, umgeben vom stillen Friedhof, das Kirchlein, nicht fern davon erschauen wir das Pfarrhaus, die Schule und — das Gasthaus. Weiter reihen sich rechts und links die Dorfstraße entlang die Anwesen der Dorfbewohner. Bretter- und Staketzäune bilden zwei fortlaufende Linien, überschattet von Pappeln, Linden, Weiden, oft auch von Ebereschen. Den Zutritt zum Hofe vermittelt ein breites Thor für Fuhrwerke, daneben ein schmales Thürcchen für Fußgänger. Auf dem Bauerthofe fällt uns vor allem das Wohnhaus ins Auge, welchem dicht zur Seite die Stallungen anhängen. Entfernter davon liegen Scheuer, Schuppen und Speicher. Vorzugsweise sind es Holz und Stroh, die als Bau- und Deckmaterial Verwendung finden, wohl aus Gründen der Billigkeit, dann aber auch, weil diese Baustoffe warme und gesunde Wohnungen sichern. Jedoch macht sich auch hier schon der Fortschritt geltend, so daß Ziegelbauten mit Flachwerfbedachung nicht eben gar zu selten sind.

Den Eingang zum Wohnhaus schließen zwei Thüren. Die äußere davon reicht nur bis zur halben Höhe der Öffnung und verhindert unberufenen Eindringlingen aus dem Tierreich den Eintritt, während sie in ihrer oberen Hälfte dem Tageslicht einen freien Einhalt in den sonst völlig unbeleuchteten Flurraum gestattet. Die innere, vollständig schließende Thür kommt nur zur Nachtzeit und bei Abwesenheit der Bewohner zum Verschuß.

„Beuge Dein Haupt, stolzer Sigambrer“, muß unser Wahlspruch lauten, wollen wir durch den niedrigen Eingang den Eintritt ins Zimmer gewinnen, das ebenfalls

niedrig und mit wenigen kleinen Fenstern versehen, stets in dümmrigen Schein getaucht bleibt. Den meisten Raum darin nimmt der weißgetünchte Ziegelofen mit dem Herde in Anspruch. In nächster Nähe davon finden wir auch den Kamin, den Zeugen so manches traulichen Winterabends. Die Wände der Wohnstube sind weiß getüncht; die Decke bildet zeitgeschwärztes Gebälk. Rings an den Wänden sieht man in katholischen Häusern eine größere Anzahl Heiligenbilder, deren Kunstwert nicht immer über allen Zweifel erhaben ist. Den oberen Raum der Wände umrahmen Holzleisten, hinter welchen die Hausfrau ihren Tellervorrat zur Schau ausgestellt hat. Die Teller weisen bunte Malereien und sinnvolle Sprüche auf. Außerdem trägt die Wandleiste unter den Tellern an Pflocken hängend eine große Anzahl bunt bemalter kleiner Töpfchen, Gefäße, worin die Hausfrau bei festlichen Gelegenheiten ihren Gästen den wertgeschätzten braunen Trank — Kaffee — serviert. Die sonstige Zeit über dienen jedoch diese Töpfchen außer zu Schmuck und Zier auch noch als beliebter Aufbewahrungsort der verschiedensten Dinge. Einige dieser Gefäße bergen die aus Kräutern und Thees zusammengesetzte Hausapotheke; andere enthalten des Hausherrn Vorrat an Stiefelzwecken und Schuhnägeln; bestimmt aber ruht auf dem Grunde eines der Töpfchen die kleine Hauskaffe der Hausfrau.

Dem neugierigen Blick von außen durch die niedrigen Fenster wehren verschiedene Topfpflanzen: Myrte, Fuchsie, Winteraster und nicht zu vergessen die Meerzwiebel, ein geschätztes Hausmittel gegen mannigfache Gebrechen. Die Enge der Wohnungsverhältnisse läßt freilich keine allzu bedeutende Reichhaltigkeit im Hausrat zu. Auffallend wirken durch ihre kolossalen, bis zur Zimmerdecke reichenden Bettmassen, die Schlafstellen des ehelichen Paares. Tisch, Stühle und ein niedriger Kasten für Wäsche prangen in dunkelrotfarbenem Anstrich, verziert mit bunten, phantastischen Blattwerk- und Vogelzeichnungen. Die alles sich unterwerfende Kultur leckt freilich auch an diesem Schmuckwerk, und der oberschlesische Fortschrittler liebt es auch schon, seinen Hausrat, besonders Kommode, Glas- und Kleiderschrank, in hellgelber Politur erstrahlen zu lassen.

Unserem Forscherdrange kam jene schmale Thür kein Bollwerk bieten, und wißbegierig überschreiten wir auch die Schwelle zur Kammer, welche vielleicht den Schlafraum für die jüngere Generation, meist aber den Aufbewahrungsraum für allerlei Speisevorräte bildet. Kammer und Wohnstube verlassend, erblicken wir im Hausflurhintergrunde, durch den mächtigen Bau der Esse fast völlig verborgen, den Eingang zum „Auszugsstübchen“, jener Stätte, wohin der Wirt, nachdem er altersgebeugt, des Schaffens und Sorgens müde dem Sohn das Hausregiment übertragen, sich flüchtet, die letzten Lebensjahre der Ruhe zu pflegen.

So haben wir denn gar sorgsam Umschau gehalten in dem Anwesen des Oberschlesiers, und was wir erblickten, wohl war es nicht strahlender Glanz, nicht üppige Pracht, nicht eitler Schimmer; nein einfach, ärmlich traten uns die Verhältnisse entgegen, doch freundlich verklärt vom Hauche der Ordnung und Sauberkeit.

An den drei Hauptfesten in Oberschlesien.

Es sind nunmehr 25 Jahre vorbei, als ich, eingeladen von meinem Freunde Franz Otembra, auf Urlaub zum ersten Male nach Oberschlesien kam. Weihnachten sollte ich hier verleben. Es war für mich weniger heimisch als interessant. Der Vater meines Freundes war ein polnisch redender, wohlhabender Bauer, der viel auf die Würde eines Hausherrn hielt. Diese Würde entfaltete er mit großer Wichtigkeit am heiligen Abend. Um sieben Uhr setzten wir uns zu Tisch, d. h. wir umstanden den Tisch, an dem nicht nur die Familie, sondern auch das Gefinde aß. Jeder hatte den Kauchonak, d. h. das polnische Gesangbuch zur Hand. Franzens Vater stimmte an, und alle sangen weniger mit Geschmack als mit Kraft ein mehrstrophiges Lied. Dann wurde das Tisch-Benediktus vom Hausherrn gesprochen, worauf wir uns zum Essen setzten. Man tischte der Reihe nach auf: Hantuppe, dicken Gries, der in Butter schwamm, Sauerkraut ohne Beigabe, Backobst, Bratfisch und zuletzt Mohnklöße. Es kam vor, daß die Knechte den Leibgürtel um einige Löcher lockerer machten, um weiter essen zu können. Die Mahlzeit mochte gegen zwei Stunden gedauert haben. Da ließ sich der Bauer Zwiebeln reichen. Er löste die Schalen nach einander ab und stellte deren zwölf wie kleine Schüsseln auf, worauf er auf jede Schale eine kleine Menge Salz streute. Nun wurde die Schüssel mit den Zwiebelschalen abseits gestellt, und man schickte sich an, das letzte Gericht, Mohnklöße zu verzehren. Dann wurde eine Prüfung der Zwiebelschalen vorgenommen. Franzens Vater stellte sie der Reihe nach auf und untersuchte, ob das Salz trocken oder feucht war. Jede Schale bedeutete einen Monat. Nun verwandelte sich der Hausvater in einen Wetterpropheten, und es hieß: Mai naß, Juli sehr trocken, August meist regnerisch u. s. w., worauf alles sorgfältig in den polnischen Kalender von Gerson eingetragen wurde. Den Schluß bildete die Absingung eines Liedes und das Sprechen des Gratiäs. Wehmütig stimmte es mich, als nach dem Abendbrote kein Christbaum das niedrige Zimmer erleuchtete. Es war eben nicht Sitte. Bei fröhlicher Erzählung von Märchen wurde eine Art Bier getrunken, welches die Hausfrau aus gegohrenem Rübensaft selbst bereitet hatte. Die Mägde trugen die Schalen der Hantföner hinaus in den Garten und streuten sie auf die Obstbäume, damit sie im nächsten Sommer recht viel Früchte trügen. Als ich am ersten Feiertage früh in die Stube trat, standen Schüsseln auf dem Tische, welche für jede Person des Hauses die Einbesserung bargen. Das hat die Hausfrau gethan, dieweil die andern schliefen. Im polnischen Gottesdienst des Tages ergriffen mich mächtig die gewaltigen Töne des Tebeums, das die Polen an jedem Hauptfeste während des Opferunganges singen.

Nach Ostern hat seine besonderen Gebräuche. Am zweiten Feiertage herrscht der sogenannte „degus“. Das heißt, man begießt sich am Morgen beim ersten Zusammenkommen. Frauen aus dem Bauernstande, überhaupt Respektpersonen begoß man mit Likör. Knaben begossen jedermann, auch vorbeigehende Fremde mittels Hollunderspritzen, die mehr als einen Liter Wasser faßten und auf weite Entfernung hin trugen. Knechte begossen Mägde am Ziehbrunnen mit großen Eimern. Dieser letzte Guß gestaltete sich zu einem totalen Bade. Der Begossene war obendrein zu

Verabreichung eines Geschenkes verbunden. Man lohnte mit gekochten farbigen Eiern oder mit Schnaps. Am Nachmittag darauf war im Dorfe ein großes Eierrollen. Ein Unternehmer warf inmitten der Dorfstraße eine vier bis fünf Meter lange, abschüssige und nach der einen Seite geneigte Plattform auf mit einer senkrechten Wand an der unteren kurzen Seite. Die Neigung mündete in ein Loch der unteren Kurzseite. An der oberen kurzen Seite wurde ein langes Vincal auf die Kante gestellt und von den Spielern mit Eiern belegt. Eins, zwei, drei: das Brettchen wird gehoben, und die Eier rollen aus Leibeskräften hinunter ins Loch. Wessen Ei zuerst hier angelangt, gewinnt die ganze Reihe. Eine ungewöhnliche Spannung bemächtigte sich bei jedem Rollen der Spieler und Zuschauer; ein schallendes Gelächter entsteht, wenn ein Ei zerbricht und ausfließt oder in ein anderes, einen Nebenbuhler, eine Bresche schlägt. Wer beschreibt aber die Lachsalve, die entsteht, wenn jenes Grüngesprenkelte auf einmal pläzt und splinternackt mit der Schale um die Wette ins sandige Loch sich birgt. Für jedes Rollen muß der Unternehmer einen Tribut erhalten. Zum Schlusse sind alle Kenner bereits Invaliden. Da gehts hinkend zu. Die etwaigen Steinchen-Hindernisse können nicht mehr genommen werden. Ei und Schale sind ermattet, bleiben hängen und erzürnen rasch den Signer. Erst der dunkle Abend trennt die Spieler. Eine eigentümliche Osterfeste in Oberschlesien ist das Herumgehen mit dem Hahne. Es sind arme Knaben, die das thun. Sie sind die Boten, welche am frühen Morgen schon die Auferstehung des Herrn von Haus zu Haus verkündigen; eine Einrichtung, die anderwärts nötiger wäre, als gerade in Oberschlesien, wo man über schlechten Kirchenbesuch nicht klagen kann. Jene Verkündiger der Auferstehungsbotschaft tragen einen zweirädrigen Wagen mit einer langen Deichsel und einer kreisrunden Drehscheibe im Durchmesser von dreiviertel Meter angebracht. Nahe an deren Umfang stehen buntgeputzte Puppenpaare in tanzender Stellung, während in der Mitte ein Hahn mit glänzenden Federn thront — siegesbewußt, mit hoch erhobenem Kopfe, als machte er triumphierend die Kunde vom Erwachen des Menschensohnes bekannt, worüber die tanzenden Paare ihre Freude ausdrücken.

Endlich Pfingsten, das liebliche Fest, ist auch in Oberschlesien das Fest der Maien. Als ich am Pfingstsonnabend nachmittags eine Bauernstube betrat, konnte ich bloß an der Wand entlang gehen; der Fußboden war süß und rauchend. Große Platten frisch gebackener Streußelfuchen bedeckten ihn. Am ersten Pfingsttage war er über und über mit weißem Sand bestreut und mit Kalrus belegt, den man zuweilen weither holt. Das Zimmer machte den Eindruck einer grünen Laube; denn es war an Wänden und Decke mit Lindenzweigen ganz ausgesteckt. Wer im Dorfe eine Linde hat, der muß sie in der Nacht vor dem Fest bewachen, wenn er nicht die betrübende Erfahrung machen will, daß sie am Festmorgen von wahrhaft vandalischer Plünderung zeugt.

Wir scheiden von den obereschlesischen Polen in dem Bewußtsein, daß die eindringende Kultur auch bei ihnen bald die letzten Reste früherer Eigentümlichkeiten abgeräumt haben wird.

Die Polen Oberschlesiens.

Wenn von obereschlesiſchen Polen geſprochen wird, ſo werden damit Schleſier bezeichnet, die in ununterbrochener Ahnenreihe von denjenigen Vorfahren abſtammen, die mit den piäſtiſchen Herzogen als Polen nach Schleſien eingewandert ſind oder die als polniſche Autochthonen polniſch geblieben ſind inmitten von Städten und Dörfern, die zu deutſchem Recht ausgeſetzt und mit deutſchen Kolonien beſiedelt wurden. Es handelt ſich alſo wirklich um Polen nach Sprache, Sitte und Geſichtsbildung. Aber in politiſchem Verſtändnis wollen dieſe Polen keine Polen ſein, ſondern ſie ſind im Gegenteile ſämtlich ſehr königstreue Preußen und nebenbei auch ſehr gute Soldaten. Alles, was man von einem national-polniſchen Geiſt der Oberſchleſier behaupten will, das iſt entweder Einbildung oder künstlich eingepflanzt, und dagegen verwahrt ſich der Staat mit Recht mit allen Mitteln. Unter den Polen Oberſchleſiens ſind natürlich gar große Verſchiedenheiten zu bemerken, denn es iſt etwas anderes um die Katholiken von Beuthen, Gleiwitz, Ratibor, wie um die Evangelischen von Kreuzburg, Namslau und Groß-Wartenberg. Nur unter den erſteren wäre es möglich, eine politiſch-polniſche Agitation zu erregen. Anders ſind natürlich die Polen mit rein polniſcher und ſolche mit böhmischer oder mährischer Unterlage. Zugelassen wird, daß die mit Hochdruck arbeitende Germaniſierung der Schule und durch die Sachſengängerei herbeigeführte Selbſtgermaniſierung an den Polen Oberſchleſiens nicht ſpurlos vorübergegangen iſt. Die Germaniſierung der Schule erzielt alljährlich am Entlaſſungstermin das räthelhafte Reſultat, daß die Kinder, welche mit ſechs Jahren als ganz polniſche Kinder die Schule betraten, dieſelbe mit 14 Jahren in überwiegender Mehrheit mit der Fähigkeit verlaſſen, ſich mündlich und ſchriftlich geläufig deutſch auszudrücken. An ſich iſt es ja widerſinnig, ein Kind, das zur Schule kommt, in einer anderen als in ſeiner Muttersprache zu unterrichten, und in den erſten Schuljahren geht ja auch viel Zeit verloren; aber das oben genannte Ziel wird von tüchtigen Lehrern in guten Schulen unzweifelhaft erreicht. Die Slaven haben ein hervorragendes Sprachtalent. Es ſoll hier erinnert werden an eine ſprachliche Abſonderlichkeit in einer oberſchleſiſchen Dorfgemeinde, die erſt vor zwanzig Jahren ihr Ende fand und die obige Behauptung beleuchtet. In Golaſſowitz ſang nämlich eine ganz polniſche Gemeinde im polniſchen Gottesdienſt aus der böhmischen „Cithara Sanctorum“ und zwar ſang ſie aus dem böhmischen Geſangbuch polniſch. Außer den Polen rein polniſcher Herkunft und ſolchen mit mährisch-böhmischer Unterlage ſind noch zu erwähnen die Ruſſiten von Friedrichsgrätz, Petersgrätz und Tabor.

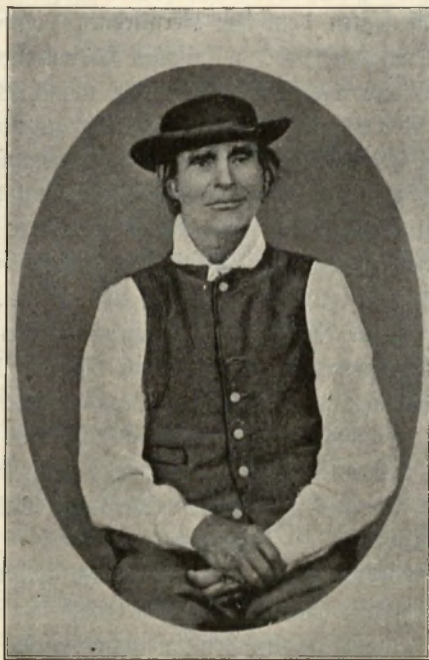
Allen Oberſchleſiern polniſcher Zunge iſt gemeinſam eine große Kirchlichkeit, die ſich ſehr oft als wirkliche Frömmigkeit darſtellt. Die Polen der ehemals katholiſchen Piäſtenherzogtümer Oppeln, Beuthen, Ratibor ſind ebenſo treue Katholiken, wie die polniſchen Bewohner der Herzogtümer Brieg und Neiß treue evangeliſche Chriſten ſind und zwar durchweg mit lutheriſcher Schattirung. Es ſoll nicht verſchwiegen werden, daß die Kirchlichkeit oft Gefahr läuft, eine äußerliche zu bleiben, daß Trunk und kleine Felddiebstähle in polniſchen Gegenden vielleicht um ein kleines häufiger

sind, als in rein deutschen Gegenden der Heimatprovinz und daß neben der Kirchlichkeit auch noch für mannigfachen Aberglauben Platz übrig geblieben ist; aber das Vorhandensein einer großen Kirchlichkeit und Frömmigkeit wird den obereschlesischen Polen niemand absprechen, der sie einmal hat eins ihrer beliebtesten Lieder in der Kirche singen hören, wie denn unter den evangelischen Polen das Gesangbuch von Borghammer (kurzweg mit dem plur. majest. „die Bücher“ genannt) in einer Weise Haus- und Handbuch ist, wie kaum je ein deutsches Gesangbuch sich dessen hat rühmen dürfen. Es giebt keine Versammlung, in der nicht jemand, es sei Mann oder Frau im stande wäre, ein passendes Lied sowohl auszusuchen als auch anzustimmen. Übrigens sind die beliebtesten Lieder der Polen neben den von Pastor Süßenbach und Rektor Herbinus in Pitschen übersetzten deutschen Kernliedern Lieder eigener Dichtung und Melodie, z. B. viele der Psalmen des polnischen Edelmannes Kochanowski. Unter diesen Liedern befinden sich mehrere interkonfessionelle, manche Melodien sind rhythmisch und in moll gehalten. Der polnische Volksgefang ist zwar noch nicht ganz verstummt, aber die vollständig deutsche Schulbildung der letzten zwanzig Jahre hat wesentlich dazu beigetragen, demselben nur noch ausnahmsweise einmal das Wort zu verstatten. Die Lieder waren meist schwermütig klingende Liebeslieder erotischer, nicht immer reiner Färbung. Ein Zeichen der Religiosität der obereschlesischen Polen sind ihre Grüße, voll großer Mannigfaltigkeit für Kommen und Gehen, für Säen und Ernten und für die Tageszeiten — in Gruß und Gegengruß — sämtlich religiösen Inhalts. Das Schwinden dieser Grüße und ihr Ersatz durch „Guten Tag“, „Mahlzeit“ oder gar „Speißam“ ist aufrichtig zu bedauern. Der deutsche Neujahrsgruß lautet: „Prosit Neujahr!“ Der polnische: „Ich wünsche Ihnen Glück und Gesundheit und heiligen Segen von dem lieben Gott zu diesem neuen Jahre, daß Sie es verbringen möchten in größeren Freuden und in kleineren Sünden. Das wünsche ich nicht nur für dies Jahr, sondern auch für die Folgezeit.“

Was nun die Sprache der Polen in Oberschlesien betrifft, so wird sie gewöhnlich mit dem Sammelnamen „Wasserpolnisch“ bezeichnet und als ein Polnisch dargestellt von zumeist deutschen Worten mit polnischen Endungen. Das ist natürlich übertrieben, indes ist zuzugeben, daß selbstverständlich eine Menge von Kulturgegenständen und Erfindungen der Neuzeit mit deutschen Namen bezeichnet werden und daß der von der Kultursprache Polens räumlich und staatlich getrennte Oberschlesier, dem jegliche Bildung aus deutschen Quellen zufließt, nicht die Spannkraft des Geistes besaß, die ihm begegnenden neuen Gegenstände mit selbsterfundnen polnischen Namen zu benennen, sondern daß er deutsche fertige Namen mit polnischen Endungen, die er deklinieren konnte, übernahm und aus der Eisenbahn eine „Bana“ und aus den Zeitungen „Caitungi“ machte. Übrigens ist das obereschlesische Polnisch von der Schriftsprache viel weniger verschieden, als das Deutsch, welches um Obernigk und Trachenberg gesprochen wird. Um Ratibor herum wird viel mährisch gesprochen, dessen Anklänge sich noch in manchen anderen Gegenden finden. Um Pleß herum wird anders und zwar durchschnittlich besser gesprochen als im Kreise Kreuzburg und Namslau. In diesem letzteren und im Kreise Brieg wird wohl am schlechtesten polnisch gesprochen; insofern als hier der Sprache die meisten deutschen Worte beigemischt sind. Hinsichtlich

der Sprache sind folgende Unterscheidungen zu machen: es giebt Gegenden, wo fast noch alle Landleute unter sich polnisch sprechen, selbst die Eltern mit ihren, die deutsche Schule besuchenden Kindern, dabei verstehen die jüngeren Leute fast sämtlich soviel deutsch, daß sie sich in der Stadt, auf der Post und dem Gericht der deutschen Sprache bedienen können; aber alle besuchen nur den polnischen Gottesdienst. Das thun oft selbst solche Familien, die sich im bürgerlichen Leben vorwiegend der deutschen Sprache bedienen, was auf dem als untrüglich erwiesenen Satze beruht, daß der Mensch am liebsten und innigsten und wirksamsten mit seinem himmlischen Vater in der Sprache zu reden pflegt, in der er mit seiner irdischen Mutter sprach.

Weiter giebt es Gegenden, wo die Bauern und alle, die etwas vorstellen wollen, bereits die deutsche Sprache bevorzugen, mit ihren Kindern deutsch oder zum Teil deutsch sprechen, den Gottesdienst in beiden Sprachen feiern, Trauungen und Begräbnisse deutsch, oder letztere wenigstens deutsch und polnisch vollziehen lassen, aber mit ihrem Gesinde doch polnisch sprechen. Hier ist das Polnisch schon zur Sprache zweiten Ranges degradiert und wird nur noch als Kirchen-



Oberschlesischer Bauer.

der auf der Straße von einem städtisch gekleideten polnisch angeredet würde, glauben, jener wolle ihn zum Narren haben. Zwischen diesen drei Stufen giebt es natürlich viele Zwischenglieder. Von den Geistlichen, die der polnischen Sprache völlig mächtig sind, wird in den Kirchen nicht Warschauer oder Krakauer Salonpolnisch gesprochen, was thörlisch wäre, obgleich der Oberschlesier viel besser einen feinen Polen versteht, wie dieser ihn, ebenso wenig die Sprache des Volkes, wie es denn auch in Trachenberg keinem Pastor einfällt, sich im Gottesdienste der Sprache seiner Gemeindeglieder zu bedienen, sondern es wird gepredigt in der ehrwürdigen und reinen, dabei altertümlichen Sprache der polnischen Bibelübersetzung, die zwar natürlich in der evangelischen Ausgabe von der katholischen formell abweicht, aber in beiden sprachlich gleichwertig ist, so daß die polnische Kirchensprache der katholischen und evangelischen Schlesier im wesentlichen dieselbe ist.

sprache beibehalten und geachtet. Solche Verhältnisse finden sich vor im Kreise Namslau, Groß-Wartenberg und auch schon Kreuzburg. Endlich giebt es Gegenden im Kreise Brieg und Ohlau wo auch der polnische Gottesdienst schon aufgehört hat, außer daß vielleicht ein altes Mütterlein auf dem Krankenbette polnisch kommuniziert. In diesen Gegenden nimmt die polnische Sprache etwa die Stellung ein, wie das Plattdeutsch im Norden unseres Vaterlandes.

Dort würde ein Mensch,

Diese Bibelübersetzung, deren Sprache sich übrigens auch die alte Delsnische Agende, die Dambrowskische Postille und das Gesangbuch (Kaneyonat) bedienen, ist eine ausgezeichnete. Der Verfasser hält sie nach der Luthers für die beste. In der obereschlesisch-polnischen Sprache ist außer einem ganz kleinen Büchlein wohl nichts gedruckt. Gedichte wie „Do Dionysa tego tyranna“ sind unmotivierte Travestieen. Im großen und ganzen sind die Tage dieser Sprache gezählt; an der Grenze, wo Verkehr von jenseit ist, wird natürlich die Kenntnis des Polnischen nie aufhören; aber sie weicht in der Gegenwart viel schneller zurück als es in der Vergangenheit der Fall war, und es sind kaum achtzig Jahre verflossen, seitdem in Kattern bei Breslau polnisch gesprochen wurde. Ein Übelstand der Germanisierung ist der traurige Briefwechsel der auswärts beschäftigten Jugend mit ihren daheim gebliebenen Eltern. Die jungen Leute können nur deutsch schreiben, die alten dieses aber nicht lesen. Es sind daher Mittelspersonen nötig, die den von Hause abgehenden Brief schreiben und den daheim ankommenden vorlesen und übersetzen. Am besten ist es noch da, wo Geistliche oder Lehrer diese Mittelspersonen sind.



Obereschlesische Bäuerin.

kurze Jacken mit glänzenden Knöpfen. Die Eigentümlichkeiten der Plesser Frauenkleidung sind ganz kurze Taille, welche dicht unter der Brust endet, wie wir es an den Damen aus der Zeit der Befreiungskriege sehen, das nur aus einem Tuchrand mit Achsenbändern bestehende Leibchen, der stets einfarbige mit einem bunten Bande besetzte Tuchrock und die um einen Zoll über denselben herabhängende Schürze. Das Umschlagtuch war früher stets einfarbig und meist dunkelgrün. Auch die Landleute um Beuthen herum haben noch eine nicht unschöne besondere Tracht. In den Kreisen Kreuzburg, Namslau, Oppeln wird jeder Kenner des Volkes an der Kleidung besonders der Frauen die Konfession des Trägers derselben erkennen. So sieht man z. B. in einer evangelischen Kirche bei Frauen oder Mädchen nie ein rotes Tuch oder Band. Violett, grün, höchstens noch blau sind da die erlaubten Farben. In konfessionell gemischten Gegenden hat nicht nur jede Konfession ihre besonderen

Es gibt noch besondere Volkstrachten unter den obereschlesischen Polen, obgleich sie wie alle Volkstrachten im Zurückgehen begriffen sind. Besonders auffallend ist die Kleidung der Landleute um Plesz. Männer und Frauen haben hier gleiche Neigung, in Hemdsärmeln einherzugehen und so selbst in der Kirche zu erscheinen; als Umhang darüber tragen jene einen dunkelblauen Tuchmantel, diese ein dunkelgrünes Umschlagtuch. Selbst alte Männer tragen ganz

Vornamen, was man wohl auch im Deutschen findet, sondern man wird meist schon aus dem Familiennamen auf die Konfession desjenigen schließen können, der ihn trägt. Bezüglich der Namen hat das Zivilstandsgesetz, welches vielfach von Beamten gehandhabt werden mußte, die des Polnischen nicht mächtig waren, oftmals eine heillose Verwirrung angerichtet, so daß der Name Małyska: Maliska, Malliska, Malyska, Mallyska, Maleska, Malleska geschrieben, aus einem Watroba ein Wundrohba und einem Zaczny ein Unzni wurde. Was das Äußere der obereschlesischen



Oberschlesische Bauern im Hochzeitsstaate.

Polen betrifft, so zeigen sie den wirklich polnischen Typus nur noch selten und unterscheiden sich in Gesichtsbildung und Haltung von den Polen des Königreichs und auch des Herzogtums bedeutend, denen sie, was besonders beim weiblichen Geschlecht auffällt, an Zierlichkeit der Füße und darum auch der Schuhe vielfach nachstehen. Wie übrigens viele obereschlesische Polen in den Garderegimentern unseres Heeres dienen, so giebt es nicht wenige hübsche Mädchen, die allerdings im Arbeiterstande schnell verblühen und in den Bauerndörfern als Frauen oft zur Korpulenz neigen. Wo die Bauernaristokratie nur in ihrem Kreise heirathet, da zeigt sich naturgemäß ein Zurückgehen der körperlichen Entwicklung.

Besondere Sitten und Gebräuche sind viele zu erwähnen, oft haben sie einen religiösen Hintergrund wie das zu Ehren der Dreieinigkeit gehandhabte dreimalige

Heben des Sarges und dreimalige Anrücken des Leichenwagens, das Bezeichnen des anzuschneidenden Brotes mit dem Kreuzeszeichen und eben dieses Zeichen, das der Kutscher mit der Peitsche vor den angeschirrten Pferden macht, ehe er abfährt. Am Weihnachtsabend wird dem Vieh allerlei gutes in die Krippe gethan, und die Obstbäume werden vielfach mit Strohseilen umwunden. Des Wirtes Tod wird Pferden und Kühen ins Ohr geraunt. Das Maul der Wiederkäufer wird stets Mund genannt, mit welchem diese natürlich auch essen, während Pferde, Schweine, Hunde u. s. w. ein Maul haben und mit diesem fressen. Das Blut derjenigen Tiere, welche gegessen werden, führt einen andern Namen als das Blut von Pferden, Hunden und Katzen. Der Glaube an das Drücken des Albes (Mora) und den bösen Blick (Przyrok) ist noch ebenso verbreitet, wie ein Bann von allerlei bösen Krankheiten durch Besprechen mit Zauberformeln (Besegnen) noch vielfach geübt wird. Von Wechselbälgen (wörtlich: Unterschmeißeln), von Feuermännern und Irrwischen wird noch viel gesprochen. Besonders viel eigenthümliche Sitten und Gebräuche haben sich bei den Hochzeiten erhalten, und es ist das Übergeben der Braut an den Bräutigam im Hochzeitshause vor der Trauung oft ergreifend und erbaulich. Der Starosta, welcher es ausübt, ist dann wirklich noch der Speisemeister von Rana. Das Hochzeitessen wird nie von einer bezahlten Köchin, sondern von ehrbaren Frauen aus der Verwandtschaft als ein Liebesdienst bereitet, wie auch die eingeladenen verwandten Jünglinge als druch oder druzba (uralte slavische Worte) bei Tisch bedienen und schon vorher zur Hochzeit laden, während die Freundinnen der Braut als druchny oder druzki das Brautpaar bei Tisch umrahmen, demselben vorlegen und vorschneiden. Getanzt wird viel, es giebt auch noch besondere Tänze, obgleich daneben schon vielfach eine „Dampolka“ (= Damenpolka) zur Geltung kommt. Die Dorfmusikanten spielen oft sehr geläufig und nicht unschön und zwar meist nach dem Gehör. Das Spinnen vom Rocken hat dem Spinnrade Platz gemacht; und dieses ist auch schon im Aussterben begriffen, wie der auf offenem Kaminherde brennende Riesenpan der Petroleumlampe hat weichen müssen. Von besonderen Speisen seien nur erwähnt die gesunde mit Sauerteig gesäuerte Mehlsuppe, Zur (d. i. Sauer) genannt, und die aus rohen und gekochten Kartoffeln bereiteten Klöße. Gestampfte mit Speck angemachte Kartoffeln, mit saurer oder mit Buttermilch genossen, ist das feststehende Abendbrot für den ganzen Sommer. Der auf dem Felde das Gespann leitende Bauer oder Knecht spricht unaufhörlich zu seinen Pferden und behandelt sie meist gut.

Der vorstehende Aufsatz wollte den Dalibor und Ostroga, den Drobek und Mrózek, den Lasota und Wycisk, den Woda und Rzepa, und wie sie alle heißen, ein Denkmal setzen und ihre Bilder unbefangen der Nachwelt überliefern, damit, wenn die Zeit gekommen sein wird, wo aus jedem Drwal ein Triball und aus jedem Piatek ein Frentag geworden ist, das Bild der ausgestorbenen oberschlesischen Polen, die des Königs treue Unterthanen und der Kirche treue Glieder waren, wiederhergestellt werden könne, wie es wirklich war.

Eigentümlichkeiten der Oberschlesier.

Geradezu staunenerregend ist die Bedürfnislosigkeit des Oberschlesiers in der Magenfrage, und hierin findet man die Hauptursache zur Verächtlichmachung dieses Volksstammes. Nach bekanntem Modus der Übertreibung weiß man sich nicht genug zu erzählen, wie schlecht der Oberschlesier ist. Ob dies wohl nun gerade ein triftiger Grund der Geringschätzung ist? — Die Geschichte rühmt wohl die einfache Lebensweise eines Sokrates, eines Diogenes, sie preist die Einfachheit in den Ernährungsverhältnissen der Spartaner — die Gegenwart findet auch wohl Bedürfnislosigkeit als schätzenswerte Tugend — nur am Oberschlesier ist sie ihr ein Grund zu tiefer Mißachtung.

Wohl darf sich der Oberschlesier einer ganz ungewöhnlichen Bedürfnislosigkeit rühmen. Die Einfachheit seiner Speisefarte dürfte selbst dem strengsten Asketen imponieren, und jeder Vegetarianer könnte mit Hinweis auf jene Bevölkerung den schlagendsten Beweis dafür erbringen, daß auch eine ausschließliche Pflanzkost geeignet ist, trotz schwerer Arbeit die Menschen gesund und kräftig zu erhalten. Das regelmäßige Frühstück bilden „Zur“ und Kartoffeln. „Zur“ ist eine Mehlsuppe, welche durch Sauerteig gesäuert worden ist. Der Mittagstisch bringt Kartoffeln, Sauerkraut, Graupen, Hirse und Ähnliches. Zum Vesperbrot ist Quark (frischer Kuhkäse) eine gerngesehene Zuspäße. Das Abendbrot besteht wohl wieder aus „Zur“ und Kartoffeln, im Sommer ersetzt ersteren mitunter die Buttermilch. Fleisch ist ein Gericht, welches beim wohlhabenden Bauer vielleicht des Sonntags, bei der ärmeren Bevölkerung nur an hohen Festtagen den Mittagstisch ziert. Erfreut ist man schon, wenn mal ein Hering die Eintönigkeit der Tafelfreunden unterbricht. Kartoffelklöße mit Kürbisbrei sind Delikatessen, welche nur besonderen Festtagen, gewöhnlich der Feier der Kartoffelernte, gebühren. Auch der Kaffee ist nur ein Sonn- und Festtagsgetränk, bedauerlicherweise ist dies aber auch der Brantwein, ja gar nicht selten werden seinem Genuße sogar Extrafeste gestiftet.

Wie in des Oberschlesiers Ernährungsweise, so äußert sich auch in seiner sonstigen Lebensart die denkbar größte Einfachheit. Streng lehnt er sich an das biblische Wort: „Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten aber ruhen“, und so fleißig man ihn auch die Woche über in Feld und Hof hantieren sieht, an Sonn- und Feiertag rührt er keinen Finger zur „knechtischen Arbeit“. Nur die allerwichtigsten Gründe vermögen ihn vom Kirchgang zurückzuhalten. Sein streng kirchlicher Sinn ist auch Veranlassung, daß für ihn von ganz besonderer Wichtigkeit des Jahres Hauptfeste sind, welche er denn auch nicht allein aufs gewissenhafteste in kirchlich vorgeschriebener Weise feiert, sondern auch mit einem Kranze eigentümlicher, meist recht sinniger Gebräuche poetisch umschlingt. Der heilige Abend z. B. (24. Dezember, Abend vor dem Christfest) ist ihm ein Zeitpunkt, der ihn mit geheimnisvoll-süßen Schauern erfüllt. Selbst die stumme Natur läßt er Anteil nehmen an dem Wunderwerk der Menschwerdung des Gottessohnes. Es lösen sich die Fesseln des Natürlichen, und übernatürliche Fähigkeiten fallen Pflanzen und Tieren zu. Der entblätterte Obstbaum im Garten, wie starr und tot er auch scheinbar in den Fesseln des Winters liegt, an diesem Abend, da mischen sich seine Säfte mit geheimnisvollem Weben zur künftigen Frucht, daher auch

der Besitzer zur Erzielung reicher Obsternte niemals versäumt, den Stamm mit einem Kranze jenes Strohes zu umflechten, welches er während des weihewollen Nachtmahls dieses wichtigen Abends unter das Tisch Tuch gebreitet hat. Von den Speisen dieses Nachtmahls läßt er auch sämtlichen Tieren seines Besitztums zukommen, und in der nun folgenden Nacht gewinnen diese in wunderbarer Weise die Fähigkeit der Sprache, kündend die unabwendbare Zukunft. Sie zu belauschen aber ist äußerst gefährlich, und die Sage erzählt von einem Horcher, der, im Stall verborgen, in dieser merkwürdigen Nacht die Gespräche seines Viehes belauschend, die Worte vernahm: „In drei Tagen fahren wir unseren Herrn zum Friedhof hin!“ — Und so geschah es! Der Schreck hatte den Lauscher getötet.

In fast noch höherem Ansehen steht das Osterfest. Die langen Wochen der Fastenzeit brachten ihm zwar manche kirchlich auferlegte Entbehrung, und die letzten Tage der Charwoche sahen ihn nicht nur des Tages in der Kirche, sondern sogar die Nächte brachte er am Grabe seines Heilandes bei ernstem Gebet und dem Gesang tieftrauriger, eigentümlich reizvoll melodisierter Lieder zu. Wenn aber noch in der dunklen Frühe des Ostersonntagmorgens das „Alleluja“ des Priesters die Auferstehung des Herrn kündet, dann erblickt man einen langen Reiterzug, die Jünglinge des Dorfes, unter Vorantragung kirchlicher Fahnen die heimische Feldmark umwallen, mit hellschmetterndem Sang jubelnder Osterlieder dem Gedeihen der Feldfrüchte den Segen des Himmels erslehend.

Den pomphaftesten Charakter aller Festlichkeiten zeigt das Ablassfest, das Patronatsfest der heimatlichen katholischen Kirche. Weit über die dörflichen Grenzen, ja über die Pfarochie hinaus schlägt es die festlichen Wellen. In feierlichen Prozessionen mit wehenden Fahnen und unter dem Schmettern der Musikklänge wallen die Gläubigen benachbarter Pfarochien zum Ablassorte, wo sie mit vielschimmigem Glockenklang empfangen werden. Gellend erschallt die Stimme des Vorsängers, der den zu singenden Liedertext in kurzen Abschnitten vorklammiert, worauf stets Chor und Musik brausend einsetzen. Der stille Dorfanger unweit der Kirche, sonst nur unbestrittener Tummelplatz friedlicher Gänse, Enten und Hühner, bietet heut ein gar buntes Leben. Aus dem benachbarten Städtchen sind Kaufleute, Händler und Krämer in großer Anzahl herangeeilt und haben hier eine lustige Zeltstadt gegründet. Hierher führt mit gönnerhaft schmunzelnder Miene der Bursche sein verschämt sich scheinbar sträubendes Schätzchen, ihm die Wahl überlassend unter den mächtigen Pfefferkuchenpacketen mit den sinnvollen Sprüchen, unter den Männern, Pferden und Herzen aus demselben süßen Material. Jener Hüttenjunge, dem zur Feier des Tages der gutgelaunte Dienstherr den blanken „Fünfböhrer“ (50 Pf.) gespendet, trachtet nach reellerem Genuß. Bald schlägt er die kräftigen Zähne in die appetitlich glänzende Wurst, die aus viel Graupe und wenigem Fleisch besteht. Eine saure Gurke beschließt das Göttermahl, dessen Kosten kaum einen Riß von 15 Pf. in seinen Vermögensbestand verursacht. Mit dem Reste aber, o wie reich, wie glücklich dünkt er sich da! — Dort aber, da mustert der sorgsame Hausvater mit Kennerblicken die langen Reihen der Schuhe und Stiefel, während die Blicke seiner trauten Ehehälfte festgebannt sind von der bunten Pracht ausgebreiteter Stoffe und Tücher. Das vorwizige Söhnchen aber hat schon lange dem

glückverheißenden Rade zugeschießt, bis mit plötzlichem Entschluß er den mächtigen Zeiger in schnarrender Bewegung freisetzen läßt, der ihm dann endlich nur weist, daß er — „ein Narr des Glücks“ ist. So erfüllt ein Wogen und Drängen, ein Markten und Feilschen das sonst so stille Dörfchen, als wäre es urplötzlich zur volkreichen, handelsbeflüßten Stadt geworden. Der nächste Morgen aber giebt ihm sein ursprüngliches Gepräge wieder.

So geteilt in „saure Wochen, frohe Feste“ schwindet dem Oberschlesier der Sommer dahin, und die Kirchmeß (Kirchmeß, Kirchweihfest) eröffnet mit Tanzvergnügen und „Keilerei“, welche in Anbetracht des leichtüberschäumenden Slavenblutes ziemlich programmäßig zusammengehören, die Wintersaison, deren kurze Tage er meist auf dem Dreschtenne zubringt, während die langen Abende dem Spinnen des selbstgebautes Flachses gewidmet sind. Letzterer Arbeit suchen die jungen Dorfschönen möglichst angenehme Seiten abzugewinnen, indem sie sich am bestimmten Ort zum Spinnabend versammeln. Mit Eifer ist jede bestrebt das aufgetragene Pensum möglichst bald zu erledigen. Die flackernd geheimnisvolle, behaglich anheimelnde Kienholzbeleuchtung auf dem Kamin ist trefflich geeignet, trauliche Erzählungen aufkommen zu lassen: schauerliche Märchen, düstere Sagen, abenteuerliche Zaubergeschichten — glutvoll farbenreiche Erzeugnisse einer blühenden Volkspheantasie. Versiegt der Quell, dann greift man wohl zum Viedchen, um damit gemeinsam sich die Zeit zu kürzen. Bald aber erscheinen die Burschen des Dorfes, und ihre fröhlichen Scherze und übermütigen Neckereien machen es den mit ihrer Arbeit im Rückstand gebliebenen Mädchen gar schwer, ihrer Pflicht zu genügen. Wenn aber dann Geige und Harmonika lustig erklingen, dann schwingen sich bald die Paare in lustigem Reigen. Doch ist die poesievolle Spinnstubeneinrichtung stark im Absterben begriffen.

E. Lupp a.

Sch m u g g e l.

Haben wir so den Oberschlesier in seiner Harmlosigkeit kennen gelernt, so darf freilich nicht verschwiegen werden, daß unter seinen Stammesgenossen manche aufzuweisen sind, denen leider auch unangenehme Eigenschaften nicht abgesprochen werden können. Der Oberschlesier zeigt sich in seiner natürlichen Veranlagung meist piffig, listig, waghalsig und abenteuerlustig, was Wunder, daß diese Eigenschaften infolge großer Nähe der Grenze ihn zu einem Thun veranlassen, das vor dem Gesetz hart strafbar ist. Es ist der Schmuggel, der in den meisten Grenzortschaften Oberschlesiens ziemlich schwungvoll betrieben, noch keinem dieser Waghälse zum Glück, wohl aber vielen den wirtschaftlichen und moralischen Ruin gebracht hat. Gewinnsucht ist sicherlich nicht das einzige Motiv zu diesem lichtscheuen Thun, denn leicht wäre dann mancher dieser Unglücklichen von seinen schlunnen Wegen abzulenken, und wäre es durch nichts anderes als durch die Unmenge von Beispielen zerstörter Existenzen. Noch niemals nämlich sah man einen Schmuggler in jener Gegend reich werden, wohl aber hat mancher sein behagliches Heim nebst stattlichem Anwesen seiner unbezähmbaren Leidenschaft opfern müssen. Was den Oberschlesier nächstlings über die

Grenze treibt, dieselbe Gewalt ist's, die dem Wilderer die Schußwaffe in die Hand drückt, ihn blindlings mit sich fortreisend in Elend und Untergang, es ist die Leidenschaft zu wagen, die Lust und Freude an der Gefahr. Erstaunlich und zugleich bedauerlich ist's, zu beobachten, welche Fälle von Kraft, Mut und Intelligenz da verschwendet wird, um einen Transport Rindvieh oder eine Herde Schwarzvieh für eigene oder fremde Rechnung unbemerkt von den Augen der preussischen Grenzwächter im heimischen Stalle zu sichern. Geradezu verblüffend wirkt oft das Erfindungstalent, mit welchem immer wieder neue Mittel und Wege ersonnen werden, das wachsame Auge des Gesetzes zu täuschen. Vielfach mag es wohl auch gelingen, aber ein einziger mißglückter Fall verzehrt doppelt und dreifach den Gewinn aller früheren. Nicht allein, daß der gefangene Transport für ihn verloren geht, es folgen dem noch sehr empfindliche Geld- und Gefängnisstrafen, so daß wenige solcher Fälle genügen, den wirtschaftlichen Ruin des Thäters herbeizuführen. Daß damit auch der moralische Niedergang Hand in Hand geht, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung. Trotzdem kann dreist behauptet werden, daß die Besserung eines Wilddiebes, eines Trunkenboldes oder eines Spielers in hundert Fällen eher gelingt, als die Befehrung eines Schmugglers, denn es gehört durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten, daß ein Schmuggler, aus monatelanger Haft entlassen, nicht zur Begrüßung von Frau und Kind seinem Heim zueilt, sondern zur Grenze strebt, um die nächste Nacht schon zur Befriedigung seiner Leidenschaft zu benutzen. Keine größere Wonne, kein größerer Stolz für ihn, als wenn er dann Gelegenheit findet, in einer ihn vor Strafe sichernden Weise dem Grenzer selber zu bekennen, wie oft schon er ihn genasführt habe.

C. Suppa.

Von drüben hinter der russischen Grenze.

Da kommen sie, wohl zwanzig an der Zahl, in regelrechtem Gänsemarsch, alle bartlos, hoch aufgeschossen und sehnig. Den Grenzfluß haben sie überschritten und eilen auf hartgetretenem Fußstege dem nahen Grenzstädtchen zu. Echte Söhne der Natur, übertreten sie manchen ihrer Grundsätze, zu deren Befolgung die Kultur wieder ermuntern muß. Bedeckt mit warmer Mütze, die für grimme Kälte vollständig ausreichen würde, gehen sie im rauhen Herbstwetter barfuß, die Regel vernachlässigend: Kopf kühl, Füße warm. Ein langschößiger Rock, kastanähnlich, wie ihn Josef, Jakobs Sohn, mag getragen haben, bildet ihr Oberkleid. Er ist von blauer Leinwand, wozu man selbst gesponnen, die man selbst gewebt hat. Jedes Kind grüßen diese polnischen Gardegestalten; das macht der Respekt vor dem Deutschtum, dem deutschen Reiche, auf dessen Boden sie dahinschreiten. Es sind Schmuggler von jenseits der russischen Grenze. Bald sind sie am Ziele ihrer Reise und nehmen zuerst einen Imbiß ein. Es ist, als wollten sie frühere Zeiten mit ihrer ungenierten Einfachheit heraufbeschwören. Um den Stadtposeidon mit dem Dreizack lagern sie, wie Wüstensöhne um den Oasenbrunnen und waschen den eben erstandenen Hering in seinem eigenen Element, um ihn mit trockenem Brote zu verzehren. Nun kommt das Hauptgeschäft: der Einkauf beginnt. Wir begleiten sie in die Schnittwarenhandlung,

die kein Spezialgeschäft ist und alles vorrätig hat, womit man seine Liebe schmückt. Der Geschäftsinhaber und Ellenhalter ist aber ein Wissender; er kennt seine Leute, kennt ihren Geschmack. Wohl weiß er, daß sie bunte Farben lieben. Der ernste, polnische Mann wird zum willenlosen Modellgerüst. Seine Mütze oder sein Hut erhält durch die Kunst des Kaufmanns einen Aufsatz oder zwei, bestehend aus Frauenhüten wie bei einem Clown, dem sein Partner im Zirkus bis zehn filzige Hochspitzer auf dem Kopfe aus der Ferne im Wurf übereinander türmt. Darum kommt ein wahrer Turban von Blumen, Schleifen und Bändern. Um Hals und Schultern schlingen sich ganze Ballen von Spitzen, und ein vorgehaltener Spiegel giebt dem Träger ein Bild von der Herrlichkeit, in der bald seine Ehehälfte oder seine junge Liebe strahlen wird. So duftig diese Herrlichkeit nun ist, so schwer wird sie erkauft; mit kupfernen Kopfen, die großspurig den mächtig angeschwollenen Geldsack füllen, als wollten diese Leute die Zeit des eisernen Geldes in Sparta wiederholen. Da wird's heißen: Gold und Silber habe ich nicht, was ich aber an Kupfer habe, gebe ich Dir. Die zweite Hauptstation bildet der Spezereiladen. Wutki (Spiritus) ist hier das, wonach der Sinn am meisten steht. Mächtige Ballons in Form von Schweinsblasen werden mit diesem für die Polen so köstlichen Raß gefüllt. So — um die Bürde leicht zu machen und damit sie bei Verfolgung am Grenzflusse nicht als Senfkörper dauernde Bekanntschaft mit dem Grunde mache. Vor Dämmerung treten sie den Heimweg an mit der Sehnsucht, daß kein Kosak sie entdecke, ihnen nicht den Einkauf raube oder durch das teure Raß sich in sel'gen Zustand versetze. Manchmal schreitet das Verderben schon viel schneller. So eine Karawane kam einst „vor die rechte Schmiede“, eine wirkliche Schmiede meines Heimatsdorfes. Neugierig wurde der Jünger Vulkan umstanden, seine Kunst bewundert, als der schwarze Cyklop, da sie seine Bewegungen beim Radbeschlagen stören mochten, den Nichtsahnenden mit glühender Eisenspitze in die Blasen sticht, um dem schönen Trank seinen freien Lauf zu lassen. — Auf Schleichwegen gehen sie beflügelten Fußes den wohlbekannten Furten des tiefen, träge dahinfließenden Prosnaflusses zu. Mit Argusaugen prüfen sie die Ufer und das daran wachsende Gebüsch, ob hier das Verderben auf sie laure, der Grenzsoldat, dem wutki über alles geht. Die Begierde, mit gebranntem Wasser sich das selige Gefühl eines Schnapstrauches zu verschaffen, schärft sein Auge, spornet seine Aufmerksamkeit mehr, als die ihm auferlegte Pflicht es thut. Glückliche, wenn sie ihm entronnen und daheim die mitgebrachten Kostbarkeiten austräumen können. Aber wehe, wenn sie ertappt werden! Oft schleudern sie entsagungsfähig alles hin, um nur persönlich zu entweichen. Gelingt ihnen auch das nicht, so droht neben dem Verlust sämtlicher Einkäufe die koza (Gefängnis) der nächsten Stadt, wo der nacenik (Landrat) seines vergeltenden Antez waltet. Ob diese Schmuggler den Wiederverkauf betreiben, oder ob sie nur ihre eigenen Bedürfnisse auf dem Schmuggelwege befriedigen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Das aber steht fest, daß sie den Wohlstand der Grenzstädte mehren. Schade, daß der Grenzfürst das produktive und gewerblustige Schlesien hindert, seine Erzeugnisse auf den großen Marktplatz des begehrten Ostens zu bringen. Zum Schlusse muß ich noch eine Episode erzählen, die sich für immer meinem Gedächtnisse eingepägt hat. Es war Ende der

siebziger Jahre, als preussisches Militär an die Grenze geschickt wurde. So harmlos die geschilderten Schmuggler sonst sind, ein Trupp von ihnen ließ sich zu Neckereien mit unseren Soldaten verleiten, so daß es zu Feindseligkeiten kam. Aufgeschreckt eilen einige Polen durch die Prosna auf russisches Gebiet. Ein deutsches „Halt“ ertönt dreimal. Aber mehr vertrauend ihren Füßen, als die preussische Treffsicherheit fürchtend, leisten sie nicht Gehorsam. Es kracht. Sie eilen — der Fluß ist passiert. Einige Schritte weiter, da taumelt einer und sinkt hin — die Andern entweichen. Eine polnische Eiche liegt da in den besten Mannesjahren — mitten durch die Brust geschossen. Noch nie hat der Tod eine deutlichere Sprache zu mir gesprochen, als beim Anblick dieses stattlichen Polen, an dessen fast blutloser Wunde eine Schar Fliegen sich versammelt hatte, die wir wegscheuchten.

Raum gedacht, ward der Luft ein End' gemacht!

J. Koschmieder.

Versuche Oberschlesien wieder zu polonisieren.

Es darf hier nicht verschwiegen werden, daß seit einigen Jahren von gewisser Seite die eifrigsten Versuche gemacht werden, dem Oberschlesier ein polnisch-nationales Bewußtsein einzufloßen und leider nicht ganz ohne Erfolg. In Städten und Dörfern werden polnische Dilettanten-Theatervorstellungen aufgeführt, welche durch polnische Theaterzettel angezeigt werden. Das obereschlesische Brautpaar versendet polnische Verlobungsanzeigen und Hochzeitseinladungen, nun, und welche Rolle die polnische Agitation in der Politik spielt, das zeigen die Reichstags- und Landtagswahlen zur Genüge. Dies alles ist das Werk der polnischen Presse, welche in den letzten Jahren in Oberschlesien in geradezu erstaunlicher Weise emporgewuchert ist. Wo vor Jahrzehnten kaum zwei polnische Blätter ein kümmerliches Dasein fristeten, zeigt sich heut eine bedeutende Anzahl polnischer Zeitungen lebensfähig. *)

Doch ist diese Erscheinung eine durchaus vorübergehende und giebt zu keinen ernststen Beunruhigungen Anlaß. Sie erklärt sich einzig und allein aus dem immer größer werdenden Lese- und Fortbildungsbedürfnis des Oberschlesiers, dessen Erweckung ein Verdienst der Germanisierung ist. Hinwiederum ist letztere noch nicht so weit gediehen, um dem Oberschlesier mit polnischer Muttersprache das Lesen und Verstehen einer deutschen Zeitung mühelos und damit auch genutzreich zu machen. Im Laufe der

*) Es erscheinen gegenwärtig nach der amtlichen Postzeitungsliste folgende polnische Zeitungen in Oberschlesien: In Beuthen: „Swiatlo“ — „Choragiew“ — „Katolik“ mit den Beilagen „Rodzina“, „Dzwonek“, „Praga“, „Rolnik“. In Ratibor: „Nowiny Raciborskie“ mit der Beilage „Gospodarz“ — „Kuryer Gornoslaki“ mit den Beilagen „Dola i Kruszec“, „Monika“. In Rönigshütte: „Gwiazda Gornostazka“ — „Skarbnik“. In Oppeln: „Gazeta Opolska“ mit den Beilagen „Gosc Niedzielny“, „Rolnik“. In Scharley: „Gwiazda Piekarska“. In Reisse: „Pismo Miesieczne Slakiego Związku Wloscianskiego“. In Nicolai: „Przyjaciel Rodziny“ mit der Beilage „Kronika Tygodniowa“. Das sind also elf Zeitungen mit zehn Beilagen.

Zeit wird auch dieser Mangel schwinden und damit der polnischen Agitation völlig der Boden entzogen werden.

Trotz seiner vorläufig polnischen Lektüre wird sich aber der Oberschlesier stets freuen, auch der deutschen Sprache mächtig zu sein. Sein Herz ist und bleibt deutsch. Nichts erfüllt ihn mit höherem Stolz, als seine Zugehörigkeit zu Deutschland, niemanden verachtet er mehr als seinen Nachbar, den Russisch-Polen, und den ärgsten Schimpf, den man ihm zufügen kann, bewirkt die Bezeichnung „Pollack“.

Wenn die oberschlesische Bevölkerung in ihrem Selbstgefühl erstarkend, sich mancher Fessel entäußert, sich zu freiem unbeeinflussten Handeln emporrafft und auch ihren politischen Rechten und Pflichten unbevormundet und selbständig nachzukommen bestrebt ist, so ist das eben nur ein Beweis dafür, daß sie die Kraft und den Willen in sich fühlt, mit Hand anzulegen an der Völker Kulturarbeit.

C. Luppä.

Die Schlacht bei Pitschen.

Es handelt sich um eine Schlacht, von der die meisten Leser dieses Buches bisher nichts gewußt haben, von der die in unsern Schulen eingeführten Geschichtsbücher kaum etwas sagen, und doch war es thatsächlich eine Schlacht, nicht ein Gefecht oder Scharmügel. Es begegneten sich zwei Heere und es handelte sich um einen bedeutenden Preis. Der Kampf spielte sich auf schlesischem Boden ab, und eine arme schlesische Stadt, die an dem Kampfe nicht beteiligt war, und für keinen der beiden Kämpfenden Partei genommen hatte, mußte schwer büßen. Sie wurde vollständig ausgeplündert und eingeäschert, weil sich der eine der Kämpfer nach der Schlacht in ihre Mauern geflüchtet und hinter ihnen Zuflucht gesucht hatte. Stefan Batory, einer der besten Könige, den Polen gehabt hatte, war 1586 gestorben, und es entbrannte um den erledigten Thron ein furchtbarer Wahlkampf. Die Wähler umlagerten mit bewaffnetem Gefolge Warschau, und die Gesandten der fremden Mächte suchten durch Geld und Worte den ihnen genehmen Kandidaten auf den Thron zu bringen. Solcher Kandidaten gab es zuletzt zwei. 1) Sigismund von Schweden, den Sohn des dortigen Königs Johann und der Katharina, einer Sagiellonischen, also polnischen Fürstin, von dieser seiner Mutter heimlich im katholischen Glauben erzogen. Für diesen war thätig die Partei und Familie der Zamojski. 2) Maximilian von Oesterreich, von der Partei und Familie der Zborowskis unterstützt. Am 19. August 1587 wurde durch den Erzbischof von Posen Sigismund zum Könige proklamiert und am 22. August ebenfalls im Lager durch den Erzbischof von Kiew Maximilian.

So kämpften also zwei polnische Könige um den Thron, als Gegenkönige mit anscheinend gleichem Recht, welches bei Sigismund dadurch um ein wenig gestärkt wurde, daß er von dem anerkannten Primas von Polen, dem Erzbischof von Gnesen*), dem Interrex oder Wicekról zum Könige proklamiert worden war. Es konnten also

*) Noch heute nennen die Polen den Erzbischof von Posen und Gnesen Primas von Polen.

nur die Waffen entscheiden. Maximilian zog gegen die alte Krönungsstadt Krakau, fand aber zu sofortigem, kühnen Angriff nicht den Mut und zog sich nach einigen Verlusten in den Winkel des Kreuzburg-Pitschnischen Landes zurück, wo er sich sicher fühlte. Zamojski, ein schneidiger Heerführer und gelehrter Herr, übrigens Kronhetman und Großkanzler von Polen, rückte ihm nach. Am 23. Januar 1588 um 23 Uhr kam Maximilian samt den Seinigen ermattet und erfroren in Pitschen an. Ein System von Proschadämmen in der Nähe, das er hätte zur Verteidigung benutzen können, gab er thöricht auf, gab auch seinem Heere nicht, durch richtige An-



Georg Wilhelm, der letzte Piast.

Gezeichnet nach dem Bilde in der Kirche zu Karlsmarkt von Heinz Kölling.

Lehnung an die Stadt, größere Stärke, sondern wagte am 24. Januar auf freiem Felde vor Pitschen die Schlacht. Vom Kreuzberg aus, auf welchem Maximilian selbst während des Kampfes hielt, kann man sich den Verlauf derselben noch heute ganz klar vorstellen, eines Kampfes, in welchem Maximilians 5000 Mann, die gegen 12000 Gegner fochten, nach kurzem Ringen zurückgedrängt und bald in wilder Flucht in die Stadt zurückgeworfen wurden. Die bei weitem meisten waren in der Schlacht niedergemacht worden. Da an eine Verteidigung der Stadt nicht zu denken war, so ritt Maximilian am 25. Januar ins feindliche Lager, gab sich gefangen und ward nach dem Schloß Krasnostaw abgeführt.

Einer Deputation des Rates, die an diesem Tage vor Zamojski erschien, antwortete der Großkanzler auf ihre demüthige Bitte um Schonung und Erbarmung:

„obwohl der schlesischen Fürsten Kriegsvolk in der Spitze wider mich gestanden, dennoch fürchtet euch nicht, euer Leben schenke ich euch, ihr Kinder.“ Er schenkte ihnen zwar das Leben; aber, nachdem die Stadt an diesem Tage Ruhe gehabt hatte, und eine Deputation Zamojskis in die Stadt gekommen war und den Heer-Überresten Maximilians Habe, Waffen und den Eid abgenommen hatte, daß sie binnen vierzehn Tagen nicht wider die Krone Polen ein Schwert zücken wollten, und dieses Häuflein in jämmerlicher Verfassung entlassen und auf Namslau abgerückt war, begann erst das ganze Unglück der armen Stadt. Der Kanzler zog mit seinen vornehmen Herren



Johann von Zamojski vor den Thoren Pitschens.

Nach dem Warschauer Lichtdruck des Gemäldes von Jan Matejko gez. von Heinz Kölling.

ab und übergab den Polen, Kosaken und Tartaren die Stadt zur Plünderung. Nach anderen Berichten hat die Stadt noch in des Kanzlers Anwesenheit gebrannt, vor welchem der Pastor Bartholomäus Bencke für seine Gemeinde einen Fußfall gethan und dem gelehrten Herrn durch ein lateinisches Verslein so imponirt hat,*) daß er ihn durch Speise erquickte und ihm einige Goldgülden schenkte. Der arme Pastor sah schon während dieses gnädigen Empfanges in seinem Rücken die Stadt brennen, und die Kosaken nahmen ihm natürlich die Goldstücke ab, ehe er derung von 1588 sehen. Als im Jahre 1888 die dreihundertjährige Gedenkfeier der Schlacht begangen wurde, da konnten wir zu demselben Fenster des Turmes am deutschen Thor eine weiße Fahne herabhängen, durch welches sie 1588 hinausgesteckt worden war.

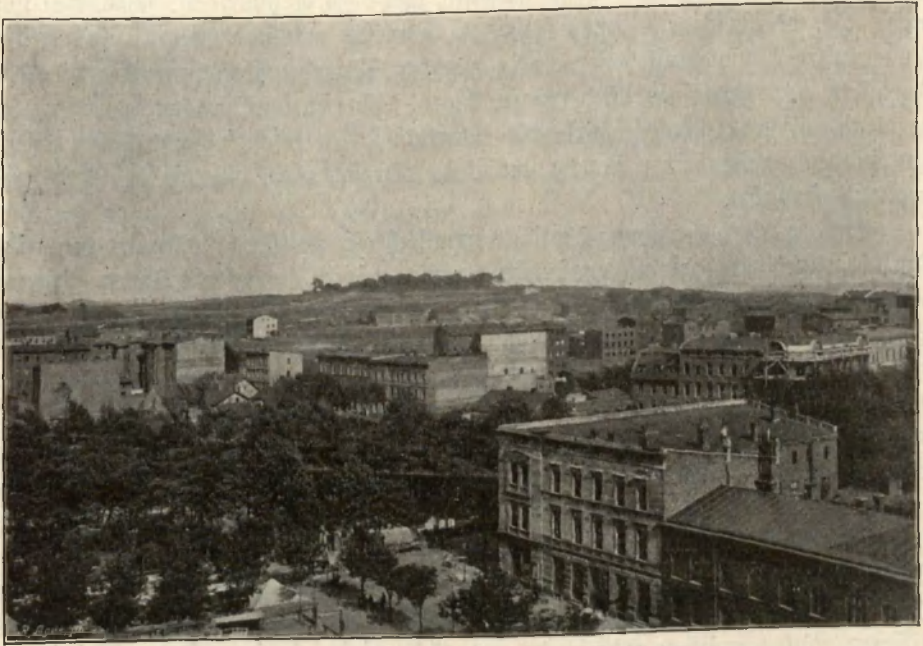
In den Tagen vom 24.—27. Januar jenes Jahres erlitten Pitschen und sein Weichbild einen Schaden von 168392 Thalern, die Stadt allein einen solchen von 27384 Thalern 83 Groschen.

noch heimkam. Bei der Plünderung der Stadt hatte der Bürgermeister Martinus Maldrzyk und sein Stadtschreiber Johannes Maczka am meisten zu leiden. Es brante die ganze Stadt ab, und nur die Warttürme und Mauern blieben stehen. Verschont blieb vom Feuer wunderbarer Weise nur die gewaltige Kirche, welche nur im Innern ausgeplündert wurde, wie wir denn noch heute an dem Epithaphium des ersten evangelischen Geistlichen, Albertus Opala († 1566) die Spuren der Säbelhiebe von Polen und Tartaren aus jener Plün-

*) Hostis es an hospes? nam quis te dixerit hostem, qui patrio victos victor amore colis?

Umschau vom Redenberge.

Einen Wald hoher Schornsteine sieht man vom Redenberge bei Königshütte an der Nordseite vor sich. So weit das Auge reicht von links nach rechts und bis zum Horizonte, erblickt man Schlote. Ihnen entqualmen Rauch- und Dampfwolken; überall Qualm und Dunst. Ein gelinder Schrecken erfasst beim Anblicke dieser rauch-erfüllten Luft denjenigen, welcher aus Schlesiens Gebirgen mit ihrer himmlisch reinen Luft kommt, und er wundert sich, daß wir in einer solchen Atmosphäre leben können, daß diese Luft unser Lungenbrot sein soll. Allerdings ist für organische Wesen eine



Königshütte und der Redenberg mit seinen Parkanlagen.

Nach einer Original-Aufnahme von Steffel-Königshütte.

solche Luft nicht gerade lebensfördernd; das merken wir an der Pflanzenwelt des Industriebezirkes. Von Obst kommt hier fast nur die Birne fort, weil die Blätter des Birnbaumes so glatt sind, daß Staub, Ruß und andere feste Gemengsel der Luft nicht so leicht an ihnen haften; kommt der Regen, so wäscht er sie schnell rein; alle Poren stehen offen; diese Lungen des Baumes können ungestört weiter atmen, und die Birnbäume gedeihen in Holz und Frucht. In der Nähe der Zinkhütten stirbt der Wald ab, auch der übrige Pflanzenwuchs leidet. Gegenwärtig ist ein großer Prozeß in Vorbereitung, in welchem der größte Wald- und Ackerbesitzer des Beuthener Kreises, von Tiele-Winkler, die Hüttenbesitzer wegen Schädigung der Land- und Forstwirtschaft verklagt und Entschädigung von ihnen fordert. Als man vor etwa zwanzig Jahren anfang, Zink aus schwefelhaltigen Erzen zu gewinnen, wurden die Verwaltungen derartiger Hüttenbetriebe angewiesen, sehr hohe Schornsteine zu errichten, damit

die entweichenden schwefeligen Säuren in höhere Luftschichten geleitet würden, wo sie nicht mehr schaden können. Zwei dieser Schornsteine mußten 100 m hoch aufgeführt werden. Man kann diese beiden Riesen unter den Schloten vom Redenberge aus sehen: dort im Südwesten bei Antonienhütte und im Osten bei Hohenlohehütte. „Sie bilden heutigen Tages die weithin sichtbaren Signale der hygienischen Technik.“ Sonst ist es mit der Schädlichkeit unserer Atmosphäre nicht so schlimm, wie es beim ersten Blicke aussieht. Weil der Industriebezirk größtenteils hochgelegen und allen Windrichtungen ausgesetzt ist; weil ferner durch die unzähligen großen und kleinen Feuerstätten fortwährend eine Unmasse erhitzter Luft in die Höhe steigt, haben wir Luftzug und Wind das ganze Jahr hindurch, und diese entführen die schädlichen Luftarten. Ja, es ist sogar — man sollte es kaum für möglich halten — in gewissem Sinne unsere Atemungsluft besser als in manchen Gegenden Schlesiens, die an großen Gewässern oder sumpfigen Niederungen liegen. So ist statistisch nachgewiesen, daß im oberschlesischen Industriebezirk die tuberkulöse Lungenschwindsucht selten auftritt. Das in dem massenhaften Rauche enthaltene Kreosot mag auf die Lungen gerade erhaltend einwirken.

Ein der Meeresbrandung ähnliches ununterbrochenes Getöse schlägt an unser Ohr. Von überallher hören wir zischen, fauchen, brausen, pfeifen, stampfen, dröhnen. Hier vor uns liegt der Hauptherd dieses Getöses: die Königshütte, und ringsherum sind andere große Betriebsstätten gelagert. Hier hören wir Oberschlesien bei seiner Arbeit in Hütten und Gruben. Unaufhörlich thätig Tag und Nacht, wie der Pulsschlag unseres Herzens, ist hier die Industrie. Nur der Feiertag gebietet darin Halt. Von den dreißig Ortschaften, welche man vom Redenberge aus sehen kann, haben die meisten, besonders die nach Nord, West und Ost zu gelegenen, nur geringe Entfernung von einander. Du hast, lieber Leser, eben eine der bevölkersten Gegenden Deutschlands vor dir. Hier im Kreise Beuthen wohnen auf dem Quadratkilometer fast 1000 Menschen. Nach einer nicht zu langen Reihe von Jahren dürfte der Fall eintreten, daß die Hauptorte alle mit einander zusammenhängen, und wenn die jetzt vorhandenen größeren Lücken zwischen Myslowitz und Schoppinitz, sowie zwischen Gleiwitz und Zabrze geschlossen sein werden, dann wird man von Myslowitz im Südosten bis Gleiwitz im Westen fünf Meilen lang ununterbrochen durch Ortschaften wandern können. Doch ich will lieber sagen: fahren können; denn der Oberschlesier des Industriebezirk hat es nicht notwendig, durch den Staub der Straßen und den Rauch der Luft langsam zu Fuß zu wandern. Ihm stehen von Ort zu Ort genugsam billige Verkehrsmittel zur Verfügung: in erster Linie die Hauptader des Verkehrs, die Oberschlesische Eisenbahn mit ihren gegen achtzig täglich verkehrenden Personen- und Güterzügen. Dort am Südfuße dieser Höhen zieht sie vorüber. Schon fünfzig Jahre lang trägt diese Straße die Güter Oberschlesiens auf den Weltmarkt. Am 31. Oktober 1845 kam der erste Personenzug auf dem Bahnhofe Schwientochlowitz, damals „Station Königshütte“ genannt, an. Sodann ist zu nennen die Dampf-Straßenbahn von Gleiwitz über Königshütte und Beuthen bis Biekar. Dazu wird im nächsten Jahre eine elektrische Straßenbahn treten, welche von Königshütte nach Rattowitz führt. Und endlich besteht zwischen mehreren Orten noch Omnibus-Verbindung.

Wir haben bis jetzt unsern Blick nach der nördlichen Seite der Gegend gerichtet. Gehen wir um die kleine Parkanlage des Redenberges herum und sehen nach Süden, so haben wir ein ganz anderes Bild vor uns. Wohl erblickt man auch hier noch einige Betriebsstätten der Industrie, die wie ein Gürtel den Redenberg umschließen: auf der rechten Flanke Schwientochlowitz, auf der linken Rattowitz und als verbindende Glieder zwischen diesen beiden Orten von links nach rechts Kleophasgrube, Bismarckhütte und Rütgers Teerfabrik. Aber dennoch tritt hier die Industrie zurück, und nur wenige Ortschaften liegen vor uns. In der abwechslungsreichen Hügellandschaft erquicken wohlbestellte Felder und grüne Wiesen, ausgedehnte Wälder und in der Ferne blaue Berge das Auge. Nördlich vom Redenberge zeigt sich Oberschlesien von seiner industriellen, südlich von seiner landwirtschaftlichen Seite. Dort sind die Atmosphäre und der Horizont dunkel und dunstig, hier bei südlichen Winden hell und rein. Schön sieht hier das Land aus. So anmutig und belebt ist nun der ganze Industriebezirk freilich nicht. Die öden Schutthalden voll tauben Gesteins, welche die Begleiter der Steinkohlengruben sind; die mächtigen ausgedehnten Schlacken- und Aschenhaufen, die in der Nachbarschaft der Eisen- und Zinkhütten lagern; die Bruchfelder, welche überall, wo der Kohlenbergbau die Erde unterwühlt und ausgehöhlt hat, entstehen, und wo wegen der Gefahr des Einsinkens nichts mehr angebaut wird; die Brandfelder, die öde und verwüstet liegen, weil unter ihnen Kohlenlager in Brand geraten sind und fortwährend weiter brennen: sie geben stellenweis dem Industriebezirke ein trauriges, ödes Aussehen. Aber wenn man bedenkt, daß jene Gegenden durch die vielen unterirdischen Schätze so wertvoll gewesen sind, also ihre Schuldigkeit voll und ganz gethan haben, dann ist man mit dem Anblicke auch der trostlosesten Ortlichkeit einigermaßen versöhnt. Das sind, wie gesagt, auch nur einzelne Stellen. Bestellte Felder und frische Grasflächen sind in und bei jeder Ortschaft zu finden, und im Frühlinge, wenn Mutter Natur alles verjüngt, zieht auch der traurigste Ort ein frischgrünes Kleid an, um dem Menschen zu gefallen.

Die Bodenmischung der Ackerkrume ist hier nicht so schlecht, wie manche Schilderungen über Oberschlesien behauptet haben, und die Weizen-, Roggen-, Gerste-, Hafer-, Kraut- und Kleefelder, welche man in der Umgebung des Redenberges sehen kann, widerlegen die Behauptung, als seien im Industriebezirke nur notdürftig wachsendes Heidekorn und Kartoffeln anzutreffen. Freilich steht der landwirtschaftliche Betrieb weit hinter der Industrie zurück. Im Kreise Beuthen beschäftigen sich zehnmal so viel Leute mit Gewerbe als mit Landwirtschaft. In den anderen Kreisen, welche wir vom Redenberge aus sehen können, wird das Verhältnis zu gunsten der Landwirtschaft verschoben.

In einer kleinen Stunde können wir jene Wälder dort im Süden erreichen, die sich in schier unendlichen Linien und Terrassen weiter nach Süden zu bis an die Grenze Schlesiens hinziehen. Es sind mächtige Forsten, belebt von mancherlei Wild. In den großen Wäldern um Pleß, fünf Meilen von unserem Standorte, welche dem Fürsten von Pleß, dem Herrn von Fürstenstein bei Salzbrunn, gehören, wird ein reicher Stand von Rehen und Hirschen gehegt; auch Wildschweine durchbrechen dort grunzend das Waldesdickicht, und in einem kleinen, sorgsam bewachten Gehege kann

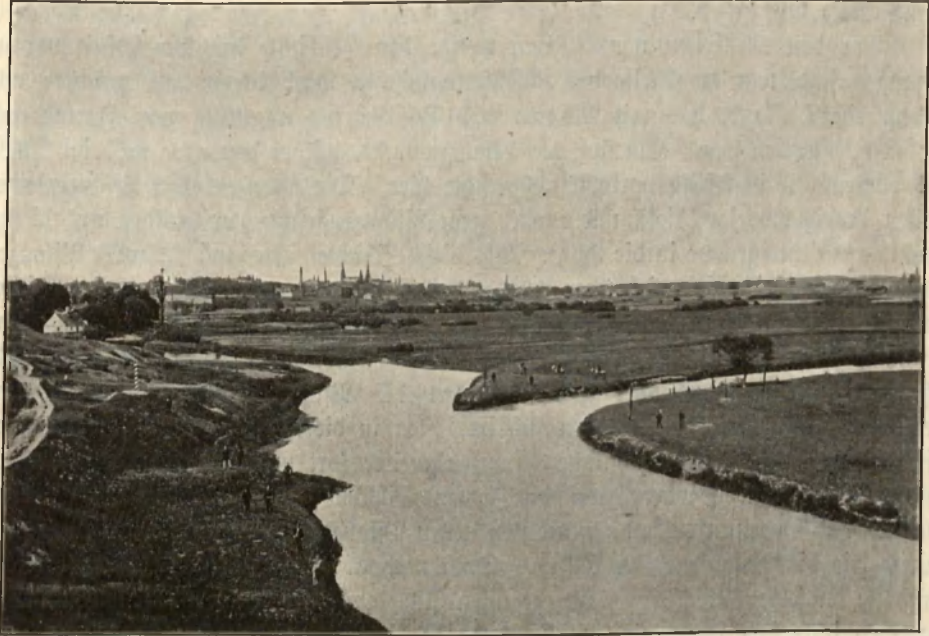
man sogar einige Auerochsen, ein Geschenk des russischen Kaisers, sehen. Ein kleines Wäldchen kommt von Osten ganz nahe an den Rebenberg heran; es ist der Chorzwor Wald, der seiner gänzlichen Abholzung entgegensteht. Ein gleiches Schicksal erfahren die nur noch dürftigen Waldbestände, welche den Namen Schwarzwald dort im Westen zwischen Antonienhütte, Friedenshütte und Morgenrot führen. Die Fichten können dort stellenweis nicht höher als das Kieholz werden und sind schwarz und verkümmert. Der Wald ist den Zinkhütten zum Opfer gefallen. Grund und Boden des Schwarzwaldes gehört der Stadt Beuthen. Diese Stadt besitzt jetzt noch einen sehr schönen Wald, dreiviertel Stunden nordwestlich auf Tarnowitz zu gelegen, den sogenannten Dombrowaer Stadtwald. An diesen grenzt nach Südwesten der herrliche Mieschowitz Wald, eine Perle der Forstkultur, das Eigentum des Herrn von Tiele-Winkler. Diesen Wäldern haben Rauch und Dunst des Industriebezirks noch nichts von ihrer Frische und Kraft nehmen können. Im Norden, hinter den Höhen, auf denen wir die Türme des Wallfahrtsortes Deutsch-Biekar liegen sehen, beginnen die Wälder der Herrschaft Neudeck; diese ziehen sich mit anderen zusammen hinter Neudeck und Tarnowitz meilenweit an der Grenze hin bis in die Gegend von Lublinitz. So ist also unser Bild fast ringsum von schönen und mächtigen Wäldern umrahmt, von Wäldern, welche uns im Rauch und Dunst lebenden Bewohnern des Industriebezirkes mit ozonreicher Lebensluft versorgen und uns ihre landschaftlich schönen Punkte zur Erholung an Sonn- und Feiertagen bieten.

fußland.

Die Dreikaiserecke.

Wenn unser Rebenberg auch nicht hoch ist, so sehen wir von ihm doch bis in drei Kaiserreiche hinein. Jener Berg im Nordosten mit dem Kirchlein auf seinem Gipfel ist der Grodzickberg in Rußland, und die Höhenzüge, die sich links und rechts ihm anschließen, sind mit ihren Ortschaften alle russisch. Nur eine Meile brauchen wir zu gehen, um dort hinter Laurahütte die bewaffneten Männer zu sehen, welche die Grenzen des mächtigen russischen Reiches bewachen. Nur diese kleine Spanne Raum trennt uns von der Linie, welche europäische Kultur und asiatische Barbarei scheidet. Doch so schlimm ist es dort über dem Grenzflusse der Brinitza nicht, wie man sich's gewöhnlich vorstellt. Schon der aufsteigende Rauch und Dampf, sowie die vielen Schloten, welche wir im Lande des östlichen Nachbarn erblicken, verraten uns, daß auch dort Industrie besteht, und wenn wir, mit einem Halbpasse versehen, mit der Bahn über Rattowitz nach Sosnowitz in Rußland reisen, werden wir gewahr, daß es sich dort auch leben läßt — sofern man den Rubel rollen lassen kann. Wenden wir den Blick nach Süden, so erblicken wir bei klarem Wetter die blauen Berge Österreichs, die Beskiden. Als höchster, mächtiger Berg liegt vor uns die Babiagóra, welche unsere Riesenkuppe noch um 100 m überragt. Rechts davon liegen die Bielitzer Berge, und ganz im Südwesten, von letzteren weit entfernt, ragt die Lissa hora bei Teschen empor. Wenn ganz klares Wetter ist, z. B. an kühlen, trockenen Herbsttagen, sehen wir im Südosten, weit, weit über Rattowitz den alpinen Gebirgsstock

der Hohen Tatra, mit ihren schneebedeckten Gipfeln und Zinken herüberleuchten und grüßen. Nicht vergeblich ist dieses Leuchten und Grüßen der schönen österreichischen Berge; denn wenn der Sommer kommt, lenkt mancher Oberschlesier seinen Wanderstab dorthin und pilgert immer wieder gern nach dem heiter-gemüthlichen, freundlich-schönen Österreich. — Die drei Kaiserreiche Deutschland, Rußland und Österreich stoßen bei Myslowitz, nur zwei Stunden von uns entfernt, zusammen. Dieser merkwürdige geographische Ort, die einzige Stelle, wo die drei mächtigsten, an Macht und Einfluß ebenbürtigen Staaten Europas sich berühren, wird „Dreikaiserecke“ genannt. Sie ist



Deutschland.

Rußland.

Österreich.

Die Dreikaiserecke.

Nach einer Original-Photographie von J. Tschentscher in Königshütte.

deutlich erkennbar als derjenige Punkt, wo die schwarze und weiße Przemsza zusammenfließen. (Auf dem Bilde ist der Winkel zwischen den beiden Flüssen russisch; rechts ist österreichisches, links deutsches Gebiet.) Die „Dreikaiserecke“ ist auch landschaftlich nicht ohne Reiz, und manche Sonntagsausflügler wählen sie als Ziel. Königshütte sendet seine Wasser auch dorthin; denn die Abflüsse aus den königlichen Schächten am Fuße des Nedemberges fließen nach Südosten in die Briniza, aus dieser in die Przemsza und mit dieser endlich in die Weichsel. Dagegen fließen die Wasser, welche zwischen Königshütte und Beuthen und um die letztere Stadt entspringen, nach Westen zur Modniz und mit dieser zur Oder. Der Nedenberg gehört demnach zu der Wasserscheide zwischen Oder und Weichsel.

Fuhland.

Entstehung der unterirdischen Schätze Oberschlesiens.

Der Neidenberg liegt so recht im Mittelpunkte des ober-schlesischen Industriebezirkes, im wichtigsten Teile des Bergbaues und Hüttenbetriebes. Die Steinkohlen und Erze, welche in dieser Gegend tief unter unseren Füßen in der Erde eingebettet liegen — sie haben den Oberschlesischen Industriebezirk dazu gemacht, was er heute ist: ein Gebiet deutschen Gewerbesleißes, eine Quelle volkswirtschaftlicher Wohlfahrt und ein Vorposten und Träger deutscher Bildung. Werfen wir einen Blick auf die Zusammensetzung und Entstehung der Erdschichten, die unter uns lagern und bis in große Tiefe sich ziehen.

Vor den Millionen von Jahren, welche der Geschichte der Menschheit vorangegangen sind, war an Stelle des schlesisch-polnischen Landrückens, auf welchem wir stehen, ein Tiefland, das mit Mooren und Schilfbarren angefüllt, von Farren und Palmen bestanden war. Ein üppiger Pflanzenwuchs, wie er jetzt etwa noch im Thale des oberen Nil in Afrika vorkommt, herrschte hier. Die abgestorbenen Pflanzenleiber sanken in die moorige Tiefe, und immer neue Pflanzengeschlechter wuchsen aus diesem fruchtbaren Untergrunde in die Höhe. Als diese Schichten toter und lebender Pflanzen an den tiefsten Stellen viel über 100 m mächtig waren, brachen aus den östlich gelegenen Gegenden große Wasserfluten in das Tiefland. Sie führten Sand- und Schlamm Massen mit sich und bedeckten die Pflanzenwelt der Tiefe mit ihren Erdschichten. Durch gewaltigen Druck wurden die Pflanzen zusammengepreßt und verkohlten langsam. Doch an den sich im Osten in die Höhe ziehenden Hochrändern dieser Niederung gediehen ähnliche Pflanzen weiter fort und bewirkten, nachdem die Wasser verschwunden waren, auf den hohen Schlamm- und Erdschichten das Aufwachsen und Gedeihen einer ausgedehnten neuen Pflanzendecke, welche nun in derselben Weise wie die versunkene sich bildete. Doch nach abertausenden von Jahren erreichte auch sie dasselbe Schicksal; wieder ergossen sich durch die Thäler des hohen Randgebirges im Osten schlammige Wasserfluten in die Niederung und begruben auch die zweite Pflanzenwelt unter sich. Diese Vorgänge wiederholten sich im Laufe der Zeiten mehrmals. Die zusammengepreßten Pflanzenschichten sind unsere Steinkohlenflöze, die an den ergiebigsten Stelle bis 20 m mächtig sind, und die sie bedeckenden Sand- und Schlamm Schichten sind die heut zwischen den Flözen befindlichen Steinlager. Die üppige Pflanzenwelt hörte endlich ganz auf zu gedeihen; mächtigere Fluten, in denen Kalk aufgelöst war, überschwennten die ganze Gegend. Der Kalkschlamm setzte sich in ungeheuren Massen zu Boden und erstarrte zu einer dichten Masse. Über 200 m tief waren diese Kalkschichten an manchen Stellen. Der fünfte Schöpfungstag brach an: Tiere in Muschel- und Schneckenhäusern bewohnten diese kalkbringenden Fluten. Ihre Schalen findet man heute noch in den Kalksteinbrüchen bei Chorzow und Michalkowitz. — Alle diese Schichtungen und Ablagerungen blieben aber nicht Jahrtausende lang so still und schön wagerecht liegen, sondern die immer und immer wieder zeitweise auftretenden Erderschütterungen, Hebungen und Senkungen veränderten die Lage, zerbrachen auch an vielen Stellen diese Schichtungen. Da geschah etwas Merkwürdiges: aus der Tiefe des Erdinnern brachen von unsichtbaren

Gewalten getrieben Quellen durch die vorhandenen Schichten und drangen bis in die oberen Lager des Muschelsalks. Solche Quellen führten ungeheure Mengen aufgelöster Metallsalze mit sich. Diese durchtränkten und zersetzten die Gestein- und Erdschichten und bildeten mit ihnen zusammen wieder neue Mineralien: Erze. So entstanden die mächtigen Blei-, Zink- und Eisenerzlager Oberschlesiens, welche in der sogenannten Beuthen-Tarnowiger Erzmulde abgelagert sind. Bei der Entstehung und Ablagerung der Erdschichten unter dem ober-schlesischen Industriebezirke haben alle Wärmegrade mitgeholfen: unter tropischer Glut gediehen jene Pflanzen, welche uns die Steinkohlen schufen. Siedenheiß mochten wohl die Fluten gewesen sein, welche, wie der Karlsbader Sprudel, aufgelöste Kalk enthielten. Doch auch Zeiten der größten Kälte hat diese Gegend durchgemacht: nach den Bildungen des Muschelsalks und der Erze traten Eiszeiten auf, und Gletscher bildeten sich in den Thälern. Dort am Südfuße des Redenberges, im Balenzer Thale, haben einst mächtige Gletscher gelegen und bei ihrem Hinabgleiten von den schon vorhandenen Erdschichten Teile abgerissen. Diese mitgeführten Trümmer und Steinbrocken haben die Gletscher in große Haufen, Moränen, zusammengeschüttet. Beim Abtaufen der im Balenzer Thale liegenden Kleophasgrube hat man in der Tiefe von 40 und 56 m eine solche Moräne und eine andere noch näher der Oberfläche gefunden. Ja, die Erde ist ein gewisserhafter Schreiber ihrer eigenen Geschichte; sie hat aus allen Zeitaltern Überreste aufgehoben. Aus jener fernen Zeit hat sie sogar noch Eis aufbewahrt, und wer dies betrachten will, der reise nach der hohen Tatra. Dort ist in dem diesem Zuge südlich vorgelagerten Liptauer Gebirge vor mehreren Jahren die Dobshauer Eishöhle entdeckt worden, in welcher ganze Gewölbe, Gänge, Säulen, Wände aus Kreis bestehen. Später, wieder nach tausenden von Jahren überflutete ein unruhiges Meer unsere Gegend. Dieses hat aber nicht wie die früheren neue Erdschichten gebildet, sondern es hat die schon vorhandenen Ablagerungen an vielen Stellen ausgewaschen, zerissen, weggeschweift. Nur die Höhen der Tarnowiger Hochfläche, zu denen der Redenberg gehört, blieben stehen und wurden in den jüngeren Jahrtausenden mit weichem Lehm, Sand und dergleichen neueren Bildungen bedeckt, worauf endlich in der Zeit der Ruhe ein neues, unser gegenwärtiges Pflanzen-, Tier- und Menschenleben sich entwickeln konnte. — Ein gütiges Geschick hat hier die drei wichtigsten Mineralien zu einer Trias vereinigt: Steinkohle, Kalk und Erze. Ohne diese Dreieinigkeit gäbe es kein industrielles Oberschlesien. Die Grundlage aber ist die Steinkohle. „Sie verleiht der Industrie den wärmenden Pulsschlag, haucht ihr erst rechtes Leben ein.“ Das Steinkohlengebiet in seiner ganzen Ausdehnung über Oberschlesien, Galizien und das frühere Polen umfaßt gegen hundert Quadratmeilen. Von diesem ganzen Gebiete entfällt ungefähr $\frac{1}{11}$ auf Rußland, $\frac{2}{11}$ auf Österreich und $\frac{8}{11}$ auf Oberschlesien. Aber der wichtigste, weil ergiebigste Strich der Steinkohle ist der, auf welchem unser Redenberg liegt: ein Strich, welcher sich von Zabrze im Westen über Königshütte bis nach Myslowitz im Südosten hinzieht. Der Redenberg liegt also auch in dieser Hinsicht in der Mitte des Industriebezirks. Den geschichtlichen Mittelpunkt dieser Gegend bildet Beuthen.

Ein Stück oberschlesischer Geschichte.

In der Zeit, da Schlesien noch zum Großfürstentume Polen gehörte, soll der Polenfürst Boleslaw der Kühne um das Jahr 1020 an der Stelle des heutigen Beuthen ein Jagdschloß errichtet haben. Öffentlich erwähnt wird die Stadt zum ersten Male in einer Urkunde des Papstes Gregor IX. vom Jahre 1229. Damals führte sie den polnischen Namen Bitum, der auch heute noch im Munde der polnisch redenden Oberschlesier geführt wird. Das war also damals, als Schlesien schon von selbständigen Piastenherzögen segensreich regiert wurde. In jener Zeit wurde besonders von Liegnitz aus durch Herzog Heinrich den Bärtigen deutscher Sprache, Gesittung und Bewirtschaftung ein solcher Eingang in dem vorher ganz polnischen Schlesien verschafft, daß am Ende des 13. Jahrhunderts fast ganz Schlesien, auch Oberschlesien, deutsch war. Im Jahre 1254 erhielt die Stadt Beuthen und 1257 das Dorf Chorzow deutsches Recht. Schon vor dieser Zeit hatte man zwischen Tarnowitz und Beuthen beim Ackerbau in der Erde silberhaltige Bleierze gefunden. Nach diesen wurde nun eifrigst gegraben. Die Piastenherzöge unterstützten diesen Bergbau sehr. Derselbe erstreckte sich aber nicht nach der Tiefe, sondern beschäftigte sich nur mit der Oberfläche.

Liegnitz war 1241 zum zweiten Male für ganz Schlesien wichtig geworden insofern, als es die feste Burg war, vor welcher die wilden Horden der Mongolen zurückprallten und umkehrten, sodaß wenigstens nicht ganz Schlesien zur Wüste gemacht wurde.

Den Anstoß zu einer ganz bedeutenden Wendung in der Geschichte Schlesiens gab der Herzog Kasimir II. von Oppeln und Beuthen, indem er der erste schlesische Piastenfürst war, welcher, um sich gegen die Eingriffe Großpolens zu schützen, 1289 ein Lehnsmann des Böhmenkönigs wurde. Diesem Beispiele folgten bald die übrigen Piasten Schlesiens. So kam ganz Schlesien unter die Oberhoheit von Böhmen. Dieser Vorgang war insofern wichtig, als Schlesien immermehr dem Einflusse Polens entzogen und in inniger Verbindung mit dem Deutschtum blieb. Um das Jahr 1369 waren z. B. in Beuthen schon recht viele deutsche Bürger.

Im Jahre 1537 wurde Liegnitz zum dritten Male wichtig für Schlesien, da der dortige damalige Piastenherzog Friedrich II. mit Genehmigung seines Lehnsherrn, des Königs Wladislaw von Böhmen und Ungarn, mit dem Kurfürsten von Brandenburg jenen berühmten Erbvertrag schloß, kraft dessen nach einem etwaigen Aussterben der Liegnitzer Piastenfamilie die Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau an Kur-Brandenburg fallen sollten, ein Vertrag, welchen auch der König Friedrich II. von Preußen, zur Grundlage seiner Ansprüche auf Schlesien gemacht hat. Vor jener Erbverbrüderung, insofern deren also Schlesien später in den Besitz der Hohenzollern übergang, ist aber unsere Gegend hier schon einmal in Besitz und Verwaltung eines Hohenzollern gewesen; Markgraf Georg von Brandenburg, der Herr von Ansbach und Baireuth sowie auch von Jägerndorf, nahm 1526 die Stadt Beuthen und Umgegend von dem Herzoge von Oppeln in Pfandbesitz. Es geschah dies also in demselben Jahre, als Schlesien in österreichische Herrschaft übergang. Im Jahre 1532 übernahm Markgraf Georg dies Gebiet erb- und eigentümlich. Schon 1525 waren Markgraf Georg, sein Bruder Albrecht,

der Hochmeister der Deutschritter und sein Schwager Friedrich II. von Siegnitz als Gäste in der Stadt Beuthen gewesen. Hier hatte Albrecht so lange verweilt, bis sein Bruder Georg als sein Anwalt mit dem Polenkönige in Krakau jenen Vertrag abgeschlossen hatte, wonach das bisherige Ordensland Preußen in ein weltliches Herzogtum umgewandelt und Albrecht dessen Herzog werden sollte unter der Bedingung, daß er die Lehnsoberrhoheit des Polenkönigs über Preußen anerkennen wolle. Bekanntlich hatte Luther dem Hochmeister Albrecht diesen Rat gegeben. Hier in Beuthen hatte letzterer den Wortlaut jenes Vertrages erfahren. Hier hatte er sich entschlossen, denselben anzunehmen und unterzeichnete ihn später in Krakau. Unter der Verwaltung des Hohenzollern Georg von Brandenburg brachen für Beuthen und seine Umgegend, zu welcher auch Tarnowitz gehörte, Zeiten wirtschaftlicher Besserung, allgemeiner Ordnung und Stetigkeit an; besonders der Bergbau erfreute sich sorgfamer Pflege. Der alte Bergort Tarnowitz wurde als Stadt neu begründet und hier die erste Bergfreiheit von Markgraf Georg urkundlich erteilt. Aus seinen fränkischen Besitzungen berief er Beamte und Bergleute und gab 1528 die erste Bergordnung. Unter diesem Fürsten, der um dies Jahr zur evangelischen Kirche übertrat, sind viele Evangelische in hiesige Gegend gekommen. Im Jahre 1531 wurde in Tarnowitz die erste evangelische Kirche Oberschlesiens errichtet. Die Reformation hatte hier später so viele Anhänger, daß 1629 evangelische Kirchen auch in Beuthen, Byglin, Radzionkau, Piekar, Mieschowitz, Mikultschütz, Repten, Paniow und Bielschowitz waren. Von diesen bestehen heute nur noch die zu Tarnowitz und Beuthen. Doch sind in neuerer Zeit dazugekommen evangelische Kirchen in Myslowitz, Nikolai, Rattowitz, Laurahütte, Königshütte, Zabrze, Borzigwerk, Rybnik und die Bethäuser in Lipine und Antonienhütte. Bedeutend zahlreicher sind natürlich die katholischen Kirchen, von denen fast jeder größere Ort des Industriebezirks eine hat. Tarnowitz wurde unter dem Markgrafen Georg größer als Beuthen, und bald drehte sich alles bergmännische Thun und Treiben um diese Stadt.

Fast hundert Jahre verblieb die Herrschaft Beuthen in den Händen der Hohenzollern. Als aber 1621 der Markgraf Johann Georg wegen seiner Anteilnahme an der evangelischen Bewegung von Kaiser Ferdinand II. mit der Acht belegt und seiner schlesischen Besitzungen, zu denen auch die Herrschaft Oberberg gekommen war, verlustig erklärt wurde, kam das Gebiet Beuthen als Entgelt für große, dem Kaiser geliehene Geldsummen an den Freiherrn Lazarus I. Hensel von Donnersmarck. Die Nachkommen dieses reichen Adelligen sind heute noch angeeseene Großgrundbesitzer unserer Gegend, haben sich aber in zwei Linien gespalten: die evangelische Linie mit dem Stammschlosse Neudeck und die katholische Linie mit dem Stammschlosse Raklo. Beide Orte liegen in der Nähe von Tarnowitz. Traurige Zeiten machten nach diesem Besitzwechsel diese Ortschaften durch, einmal wegen der Streitigkeiten zwischen Herrschaft und Eingeseenen, das andere Mal wegen des schrecklichen dreißigjährigen Krieges, dessen Wogenbrandung auch hier am Ende des deutschen Reiches fühlbar wurde.

Eine geschichtliche Denkwürdigkeit für die hiesige Gegend ereignete sich im Jahre 1683, als die Türken vor Wien rückten und bedrohlich an die Pforten des deutschen Reiches pochten. Der Polenkönig Johann Sobiesky zog mit seinen Scharen dem

bedrängten Wien zu Hilfe. Er überschritt nordöstlich von Beuthen die polnische Grenze und kam nach Piekar, um in der dortigen Kirche bei dem weit und breit berühmten Muttergottesbilde Hilfe für seinen Kriegszug zu erflehen. Er hat mit seinem tapferen Heere dann auch bei Wien die glückliche Entscheidung herbeigeführt und geholfen, die Türken zu vertreiben. In dieselbe Kirche zu Piekar kam dreizehn Jahre später der Kurfürst Friedrich August von Sachsen auf seinem Zuge nach Polen. Ihm war die polnische Krone zugesichert worden unter der Bedingung, daß er seinen evangelischen Glauben verleugnen und zur katholischen Kirche übertrete. Hier in Piekar legte er nun das katholische Glaubensbekenntnis ab und zog dann weiter nach Warschau, um Krone und Huldigung zu empfangen.

fußland.



Die Königliche Berginspektion in Königshütte.

Nach einer Original-Photographie von Stefek in Königshütte.

Entwicklung des obereschlesischen Bergbaues.

Der früher schon im Aufblühen begriffene Erzbergbau um Tarnowitz und Beuthen war unterdes immermehr verfallen. Eine hochbedeutsame, ganz entscheidende Wendung für die ganze Gegend trat aber ein, als Friedrich II. von Preußen Schlesien erwarb. Nicht nur gesicherte Zustände, größere Ordnung, Beschützung des Rechts traten ein, sondern als echter Vater seines Landes war der große König auch bemüht, alle natürlichen Ertragsquellen des Landes zu erschließen, zu verbessern und zu vermehren, um seinen Unterthanen zu wirtschaftlicher Wohlfahrt zu verhelfen und dem Staate neue Steuerquellen zu erschließen. Da dem Könige durch seine Beamten berichtet worden war, daß die Erzgewinnung der Tarnowitzer Gegend großen Erfolg

versprache, wenn sie mit Nachdruck, geeigneten Kräften und genügenden Mitteln betrieben würde, beschloß der König, auf Kosten des Staates bei Tarnowitz Blei- und Silbererze graben und schmelzen zu lassen. Die königliche Friedrichsgrube und Friedrichshütte wurden gegründet. Der Mann, welcher dem Könige den Rat, auf Staatskosten Musterwerke zu errichten, gegeben hatte, war Freiherr von Neden.

Bei dem Graben der Erze auf der Friedrichsgrube wurde bald das unterirdische Wasser sehr störend, und es mußten große Pumpwerke angelegt werden, um es auszuschöpfen. Diese von Pferden betriebene Göpelwerke kosteten bald so ungeheure Summen, daß Neden beschloß, aus England eine Dampfmaschine nach Tarnowitz kommen zu lassen. Am 19. Januar 1788 wurde sie zum ersten Male in Betrieb gesetzt. Es war dies insofern ein bedeutsamer Tag, als dies die erste Dampfmaschine überhaupt war, welche in Preußen in Thätigkeit trat. An jenem Tage also hielt der mächtige König Dampf seinen Einzug in unsere Lande: er, der jetzt in dieser Gegend überall so allgewaltig wirkt und ohne den die Großthaten des Gewerbes unmöglich wären. Jene Maschine wurde auch allgemein als etwas so seltenes, wunderbares angesehen, daß von nah und fern Vornehme und Geringe herbeieilten, um den mächtig wirkenden Dampf bei seiner Arbeit zu sehen. König Friedrich Wilhelm II. und der Kronprinz besichtigten am 19. August desselben Jahres diese Maschine und den Bergbau, den ihre Ahnen, die Markgrafen von Brandenburg-Anspach mit so regem Eifer neu begründet hatten. Am 3. September 1790 besuchte Goethe mit seinem fürstlichen Freunde Karl August die Feuermaschine in Tarnowitz. Auf seiner Reise hierher und dem Aufenthalte daselbst empfand er wohl tief den großen Gegensatz zwischen der äußeren Beschaffenheit der Ortschaften, der Armut und geringen geistigen Bildung der polnischen Bevölkerung einerseits und dem regen Schaffenstrieb der deutschen Bergmannskolonie und dem technischen Höhepunkte der Friedrichsgrube andererseits. Dies mag den Dichter veranlaßt haben, in das Fremdenbuch der Friedrichsgrube einzuschreiben:

„An die Knappschaft in Tarnowitz.

Fern von gebildeten Menschen am Ende des Reichs, wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich bringen ans Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden Schlüssel
Zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt!“

Heute, nach hundert Jahren, sind glücklicherweise bessere Zustände im allgemeinen in dieser Gegend zu finden. Mit der Zeit wurden mehrere Dampfmaschinen aufgestellt. Da ihre Heizung durch Holz bald zu teuer wurde, griff man zu dem neu gefundenen vorzüglichen Brennstoffe: der Steinkohle. Im Jahre 1750 hatte man bei Ruda die ersten Steinkohlen entdeckt. Da Graf Neden in Erfahrung gebracht hatte, daß am Fuße des Nedenberges — ein Ort „Königshütte“ bestand damals noch nicht — große Steinkohlenlager sich befänden, ließ er hier 1791 die erste königliche Steinkohlengrube „König“ abtaufen und anlegen. Die geförderten Kohlen verwertete er meistens bei der Friedrichsgrube und Friedrichshütte. Hundert Jahre ist also diese Grube im Betriebe. Hier am Abhange des Nedenberges, fünf Minuten von unserem Standorte

entfernt, sehen wir zwei Schächte dieser Grube, „von Krug“-Schacht I und II. Weiter in der Stadt befindet sich der zu derselben Grube gehörende „Bahn“-Schacht und dreiviertel Stunden weit nach Südwesten der „Bismarck“-Schacht. Sieben Jahre später wurde in Zabrze, zwei Meilen von Königshütte, eine zweite königliche Grube unter dem Namen „Königin Luise“ eröffnet. Mit der Erschließung dieser beiden königlichen Gruben begann die großartige und ungeahnte Entwicklung des ober-schlesischen Steinkohlenbergbaues, der sich bald die einflußreichste und erste Stelle im gesamten industriellen Betriebe errang. — Mit der Gewinnung der Steinkohlen wurde auch die Schmelzung und Verarbeitung des Eisens sehr gefördert. Man verlangte damals allgemein und lebhaft eiserne Gußwaren. Da in nächster Nähe, sowie im Beuthen und Tarnowitz große Lager von Eisenerzen gefunden wurden, ließ Graf Reden auch hier in unmittelbarer Nähe der „Königs“-Grube eine Eisenhütte anlegen. 1798 wurde der erste Hochofen derselben angeblasen. Die erste Hochofenanlage Schlesiens war 1794 in Gleiwitz ins Leben getreten. 1799 war die Hütte vollständig fertig und erhielt den Namen „Königshütte“. Diese beiden geschwisterlichen Anlagen, „Königsgrube“ und „Königshütte“, sind die Grundlagen der Stadt Königshütte geworden.

Waren die Tarnowitzer Wasser mittelbar Anlaß geworden zur Eröffnung der großen königlichen Steinkohlengruben und damit zu einem Segen für das ganze Gebiet, so wurden sie in der Neuzeit auch segensreich in anderer Beziehung. Die Königsgrube mit ihren tiefen Schächten entzog bald unserem Orte das Quellwasser, sodaß hier großer Mangel an Trink- und Nutzwasser eintrat. Da griff die königliche Regierung helfend ein. Dem Gestein der Friedrichsgrube bei Tarnowitz entquellen so klare, gesunde Wasser, daß sie sofort als Trinkwasser benutzt werden können. Dieses Wasser wird nun mittels Röhrenleitung drei Meilen weit durch Dampfdruck bis in einen Wasserturm gedrückt und strömt von da aus in einem Röhrennetz in die Stadt Königshütte und einige Orte der Umgegend.

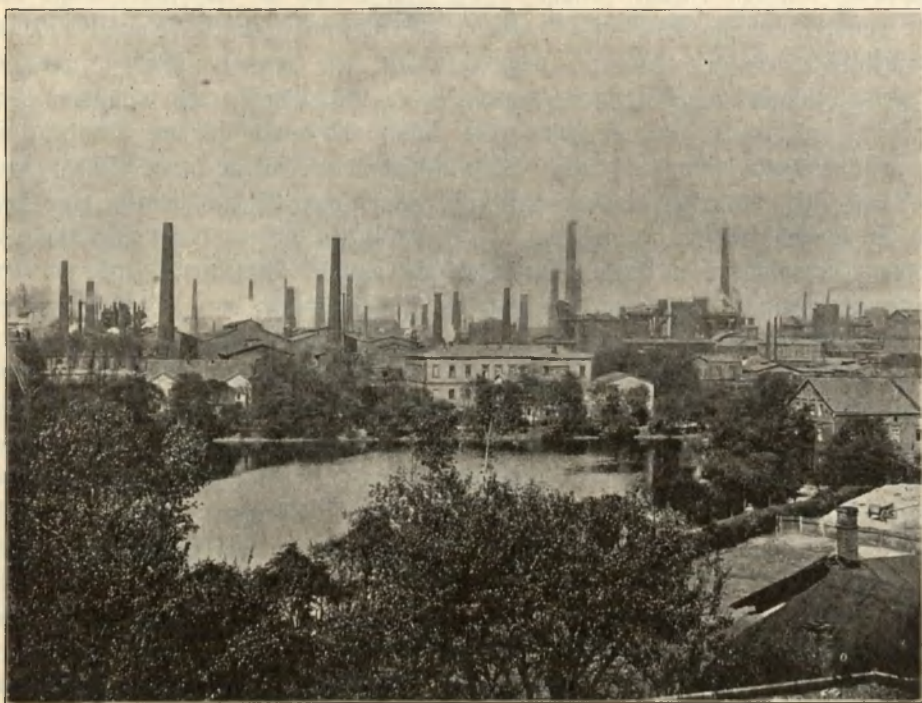
Wir finden in Oberschlesien: Steinkohlen, Sandsteine, roten Letten, Kalksteine, silberhaltige Blei-, Zink- und Eisenerze, Thoneisenstein, Eisenstein, Schwefelkiese, Braunkohlen, Ziegelthon, Ziegelschm, Gyps, Schwefel, Sool- und Schwefelquellen, Kies und Sand. Am wichtigsten für die Industrie sind natürlich Steinkohlen, Eisen- und Zinkerze und der Kalkstein.

In 51 Gruben wird heut die Steinkohle in Oberschlesien gehoben. Die Grube „König“ am Redenberge hat im letzten Jahre 1 263 000 Tonnen im Werte von 6 800 000 *M* gefördert, die Grube „Königin Luise“ in Zabrze zweimal so viel. Die ober-schlesische Kohle ist die beste in Schlesien und geht in die Provinzen östlich der Oder und bis Berlin. Die Eisenerze, welche auf den Fluren zu beiden Seiten der Königshütte-Beuthener Chaussee, sowie nördlich von Beuthen und endlich in fast unerschöpflichen Lagern um Tarnowitz gefunden werden, werden in 26 Hochofen geschmolzen und von 37 Eisenhütten verarbeitet. Das bedeutendste dieser Hüttenwerke ist die „Vereinigte Königs- und Laurahütte“, bestehend aus der vormals königlichen Königshütte und der eine Stunde vom Redenberge entfernten, im Osten gelegenen Laurahütte, welche beide von einer Aktiengesellschaft geleitet werden. In diesem Hüttenwerk können jährlich 16000 Tonnen Bessener Stahlschienen fertiggestellt

werden. Ein ausgezeichnetes und äußerst sehenswerthes Thomasstahlwerk besitzt die Friedenshütte. Oberschlesische Eisenbahnschienen gehen bis ans kaspische Meer.]

Während die Auffindung und Gewinnung der silberhaltigen Bleierz, aus denen Silber und Blei gezogen werden, den Ursprung des oberchlesischen Bergbaues gebildet haben, treten sie jetzt gegen die anderen Schätze der Erde sehr zurück. Eine ganz bedeutende Rolle spielt dagegen gegenwärtig die Zinkgewinnung. Zinkerze kommen hier in zweierlei Gestalt vor: als gesäuerte Erze, Galmei genannt, und als geschwefelte Erze oder Blende. Galmei lagert hauptsächlich auf den Fluren rechts und links von der Chaussee Beuthen—Tarnowitz. Der Mittelpunkt des Galmei-Bergbaues war bis in neuere Zeit Scharley. Jetzt sind dort diese Erzlager erschöpft, und um die ganze Zinkgewinnung hiesiger Gegend sähe es bald kläglich aus, wenn man nicht ungeheure, mächtige Lager von Zinkblenden östlich und nordöstlich von Beuthen und an anderen Orten gefunden hätte. Diese tiefliegenden Zinkerze gewährleisteten noch auf lange Zeit eine reiche Ausbeute an Zink. In früheren Zeiten wurden diese Erze nicht in Oberschlesien selbst verhüttet. Da erfand gegen Anfang dieses Jahrhunderts Hüttenmeister Ruberg in Wessola bei Pleß ein eigenes Verfahren, Zink aus den Erzen zu gewinnen. In Scharley wurde die Zinkgewinnung durch Versuche auf der Sigismundhütte als vorteilhaft erprobt. Es wird in Hütten Rohzink aus Galmei durch Destillation gewonnen. Bei der neueren Verarbeitung der Blende dagegen wird Rohzink durch Rösten der Erze herausgezogen. Die bei letzterem Vorgange entstehenden, für Menschen, Tiere und Pflanzen giftigen Schwefelgase müssen durch besondere Vorrichtungen unschädlich gemacht werden. Heut hat der Industriebezirk 22 Zinkhütten, von denen 9 das Abrosten der Blende besorgen. Die oberchlesische Zinkgewinnung ist so bedeutend, daß sie 40 Prozent von dem Ertrage der ganzen Erde ausmacht. Das hervorragendste Zinkwerk ist in Lipine. Die „Silesia-Hütte“ daselbst liefert von allem schlesischen Zink 66 Prozent. In Lipine ist auch das größte Zinkwalzwerk des europäischen Festlandes; es walzt das Zink zu den großen Platten, welche der Klempner zur weiteren Verarbeitung kauft. — In der schon erwähnten Laurahütte liegt die Dampfesselfabrik von W. Figner, die nun schon über 25 Jahre besteht. Im Südwesten liegt das Dorf Schwientochlowitz mit einer Eisenhütte und Kohlengrube. Hier war es, wo vor zehn Jahren 43 wackere Bergleute durch eingebrungene Schlammwasser von den rettenden Ausgängen abgeschnitten, sechs Tage lang in dem finsternen Grabe tief unter der Erde zubringen mußten, von den übrigen und der Mitwelt schon tot geglaubt. Die wackeren, todesmutigen Beamten der Grube ließen kein Mittel unversucht, zu den Verunglückten vorzudringen, und was nur einzelne zu hoffen gewagt hatten, geschah: alle 43 wurden lebend aufgefunden und aus lachende Licht der Sonne gebracht. Wohl selten hat ein „Glück auf!“ eine so erschütternde, rührende Wirkung ausgeübt als das, welches der erste der Geretteten der tausendköpfigen Menge zurief, welche oben an der Mündung des Rettungsschachtes voll banger Erwartung harrete. Noch nie auf der ganzen Erde ist wohl ein so eigenartiger Gottesdienst gehalten worden unter Gottes freiem Himmel, als nach der Herausbringung des Letzten der Geretteten. Der Oberberghauptmann von Schlesien forderte alle Anwesenden auf, dem Schöpfer im Himmel, dem mächtigsten Helfer, ein

Dankgebet darzubringen, und von aller Lippen stieg das Vaterunser empor. Das Volk aber stimmte mit mächtigen Klängen in polnischer Sprache das Lied an: Herr Gott, dich loben wir. Die Zeiten der Wunder schienen einigen wieder gekommen, und zur dauernden Erinnerung an jene Rettung wurde in Schwientochlowitz eine katholische Kirche gebaut. Ja, mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen — so können die wackeren Männer des Schlägels und Eisens alle Tage ausrufen. — Im Süden des Hedemberges liegt die Bismarckhütte; sie fertigt dünne, feine Eisenbleche, welche weithin, besonders nach



Königshütte.

Nach einer Original-Photographie von Stedtel-Königshütte.

Rußland, versendet werden. Fürst Bismarck hat in seinem Schlosse eine über 1 m hohe Blumenvase stehen, in welcher sich ein Strauß heimischer Blumen befindet, welche alle aus dem papierdünnen Eisenblech jener Hütte hergestellt sind. — Dicht nebenan liegt Müldgers Fabrik für Steinkohlenteer-Produkte; sie ist erst einige Jahre im Betriebe und gehört einer Art der Industrie an, welche in Oberschlesien bis in die jüngste Zeit nur wenig vertreten war. Bis jetzt hat sich die Industrie Oberschlesiens im großen und ganzen nur mit der Gewinnung von Rohstoffen beschäftigt; „eine Veredlungsarbeit hat bisher nur Anfänge gemacht“, und die Verwertung einzelner Nebenprodukte dürfte noch manchem Gewerbszweige dankende Beschäftigung gewähren. Es fehlen: Feineisenindustrie, Herstellung von Werkzeugen, Nähmaschinen, feiner Eisen- und Metallguß, Anfertigung von Gegenständen der Kunstschlosserei und mathematischer Instrumente, ferner Industrien für Chemikalien und Farbwaren.

Schland.

Königshütte.

Unsere Stadt ist vielleicht der jüngste Ort in Schlesien: hat sie doch erst vor 28 Jahren Stadtrecht erworben. Sie wurde aus den Anteilen mehrerer Dorfgemeinden und Ansiedelungen um die „Königsgrube“ und „Königshütte“ gebildet im Jahre 1869. In diesen 28 Jahren ist sie gewaltig angewachsen; denn bei der Gründung betrug die Einwohnerzahl nur wenig über 14000, während sie sich heut auf mehr als 47000 beläuft; sie ist also in jedem Jahre durchschnittlich um 1000 gestiegen. Ein ähnliches Wachstum haben die meisten unserer großen Industrie-

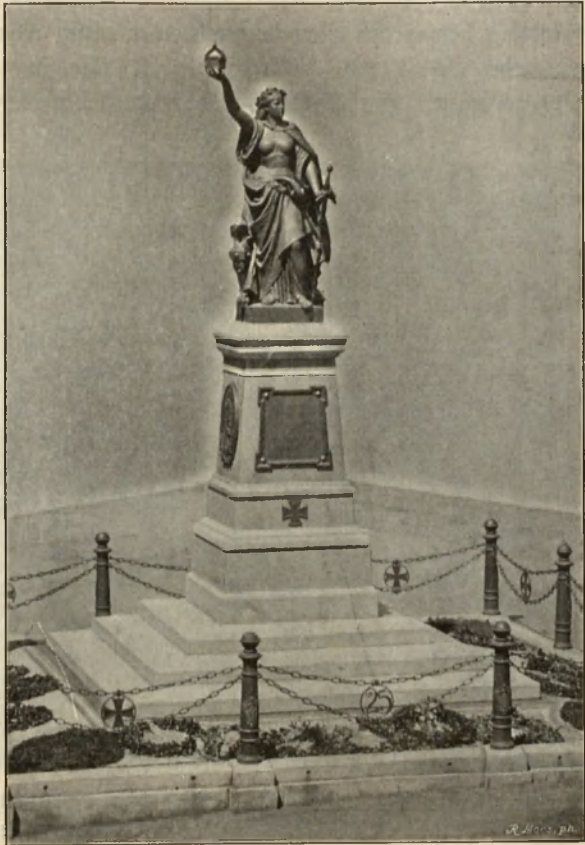


Das Kaiserliche Postgebäude und das Germaniadenkmal in Königshütte.

Nach einer Original-Aufnahme von Steudel-Königshütte.

orte zu verzeichnen. Jetzt ist „Königshütte D.-S.“ die viertgrößte Stadt Schlesiens. Wir haben keinen von hochgiebeligen Kaufhäusern umschlossenen Ring, um welchen sich ein engverzweigtes Netz breiter Straßen und schmaler Gäßchen mit altertümlichen Gebäuden züge. Nie ist unsere Stadt von Wall und Graben eingengt worden; wir können darum nie von den „Mauern unserer Stadt“ reden. Wir besitzen aber deshalb auch nicht die schönen Promenaden, Garten- und Parkanlagen, welche ehemals befestigte Städte heutiges Tages an Stelle der Wallgräben geschaffen haben. Wir besitzen kein „Villen-“ oder andere „Viertel“. Bei uns sind auch keine Jahrhunderte alten Bürgergeschlechter zu finden, in deren Mitte Handwerk und Handel sich hoch entwickelt hätten. Unsere Stadt ist im großen und ganzen eine Arbeiterstadt ohne Geschichte, ohne Glanz, ohne Luxus, eine Stadt, die in dem Kampfe ums Dasein

gegenwärtig darnach trachtet, erst „aus dem Größten herauszukommen“. Aus der Häusermenge ragen vier Gotteshäuser empor: zwei katholische, ein evangelisches und ein jüdisches. Ganz wie ein Kirchturm gebaut ist der „Stephansturm“ der Kaiserlichen Post; zierlich und lustig steigt er in die Höhe. Gleich zwei riesigen Armen breiten sich von ihm aus nach zwei Seiten die Telegraphen- und Telephondrähte über unsern Ort. Das Postgebäude ist der Stadt Stolz, weil es das schönste unter den Häusern ist; es ist in bunten Ziegeln aufgeführt. Von dem hohen kameradschaftlichen und vaterländischen Sinne, der in den beiden Krieger-Vereinen unserer Stadt lebt, legt das Denkmal Zeugnis ab, welches sie ihren in den Kriegen gefallenen Kameraden auf dem Platze vor der Kaiserlichen Post haben errichten lassen. Die Germania ist der Figur auf dem Niederwald-Denkmal nachgebildet und in vorzüglicher Ausführung gegossen von Martin & Pilsing in Berlin. Wenn auch nicht so überaus mächtig wirkend wie das Schwester-Bild am Rhein-Ströme hat dieses Werk vaterländischer Hingebung und Opferfreudigkeit doch in unserer Gegend im äußersten Südosten des Reichs erhöhte Bedeutung. Fast unter demselben Breitengrade liegt es mit der Germania am Rheine, dem 50. nämlich.



Das Germaniadenkmal in Königshütte.

Nach einer Original-Aufnahme von Th. Tschentscher.

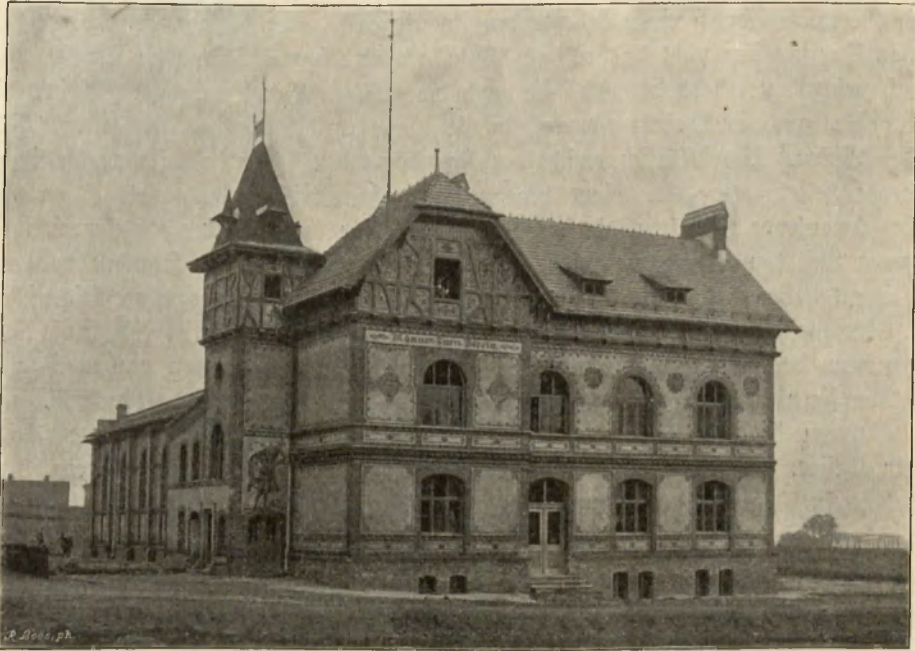
Die Stimmungen, welche beim Betrachten dieses Denkmals sich dem Oberschlesier aufdrängen, spiegeln sich in folgenden Strophen wieder:

Germania an der Ostmark.

Hurra, Germania! Du stolzes Weib,
In Treue grüßen dich des Ostens Brüder!
Dir weih'n voll Lieb' wir uns mit Seel' und Leib,
Dich schützen bis zum Tode unsre Glieder.
Im Herzen sind wir allen Deutschen gleich:
Wir stehen fest zu Kaiser und zu Reich!

Hurra, Germania! Du stehst hier
Zwar nicht am schönen Rhein, umkränzt von Neben.
Ob' ist die Halb'; Rauch duldet keine Bier;
Doch inn're Schäß' der Erd' voll Fleiß wir heben.
Ist auch die Schale schlicht — der Kern ist reich:
Wir dienen gern dem Kaiser und dem Reich!

Hurra, Germania! Den Blick hast du
Gen Ost gewendt, als dräueten die Slaven.
Wir Ostmark-Hüter schirmen deine Ruh',
Wie dort am Rhein die Väter einst, die braven.
Von welcher Seit' dein Feind rückt, ist uns gleich:
Wir sterben auch für Kaiser und für Reich!



Das Turnerhaus in Königshütte.

Nach einer Original-Aufnahme von Ch. Eschentscher.

Der angenehmste Aufenthalt während der warmen Jahreszeit ist im Hüttenpark, den die Hüttenverwaltung dem Besuche eines jeden offen stehen läßt. Am Sonntage ist in diesem Parke mittags von $\frac{1}{2}12$ bis $\frac{1}{2}1$ Uhr Freikonzert der Hüttenkapelle. An schönen Sonntag-Nachmittagen aber pilgern viele nach den Anlagen des Nebenberges hinauf. Im Jahre 1895 ist hier auch ein Haus fertig geworden, das sich der Turnverein erbaut hat, ein reizendes „Turnerheim“ mit Halle und Gesellschaftsräumen. Es ist das erste derartige Gebäude in Schlesien.

fuhrland.

Leben und Treiben.

In den siebziger Jahren, der Zeit des Goldstromes, ist es nicht ungewöhnlich gewesen, daß übermüdete Bergleute Champagner tranken, weil sie täglich bis 9 Mark Schichtlohn hatten. Es wird auch jetzt immerhin noch genug Geld verdient, und zwischen dem ein Ministergehalt weitaus übersteigenden Einkommen der industriellen „Spitzen“ bis herab zum Schichtlohn eines Kohlen-Häuers von 3,50 Mark oder eines Schleppers von 2,50 Mark bietet sich dem geistig und technisch gebildeten Beamten, dem fleißigen und redlichen Arbeiter eine große Stufenauswahl. Wir würden es den am Sonntag uns auf der Straße begegnenden, fein gekleideten jungen Leuten nicht ansehen, daß das dieselben schwarzen Gestalten sind, die wir am Werkstage treffen, wenn sie aus der Hütte oder Grube kommen. Wer an einem trübten Novembervormorgen durch einen bedeutenden Industrieort, z. B. Zabrze, geht, der erhält ja von Oberschlesien nicht das rosigste Bild: grauer Himmel, schmutzige Straße, vom Rauch geschwärzte Gebäude, und nun noch die ruffigen Bergleute, vom Scheitel bis zur Sohle, auch im Gesicht schwarz, die Keilhaue in der Rechten, das Grubenlicht in der Linken. Unwillkürlich weicht der Fremdling den scheinbar brigantenähnlichen, wilden Gesellen aus. Am Abend begegnen wir ihnen wieder; doch giebt es da mitunter schwanke Gestalten, die im Zickzack die Wege kreuzen, oder ehe sie mit ihrer schweren Last den schützenden Hafen erreichen, am Ufer der Straße stranden und nun als Brack daliegen. Sofort heißt es dann in der Welt: eine besondere Eigenschaft des Oberschlesiens ist es, daß er stark dem Schnapsgenusse huldigt! Nun, so schlimm ist es denn doch nicht. Wenn man bedenkt, daß diese Männer den ganzen Tag in der dumpfigen, stickigen Luft des Bergwerks tief unten in der Erde zugebracht und nichts weiter in den Magen bekommen haben als ein Stück Brot und eine Flasche kalten Kaffee: dann kann man es verstehen, wenn diese Männer das Wiedereerblicken des heiteren Tageslichts mit ihren Genossen gemeinsam bei einem Trunke begrüßen, um sich zu „stärken“; da sie aber vorher keinen „Grund gelegt“ hatten, ist es kein Wunder, daß sie bald abfallen. Freilich ist es nicht wegzulengnen, daß im Industriebezirk eine ganze Masse alkoholischer Getränke vertilgt wird, und daß der Arbeiter mehr dem Schnaps als dem Biere huldigt; das sieht man an der Menge der „Destillationen“ und daran, daß die Bierstuben viel weniger besetzt sind als die großen Zechsäle für die Arbeiter, wie man sie hier bei den meisten Gasthäusern findet. Um ihre Arbeiter vom Brauntiveingenuß während der Arbeit abzulenken und ihnen die Möglichkeit zu geben, den bei anstrengender Feuerarbeit entstehenden Durst durch ein reines und möglichst billiges Bier zu stillen, haben manche Gewerkschaften, in ihren Werkräumen eine sogenannte „Kantine“ eingerichtet; es werden in der Kantine der Königshütte gutes Tichauer Lagerbier $\frac{5}{10}$ l für 10 Pfg. und Schnitz zu 5 Pfg. verabreicht. — Reges Leben herrscht in den Industrieorten an den Tagen der Lohnung und des Vorschusses, am 1. und 15. eines jeden Monats: sonntäglich gekleidet gehen am 15. die Leute nach den Orten, wo das Lohn ausgezahlt wird; ein halber Festtag ist der Geldtag; fröhliche Lieder erschallen am Nachmittage auf den Straßen; da werden Einkäufe gemacht, oder die beim Kaufmann gebuchten Monats-

schulden bezahlt. Das ist der Erntetag für die Geschäftsleute; am 15. herrscht Hochflut. In einer rühmlichst bekannten Dampfkesselfabrik werden an die ersten Vorschmiede für Blechschweißerei monatlich im Durchschnitt 159 Mark, die übrigen Vorschmiede 126 Mark, die Zuschläger 80 Mark gezahlt. Wenn auch viele Arbeiter ihr verdientes Geld schnell aufgehen lassen, giebt es doch auch eine große Menge Sparer

darunter, und so manchen Berg- und Hüttenmann giebt es, der sein eigenes Häuschen hat. Manche Gewerkschaften und Verwaltungen kommen dem Bestreben ihrer Arbeiter, sich seßhaft zu machen, dadurch entgegen, daß sie von ihrem eigenen Grundbesitz den Arbeitern einzelne Stücke billig und unter günstigen Abzahlungsbedingungen verkaufen. In diesen Häusern und in fast allen Arbeiterwohnungen im Industriebezirk sieht es reinlich und ordentlich aus. Überall fast erblickt man an den Fenstern saubere Vorhänge und Blumen. Niedrige, mit Stroh gedeckte Häuschen giebt es nur noch in einigen kleinen Dörfern der ländlichen Bezirke. Die Wohnung der Arbeiter besteht fast überall aus einer Stube und Küche. Die Stube wird meist als „gute Stube“ gehalten und nur sonntags oder bei Familienfesten benutzt. In der Küche



Denkmal des Grafen Riedel.

Nach einer Original-Aufnahme von Ch. Eichentischer.

spielt sich gewöhnlich das ganze Familienleben ab. Die hausbesitzenden Arbeiter halten sich oft eins oder mehrere Schweine; nur äußerst selten begegnet man einer Kuh; dagegen werden umsomehr Ziegen, auch von Mietern, gehalten, und auf den grasbedeckten Halben und Weideplätzen kann man oft ganze Herden dieser „oberschlesischen Gemse“ erblicken. Für den notwendigen Verbrauch an guter Milch und Butter in den Industrieorten sorgen Gutsbesitzer und Molkereien der ländlichen Orte, indem sie überall hin Milchwagen senden, die vor jedem Hause halten und den weißen Lebenssaft verzapfen.

Schland.

Das Redendenkmal.

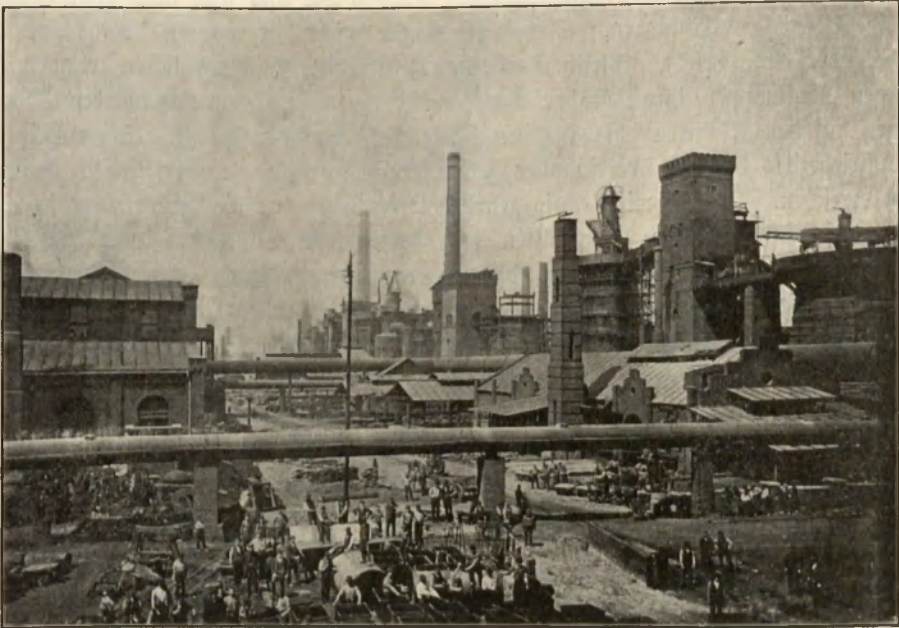
Siehe ihn dir an, den Schöpfer des heutigen industriellen Oberschlesiens, der die Quellen der Tiefe erschlossen hat, daß die Schätze der Erde einem Segensströme gleich diese Gegend befruchteten zu wirtschaftlichem und geistigem Emporblühen; der deutsche Denkfraft, technische Geschicklichkeit und redliche Arbeitsamkeit herauslockte; der dazu beitrug, daß diese sonst so verachtete, an äußeren und landschaftlichen Schönheiten arme Gegend doch eine Perle in der Krone der Hohenzollern, eine Goldgrube für die arbeitssame Bevölkerung und eine Pflegstätte des Deutschtums geworden ist. Neunundzwanzig Jahre lang leitete Graf Reden erst als Oberberggrat, dann als Berghauptmann und endlich als Minister das schlesische und gesamte Berg- und Hüttenwesen. Als er dann 1807 nach einem gesegneten Wirken zurücktrat, zog er sich an den Fuß des Riesengebirges in sein Schloß Buchwald zurück und starb im 64. Lebensjahre am 3. Juli 1815. Wir Schlesier können ihn also mit Stolz einen der Unseren nennen. Hier steht er nun, aus Bronze gegossen, in mehr als Lebensgröße auf einem Sockel von schlesischem Marmor in der Uniform des Berghauptmanns. Der linke Fuß ist auf eine Mulde voll Steinkohlen gestellt; auf dem linken Oberschenkel ist eine Grubenkarte ausgebreitet; die Rechte stützt sich auf den Beilstock. Den Blick richtet er gen Norden nach der „Königsgrube“, „Königshütte“ und nach den Höhen von Tarnowitz, wo er sein Werk bei den Erzlagern begonnen hatte. Die Widmung auf der Rückseite des Denkmals lautet: „Dem Begründer des schlesischen Bergbaues, die dankbaren Gruben- und Hütten-Gewerke und Knappschaften Schlesiens 1852.“ Das Denkmal ist von einem geborenen Königshütter, dem verstorbenen Bildhauer Kalide, modelliert und von der Königlichen Gießerei in Berlin gegossen worden. Im Jahre 1853 ist es im Beisein des Königs Friedrich Wilhelm IV. eingeweiht worden.

Fuhlend.

Wohlfahrtseinrichtungen.

Die Wohlfahrtseinrichtungen für den arbeitenden Teil der Bevölkerung im Industriebezirke sind zum Teile bedeutend älteren Datums als anderswo. Schon lange vor der Einführung der Kranken-, Invaliditäts- und Altersversicherung bestand im industriellen Oberschlesien die Genossenschafts-Unterstützungskasse der „oberschlesischen Knappschaft“. Sie unterstützt kranke und invalide Berg- und Hüttenarbeiter oder deren Witwen und Waisen; sie hat neun Lazarette im Industriebezirke errichtet. Staatliche und bürgerliche Gewerkschaften sorgen für gesunde und auskömmliche Wohnungen; musterhaft ist in dieser Beziehung die stadtartig angelegte Kolonie Vorfiswerk bei Ruda. In der Nähe von Gruben und Hütten sind „Schlafhäuser“ angelegt, Unterkunftshäuser für auswärtige Arbeiter, die hier Wohnung und Kost finden, wodurch dem früheren mißlichen Schlafburschenwesen abgeholfen worden ist. Konsumvereine zum Besten der Arbeiter sind durch die Gewerkschaften fast überall ins Leben gerufen worden. Die „Königshütte“ unterhält schon lange Zeit eine Fortbildungsschule für jugendliche Arbeiter ihres Betriebes, und Kommerzienrat Figner in Laurahütte hat in neuerer Zeit sogar eine Hauswirtschaftsschule für junge Arbeiterinnen eingerichtet. Die

werktätige, große Opfer erheischende Fürsorge der industriellen Verwaltungen für ihre Arbeiter könnte hier noch durch viele Beispiele beleuchtet werden; doch nur eins soll erwähnt werden. Generaldirektor Kollmann von der Bismarckhütte, ein westfälischer Lehrersohn, glühender Verehrer des Fürsten Bismarck und echter Hüttenmann, der das heilige Feuer der Vaterlandsliebe in seinem Bereiche immer wieder zu schüren und neu anzufachen versteht, hat zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Sedanfestes jedem seiner Arbeiter, der den siebenziger Krieg mitgemacht hatte, oder der Witwe desselben ein Sparkassenbuch mit hundert Mark geschenkt. Fürwahr, eine edle That! So wird denn für das Wohl der Arbeiter bestens gesorgt. Fuhlant.



Die Hochöfen in Königshütte.

Nach einer Original-Aufnahme von Steudel-Königshütte.

Oberschlesische Illumination.

In der Nacht erscheint der Industriebezirk illuminiert. Über alle anderen Lichter strahlen die weißglühenden elektrischen Bogenlampen, die hier und dort jezt jede größere Industriestätte verraten. Jener helle, goldige, weit ausgebreitete Schein in der Hütte wird vom „Abstich“ am Hochofen verbreitet, wenn die flüssigen, glühenden Schlacken oder das gare, weißleuchtende Erz herausfließen. Hochflammende rote Jackeln entquellen den Schloten der Coaksöfen. Da bricht plötzlich aus einem Hochofen eine haushohe, mächtige Feuergarbe gen Himmel; es ist das Gichtfeuer, die oben abgelassenen brennenden Gase des mächtigen Ofens. Dieser Vorgang wiederholt sich auch an anderen Punkten des Horizonts mehrmals während der Nacht. Aus dem durchbrochenen Dache des Bessemer-Stahlwerks stürmen unheimlich dunkle, gewaltige

Qualmmassen hervor, erst bläulich, dann gräulich, dann braunrot werdend; sie fliehen jetzt, vermischt mit einem flimmernden Funkenmeere, welches zuerst nach der Höhe steigt und dann zur Erde hinabsinkt. Endlich schießt aus derselben Öffnung ein blendend weißer, unendlich langer, schnurgrader, scharf begrenzter Strahl hinauf in den dunklen Himmelsdom: der flüssig gewordene Stahl wird gegossen. Und zwischen den großen Lichtquellen ist der Raum von Tausenden kleiner glühender Punkte ausgefüllt; ganze Reihen gleich Feuerperl-Schnüren leuchtend erblickt man hier und da. Wie ein Zaubermärchen kommt uns alles vor. Dazu das Schnaufen und Rasseln, Blasen und Stampfen, Dröhnen und Hämmern: es ist, als habe Vulkan seine Werkstätte hier aufgeschlagen. Denken wir uns nun noch hinabschauend in die Tiefen des Erdinnern. Soweit die Kohle reicht, ist während der Nacht das Innere der Erde belebt. Gleich Tausenden leuchtender Glühwürmchen wandeln die emsigen Bergknappen, ihre „Grubenlichter“ in der Hand, in oberen und unteren Gängen, steigen auf den „Fahrten“ bis zu einer Tiefe, daß man den höchsten Schornstein des Industriebezirks dreifach übereinander stellen müßte, wollte man den tiefsten Arbeitsplatz erreichen. Überall wird emsig gearbeitet: da hämmern die Häuer; dort dröhnen dumpf die Sprengschüsse; hier füllen und fahren die Schlepper; dort sausen die Fördermaschinen an ewig langen Ketten, blitzartig von Dampfesmacht getrieben die Schächte hinab und hinauf, beladen mit den aufgespeicherten Schätzen der Urzeit, den „schwarzen Diamanten“. Wahrlich, es ist ein großartiges Nachtbild!

Suhland.

Das Tarnowitzer Glöcklein.

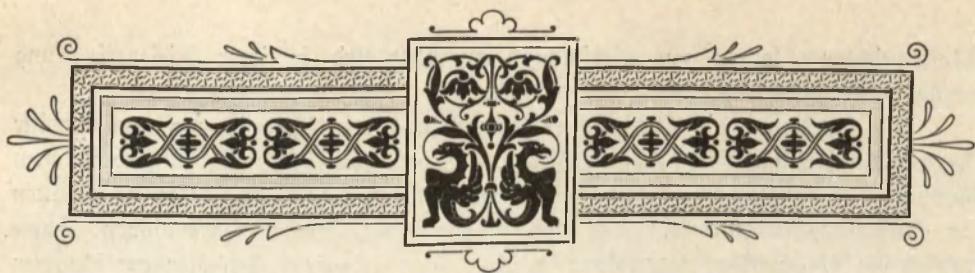
Ein Gesellschaftslied der oberschlesischen Bergknappen.

Schon wieder tönt vom Schachte her
Des Glöckleins lautes Schallen.
Laßt eilen uns, nicht säumen mehr;
Zum Schachte laßt uns wallen.
Drum, Liebchen, gib den letzten Kuß,
Laß scheiden uns vom Hochgenuß.
Das ist des Schicksals Lauf.
Glück auf!

Leicht fahren wir mit heit'rem Sinn
Die steile Fahrt hernieder.
Ein jeder eilt zur Arbeit hin,
Und alles regt sich wieder.
Man hört des Pulvers Donnerknall,
Des Schlägels und des Meißels Schall,
Der Wagen Räderlauf.
Glück auf!

Und sollte jetzt im dunklen Schacht
Mein letztes Stündlein schlagen,
Wir stehen all' in Gottes Macht;
Er hilft uns alles tragen.
Drum holdes Liebchen, weine nicht;
Den Tod nicht scheu'n ist Bergmanns Pflicht.
Wir fahren zum Himmel hinauf!
Glück auf!





Schlesiens Erze.



Mit den gold- und silberreichen Nachbargebieten Ungarn, Böhmen und dem Erzgebirge kann sich unsere Heimatsprovinz inbezug auf den Ruhm eines alten gesegneten Erzbergbaues nicht messen. Erst die Massenproduktion weniger nach Geldeswert geschätzter Metalle hat uns den gebührenden Platz auf dem Weltmarkte verschafft. Wie jedes jungfräuliche Land, hat auch Schlesien den ersten Kulturpionieren, den deutschen Einwanderern und Ansiedlern das gewissermaßen vom Boden aufzulesende Gold als leicht zu gewinnenden Lohn der ersten Arbeit dargeboten. Aber die dünne Sanddecke in den Goldseifen war schnell durchsunken, und tiefer mußte man eindringen in das feste Felsgestein, um dem Golde nachzuspüren. So war der Anfang für den Gangbergbau gegeben, der sich in den folgenden Jahrhunderten über das gesamte schlesische Gebirge ausdehnte. Noch mehr als dem Golde galt dieser dem Silber, und oft genug mußte man sich mit den unvermeidlichen Begleitern des Silbers, dem Kupfer und dem Blei, begnügen. Wie in so vielen anderen Beziehungen ertötete auch in diesem aufblühenden Zweige industrieller Thätigkeit der dreißigjährige Krieg jegliches Leben. Erst die friedericianische Zeit veranlaßte ein neues Regnen; es entstand eine schwache Nachblüte, die bis in dieses Jahrhundert überdauerte. Inzwischen war die Herrschaft der Dampfmaschine angebrochen; die Technik des Bergbaues machte Riesenschritte. Letzterer konnte sich nicht mehr mit den kümmerlichen, räumlich beschränkten Spuren der edlen Metalle begnügen; andererseits boten äußere Schwierigkeiten demselben kein Hindernis mehr. Erdreich und Felsgestein werden in früher unerhörten Mengen beliebig schnell von Ort zu Ort gebracht; was dem alten Bergmanne die „ewige Teufe“ war, heute wird es in Tiefbauschächten erreicht, und des Bergmanns schlimmster Feind, die Wässer der Tiefe, sie werden durch Riesenmaschinen gebändigt zu Tage gefördert. So geht der schlesische Erzbergbau unserer Tage hauptsächlich den erzreicheren und zuverlässigeren Lagerstätten im geschichteten Gebirge nach, welche früher ihres

Wasserreichthums wegen nur oberflächlich abgebaut und in ihrer Tiefenerstreckung völlig unbekannt waren.

So sind durch die Stappen der Entwicklung der Erzgewinnung auch gewisse Formen der Erzlagerstätten charakterisiert. Die Seifenlagerstätten im aufgeschwemmten Gebirge, dem Diluvium und Alluvium, dann die Erzgänge und anderen Lagerstätten im krystallinischen Gebirge und den aufgerichteten älteren Formationen, sowie endlich die flözförmigen Lagerstätten in den flacher gelagerten Schichten der jüngeren Formationen.

Es ist bekannt, daß die Gesteine, aus denen die Erdkruste besteht, eine geringere Eigenschwere aufweisen als die Masse der Erde an sich besitzt. Die Schwermetalle und deren Erze sind also nicht heimisch in der äußeren Kruste, sondern in derselben



sind sie nur als Gäste aufzufassen, einer größeren Tiefe entstammend. Mit den glutflüssigen, durch die Spalten der Kruste hindurch gepreßten Lavaergüssen kommen immer neue Massen metallischer Substanz nach der Oberfläche, wo sie in den Kreislauf der Natur aufgenommen werden. Ungemein fein verteilt sind die Metalle und ihre Verbindungen in dem Gestein, so fein, daß man oft nur durch die genauesten Analysen gerade eben ihre Existenz nachweisen kann. Nun setzen die atmosphärischen Wasser ihre Thätigkeit ein, auf Haarspalten durchdringen sie das Felsgestein bis in große Tiefen, wo bereits höhere Temperatur und großer Druck die lösenden Fähigkeiten des Wassers verstärken. Hier beladen sich die zirkulierenden Gewässer mit Lösungen metallischer Salze, die sie an anderen Stellen, durch Dämpfe getrieben, wieder nach der Oberfläche zu führen genötigt sind. Nun entweichen Dämpfe und Gase; die Temperatur des Wassers sinkt, und die Lösungen lassen Niederschläge entstehen, in denen die Metalle in viel stärkerer Konzentrierung enthalten sind als ursprünglich in den Gesteinen, denen sie entstammen.

Oder jene Gewässer der Haarspalten in den Gesteinen treten nach kurzer Wanderung in einer Felsenquelle zu Tage; auch sie führen einen, wenngleich minimalen, Gehalt an Metallen, den sie weiter dem Flusse, dem Meere zuführen.

Unter geeigneten Verhältnissen kann auch dieser Metallgehalt gewisser Meeres- teile zum Niederschlage gelangen, inmitten der gleichzeitig am Meeresgrunde sich bil- denden Sedimentgesteine. So ist eine zweite Kategorie von Lagerstätten erklärt. Am leichtesten verständlich ist eine dritte: die Atmosphärlilien zertrümmern das Felsgestein an der Oberfläche der Gebirge und führen es als Kiesgeröll der Ebene zu. Nach dem spezifischen Gewicht ordnet das bewegte Wasser an geeigneten Örtlichkeiten die verschiedenen Gerölle, indem die metallreicheren, schweren Bruchstücke zuerst am Boden zur Ablagerung, zur Ruhe gelangen. Dieser Vorgang, der heutzutage sich noch abspielt, ist in allen früheren Perioden ebenfalls thätig gewesen; besonders auch zu bestimmten Zeiten nach der großen Vergletscherung, wie wir sagen können zur Früh-Alluvialzeit, als unsere Flußsysteme, wenn auch vielleicht nur periodisch, wasserreicher gewesen sein müssen als heutzutage.

Damals häuften die vom Altwater und vom Mährischen Gesenke herab- strömenden Bäche große Massen von Sand und Kies dort auf, wo das Gefälle sanfter wurde. Daß dieselben goldhaltig sind, können wir aus den zahlreichen alten Pingen erkennen, die man in großer Zahl im Thale der Freivaldbauer Biele, bei Buckmantel u. s. w. ohne Mühe auffinden kann. Sie rühren wohl von dem ältesten schlesischen Bergbau im 13., vielleicht auch im 12. Jahrhundert her, also aus der- selben Zeit, in welcher der so oft besprochene Goldbergbau in der Gegend von Ziegenitz (Wahlstatt, Nikolsstadt, Wandriss), bei Goldberg, Löwenberg und Bunzlau blühte.

Hier wurde das Edelmetall aus Sanden, die sich in gewisser Tiefe unter der Erdoberfläche finden, in Form feinen Goldstaubes ausgewaschen. Die untersten Schichten sind reich an Magneteisensand und anderen schwereren Mineralien, und in diesen befindet sich auch das Gold. Bei den lückenhaften Nachrichten, die wir aus jener Zeit besitzen, ist es bisher nicht möglich gewesen, auch nur den Versuch einer sicheren Schätzung des in jenen Zeiten gewonnenen Edel- metalls zu machen; die alten zum Teil recht bedeutenden Angaben sind sicher zu verwerfen; darnach hätte die wöchentliche Ausbeute des Goldberger Bergbaues 8—10000 Dukaten betragen. An der Tatarenschlacht bei Wahlstatt beteiligten sich 500 Goldberger, 150 Bunzlauer und 150 Löwenberger Bergknappen; darnach muß die gesamte Belegschaft der Gruben an 4000 Mann betragen haben. Sowohl bei Goldberg wie ganz besonders auch im Süden Schlesiens, an den Vorbergen des Altwaters, ging man aber bald den Spuren des Goldes nach und suchte es im festen Gestein auf. Heute noch kann man am Querberge die alten Schächte bewundern, in denen die Bergleute jener Zeit den schmalen goldhaltigen Quarzgängen nachgingen. Hier kommt das edle Metall zusammen mit Schwefelkies eingewachsen im Quarz vor. Leichter ist es zu beobachten und zu gewinnen im Ausgehenden der Quarzgänge, soweit der Schwefelkies durch die Atmosphärlilien zu Brauneisenstein umgewandelt ist. In vielen Sammlungen Schlesiens sind solche von Brauneisen gefärbte Quarzstückchen mit deutlich sichtbaren Goldflimmerchen verbreitet, welche von der Goldkoppe bei

Freivaldau stammen. Hier hat vor einigen Jahren ein unternehmungslustiger Deutschamerikaner den Bergbau der Vorfahren wieder aufnehmen wollen.

Im 13. Jahrhundert noch suchte man auch andernwärts im Gebirge nach Gold, und in jene Zeit sind wohl die ersten Anfänge des Reichensteiner Bergbaues zu verlegen. Bis in das 18. Jahrhundert wurden hier Gold und Silber gewonnen, und erst später beachtete man auch das Arsen, das seitdem der Hauptgegenstand des Bergbaues wurde. Die Erze, hauptsächlich Arsenikkiese, sind hier an Serpentine gebunden, welche in Verbindung mit Marmor im Glimmerschiefer- und Gneisgebirge eingelagert sind. Außer diesem Erz treten auf Gängen auch noch andere Kiese und Glanze, sowie Blende auf, welche ebenfalls teilweise die Edelmetalle enthalten. Der Goldgehalt der Arsenikkiese ist gering, doch scheint sich die Gewinnung zu lohnen. Bekannt ist in Schlefien die Angabe, daß der Trauring des verstorbenen Kaisers Friedrich III. aus Reichensteiner Gold gefertigt ist.

Noch dunkler und vielleicht noch älter ist der Ursprung des Bergbaues in Kupferberg, dem hoch über dem Bober gelegenen Städtchen, dessen Namen schon erkennen läßt, daß man von Anfang an es nicht auf edle Metalle abgesehen hat. Lange Jahrhunderte hat hier der Bergbau geblüht, besonders wohl in der Mitte des 16. Jahrhunderts; aber in den letzten Dezennien ist er zum Erliegen gekommen, trotz der immer und immer wieder unternommenen Versuche, denselben zu neuem Leben zu erwecken; die Lagerstätten sind zu arm, um den Bergbau in größeren Tiefen rentabel zu gestalten. Zahlreiche Gänge hat der alte Bergbau hier in dem äußersten nördlichen Ausläufer des Schmiedeberger Stammes abgebaut. Gerade hier bei Kupferberg findet in den steil gestellten Hornblendeschiefern eine allgemeine Umbiegung der Schichten statt; infolgedessen ist das Gebirge von Klüften und Sprüngen verschiedenen Alters durchsetzt, die jetzt größtenteils mit Erzen ausgefüllt sind. Man unterscheidet nach dem Vorwiegen der Metalle: Kupfergänge und Bleigänge, dann durch das Auftreten von Schwefspat gekennzeichnet: barytische Gänge. Außer diesen Erzgängen lernt man durch den Bergwerksbetrieb auch noch Porphyrgänge kennen; ja auch der benachbarte Granit hat schmale Gänge in das Schiefergebirge hinein getrieben. Es ist nun von großer Wichtigkeit zu konstatieren, wie diese Arten von Gängen sich gegenseitig durchsetzen, um daraus das relative Alter derselben zu bestimmen. Diese Gänge sind ganz anderer Art, als die Goldgänge, welche lediglich aus Quarz bestehen und Schwefelkies führen. Besonders die jüngsten der Kupferberger Gänge, die barytischen erwecken unser Interesse, da sie im schlesischen Gebirge in nur wenig wechselnder Form eine weite Verbreitung haben. Quarz, Schwefspat, seltener Flußspat und endlich Braunspat bilden in wechselndem, gegenseitigen Verhältnis die Füllung der Gänge, die sogenannte Gangart und sulfidische Erze, wie Schwefel- und Kupferkies, Bleiglanz und Zinkblende, selten Fahlerz und noch seltener Rotgültigerz repräsentieren den Metallgehalt. Dabei gewähren die Kupferberger Gänge keineswegs ein typisches Bild dieser Art Lagerstätten. Sehr oft ist der Gang nicht ausschließlich von den obengenannten Gang- Mineralien erfüllt, sondern losgebrochene und zertrümmerte Bruchstücke des Nebengesteins bilden mitunter die Hauptmasse derselben, und während die eigentlichen Gänge durch scharf abgesetzte Grenzflächen: die

Solbänder von dem Nebengestein getrennt sind, ist hier durch die Gesteinstrümmen ein vollständiger Übergang geboten, und die Gänge sind sehr oft, wenigstens auf der einen Seite, innig mit den durchsetzten Schiefen verwachsen.

Ähnliche Gänge wie die oben genannten barytischen Gänge sind nämlich z. B. aus den Kulmgranwacken von Gablau und aus dem Porphyr des Hochwaldes bei Gottesberg bekannt. Auch die schmalen Erzgänge von Silberberg im Gneis und die in demselben Gestein des Schlesiethales bei Oberweistriz, Falkenhain zc. auftretenden Gänge gehören in diese Kategorie; auch bei Reichenstein treffen wir sie wieder an. Endlich müssen die Erzgänge im silurischen Schiefer von Kolbnitz bei Jauer und die in den devonischen Schichten von Bommisch in Österreich-Schlesien hierher gerechnet werden. Silberhaltige Bleierze sind es zumeist gewesen, welche an diesen Orten zu einem Bergbau Veranlassung gegeben haben. Besonders rege ist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Unternehmungsgeist unserer Vorfahren thätig gewesen. Allenthalben wurden neue Gewerkschaften gegründet und Gerechtsame verliehen. In jener Gründerzeit am Ende des 16. Jahrhunderts fehlte es nicht an Auswüchsen dieser Bewegung; auch in Schlesien trieben sich Abenteuerer umher, welche sich widerrechtlich Grubenbeleihungen aneigneten oder die Unternehmungslust Wohlhabender irreführten. Eine besonders umfangreiche Thätigkeit hatte in jener Zeit der Schweidnitzer Bergmeister Brommer zu entwickeln.

Für die damaligen Verhältnisse ist es recht bezeichnend, daß Brommers Nachfolger Unger weder lesen noch schreiben konnte und nur 50 Thaler Gehalt, halb so viel als sein Vorgänger erhielt. Es darf nicht Wunder nehmen, wenn sich dadurch allerlei Mißstände einstellten, die Bergmeister sich auf Spekulationen, Kurkrämpfeleien und dergleichen einkießen und sie ihre Haupteinnahme aus dem Biersehauf entnahmen, der ihnen zwar für die Belegschaft freigegeben war, oft genug aber auch für andere ausgeübt wurde. Auf diese Weise ist z. B. auch der Biertrawall zu verstehen, der an der Kirchmesse 1605 zu Ober-Weistriz ausbrach (Steinbeck). Die Freiburger Bürger fanden sich hier auf den Werken bewaffnet ein, um das zum Aussehauf gelangende „Breslauische Bier (Schöps)“ wegzunehmen, da Ober-Weistriz nach Freiburg bierzwangspflichtig war.

Ehe wir zu einer neuen Periode des Bergbaues übergehen, sei hier noch einiger anderer Bergbaue gedacht, die ihren freilich unbekannten Anfang in jenen Zeiten gehabt haben müssen. Hoch über dem Thale der jugendlichen Ragbach liegt das Dörfchen, oder, wie es seine Bewohner nennen, die uralte Bergstadt Altenberg. Die Ausdehnung alter Pingen und Halden nur gestattet einen Schluß auf das hohe Alter dieses Bergbaues. Reicher Arsenikkies und schöner Kupferkies sind hier die Haupterze; eingesprengt und in Drusen, kleineren Klüften und Gängen kommen die Erze vor; der Hauptmasse nach aber sind sie gebunden an die Kontaktzone zwischen einem alten Eruptivgesteine („Porphyr“) und den durchbrochenen silurischen Schiefen. Wahrscheinlich hat man auch hier zuerst Edelmetall, dann Kupfer und erst zuletzt Arsenik zu gewinnen gesucht.

Hatten wir eben noch Kontaktlagerstätten erwähnt, vorher es mit Gängen zu thun gehabt, so müssen wir jetzt einige eigentliche Erzlager hervorheben.

Dem Riesengebirgsgranit im Norden sind aus Gneis bestehende Vorberge vorgelagert, die allmählich in die Ebene übergehen. Das Gneisgebirge ist nun durchzogen von einer schmalen Einlagerung von Glimmer- und Talkschiefen, welche an mehreren Stellen linsenförmige, an Erzen angereicherte Einlagerungen enthält; diese sind in der Gegend von Giehren und Querbach mehrfach Gegenstand bergbaulicher Thätigkeit gewesen.

Zu den Zeiten, wo diese besonders rege war, am Ende des 16. Jahrhunderts, galt diese dem Zinn, einem sonst auf der Erde nur an wenigen Punkten vorkommenden Metall. Staubartig eingesprengt kommt das Erz, der Zinnstein, in dem Gestein vor, „Zwitter“, wie es die Bergleute nennen. Die Erze wurden an Ort und Stelle verschmolzen, und es sollen damals in etwa 15 Jahren 5000 Zentner Zinn gewonnen worden sein. Später wurde in derselben Gegend auf Kupfer gemutet; auch Silber hoffte man zu gewinnen. Ernsthafter wurde dann der Bergbau 1769 wieder aufgenommen, und zwar galt es diesmal dem Kobalt, das auf der Grube Maria Anna zu Querbach gewonnen wurde, um in Blaufarbenwerken zur Herstellung von Smalte zu dienen.

Ebenso wie die Querbacher Erze treten die meisten in unserer Provinz gewonnenen Eisenerze in Form von mehr oder weniger regelmäßigen Lagern auf.

Die ältesten Lagerstätten dieser Art, sowohl was die Entstehung wie den Abbau derselben anlangt, sind die Schmiedeberger Magneteisensteinlager. Wie der in die Vorzeit zurückreichende Name des Ortes andeutet, war hier ein Sitz eifriger industrieller Thätigkeit, und das Schmiedeberger Eisen war in den letzten Jahrhunderten vor dem dreißigjährigen Kriege ein weit und breit berühmter Handelsartikel. Erst als die moderne Eisenindustrie die gutartigen Erze benötigte, wurde dieser Bergbau wieder in größerem Umfange aufgenommen und ist heut zu Tage noch im Gange. Das Glimmerschiefergebirge, das sich im Südosten des Riesengebirgsgranites, in der Schneekoppe seinen höchsten Punkt erreichend, nach Norden hinzieht, enthält hier mehrere weit hin streichende Einlagerungen von Gneis in Verbindung mit Hornblendegesteinen, und in dieser treten linsenförmige Erzmassen auf, die außer Magneteisen auch gelegentlich Magnetkies und andere Sulfide enthalten und durch Aufnahme von „tauben“ Gesteinen wie Granatfels, Hornblendegestein oder Marmor mit den einschließenden Gesteinschichten verwachsen sein können.

In je älteren Gesteinschichten die Eisenerze auftreten, beziehungsweise je länger sie den unwandelnden geologischen Einflüssen ausgesetzt sind, desto mehr wiegen in den Lagerstätten eisenreichere Eisenverbindungen vor. Sind es im Glimmerschiefer von Schmiedeberg Magneteisensteine, so finden wir in den etwas jüngeren Schiefen bei Schmottseifen Roteisen in Form von Eisenglimmerschiefer, in den silurischen Schiefen von Wilmannsdorf bei Jauer dasselbe Erz in Form von rotem Glaskopf. Hier sind es weniger regelmäßige Lager wie bei Schmottseifen, sondern mehr stockartig ausgeweitete Lagerstätten, welche im innigsten Zusammenhange mit dem ebenfalls in den Schiefen auftretenden alten Eruptivgesteine, dem Diabase, stehen. Der lange Zeit hier umgegangene Bergbau wird doch vielleicht bei günstigeren Verhältnissen von neuem wieder aufgenommen werden. In ganz ähnlicher Weise wie

hier sind auch in den devonischen Schichten von Bennisch in Osterreich-Schlesien Eisenerzlagerstätten mit eingelagerten Diabasdecken verknüpft; entweder das Diabasgestein selbst oder die dasselbe begleitenden Tuffe sind förmlich in Eisenstein umgewandelt. Außer Rotheisen kommt hier auch Magneteisen vor.

Von ganz anderem Typus wieder sind die in den jüngeren Formationen auftretenden Lagerstätten der thonigen Sphärosiderite oder Thoneisensteine. Wir finden sie in typischen Meeresbildungen, besonders aber bei dem Übergange solcher Meeresbildungen in Brackwasserablagerungen oder selbst in Süßwasserschichten. Zumeist treten diese Erze in Form von nieren- oder brotförmigen Konfektionen auf, welche zumeist um organische Reste irgend welcher Art sich gebildet haben; nur in einzelnen bestimmten Horizonten erscheinen sie in dünnen, zusammenhängenden Lagen. In den liegenden (älteren) Teilen des obereschlesischen Steinkohlengebirges bildet der Thoneisenstein mehr unregelmäßig knollige Parteen, die nur gelegentlich bei dem Kohlenbergbau als Erze gewonnen werden, in den hangenden Schichten aber ausgedehntere Lager von linsenförmigen bis zentnerschweren Broten, welche meist zahlreiche Pflanzenreste von vorzüglicher Erhaltung enthalten.

In den Wäldern, welche sich südlich von Myslowitz und Rattowitz ausdehnen, werden diese Erze vielfach abgebaut. In Oberschlesien sowohl wie im schlesischen Gebirgsgebiete (Wolpersdorf, Gablau) reichern sich die die Steinkohlen begleitenden Brandschiefer stellenweise derartig an Eisenkarbonat an, daß sie als Kohleneisenerz (Blackband) gewonnen werden.

Auch in der Keuperformation der schlesisch-polnischen Grenze aus der Gegend von Rosenberg werden besonders geschätzte Sphärosiderite in verschiedenen Horizonten gewonnen. Etwas nordöstlich von diesem Gebiete, mehr auf polnischer Seite, kommen ebensolche Erze in den Thonen des braunen Juras vor; man kann ihre Herkunft leicht an den darin enthaltenen, schönen Ammoniten erkennen, während in den Keupererzen nur Pflanzenreste auffindbar sind. Während in den genannten jurassischen Schichten nur gelegentlich einmal ein verkohlter Baumstamm eines Nadelholzes gefunden wird, treten die Erze im eigentlichen Keuper häufig in Begleitung oder in der Nachbarschaft von förmlichen Kohlenflözen auf.

Ganz dieselbe Erscheinung treffen wir in den Thonen der obersten Kreideformation der Gegend zwischen Bunzlau und Löwenberg an, wo neben schwachen Kohlenflözen auch Lager von Sphärosideriten mit häufigen Einschlüssen pflanzlicher Reste auftreten.

Während der nächst jüngeren Periode, des Tertiär, reichten die Braunkohlengewässer bis weit nach Schlesien hinein, und hier entstanden entlang ihrer südlichen Umsäumung ebenfalls Sphärosideritlager, welche z. B. bei Dammraths, in der Nähe von Karlsruhe in Oberschlesien, abgebaut wurden. Unmittelbar darauf war ein jüngeres (miocänes) Meer von Süden aus in Oberschlesien eingedrungen, in dessen jüngsten thonigen Ablagerungen am Nordsaume des Beckens wir wiederum Sphärosiderite neben Knochenresten einer interessanten Waldsauna antreffen; auch diese waren früher Gegenstand des Bergbaues in der Gegend von Kieferstädtel und werden es hoffentlich noch einmal werden, wenn erst eine Eisenbahn in diesem von allem Verkehre etwas abgelegenen Teile unserer Provinz gebaut sein wird.

Seit dieser Zeit sind Sphärosiderite in unserer Provinz nicht mehr entstanden, und die jüngsten Eisenerze, welche sich in torfigen, moorigen Gegenden auch heute noch bilden, die Raseneisenerze, sind ganz anderer Natur; es ist Brauneisenstein, bald ockrig, locker erdig, bald feste Krusten bildend, immer aber mit einem gewissen Gehalt an Phosphorsäure, der früher in den Eisenhütten verpönt war, weil das Phosphor das Eisen brüchig macht. Jetzt aber werden diese Erze in verschiedenen Teilen Schlesiens wieder aufgesucht, weil die Entphosphorung des Eisens bei gewissen Prozessen keine Schwierigkeit mehr macht und ein Phosphorgehalt für die Gewinnung der Thomasschlacken sogar erwünscht ist.

Ehe ich zu den obereschlesischen Haupterzen uergerhe muß ich noch einige Vorkommnisse von Kupfererzen erwähnen, welche nicht wie bei Kupferberg auf Gängen im krystallinischen Gebirge auftreten, sondern den geschichteten Eisenerzlagerstätten vergleichbar in flözartigen Ausbreitungen dem geschichteten Gebirge der Sedimentärformationen eingeschaltet sind. Wie die Kupferschiefer von Mannsfeld und die bekannten Kupferandsteine des Gouvernement Perm gehören die schlesischen Lagerstätten auch der permischen Formation an, und zwar treten in der unteren Stufe derselben, im Rotliegenden, südlich vom Riesengebirge z. B. bei Hohenelbe die Erze in Sandsteinen, Konglomeraten und Schiefeln auf. Bei Nieder-Wernersdorf in der Nähe von Radowenz bestehen sie aus nierenförmigen Konkretionen von Kupferglanz, der im Ausgehenden in Malachit zerfällt ist. Nördlich vom Riesengebirge hat man früher Kupfererze in der oberen Stufe dieser Formation abgebaut, nämlich im Zechstein von Hasel, zwischen Goldberg und Schönau. Hier treten Malachit und Kupferlasur in dünnen Schnüren und Blättchen im Mergel auf.

Obwohl auch ein Eisenerz, wird der Chromeisenstein aus dem Serpentin von Tampadel bei Zobten und der Gegend von Frankenstein nicht des Eisengehalts wegen gewonnen, auch für die Chromgewinnung ist er nicht reichhaltig genug; sondern man gewinnt ihn zeitweilig, weil er sich für die basische Wandung gewisser Ofen in der obereschlesischen Eisenindustrie eignet.

Ebenfalls an die Serpentine von Frankenstein ist ein anderes Erz gebunden, dessen Ausbeutung erst wenige Jahre alt ist. Nickelerze treten hier in einer Art Verwitterungszone des Serpentin auf; der Bergbau beschränkte sich bislang auf Aufschlußarbeiten, und es ist noch nicht entschieden, ob sich an dieses Vorkommen eine eigene Nickelindustrie wird anschließen können.

So wie in Wernersdorf die Erze in ihrer ursprünglichen Form als Sulfide in der Tiefe anstehen, nach der Oberfläche zu aber durch die Verwitterung zu oxydischen Erzen umgewandelt sind, so finden wir auch im obereschlesischen Haupt-Erzrevier Sulfide in der Tiefe und oxydische Erze nach dem Ausgehenden zu. Nur die Bleiglänze scheinen der Zersetzung länger widerstanden zu haben, und sie sind auch dasjenige Erz, welches, unter diesen Umständen von der Oberfläche leicht erreichbar, den Anstoß zu dem obereschlesischen Bergbau schon im Mittelalter gegeben hat. Der Muschelkalk ragt hier in zwei Buchten in das zu Tage tretende Steinkohlengebirge von Westen nach Osten hinein. Im Süden ist es die lange, schmälere Bucht oder Mulde von Bentzen und nördlich, unmittelbar angrenzend, die Tarnowiger

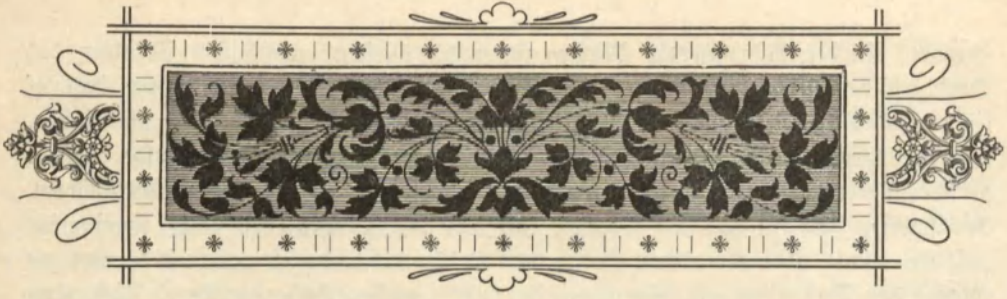
Mulde. An den Rändern der Mulden treten die ältesten, mächtigsten Schichten des oberschlesischen Muschelkalkes, der sogenannte Chorzower Kalk, als ein breites ringsum einfäumendes Band hervor. Darüber, also von den Rändern der Mulden nach innen, folgt der wenig mächtige blaue Sohlenkalk, und dann im Innern der Mulde darüber der Erz führende Dolomit, abgesehen von den wenigen noch jüngeren Muschelkalkschichten. Im Dolomit sind nur zwei Erz führende Zonen zu unterscheiden, eine untere unmittelbar auf oder wenig über der oberen Grenze des Sohlenkalkes, beziehungsweise der unteren Grenze des Dolomits, und eine obere in einer gewissen Höhe darüber. Diese Erz-zonen ziehen nun in beiden Mulden von den Rändern aus nach deren Innerem in die Tiefe, dem Muldentiefsten, zu. Hier bestehen die Erze in der Beuthener Mulde aus Bleiglanz, Zinkblende und Schwefelkies, welche in schaligen Krusten die Dolomitklüfte ausfüllen oder in Form von Zapfen, Knollen und Drusen in deren fettige Ausfüllungen hineinragen. Je mehr sich aber diese Lagen nach den Rändern der Mulde herausheben und sich der Tagesoberfläche nähern, desto mehr gehen sie in oxydische Erze über. Schwefelkies verwandelt sich in Brauneisen, Bleiglanz in Weißbleierz und besonders die Zinkblenden in Zinkspat und in Kieselzink. Im Ausgehenden der Muschelkalkschichten, aber meist noch unter der Bedeckung von tertiären Thonen und diluvialen Schichten verwachsen die Erze der unteren und der oberen Erzzone und verbreiten sich über die Köpfe der benachbarten Muschelkalkschichten; hier sind sie nicht nur durch Gewässer früherer Zeiten (des Tertiär und wohl auch des Diluvium) umgewandelt, sondern auch aufbereitet, transloziert. Bleiglanz tritt nesterartig am Grunde der Lagerstätten auf; an der Grenze gegen den Sohlenkalk bilden die Zinkerze ein Gemisch, weißer Galmei genannt; in und auf Dolomit liegt der rote Galmei, der nach oben zu an Zink ärmer und an Eisen reicher wird, bis er schließlich in Eisenerz übergeht. Diese manganhaltigen Eisenerze, als der beweglichste Teil der Erze sind auch über die Ränder der eigentlichen Erzmulde hinaus verbreitet und treten in kesselartigen Vertiefungen im Chorzower Kalk auf, überlagert von bunten Tertiärthonen und weißen Tertiärsanden. In der Tarnowiger Mulde treten Zinkerze zurück, und Bleiglanz bildet in beiden Erzzone mitunter kompakte Lager, welche z. B. auf der bekannten Friedrichsgrube mit Hilfe von Dampfkraft seit nunmehr über hundert Jahre abgebaut werden. Die Blei- und Silbergewinnung in der Beuthener Mulde reicht bis in das 13. Jahrhundert zurück. Galmei wurde erst gegen 1560 abgebaut und abgeröstet in die Messingwerke verschickt. Die ausgiebige Verwendung der Zinkblende datiert erst aus den letzten Jahrzehnten.

Ueber die Entwicklung der Erzgewinnung in Oberschlesien giebt folgende Tabelle einen Ueberblick.

Gewinnung von	Zinkerzen,	Bleierzen,	Eisenerzen.
1791:	1668 Tonnen.	910 Tonnen.	
1868:	290362 "	11047 "	444887 Tonnen.
1887:	552614 "	28580 "	574451 "

Dr. Gürich.





Schlesiens Aufblühen unter den Hohenzollern.



Durch einen Zoller wurden im zweiten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts die brandenburgischen Marken vom Verderben errettet. Seine Nachfolger vollendeten das Werk. Als König Friedrich Wilhelm I. 1740 die Augen schloß, konnte er seinem Sohne einen festgefügtten Staat, ein in der Schule seines Hauses wohl erzogenes Volk hinterlassen. In König Friedrich II. aber „fanden sich die Anlagen und großen Eigenschaften fast aller seiner Vorfahren zusammen“ (Freitag). War nun er vor allem im Stande, ein verfallenes Land zum Wohlgehehen zu bringen, so müssen wir dankbar die Vorsehung preisen, die unser Schlesien in seine Segenshand fallen ließ. Gewiß, der große König legte den festen Grund zu der hohen Kraft und Blüte des schlesischen Landes, deren es sich nach anderthalb Jahrhunderten des Regiments der Hohenzollern jetzt erfreuen darf.

In den Hussitenkriegen, sowie in den folgenden wilden Kämpfen böhmischer, ungarischer und polnischer Könige um die Herrschaft, war Schlesien im Reiche in Verruf und der deutsche Zuzug ins Stocken geraten. Seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges hatten die Habsburger ihr böhmisches Nebenland Schlesien nicht mehr besucht. Vor dem Beginn der preussischen Herrschaft waren die Abgaben ungleich verteilt. Die Bauern waren der Willkür der Grundherren preisgegeben und gegen Vornehme war bei den Beamten sehr selten Recht zu finden. Die Landstraßen waren verwahrlost, die Industrie lag infolge massenhafter Auswanderungen danieder. Überall fehlte es an Unternehmungslust; und der Ausschuß der schlesischen Stände klagte gegenüber dem kaiserlichen Oberamte zu Breslau, daß der Bergbau völlig verfallen, Grund und Boden oft kaum für die Hälfte des gerichtlichen Tagewertes verkäuflich sei.

Wie ein Wunderwerk erscheint die Umbildung des Landes aus dem Geiste und der unendlichen Triebkraft Friedrichs des Großen. Mit scharfem Blicke suchte und

fand der neue Herzog der Schlesier die Willkür, im Bewußtsein seiner Fürstenpflicht strafte er sie. Er öffnete auch der Klage des geringen Mannes den Zugang zum Throne. Da drang bis in die Hütte des Ärmsten das frohe Gefühl der Rechtssicherheit, an Stelle des rohen oder gedankenlosen Übermuths der Bevorrechteten das ernste Bewußtsein der Pflicht neben dem Recht. Der König war seinen evangelischen und seinen katholischen Unterthanen ein gleich gnädiger Landesvater. Die ersteren kamen durch ihn wieder zu den entzogenen bürgerlichen Rechten und zu freier Religionsübung; noch 1742 bauten sie nothdürftig 200 Bethäuser. Die Lage des niedern Landvolkes hob sich außerordentlich. Nach der Kriegszeit gab der König Saatgetreide und Brotkorn aus den Magazinen des Heeres; er verteilte 17 000 Militärpferde unter bedürftige Bauern, baute zerstörte Gehöfte wieder auf und erließ auf sechs Monate die Steuern. An 120 Millionen Mark gab er in den letzten dreißig Jahren seiner Regierung für Verbesserung des Bodens aus; damals wurden unter andern viele Brücke an der Warthe und an der Oder ausgetrocknet. Wenn der König zum Manöver nach Schlesien fuhr, so war es, wie wenn ein Hausvater sein Besitztum durchschritte, um zu überlegen, woran es fehle, und was sich thun lasse. Er bemerkte, wo schlechtes Land zu bessern, die Waldung mehr zu schonen sei, wo es in den Gärten an Gemüse oder an Obstbäumen fehle. Mit großem Eifer regte er die Landgemeinden an, zum Heile der kleinen Leute die Gemeinweiden zu teilen. Die verderbliche Brachwirtschaft bekämpfte er ebenso beharrlich, als er den Anbau der Kartoffeln empfahl. Durch strenge Verordnungen des Königs wurden die erbunterthänigen Bauern gegen übermäßige Strenge des Grundherrn, gegen körperliche Züchtigungen und unbillige Frondienste geschützt. Wehe dem Beamten, der eine berechtigte Beschwerde unbeachtet gelassen hätte!

Andererseits rettete der König dem schlesischen Adel den ererbten, im Kriege schwer verschuldeten Grundbesitz, indem er 1770 einen Creditverein der Rittergutsbesitzer, die „Schlesische Landschaft“ genannt, gründete.

Durch die Einverleibung Schlesiens in den Preussischen Staat geriet der schlesische Handelsverkehr in eine schwierige Lage. Alte Verbindungen mit österreichischen Erbländern gingen verloren. Friedrich der Große ließ kein Mittel unversucht, den Weltruf der schlesischen Leinenindustrie zu erhalten. Die Bauern mußten Flachsbauen; Männer, Weiber, Kinder, Knechte, Mägde sollten spinnen lernen. 1783 bestanden mehr als 3000 schlesische Spinnschulen. In den Dörfern des Weistritzthales, in Landeshut, in Waldburg, in Schmiedeberg, vor allem in Hirschberg wurden große Leinwandmärkte gehalten. Die Schmiedeberger Ausfuhr betrug 1746 über 32 000, 1786 fast 115 500 Schock; vier Jahre vor dem siebenjährigen Kriege führte Hirschberg 355 290 Schock aus.

Des Königs erfinderische Thatkraft suchte vor allem durch neue Erwerbszweige neue Blüte herbeizuführen. Ein Blick nur auf diejenigen von 1742 bis 1756 gegründeten Fabriken, über die das Breslauer Staatsarchiv besondere Aktenstücke besitzt, zeigt deutlich das neue, regere Leben der schlesischen Industrie unter der treuen Mithilfe des Königs. Da entstand z. B. in Breslau eine Fabrik für Rattum nach ostindischer Art, eine andere, die Gold- und Silberstoffe verfertigte; in Reichenbach ward Kanevas,

in dem kleinen Städtchen Braunsitz Barchent hergestellt. Die neue Venteltuchfabrik in Ohlau beschäftigte beinahe vierhundert Menschen. Die blühende Wohlauer Schmelztiegel-fabrik erzeugte bald auch Fayence nach Delfter Art. In Zborowsky bei Lublinitz wurden holländische Tabakspfeifen, in Schmiedeberg Eisenwaren, in Reinerz Papier, in Neusalz Grünspan, Stärke und Haarpuder, in Glogau Schnupftabak bereitet. Se. Majestät half zuweilen durch Vorschüsse, meistens aber durch das verbriefte Recht der Alleinfabrikation in einem bestimmten Gebiet für gewisse Zeit; er regte zum Kaufe der Waren an, schließlich förderte er wohl auch durch Schutzzölle oder gar durch Einfuhrverbote.

Die jämmerlichen Straßen und verwahrlosten Brücken wurden in bessern Zustand gebracht. Einheimische Landstreicher schaffte man in Arbeits- oder Stockhäuser, fremde über die Grenze; das Gelände jeder Ortschaft mußte regelmäßig durchsucht werden. Binnen wenig Jahren der Regierung Friedrichs des Großen erfreuten sich die Schlesier einer Ordnung und Sicherheit, die sie in österreichischer Zeit nicht für möglich gehalten hätten.

Nicht wenig erhöhte es den Aufschwung Schlesiens, daß der König das Land mehr als 60 000 Ansiedlern öffnete. Etwa 200 Dörfer wurden neu angelegt. Die Kolonisten erhielten Haus, Wirtschaftsgebäude, Gartenland und 12 bis 20 Morgen Rodeland und Wiese als freies, vererbliches Eigentum. Auf kleine Gartengrundstücke wurden „Häusler“ angesiedelt. Der König unterstützte die Grundherren, die auch auf ihrem Gebiete freiwillig solche Niederlassungen gründeten. Aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges lagen noch ganze Dörfer wüst. Was aber in hundert Jahren nicht geschehen war, brachte des großen Preußenkönigs rastlose Fürsorge in zehn Jahren zustande. 250 solcher Ortschaften wurden auf Kosten des Königs neu aufgebaut. Tausende von wüsten Bauernhöfen mußten von den Grundherren neu errichtet und mit erblichen Eigentümern besetzt werden. Die Verwaltung der 108 mittelbaren Städte Schlesiens wurde wie die der andern unter die Aufsicht des Landesherren gestellt; bald waltete auch hier der Geist eines wohlgeordneten und pünktlich verwalteten Gemeinwesens.

In den letzten sieben Jahren begründete der König durch seinen Staatsminister von Heiniz und durch F. W. von Reden, den Leiter des Breslauer Bergamtes, die künftige Blüte des schlesischen Berg- und Hüttenwesens. Jetzt erst begann Oberschlesien recht zur Geltung zu kommen.

Den gewaltigsten Aufschwung aber finden wir in der Seele der Schlesier, erzeugt durch die geniale Kraft des neuen Herzogs vom Hohenzollernstamme. Sein Bild war zulezt in jeder Hütte. Unererschöpflich war, was noch Jahrzehnte nach seinem Tode von ihm erzählt wurde. Unzählige Orte waren durch die Erinnerung an ihn geweiht. Mit stolzem Vertrauen schauten die Schlesier zu ihm empor, der im Heldenkampfe gegen Europas Völker Schlesien behauptet hatte. Zudem der friedericianische Geist des selbstverleugnenden Dienstes für das Gemeinwohl die Bewohner des Landes zu durchdringen begann, erhielt die leichte Sorglosigkeit des schlesischen Charakters eine Ergänzung durch das straffe, unbeugsame Wesen alt-preußischer Zucht. So sehr war das tiefe schlesische Gemüt von Begeisterung für

den Heldenkönig erfüllt, daß weder kostspielige Neuerungen, noch drückende Heereslasten, noch unbeliebte Zoll- und Acciseverwaltung die Anhänglichkeit an den „alten Fritz“ trüben konnten. Sahen doch die Schlesier, denen G. Freytag die Fähigkeit zuschreibt, die sie umgebende Welt zu verstehen, die treue Hingabe des Königs und seiner Beamten, merkten sie doch, wie unter Friedrich dem Großen die Zahl der Bewohner, der Wohlstand, die Ordnung und die Sicherheit sich hoben.

Sein Neffe, König Friedrich Wilhelm II., wurde mit großen Hoffnungen begrüßt. Aber die bedrohliche Entwicklung der französischen Revolution, unfruchtbare Feldzüge gegen die französische Republik, der Zerfall Polens und die Gefahr übermächtigen Vordringens der russischen Macht lähmten die Entwicklung im Innern und erschöpften die finanzielle Kraft. Doch verdankt Schlesien der eifrigen Fürsorge des gütigen Königs die kräftige Fortentwicklung des schlesischen Berg- und Hüttenwesens, eine kräftigere Förderung der Lehrerbildung und die Vollendung des Allgemeinen Preussischen Landrechts. Eine große Wohlthat für Schlesien waren die Kunststraßen, die er bauen ließ; es waren die ersten im Lande.

Friedrich Wilhelm III., der 1797 den preussischen Thron bestieg, weilte mit seiner liebreizenden hohen Gemahlin, der Königin Luise, im Jahre 1800 längere Zeit im schlesischen Gebirge. Auf der sogenannten „alten Burg“ Fürstenstein erfreute der Reichsgraf Hochberg die Majestäten durch ein Ritterspiel schlesischer Edelleute. Aber des neuen Königs Zeit sollte nach Gottes Willen eine „Zeit in Unruhe“ sein. Schlesien ward in den tiefen Fall des Staates, doch auch in die Erneuerung und vor allem in die ruhmvolle Erhebung hineingezogen — und es stand mit Ehren in der Reihe der altpreussischen Provinzen.

Vom November 1806 an waren die Franzosen zwei Jahre lang Herren in Schlesien. Zehnmal soviel, als das Land jährlich Steuern zahlte, hat es in dieser Zeit für die Feinde aufbringen müssen — ungefähr 145 Millionen Mark. Dann die Besetzung Glogaus, der Durchzug der „großen Armee“, endlich die dreimonatige Besetzung Niederschlesiens 1813! Der Verkehr mit England war jahrelang durch Napoleons Kontinentalsperre zerschnitten. Eine Fabrik nach der andern stand still. Die Bankerotte häuften sich. Verarmte, hungernde Leute durchzogen in Scharen die Straßen. In solcher Nothzeit eine Wiedergeburt gedacht und begründet zu haben, ist das unvergängliche Verdienst Friedrich Wilhelms III., beraten vor allen durch den Freiherrn von Stein und den Kriegsminister Scharnhorst. Der große Gedanke der bürgerlichen Freiheit und volkstümlichen Selbstverwaltung drang nun auch in die schlesischen Städte, — der große Gedanke eines Volksheeres, in Zucht und Ehre zum heil'gen Kampfe mit Gott für König und Vaterland wohl gerüstet, drang nun auch in Schlesiens Krieger, — der große Gedanke einer Entfesselung der wirtschaftlichen Kräfte des Bauernstandes, des bisher von der Erbunterthänigkeit gelähmten, drang nun auch in die schlesische Landschaft.

Nach siegreichem Kampfe erfreuten sich die Bewohner Schlesiens einer langen Friedenszeit. Der Zivilgouverneur Merkel, ein Breslauer Kaufmannssohn, hatte sich in der Kriegszeit so bewährt, daß ihn König Friedrich Wilhelm bei der Neuordnung der Verwaltung als Oberpräsidenten an die Spitze der vier schlesischen Regierungen

zu Breslau, Liegnitz, Oppeln und Neichenbach rief, die wenige Jahre später auf die heutigen drei Bezirke zurückgebracht wurden. Die ruhig-ernste und sachliche Verhandlung der Geschäfte seitens des rüstigen Mannes hat viel geholfen, die Wunden der napoleonischen Zeit heilen zu lassen und die großen Reformen des Königs in Schlesien gedeihlich durchzuführen. Die Bauern waren nunmehr überall persönlich frei. Die Vorspannpflicht war aufgehoben. Auch waren die Dorfleute nicht mehr verpflichtet, Mehl, Bier und Branntwein aus den gutherrlichen Mühlen, Brauereien und Brennereien zu kaufen. Loskauf, Zwang zum Gesindebedienste bei der Herrschaft und Schutzgeld hatten aufgehört. Der Gutsherr hatte einen Teil jedes seiner Bauergüter zurückhalten und dafür jedem der Bauern den Rest der Besitzung als freies Eigentum überlassen. Beiden gereichte es zum Vorteil. Als nun Graf Friedrich von Burghauf auf Laasan (bei Striegau) die schlesischen Landwirte zu einem großen Vereine sammelte, der die Kenntnis einer bessern Bewirtschaftung weithin verbreitete, Fachschulen gründete, bei Entwässerung des Bodens, bei der Zucht der Haustiere mit Rat und That half, — da erhob sich der Ackerbau zu großer Blüte. Im Erdmannsdorfer Thale gedieh die Niederlassung der Zillerthaler, die der Glaubensverfolgung gewichen und durch den frommen König hier aufgenommen worden waren. Der Volkswohlstand hob sich stetig. Die verbesserte Steuererhebung, die musterhaft sparsame und geordnete Finanzwirtschaft und die Unbestechlichkeit der Beamten erhöhten das Vertrauen der Bürger und die Kraft des Staates. Die allgemeine Wehrpflicht stärkte dauernd die Wehrhaftigkeit, die Zucht des Gehorsams und aller kriegerischen Tugenden. Dem Bau vieler Kunststraßen gesellte sich die freie Ein- und Ausfuhr nach den andern Provinzen des Staates und die Eröffnung des großen Zollvereinsgebietes. Für Schlesien zeigte sich das besonders wertvoll, als 1846 Krakau dem österreichischen Staate einverleibt wurde und der dortige Markt dem schlesischen Handel verloren ging; für 15 Millionen Mark waren jährlich dorthin an Waren gebracht worden. Die Handels- und Gewerbefreiheit von 1810 und 1818 entseffelte viele Kräfte, die eine veraltete Zunftordnung zuletzt übermäßig gebunden hatte.

Wer die Kultur des Geistes und Herzens so hoch schätzt wie Friedrich Wilhelm III., kann selbst in äußerer Drangsal dieses tiefsten Bedürfnisses nicht vergessen. Der verfallenen Leopoldina in Breslau gab er neue Kraft, indem er 1811 ihre beiden Fakultäten mit der alten brandenburgischen Hochschule, die Joachim I. 1506 in Frankfurt a./D. begründet hatte, zu einer vollen Universität in Breslau vereinigte. „Der Staat ist an äußerer Macht und äußerem Glanze gesunken; aber wir müssen sorgen, daß wir an innerer Macht und innerem Glanze gewinnen. Und deshalb ist es Mein ernstlicher Wille, daß dem Volksunterrichte die größte Sorgfalt gewidmet werde.“ Ein verwandter Zug verknüpfte den königlichen Hohenzollern mit dem schlichten Schweizer Pädagogen Pestalozzi; es war der hingebende Dienst zur Linderung des Elends der Armen und Niedern. Noch während der Kriegsjahre sandte der König begabte junge Männer nach der Schweiz zu Pestalozzi, daß sie an der Quelle den Geist seiner Erziehungs- und Lehrart schöpften und im Umgange mit Pestalozzi von seinem feurigen Triebe erfüllt würden, ihr ganzes Leben dem Erziehungsberufe zu widmen. Auch in Schlesien, insbesondere am 1816 neu errichteten evangelischen

Seminar zu Bunzlau und an den Seminaren zu Breslau wirkten Schüler und Anhänger Pestalozzis mit hohem Eifer.

König Friedrich Wilhelm III. ging am 7. Juni 1840 zu seiner Ruhe ein. In Not und Erhebung, in Kampf und Sieg, in Krieg und Frieden waren die Schlesier ihm immer inniger persönlich nahe getreten.

Noch fester wurde dies Band zwischen Fürstenhaus und Volk, als Friedrich Wilhelm IV. seinen Unterthanen und damit auch den Schlesiern Anteil an der Entwicklung der Gesetzgebung des Staates gab, dem sie nun schon länger als ein Jahrhundert zugehörten. Die Verwirrungen der Revolution von 1848/49 legten dem königlichen Erzieher die Pflicht auf, den Geist der Gottesfurcht und Königstreue neu zu beleben. Es ist für den neu erwachten kirchlichen Sinn bezeichnend, daß in Schlesien von 1831 bis 1847 nur sieben, von da bis 1867 aber siebenundzwanzig Rettungshäuser gegründet wurden, unter andern Schreiberhau i. N.; vor allem hatte das flammende Wort Wicherns und das große Vorbild seines „Rauhen Hauses“ bei Hamburg die Herzen getroffen.

In Kunst und Wissenschaft hervorragende Schlesier fanden ihr Vorbeerblatt an dem Throne des Königs, der allen Fürsten seiner Zeit in der Würdigung geistigen Strebens voranleuchtete. Der Bildhauer August Riß aus Pleß schuf die Reiterstandbilder Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. auf dem Ringe zu Breslau; der Maler Adolf Menzel aus dieser Stadt verherrlichte Friedrich den Großen. Aus den innigen Liedern des Freiherrn Joseph von Eichendorff, geboren in Lubowitz bei Ratibor, klingt ebenso die Freude am schlesischen Oderthalde als die Begeisterung des freiwilligen Jägers und tiefe Frömmigkeit. Holtei aus Breslau, der seine „Schlaefing“ so sehr liebte, begründete aufs neue die Dichtung in schlesischer Mundart, und diese Klänge griffen den „gemütlichen“ Schlesiern ans Herz. Ein Jahrzehnt nach den Befreiungskriegen war durch Büsching, den ersten Landesarchivar Schlesiens, eine gründliche Durchforschung der schlesischen Geschichte begründet worden. Sein dritter Nachfolger, Professor Colmar Grünhagen, hat mit höchstem Erfolge sein Leben diesem Werke geweiht und auch in der hingebenden Leitung des 1845 neu gegründeten Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens sich den tiefsten Dank seiner Landsleute und die Anerkennung des Königs erworben. Professor Weinhold aus Reichenbach durchforschte wissenschaftlich die schlesische Mundart. Professor Göppert aus Sprottau wurde der berühmte Kenner und Bearbeiter der schlesischen Pflanzenwelt. Von der Zeit des Regierungsantrittes Friedrich Wilhelms IV. an entwickelte sich ein Netz von Eisenbahnen und Telegraphen und brachte eine früher unerhörte Wechselwirkung der geistigen und wirtschaftlichen Kräfte und einen ungeheuren Aufschwung des Handels und Verkehrs zustande. Die erste schlesische Bahn, im Mai 1842 eröffnet, führte von Breslau nach Ohlau, später bis Brieg und Oppeln. Schon im Oktober 1843 fuhr man mit dem Dampfwagen von Breslau nach Freiburg, ein Jahr später nach Liegnitz, nicht lange darauf nach Berlin. Infolge der neuen Verkehrswege stieg die obereschlesische Kohlenausbeute, die 1825 zwei Millionen Tonnen betragen hatte, 1854 auf 8 204 000 Tonnen. Viele kleine Städte und Landgemeinden des Kohlenreviers wuchsen binnen wenig Jahren zu ansehnlichen Orten. Das

Waldburger Gebiet kam nun erst zu vollem Wert und rechter Entfaltung. Hand in Hand damit steigerte sich allenthalben die Gewinnung der Erze. Görlitz und Liegnitz entfalteten sich zu Großstädten. Breslau ward mehr denn je das Herz des Landes und vereinte 1852 die schlesische Industrie in seinen Mauern zu einer Ausstellung, die außerordentliche Fortschritte bekundete. Der König liebte sein Schlesierland und förderte es. Wie schmerzlich mußte es ihm sein, als 1854 in Schlesien bei einer furchtbaren Überschwemmung 49 Deiche an 226 Stellen gebrochen, 20 Dörfer zerstört, 300 schwer geschädigt wurden. Es war tief ergreifend für den Knaben, den von mancher trüben Erfahrung gebeugten König zu sehen, wie er von Nimkau her nach dem hart bedrängten Dorfe Gloschau einfuhr, die Bürgerschützen des nahen Städtleins huldvoll begrüßte, an dem schlichten Gefange der Dorfjugend und ihres treuen Lehrers sich innig erfreute, die schweren Einbrüche des Stromes betrachtete, die bekümmerten Einwohner liebevoll tröstete — einen Vater voll königlichen Erbarmens unter seinen Landeskindern voll ehrerbietigen Vertrauens.

Wilhelm der Große, der fünfte Schlesierherzog aus dem Hohenzollernhause, beschritt mit hohem Erfolge die stolze Bahn einer nationalen Politik. Im Jahre 1866 brachte das Wehe über den bevorstehenden Bruderkrieg selbst wackere Preußen zu einem herben Protest gegen den hohen Königswillen. Aber Breslau sprach aus der schlesischen Volksseele heraus damals das mannhafte Wort zu König Wilhelm I., daß die Bürger der Stadt, wenn es die Macht und Ehre Preußens, seine Stellung in Deutschland und die Einheit des gemeinsamen Vaterlandes gelte, den Gefahren und Nöten des Krieges mit derselben Opferwilligkeit und Hingebung entgegengehen würden, wie es die Schlesier 1813 unter Friedrich Wilhelm III. gethan hätten. Das war in Maintagen ein „Lichtstrahl“ in des Königs Seele, der vor so verantwortungsvollem Entschlusse stand. Der schönste Lohn war die Rettung Schlesiens durch König Wilhelm. Kein österreichisches Heer betrat schlesischen Boden. Und als 1870/71 der Schlußstein im großen Einheitskampfe gelegt wurde, standen die braven Schlesier mit den ihnen nahe verwandten Franken und mit den anderen deutschen Stämmen vor Paris. Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken. Seit langer Zeit schon hatte sich der schlesischen Volksnatur der preussische Geist aufgeprägt; jetzt drang auch die Begeisterung für Kaiser und Reich tiefer denn je in die Bewohner Schlesiens und mit ihr die hehre Aufgabe, deutscher Sitte hohe Wacht und deutschen Reiches treuer Hüter im Südosten zu sein.

Mit Freude und Stolz schauten wir auf den greisen Kaiser, den gewaltigen Kriegsherrn der Land- und Seemacht des deutschen Reiches, der ein Schutzherr des europäischen Friedens war, ein milder Versorger der vom Unfall betroffenen Arbeiter, der vom Alter gebeugten, der Kranken. Auch an den hochbedeutsamen Reformen des preussischen Staatswesens in dieser Zeit hat Schlesien seinen segensvollen Anteil. Die Selbstverwaltung führte wie seit langem in die Städte, so auch in die Landgemeinden, in die Kreis- und Provinzverwaltung frisches Blut. Durch den Kultusminister Falk brachte König Wilhelm mit großen Opfern eine gründlichere Aufbesserung des Volksschulwesens zustande. Die „Allgemeinen Bestimmungen“ vom 15. Januar 1872, von einem Schlesier, Dr. K. Schneider aus Neusalz a/D., verfaßt, vertieften die

Volksschulbildung, indem sie ihr der Zeit entsprechend höhere Ziele steckten. Da nun auch die Erziehungsstätten dem Bedürfnisse gemäß vermehrt wurden, ist der Bildungsstand des Volkes erfreulich gewachsen. Von den schlesischen Rekruten hatten 1841 noch 9,22 Prozent weder lesen noch schreiben können, 1881 waren es nur 2,33 Prozent. Fast in allen Kreisen mit zweisprachiger Bevölkerung, wo es besonders nötig erschien, das Schulwesen zu heben, wurden Kreisschulinspektoren im Hauptamte angestellt.

Wer als Kind es gesehen, wie die Segelschiffe bei ungünstigem Winde oft tagelang still auf der Oder lagen, oder mühselig durch Rudern weitergebracht wurden, wie sie so oft aus der wechselnden Fahrtrinne auf eine der vielen Sandbänke im Strome gerieten, oder an den eisenharten Eichenstämmen, die aus dem Grunde hie und da vorragten, sich beschädigten: der kann den großartigen Fortschritt ermessen, den die schlesische Oberschiffahrt König Wilhelm I. und II. dankt. Die Oder ist von 1868 in achtzehn Jahren bis Kosel hinauf durch zweckmäßige Einbaue verengt worden, damit der stärkere Strom die Fahrtrinne vertiefe; die obere Oder von Kosel bis zur Reißenmündung wurde dann binnen vier Jahren für Schiffe bis 8000 Zentner Tragkraft kanalisiert. Bei der Mündung des ebenfalls erheblich verbesserten Kłodnikkanals ist ein großartiger Oberhafen gebaut worden. Die Halbinsel, die sich vom Binnenufer zwischen die Hafenbecken erstreckt, ist mit Schienensträngen belegt. Hier mündet die Hauptlinie des Verkehrs aus dem ober-schlesischen Hüttengebiete. Der Großschiffahrtsweg um Breslau harret noch der Vollendung. Der Verkehr auf der Oder ist infolge der Regulierung des Stromes ganz bedeutend gewachsen. Stromauf fuhren 1874 nur 7 Dampfer und 447 Segler, 1887 schon 534 Dampf- und 4695 Segelschiffe, 1894 aber 1001 Dampfer und 8096 Segler. Früher war die Oder mit Holzflößen (Marrattchen), geführt von Wasserpolen aus Oberschlesien, oft weithin bedeckt; sie sind jetzt selten zu sehen, Segelschiffe sind verschwunden, dagegen ist die Zeit der Schleppdampfer angebrochen.

Ein hochbedeutungsvolles Werk, das von König Wilhelm I. sehr gefördert wurde, ist die topographische Aufnahme des schlesischen Landes. Die 362 großen Meßtischblätter in Steindruck, und die 58 Generalstabskarten in Kupferdruck geben ein treues Bild des gesegneten Landes, vor allem auch dessen, was Millionen in Jahrhunderten zu Stande gebracht haben. Das Schienennetz im Hüttengebiete dünkt uns unentwirrbar. Vor hundert Jahren ward zu Gleiwitz von Preußens König der erste Kokeshochofen des europäischen Festlandes geschaffen, und 1896 dürfen deutsche Eisenhüttenleute Kaiser Wilhelm II. dankbar zurufen, daß „diese weit-sichtige und thatkräftige Förderung des deutschen Eisenhüttenwesens den Anstoß zu der seitdem erreichten 382 fachen Vermehrung der Roheisenerzeugung Deutschlands“ gegeben.

Allenthalben ist schlesische Betriebsamkeit der Wohlfahrtspflege des Königs freudig verbunden gewesen. Die neuen großen Fischereien des Bartschthals und andere Fischzuchtanlagen waren um so dankenswerter, als die gewerbliche Benützung vieler Gewässer den schlesischen Fischreichtum gemindert hat. Die schlesische Schafzucht erreichte 1840 mit etwa drei Millionen Stück ihre numerische Höhe; doch die Zahl der ganz veredelten Schafe stieg bis 1867 von 0,84 auf 1,71 Millionen, und auf den großen

Wollmarkt zu Breslau kamen 1868 noch 83 000 Zentner. Die schlesische Wolle erlangte infolge sorgsamster Zucht der Schafe und Behandlung des Rohstoffes in aller Welt einen vorzüglichen Ruf. Dem Wettbewerb der aufs billigste erzeugten australischen Wolle konnte später die Wollindustrie Schlesiens natürlich nicht völlig standhalten. Unter sorgfältigster Pflege der Regierung ist in Schlesien ein größerer, kräftigerer Schlag von Pferden groß gezogen worden, für Landbau und Heer wertvoller, als die kleinen struppigen Tiere, die man früher benutzte. Wie eifrig die schlesische Landwirtschaft durch die Hohenzollern bis in die jüngste Gegenwart gepflegt worden ist, bekunden u. a. die bedeutenden Meliorationen in Oberschlesien. Von 1891 bis 1896 sind in Schlesien mit einem Kostenaufwande von 5,14 Millionen Mark 26 640 ha aufgebessert worden, und die Zahl der Verbände ist um hundertneunzehn gestiegen. Die Zuckerrübe, für Landbau wie Industrie hochbedeutsam, wurde 1829 wieder angebaut, und 7 Jahre später begann die Zuckersfabrikation schnell zu wachsen. 1893/94 wurden in Schlesien von 57 Fabriken 12 Millionen Doppelzentner Rüben verarbeitet. (Dr. Partsch.)

Auch das deutsche Wesen ist fortgeschritten. Vor hundert Jahren war das rechte Reizenfer bei Briebus noch wendisch, 60 km nordwärts saßen Polen bei Neusalz, nur 47 km südwärts wohnten Wenden um Löbau, an die sich südöstlich die Tschechen hinter dem Jeschken anschlossen. Kein Wunder, daß ein französischer Geograph hoffte, einst werde sich der Slavenring um Schlesien schließen und hier das Deutschtum ersticken. Aber das waren Wünsche des Feindes. Mit Treue haben die Hohenzollern in der Schule, im öffentlichen Verkehr, im Leben der Soldaten darauf gehalten, daß deutsches Wesen nicht im eigenen Lande wie draußen bei den Nachbarn Schaden leide. Ohnehin lockt ja der wirtschaftliche Zug den deutschen Schlesier mehr nach dem Westen als nach dem Osten. Die Zahl der Wenden ist von 1861 bis 1890 von 32 000 auf 27 000 gefallen. In Oberschlesien sind zu dieser Zeit die Polen auf ihrer Höhe von etwas über 59% der Bevölkerung geblieben, in Mittelschlesien dagegen von 4,2 auf 3,4% zurückgegangen.

Schlesiens Bevölkerung ist in der Zeit der preussischen Herrschaft von 1,13 auf 4,41 Millionen gestiegen. Die Hauptstadt der Provinz, seit 1860 auf das Dreifache der Einwohnerzahl angewachsen, kennzeichnet in ihren drei großen Reiterbildern die großen Epochen der preussischen Herrschaft in Schlesien. Hier, wo die Kraft der schlesischen Provinz zusammenströmt, muß ja deutlicher als an anderer Stelle das Gesamtergebnis einer hundertfünfzigjährigen Kulturarbeit der Schlesier unter der segensreichen Leitung und Pflege, unter dem starken Schirm und Schutz der Hohenzollern zur Erscheinung kommen. In der That kennzeichnet die weit und prächtig gebaute heutige Stadt mit ihren 376 000 Einwohnern, mit den Landeserzeugnissen in ihren Warenlagern, mit ihrer Industrie, ihrem großartigen Verkehr, ihren Bildungsanstalten, ihrer Selbstverwaltung, ihren Werken der Nächstenliebe, ihrer kriegstüchtigen Garnison, ihrer Tagesliteratur, ihrer vorzüglichen Kanalisation, Wasserversorgung und Beleuchtung gegenüber dem Breslau von 1740 ein herrliches Aufblühen.

Hier im Königschlosse hat der unvergeßliche Kaiser Friedrich III. als jugendlicher Prinz ein Jahr in cruster Arbeit geweiht und Land und Leute liebgewonnen.

Nur wenige Monate trug der edle Dülber die Krone, und nun ehren die Schlesier in seinem jugendkräftigen Sohne Wilhelm II. ihren siebenten Herzog aus dem Zollernstamme, den treuen Träger ihrer Geschichte, ihrer Kraft, den Förderer ihrer Arbeit und Wohlfahrt. Im Februar 1881 hatte er aus Schlesien die hier erblühte edle Fürstentochter Auguste Victoria von Schleswig-Holstein als Gattin heimgeführt. Wenn weilen beide in dem schönen Lande. Stürmischer Jubel treuer, dankbarer Schlesier umbrauste das geliebte Kaiserpaar zu Breslau und Görlitz in den sonnigen Septembertagen des Jahres 1896. Mit herzgewinnender Huld suchte Kaiserin Auguste Victoria in Görlitz die Stätten auf, denen ihre Freude an Gottes Haus, an erhabenen Werken der Kunst, an Stiftungen christlicher Liebe, an vaterländischen Denkmälern und an der herrlichen Gottesnatur entspricht. Den ritterlichen Kaiser sahen wir damals in ernster, strenger Arbeit auf schlachtberühmtem Manöverfelde; er will ja der erste Diener des Staates sein. Mit herzerhebenden Worten verließ er sein „schönes Schlesierland“. Ein unvergeßlicher Sonnenblick waren diese Kaisertage für die Herzen der Schlesier; mögen sie ein Wahrzeichen künftiger Größe, erhöhter Wohlfahrtsblüte sein!

Von Pestalozzis Hingabe an die Pflicht der Erziehung erfüllt, werden Schlesiens Lehrer wie bisher in die Herzen der nachwachsenden Geschlechter die Liebe zu Gott, König und Vaterland pflanzen. Sie werden mit froher Begeisterung bestrebt sein, die Jugend tüchtig zu machen, daß sie in dem Erwerbsleben der Provinz einst die emporgebildeten, allgemeinen Kräfte der Menschennatur selbstthätig weiter entwickle, dem Gemeinwohl opferfreudig diene und von Wahnideen mit klarem Blick und festem Herzen sich fernhalte. Gott aber segne, was auf Hoffnung künftiger Blüte so gesäet wird! Er sei mit dem lieben Schlesierlande, mit dem ruhmreichen Staate, dem es zugehört, und mit dem deutschen Reiche, dem es stolz sich verbunden weiß! Er segne mit der Fülle des Wohlgebehens unsern geliebten König und sein Haus!

K. Ernst.



In dem Verlage von **May Woywod in Breslau** sind ferner erschienen:

- Festenberg-Pactisch, Herm. von**, Entwicklung, Lage und Zukunft des niederschlesischen Steinkohlen-Bergbaues. Technisch statistisch und volkswirtschaftlich beleuchtet und mit Bewilligung und Unterstützung seitens des Vereins für die bergbaulichen Interessen Niederschlesiens herausgegeben. 1886. (III, 88 S. mit 2 Karten.) 4°. 3 M
- Heermann, Joh. (von Köben)**, Praecepta moralia et sententiae oder Zuchtbüchlein und exercitium pietatis oder Übung in der Gottseligkeit. Aus Anlaß der 300 jährigen Gedächtnisfeier seiner Geburt am 11. Oktober 1885, neu herausgegeben, nebst einem Lebensabriß desselben von Wilh. Aug. Bernhard. 1886. (223 S.) gr. 8°. 1,50 M, gbd. 2 M
- Zuchtbüchlein und Übung in der Gottseligkeit nebst kurzem Lebenslauf. Als Anhang eine Auswahl seiner schönsten geistlichen Lieder, dem deutschen Christenvolke und seiner Jugend aufs neue dargeboten von Wilh. Aug. Bernhard. Volks-Ausg. 188 S. gr. 8°. Kart. 80 P
- Langenhan, A., und M. Grundey**, Das Kieslingswalder Gestein und seine Versteinerungen. 1891. (12 S. und 6 Tafeln mit 6 Blatt Erklärungen.) fol. 2 M
- Liederstrauß des R.-G.-V.** Eine Sammlung von Liedern des Riesengebirgs-Vereins. Im Auftrage der Ortsgruppe Breslau, zusammengestellt von Prof. Dr. W. Körber. 2. Aufl. 1893. (VII, 134 S.) 16°. gbd. 50 P
- Nöthig, Th.**, Lichter und Schatten. Gedichte. 4. Auflage 1889. (VIII, 190 S.) 16°. gbd. 3 M
- Panorama vom Riesengebirge** (vom Scholzenberge aus aufgenommen). Kupferstich. 75 P
- Panorama vom Glaser Gebirge** (von der Reinerzer Ziegenanstalt aus aufgenommen). Heliogravüre. 2,50 M
- Rathaus, Das, von Breslau.** Sechszehnfacher Farbendruck nach dem Originalgemälde von Ad. Wölfl. 34 : 40 cm. 6 M
- Relief, oro-hydrographisches, des Riesengebirges** von Landmesser G. Mallin. Längenmaßstab 1 : 50 000, Höhenmaßstab 1 : 37 500, nebst kleiner Orientierungskarte mit Namenverzeichnis. 20 M
- Für jede Schule vorzügliches Lehrmittel beim geograph. Unterricht.
- Saurma-Jeltsch, Hugo Freiherr von**, Schlesische Münzen und Medaillen. Namens des Vereins für das Museum Schles. Altertümer herausgegeben. 2 Teile. 1883. (IV, 79 S. mit 55 Holzschnitttafeln.) 4°. 10 M
- Scholz, Gotth. Theod.** (Geh. San.-Rat Dr. Scholz in Görlitz), Blumengeistler. Allegorische Bilder aus dem blühenden Reiche. 1893. (XVI, 212 S.) 8°. gbd. 3 M
- Schubert, Heinr.**, Burg Kinsberg in Schlesien. Beschreibung und Geschichte derselben, nach urkundlichem Material bearbeitet. 1886. (V, 72 S. mit 1 Grundriß.) fl. 8°. 50 P
- Beschreibung und Geschichte der Burg Kynast im Riesengebirge. Nach urkundlichem Material bearbeitet. 1890. (55 S. mit 3 Abbildungen.) 12°. 50 P
- Urkundliche Geschichte der Stadt Steinan a. Oder. 1885. (IV, 236 S.) gr. 8°. 2 M
- Velde, Dr. A. van der**, Theodor Körner als Sänger im Riesengebirge. Dichtungen aus dem Sommer 1809. (48 S. mit 2 Abbildungen.) 1897. fl. 8°. 50 P
- Weiß, F. G. Ad.**, Illustrierte Chronik der Stadt Breslau, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 1888. (1185 S. mit 27 Illustrationen.) Lex. 8°. 13,50 M, in Prachtbd. 15 M
- Zimmer, Mart.**, Die bemalten Thongefäße Schlesiens aus vorgeschichtlicher Zeit. Namens des Museums Schles. Altertümer und mit Unterstützung der Provinz-Verwaltung herausgegeben. 1889. (32 S. mit 7 Tafeln und 1 Karte von Schles.) gr. 4°. 7 M



Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000594324



II 140059